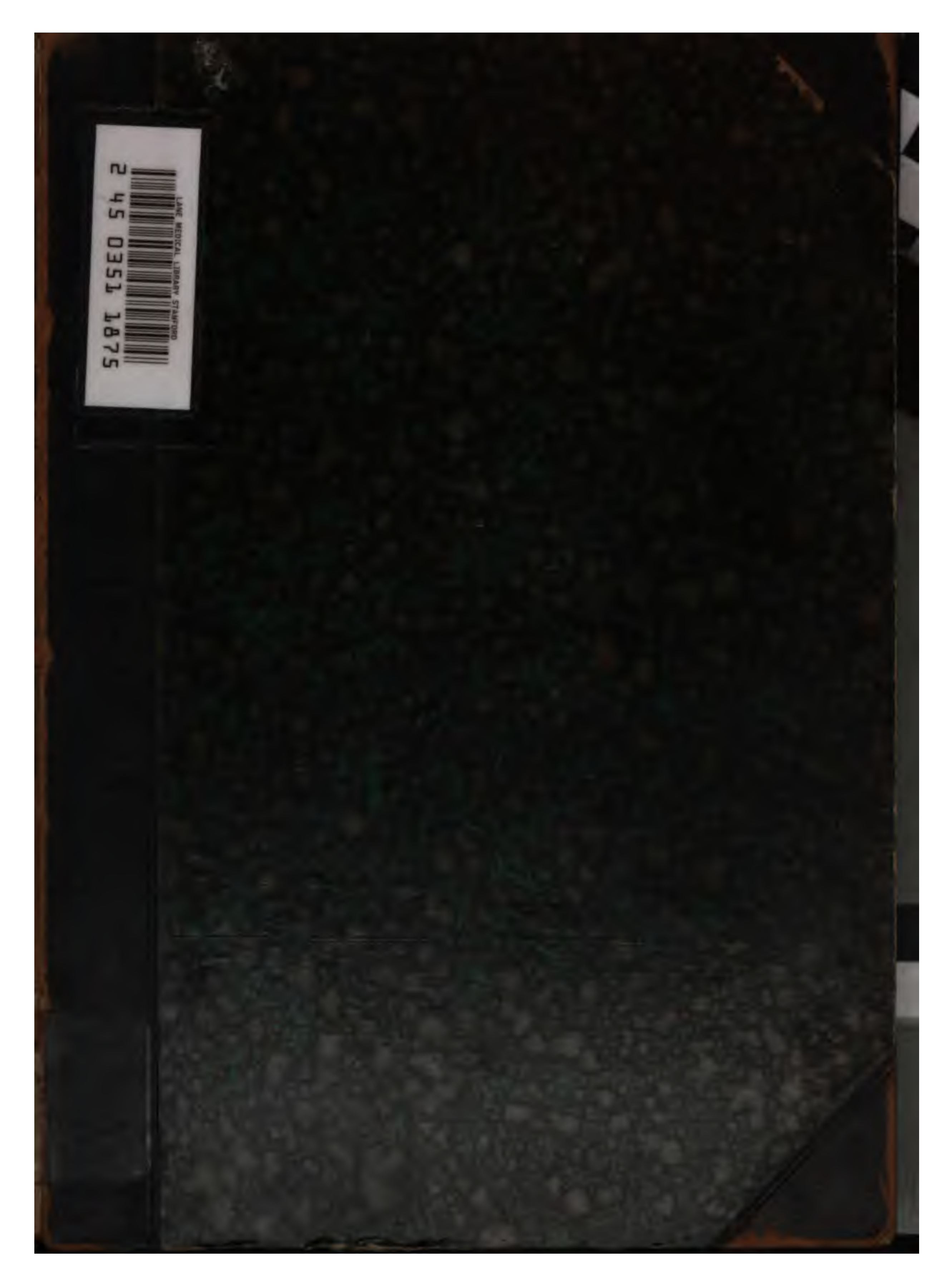
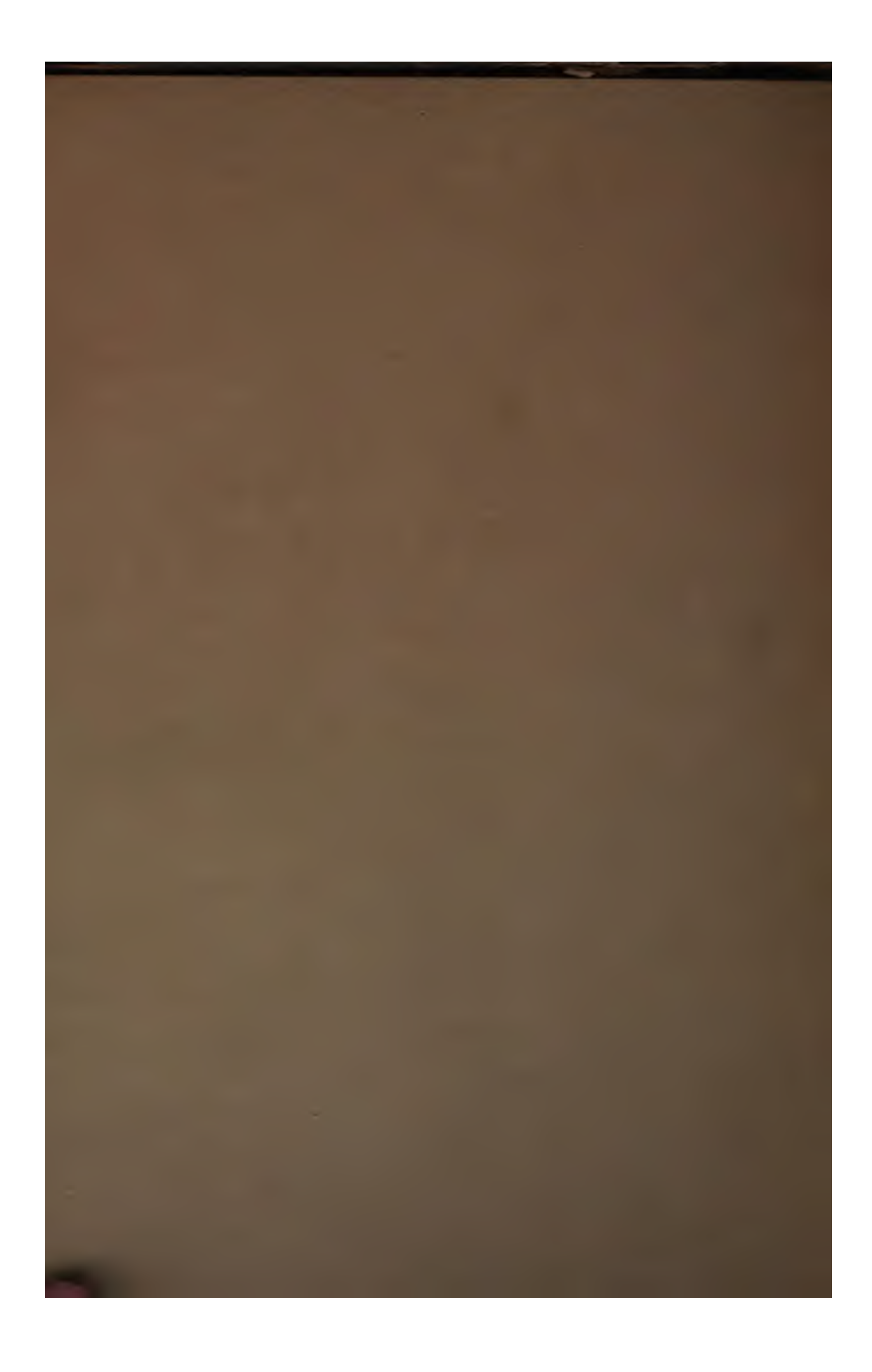

LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD
2 45 0351 1875


LANE
MEDICAL
LIBRARY
SEAL OF THE LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
1885
Seidel Collection
HISTORY OF MEDICINE
AND NATURAL SCIENCES





Zur

Geschichte der Heilkunde.

Darstellungen aus dem Bereiche

der

Volkskrankheiten und des Sanitätswesens

im deutschen Mittelalter,

mit besonderer Berücksichtigung

der Lagerepidemien und der Militairkrankenpflege

in den Kriegen jenes Zeitraums

von

Ludwig Grafen Ütterodt zu Scharffenberg,

Johanniterordens-Ehrenritter, Mitglied der Königl. Preußischen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften (in Erfurt).



Berlin,

Carl Heymann's Verlag.

1875.

„Ἄγει δέ πρός φῶς τήν ἀλήθειαν Χρόνος.“

Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht

Herren

H. Heinrich XI. Fürsten von Pleß,

Grafen von Hochberg, Freiherrn zu Fürstenstein, Kgl. Pr. Obrist-lieutenant und Oberjägermeister, Rechtsritter des Johanniterordens, Königl. Commissar und Chef der freiwilligen Militairkrankenpflege im Felde, etc. etc.

als ein Zeichen

treuer Ehrerbietung und dankbarer Erinnerung

gewidmet

von dem

Verfasser.

Vorwort.

Es mag auf den ersten Blick befremdend erscheinen, wenn ein Laie sich an Darstellungen so ernster Art wie die hier bezeichneten heranwagt, da man wohl nur dem Arzte und geprüften Fachgelehrten ein competentes Urtheil über ein so schwieriges Thema zugestehen will! — Warum indeß soll der Geschichtsfreund und Historiker und zumal derjenige, der auch die Krankenpflege zum Beruf erwählt, vor einer Aufgabe zurückschrecken, deren Lösung vielleicht aus mehr wie einem Grunde offenbar Pflicht erscheint? — warum soll er Bedenken tragen, der Laien- und Lesewelt unserer Tage ein anschauliches Bild vergangener Zeiten und Zustände zu entwerfen, wie es ihr nur allein in dem vom Publikum völlig unbetretenen Bereiche der gelehrten Fachliteratur geboten wurde? Warum nicht Anlaß zum Anstellen von Vergleichen zwischen dem „Einst" und „Jetzt" geben, wo der richtige Maaßstab zur Beurtheilung dieser beiden noch immer als Streitfrage angesehen werden kann? —

Man bedenkt nicht, daß die Gegenwart räthselhaft und unverständlich ist, ohne Kenntniß der Vergangenheit, die mit der Zukunft verknüpft, die Geschichte erzeugt. — Vergänglich ist nichts, was diese Letztere ergriff! — Aus unzähligen Wandelungen geht es vielmehr in immer reiferer Gestalt hervor! —

Erwählt man diesen Gesichtspunkt, so wird man auch Bestrebungen nicht verurtheilen oder geringschätzen, die nichts Anderes zum Zweck haben, als mit gewissenhafter Treue culturhistorische Darstellungen für einen Leserkreis zu entwerfen, bei dem man ebensosehr Interesse an der vaterländischen Geschichte wie an der wichtigen Frage der Berufskrankenpflege erwarten darf.

Was nun insbesondere den Anhang zu gegenwärtiger Schrift über die Lagerepidemien und die Militairkrankenpflege in den Kriegen des Mittelalters anlangt, so hatte den Verfasser schon während des letzten Feldzugs, bei dauernder Thätigkeit in den Lazarethen, der Gedanke mächtig erfaßt, wie sehr man doch bei Darstellung kriegerischer und geschichtlicher Ereignisse den medicinischen Theil völlig übergangen! —

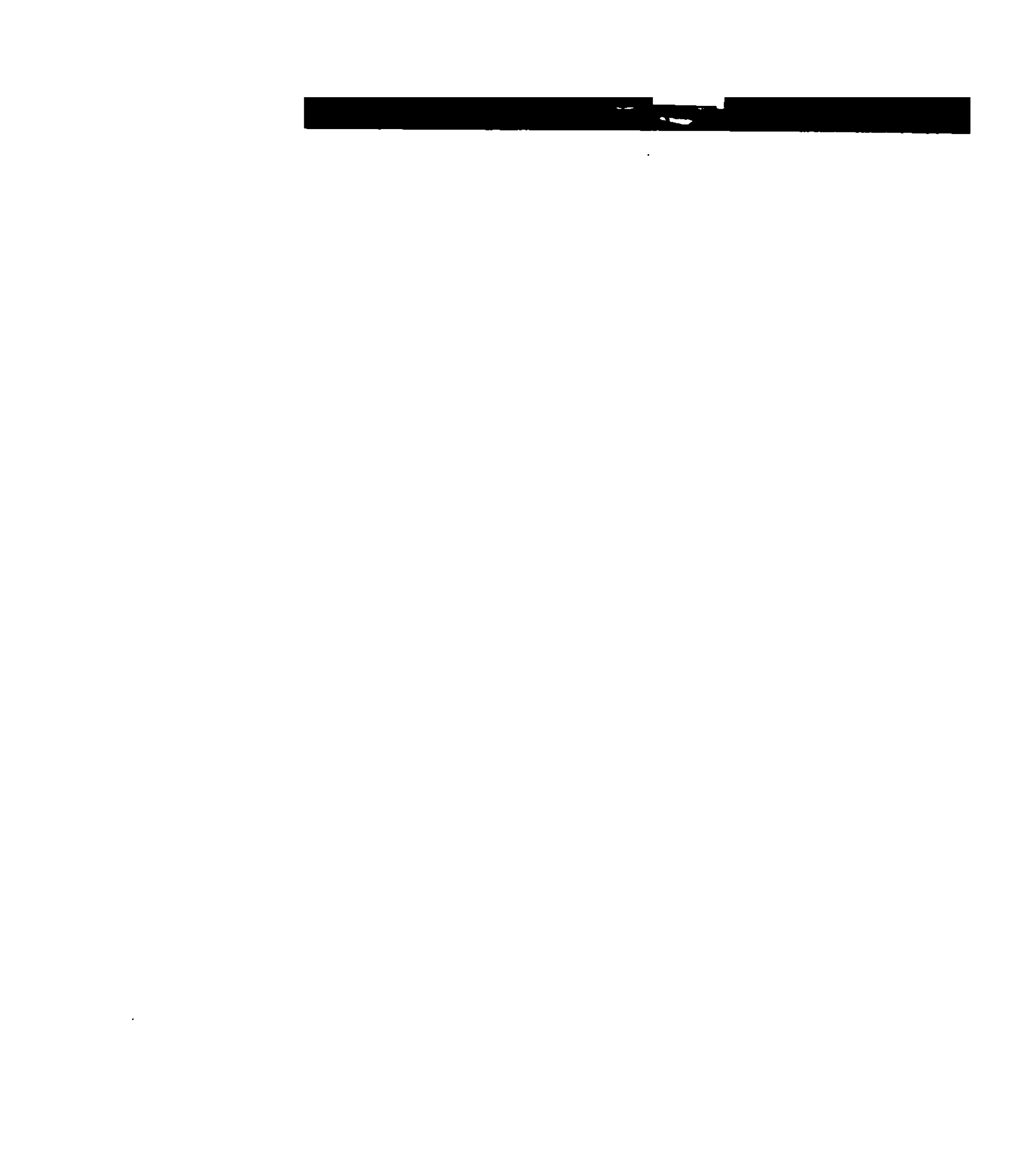
Von je her hat man nicht gesäumt, um jenen Letzteren zu veranschaulichen, möglichst genau festzustellen, wie viel Kämpfer auf dem Wahlplatz geblieben, wie viele in Gefangenschaft gerathen, welche Fehler bei der strategischen oder taktischen Führung der Armeen begangen worden, — — — wie unendlich Viele aber aus **Mangel an Verpflegung**, durch fehlerhafte oder **verspätete** ärztliche Behandlung, Mangel an Sorgfalt, ja, **aus Gleichgültigkeit**, zu Grunde gegangen sind und in wieweit die Armeen **durch diese Ursachen geschwächt, unfähig gemacht worden,** ihre **Aufgabe** zu erfüllen, hat man gänzlich verschwiegen oder man findet nur sehr zerstreute, durchaus lückenhafte Angaben, theils bei den Geschichtsschreibern und Chronisten, theils bei den Aerzten, die um so mühsamer zusammenzubringen sind, jemehr man sich den Schilderungen der neueren Zeit nähert und die historischen wie medicinischen Darstellungen immer weiter von einander weichen. So schwierig es ist, mit Sachverständniß eine Geschichte der Militairepidemien in den vergangenen Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung zu schreiben, wie sehr auch der Verfasser fühlt, daß die Kenner und Jünger der Wissenschaft seine Arbeit verurtheilen werden, ebenso sehr glaubt er doch auf Fragen und

Interessen hindeuten zu dürfen, wie sie die Kriegsgeschichte jedem Menschenfreunde an die Hand giebt, — Fragen, wie sie noch die Ereignisse unserer Tage angeregt und zu deren Verständniß wohl weniger Gelehrsamkeit wie warmes Mitgefühl am Loose verwundeter oder erkrankter Krieger gehören dürfte.

Möge die öffentliche Kritik es nicht verschmähen, die nachfolgenden Blätter auch von diesem Gesichtspunkte zu betrachten und aufzunehmen.

Schloß Neuscharffenberg in Thüringen,
am Tage Sanct Johannis des Täufers
1875.

Der Verfasser.



Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt.

Seite

Einleitung.

I. Zur Geschichte der Leprosenepidemie und der Krankenpflege . . 1

II. Folgen der Leprose, Heilanstalten, erste Spuren einer Sanitätspolizei; Aerzte und Heilkundige; Medicinalgesetze bei deutschen Völkerschaften, Wunderkuren, Aberglaube und Vorurtheile; der schwarze Tod oder das große Sterben im vierzehnten Jahrhundert, die Geißlerfahrten und Judenhetzen im Gefolge jener Seuche . . 39

III. Fortentwickelung des Sanitätswesens, erste Spuren des Prohibitivsystems in Italien, Krankenpflegerschaften in Deutschland und den Nachbarlanden, Krankenhäuser und Elendenherbergen, die Heiligengeistspitäler seit Innozenz III., Aerzte, Chirurgen und Apotheker, Heilmittel, ferneres Auftreten und Einmischung des Aberglaubens 126

IV. Die psychischen Krankheiten des Mittelalters: Die Werwolfssucht, die Betheiligung am Knabenkreuzzuge ums J. 1212, die Tanzwuth (schon ums Jahr 1021, dann 1278, 1375 und 1418), Fortsetzung der Schilderung der öffentlichen Gesundheitspflege: Bäder und Badestuben, Ausartungen und Mißbräuche. Abermalige Ausbrüche der Pestepidemie und deren häufige Wiederkehr. Behandlung der Kranken, Prohibitivmaßregeln. Menschenverlust. — Sonstige Krankheiten des Zeitalters. Fortschritte der Wissenschaft und Wiederauftreten der Adepten, Charlatane und Betrüger. Sieg der Forschung und Wahrheit über Trug und Aberglaube. Schluß . 164

Zweiter Abschnitt.

I. Das Sanitätswesen in den Heeren der römischen Imperatoren, die Pflege verwundeter Krieger bei den Germanen. Zug von Grausamkeit in der gesammten frühen Periode, die Verstümmelungen u. s. w. Geistliche und Arabisten als ausübende Chirurgen, die medicinische Schule auf Monte cassino, Kloster Benedikt's v. Nursia und die Salernitanische Lehranstalt. 305

II. Dürftige Einrichtungen in den Heeren der Kreuzfahrer, Sanitätsanstalten bei den Muhamedanern zur Zeit der Kämpfe in Palästina 319

III. Medicinalgesetze Kaiser Friedrichs II. Gründung ritterlicher Krankenpflegerorden und Ordensgeschichtliches, Templer, Johanniter, Mari-

Seite

aner in ihrem Wirken, Quarantaineanstalten und sonstige heilsame Einrichtungen. Die Pocken als Militärepidemie. Schilderung mangelhafter Zustände in Bezug auf die Kriegsführung und Ausgang kriegerischer Unternehmungen bei anscheinendem Mangel an Heilkundigen in belagerten Plätzen. Weitere Mittheilungen zur Ordensgeschichte. Härte gegen verwundete Gefangene. Ueber Giftmischer, Pfuscher und Quacksalber. Epidemie während des Römerzugs Kaiser Heinrichs VII. 324

IV. Mittheilungen über das Militärsanitätswesen in außerdeutschen Heeren. Einfluß des schwarzen Todes oder der Bubonenpest auf den englisch-französischen Krieg, 1348, Andeutung über die Folgen jener Epidemie. 360

V. Fortschritte in den Wissenschaften, kriegerische Ereignisse im fernen Osten als Mitursachen und Mitveranlassung bei Verschleppung des „schwarzen Todes", — die Epidemie oder der Krankheitsstoff im Bunde mit der Kriegsführung, — Nachahmung jenes unritterlichen Brauchs in den Fehden des deutschen Mittelalters. Anwendung eines wirksamen Desinfektions- und Gegenmittels. Spuren pharmaceutischer Anstalten in belagerten Plätzen, Krieger-krankenpflege durch Frauen, — entmenschte Kriegsführung, erste Spuren geordneten Sanitätsdienstes im Verlauf der Hussitenkriege. 361

VI. Untergang des griechischen Kaiserthums und Einfluß dieses Ereignisses auf praktische Ausübung der Heilkunde, Spuren des Vorkommens von Wundärzten bei der erwähnten Katastrophe. . . 374

VII. Fortsetzung, fürstliche Leibärzte und Koryphäen der Wissenschaft in der nächstfolgenden Periode. Sanitätsvorkehrungen in den ersten Heerhaufen deutscher Landsknechte und fernere Fortentwickelung der staatlichen Fürsorge in jenem Sinne. Kriegszug König Carl's VIII. von Frankreich und unglückselige Folgen desselben, Wesenheit der durch das französische Heer eingeschleppten Seuche und deren Auftreten als Militairepidemie. — Zur Charakteristik der Krankheit, „der englische Schweiß" genannt, und deren Zusammenhang mit der Kriegsführung. 377

VIII. Zur Geschichte des Petechialtyphus in den Kriegen Carl's V. gegen Frankreich. 407

IX. Weitere Fortschritte in den Wissenschaften, endlicher Beginn der Trennung der Bader und Scherer von den Chirurgen. Ambroise Paré und seine Wirksamkeit im französisch-deutschen Kriege ums Jahr 1552 und 1553. — Hilden oder Hildanus, rühmlich bekannter deutscher Wundarzt, sein Zeitgenoß, künstliche Gliedmaßen für Verstümmelte, ein Fallbeil im Dienste der Chirurgie. 427

X. Die ungarische Krankheit, („Tschömör, Csömör und Hagymatz") in ihrem Auftreten als Militärepidemie in den Türkenkriegen. Ruhr. Hospitalbrand, („gangraena nosocomialis",) und Typhus-complicationen im deutschen Heere vor Metz, 1552. Schluß. . . 445

Erster Abschnitt.

Volkskrankheiten und Sanitätswesen im deutschen Mittelalter.

„Der Troß der Aerzte hat zu keiner Zeit den Belehrungen der Geschichte sein Ohr geliehen, und gerade die, welche ihrer am meisten bedürfen, weisen dieselben am hartnäckigsten von sich."

Professor Dr. Heinrich Häser,
Geschichte der epidemischen Krankheiten, S. 336.
(Jena, 1865.)

Einleitung.

Ein prüfender Blick auf die Zahl und Mannigfaltigkeit der Wissenschaften, aus welchen die Heilkunde gleichsam wie auf Grundpfeilern sich auferbauen muß und als deren praktische Verwerthung sie erscheint, läßt uns wohl klar erkennen, daß sie von jeher nur eine Tochter der Zeit gewesen! — Jahrtausende lang mußte sie voll Irrthümer und Unsicherheiten bleiben, einen Haufen zusammenhangloser Einzelerfahrungen und Einzelregeln darstellen, welche keiner Kritik Stand hielten, und erst nach Ausbeutung, oder (wenn man so sagen darf,) Entdeckung der vielen einzelnen Zweige und Hülfswissenschaften, aus denen sie besteht, begann die Heilkunde den ihr gebührenden Rang einzunehmen oder zu behaupten.

Schon bei Ausbruch der mannigfachen Leiden und Uebel, die im Verlauf und in Folge der ersten Pilgerfahrten wie späterhin der Kreuzzüge gebieterisch an Begründung neuer Hospitäler und geordneter, zum Berufe erhobener Krankenpflege mahnten, sehen wir einen veränderten Geist und einen wohlthuenden Lichtstrahl die Nacht erhellen, in welcher nicht allein die Jünger der Medizin, nein, in der das gesammte Geschlecht jener Zeiten befangen war.

Von einem großen Theile Mitteleuropas galt noch tief in die Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung hinein, was einst Tacitus von unserem Vaterlande gesagt: „Es war wüst und öde durch

Sümpfe und Wälder!" — Welch ungeheure Veränderungen hat seit den Tagen der Germanen das Klima Deutschlands erfahren durch Umgestaltung des Bodens, Rodung, ja Devastation des Waldes, Minderung der Feuchtigkeit der Atmosphäre, Bebauung und Ausnutzung weiter Landstrecken, — Verwandlung des ganzen äußern und innern Lebens!

Die Grundbedingung eines gesitteten Daseins, eine geordnete Agricultur, war zweifellos erst seit Einführung des Christenthums in Wirksamkeit getreten. Zwar fand sich bei unsern heidnischen Altvordern, wie Plinius berichtet, eine Art Ackerbau, von dem uns die älteste vaterländische Gesetzgebung mehrfach Kunde bringt.*)

Cultivirt wurden Hafer, Sommerweizen und Gerste. Vorzugsweise lebte der Germane von der reichen Jagdbeute in seinen Wäldern, die zahllosen Rudeln von Schwarz- und Rothwildpret zum Aufenthalt dienten, — von Fischen, von Pferdefleisch, Milch, Aepfeln und Pastinaken. Der Roggenbau dagegen wurde erst um's Jahr 700 durch Wenden und Sorben eingeführt und erst unter dem großen Kaiser, fast ein Jahrhundert später, empfohlen, die allgemeinere Verbreitung desselben wie der andern nun üblichen Cerealien datirt aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts.

Als erste Mittelpunkte der Gesittung bieten sich die Klöster dem Auge dar, — allmälig beginnt die Axt im Urwalde rings umher ihr Werk, die Wildniß schwindet, weite Strecken durchfurcht der Pflug, indeß in den stillen Hallen der Hospicien ebensowohl unglücklichen Kranken wie der Forschung sich eine Freistatt erschließt.

---

*) Allbekannt ist es, daß derselbe den Unfreien überlassen blieb, bekannt ferner, daß jeder fremde Wanderer unterwegs drei Früchte vom Baum, drei Büschel Aehren vom Felde oder drei Fische aus dem Teiche zum nächsten Gebrauch entnehmen durfte, daher das Sprüchwort: „Drei sind frei." — Zubereitung des Meths war den Germanen ebenso bekannt, wie die des Bieres, was also auf den Anbau verschiedener Obstarten sowie der Gerste und des Hopfens schließen läßt. Daß die Römer am Rhein und der Mosel den Weinbau einführten, braucht hier kaum bemerkt zu werden.

Aber jemehr diese segensvolle Thätigkeit Ansiedler in den Kreis, in den Schutz der Gotteshäuser lockt, je eifriger die Erdrinde ausgebeutet wird, um so reichlicher entwickelt auch die ungehindert wirkende Sonne aus dem noch häufig sumpfigen, durchfeuchteten Boden an vielen Orten verderbliche Ausdünstungen, und es sollen in dieser frühesten Periode ersten Fortschritts die Wechselfieber als die wichtigsten von den klimatischen Krankheiten zu betrachten sein; wir dürfen annehmen, daß denselben Beschaffenheit der menschlichen Wohnungen, Wesenheit der Nahrung, Lebensweise und Kleidung entschiedensten Vorschub leisteten, ja, daß Jahrhunderte lang hierdurch der Charakter der epidemischen Krankheitszustände vorzugsweise bedingt oder hervorgerufen wurde.

Diese Verhältnisse erfuhren in der sich unmittelbar anschließenden Periode der Städtegründung und Gestaltung des gesammten bürgerlichen Lebens eine neue Steigerung. Die Wehrhaftmachung auch der kleinsten, mit Stadtrecht versehenen Orte, wie die Errichtung einer großen Zahl von Burgen,*) — ganzer Defensionslinien auf zugigen Bergrücken oder Höhenzügen, oder in sumpfigen Niederungen, die gleich den Städten durch stehende Wassermassen dem Feinde den Angriff erschweren sollten, in ihrer Mitte die engen, winkeligen, schmutzigen und ungepflasterten Gassen, hohe Giebelhäuser mit überhängenden Stockwerken, oft ohne Hofräume und Gärten, in denen die Bevölkerung bei großer Unsicherheit im Verlaufe der das Land durchziehenden Fehden

*) In der ersten Hälfte des Mittelalters, so belehrt uns die Forschung, entbehrten die Burgen des Schutzes der Glasfenster, und deren Einwohner mußten sich mit Flechtwerk, Fensterladen und aufgespannten Darmhäuten behelfen, auch entbehrten die Wohnräume jener Vesten der Dielung, und die Stubenböden bestanden meist aus Steinplatten oder geschlagenem Lehm; als Betten benutzte man Laub- und Strohsäcke und bedeckte sich mit den Häuten erlegter Thiere; dazu war die Verköstigung die mangelhafteste und theilweise ungesundeste. Vgl. Scheiger, „Die Burgen im Lande Oesterreich“ &c. H. Weininger, über mittelalterliche Burgen, in Nr. 46, 47, 48 von „Westermann's Monatsheften“ auf 1860.

dicht zusammengepreßt leben mußte,*) die das ganze Mittelalter nicht auszurottende Sitte, die Todten innerhalb der Ringmauern, ja womöglich in der geweihten Erde des Kirchengrundes, angeblich sogar ohne Särge, zu begraben, schuf oder förderte mindestens eine unversiechbare Quelle neuer und fruchtbarer Krankheitskeime!

Hierzu gesellte sich die große Dürftigkeit nicht nur des städtischen, sondern auch des ländlichen Proletariats, das, fast besitzlos, ja, hie und da fast rechtlos, ein trauriges, trübseliges Dasein zu fristen hatte und von dem ein zeitgenössischer Schriftsteller, bei Schilderung des „schwarzen Todes“ oder „großen Sterbens“, der sog. Bubonenpest im vierzehnten Jahrhundert, bezeichnend genug sagt, „daß ihm allein der Tod willkommen gewesen,“ da allein er ihm Erlösung gebracht!

Zwei entsetzliche Krankheiten vor allen sind es, welche wir neben einer großen Anzahl weniger bedeutender Leiden gleich schrecklichen Strafgerichten und Heimsuchungen, die gesammte civilisirte Welt durchziehen sehen und durch jene soeben flüchtig angedeuteten Zustände auf eine unerhörte, grauenerregende Weise geför-

---

*) Hierzu kam häufig noch die Anlage sogenannter „Letzen“, gesonderter Befestigungs- und Terrainabschnitte, widerstandsfähiger, durch Mauern und gewölbte Thore abgeschlossener Quartiere im Innern vieler Städte. Nicht nur in Deutschland, aber auch in Frankreich und Italien. (Unter dem französischen Ausdruck „lice“ verstand man eine Schranke, das italenische lizza, etwa gleichbedeutend, heißt zunächst: „der Schlagbaum“. Auch den späteren Lateinern war jene Einrichtung wohlbekannt: „liciae castrorum aut urbium repagulum vulgo lices a Liciis seu staminibus, vel funibus dicta, quod ea primitus ex funibus conficerentur, vel quod ut stamina puuctim eriguntur“. Ihrer gedenkt auch die Dichtung eines ziemlich frühen Zeitraums im „Parzival“, 205. 12 und 205. 17.) Vergl. Alwin Schulz, „Ueber Bau und Einrichtung der Hofburgen“, Berlin, 1862, S. 5. Auch Krieg v. Hochfelden, „Geschichte der Militärarchitektur in Dentschland“ (Stuttgart 1859) erwähnt wiederholt jener eigenthümlichen Befestigungsweise, S. 114 in der Anmerkung und 366, ohne jedoch den deutschen Namen Letze auszusprechen, beschränkt sich vielmehr auf das französische „lice“ und lateinische „cingulum“.

dert und verbreitet werden, — „ein chronisches, langsam tödtendes Leiden das eine, eine epidemische akute Seuche die andere:“*)

der Aussatz und der schwarze Tod,

„beide gewachsen, verschleppt und theilweise vererbt mit dem, was sie ins Leben rief,“ Pilgerfahrten, Heereszügen oder furchtbaren Naturereignissen einer Zeit, die noch keine Waffe gegen sie kannte und vergeblich in der Absonderung der Kranken, oder Wallfahrten, Bittgängen oder Bußfahrten der Gesunden ein Mittel zur Abstellung suchte. —

Während ihnen, wenn auch vorzugsweise außer deutschen Landen, eine andere tödtliche Seuche, (in der die Forschung unserer Tage bereits die Blattern oder ein denselben nahverwandtes Exanthem entdecken will,) voranschreitet, (die uns indessen erst bei Darstellung der Militärepidemien näher beschäftigen kann), bietet sich uns das räthselhafte Schauspiel, wie noch von der Höhe des Mittelalters herab bis zu dessen Neige ein anderes Uebel die Todesfackel über das Menschengeschlecht schwingt, für das unsere Sprache niemals einen rechten Ausdruck gefunden, — dessen Quell oder Ursprung wol niemals entdeckt werden wird, dessen Erlöschen dagegen als fromme Sage noch bis in unsere Tage fortlebt. — An diese Epidemie reihen sich theils psychische Krankheiten, theils typhöse und Malariafieber, der sog. englische Schweiß, die wirkliche Pest und verderbliche Ruhrzufälle.

---

*) Häser, „Geschichte der epidemischen Krankheiten“, Jena 1865, S. 60. Wir glauben der dort entwickelten Ansicht widersprechen zu müssen, vermöge welcher der Herr Verfasser, dessen Buch uns übrigens als Leitfaden dient, in den geschilderten Zuständen „die unmittelbare“ Ursache jener beiden schweren Seuchen erblicken will. Die Leprosenepidemie ist lange vor der christlichen Zeitrechnung im Orient verbreitet gewesen, der schwarze Tod oder die Bubonenpest stammt aus dem fernsten Osten und ist keineswegs im Schooße deutscher Städte entstanden.

I.

Zur Geschichte der Leprosenepidemie und der Krankenpflege.

Unter den Leiden allen, welche die Geschichtsperiode erfüllen, der wir es unternehmen, eine nähere Beleuchtung zu widmen, ist es vorzugsweise der Aussatz, der jenem Zeitabschnitt einen eigenthümlichen Charakter aufprägt, da er uns auf den ersten Blick „als ständige Volkskrankheit" entgegen tritt.

Chroniken und Denkschriften des Mittelalters bringen uns die entsetzlichsten Berichte von jenem furchtbaren Uebel, das nach den Erzählungen der heiligen Schrift aus grauem Alterthume bis in unsere Tage hinein eine Geißel für den Orient geblieben ist. Schon in sehr frühen Zeiten gedenken seiner erleuchtete Propheten mit heiliger Scheu, — seiner erwähnt Moses unter dem Namen Zaráth, (צָרַעַת), der weiße Aussatz, (λευκή bei den Griechen,) und in jener ernsten Dichtung von erhabener Tragik, die wir „das Buch Hiob" nennen, wird jenes Gebrest in allen seinen Schrecknissen als eine Prüfung von Gottes Hand dargestellt.

In Aegypten und den südlichen Vorderasien heimisch, verbreitete sich der Aussatz schon frühzeitig in das Abendland. Durch Berührung mit den Völkerschaften Palästinas, mit Arabien, Phönizien, Syrien, Kleinasien, Persien, Baktrien ꝛc. findet sich die Krankheit schon frühzeitig auch in Rom ein.

Wie einst Pausanias jener elischen Stadt Lepreos und des Uebels gedenkt, an dem die ersten Ansiedler gelitten, so erwähnt

ihrer nun auch Cicero als einer „häufigen Krankheit". — Zur Zeit des Plinius, der ihr eingehende Besprechung widmet, hatte man bereits einzelne Arten oder Abarten des Leidens kennen und unterscheiden gelernt*), ja, in der nächstfolgenden Periode vernehmen wir bereits von Anwendung der heroischsten Mittel, sich ihrer zu erwehren.

Die Symptome zeigten sich zunächst auf der Oberhaut, das Leiden ergriff aber auch das Zellengewebe der Fetthaut, ja selbst die Gebeine, das Mark und die Gelenke und verschritt in seinem Verlaufe so langsam, daß ein Mensch, oft zwanzig Jahre mit ihr behaftet, sich hinschleppen konnte, obwohl, wie wir namentlich durch römische Autoren vernehmen, ägyptische Aerzte (bei dem das ganze Gesicht und den Körper mit entstellenden Schuppen „foedo cutis furfure" überziehenden Uebel) nur mit dem bis auf die Knochen dringenden Glüheisen Rettung erblicken wollten, — dabei zwar für sich eine reiche Erwerbsquelle fanden, („magna sua praeda"), aber der leidenden Menschheit, wie der Erfolg klar bewiesen, keine dauernde Hülfe schaffen konnten.

Schon das Auftreten einer zweiten Abart der sich unaufhaltsam verbreitenden Seuche, eines scrophulösen Krankheitszustandes, (von den Aerzten deshalb „der knollige Aussatz, „lepra nodosa" genannt), mußte der Anstrengungen zu ihrer Bekämpfung spotten.**).

---

*) Wir kommen später darauf zurück. Es wird bereits des Verschwindens der „Gemursa" gedacht, welche ihren Sitz zwischen den Zehen gehabt. „Der heftigen Formen, besonders der Elephantiasis, welche noch Celsus als ein sehr seltenes Uebel nennt, und von welcher Lucretius im 2. Jahrhundert erwähnt, „de rerum natura", VI., 1114, daß sie nirgends als in Aegypten sich finde,

„Est Elephas morbus, qui propter flumina Nili
Gignitur Aegypto in media, neque praeterea usquam,"

geschieht erst unter den Kaisern Erwähnung. Vergl. wörtlich bei Häser a. a. O. S. 74.

**) Vgl. F. Pruner, „Die Krankheiten des Orients, vom Standpunkte der vergleichenden Nosologie betrachtet". Erlangen 1847, 8. S. 163 ff. Häser a. a. O. S. 77 und 81.

Außer durch Entfärbung der Haut, welche bereits die Griechen mit dem Namen der λευκή (Leukḗ) zu versinnlichen gesucht, kündigte sich dieselbe noch durch geistige Symptome an. Mattigkeit, Trägheit, Verstimmung und Melancholie bemächtigten sich des Menschen, ein stierer, wilder Blick verrieth, daß eine unerklärbare Störung des gesammten Organismus ihren Verlauf begonnen, nach einiger Zeit stellte sich Anschwellung und Röthung der ganzen Körperoberfläche ein, zu der sich ziehende Schmerzen concentrisch von den Extremitäten aus hinzugesellten. Namentlich an den Letzteren schwoll die Haut, und über das gesammte Antlitz verbreitete sich, von Hitze begleitet, eine dunkelrothe Färbung. Fast gleichzeitig brachen Knoten aus, theils halbkugelförmig, ja zuweilen selbst gestielt, deren Entwickelung oft zwei Monate, ja sogar mehrere Jahre dauern konnte und holzartige Härte annahm. Ganze Stränge dieser Art bildeten sich unter der Haut, „besonders reichlich nach dem Verlauf der Lymphgefäße.“*)

Obwohl nun die heftigsten Schmerzen, ein reißendes Knochenleiden, mit diesen Erscheinungen verbunden war, so nahm man doch das Schwinden des Fiebers, ja dessen gänzliches Zurücktreten wahr, und es gehörte zu den besonders charakteristischen Merkmalen der verzehrenden Krankheit, die davon Betroffenen fast ausnahmslos fieberfrei zu sehen. Es würde vielleicht zu weit führen, den genauer eingehenden Darstellungen gelehrter Fachmänner zu folgen, darzustellen, wie sich das Leiden in seiner Entwickelung einen Zeitraum von wenigen Monaten bis zu Jahren hinspann und den ganzen Organismus gleich einem Parasitengewächs durchzog und umgab.

Von größerem Interesse für den Laien ist das Bild des Kranken selbst und die merkwürdigen Wechselbeziehungen seines physischen zu seinem psychischen Zustande:

*) Häser a. a. O. S. 78.

Ein dumpfes Hinbrüten bemächtigte sich des Patienten, oft mit Zornmüthigkeit gepaart. Dabei war auffallend, daß man nie einen Aussätzigen weinen sah, bei großem Mißtrauen gegen die nächste Umgebung, bei ganz ungewöhnlich geschärfter Schlauheit, stellten sich Regungen ein, welche, — ähnlich wie bei Schwindsüchtigen, — eher auf erhöhte Lebenslust und Begierde hindeuten mochten.

Diese Gemüthszustände verriethen sich durch gar mancherlei äußere Symptome*), vor allem durch Veränderung der elliptischen Augen- und Ohrenform. Hiermit war verbunden die Anschwellung und Verdrehung (tortura) der Nase mit Verengung der Nasenhöhle, nach Andern ein völliges Einsinken derselben, was mit einer Mißfarbe und Mißgestalt der Lippen und dem wilden, satyrartigen Blick das ganze Aussehen zur sog. „facies leonina“ umschuf, welche, verbunden mit Mißgestaltung der Stimme und sonstigen noch schrecklicheren Dreingaben des Uebels, vieles Nachfolgende nur zu sehr erklärt.

Bei einem Dritttheile der Kranken blieb dasselbe jahrelang unter den geschilderten Erscheinungen chronisch, in der Mehrzahl der Fälle steigerte es sich jedoch schon binnen sechs Monaten zu seiner Höhe. Die Knoten fingen an sich zu erweichen, die Berstung erfolgte und es zeigte sich das eigenthümliche Aussatz- oder Leprageschwür. Der Leidensprozeß setzte sich dann weiter fort, ergriff vor allem die Gelenke, zerstörte die Bänder derselben, und man mußte es mit ansehen, daß manchmal Gliedertheile unter den nagendsten Schmerzen, — zuweilen aber auch bei gänzlicher Fühllosigkeit, — abfielen. „Die Zerstörung beschränkte sich indeß meist auf die Finger und Zehen, selten wurden Hand oder Fuß in jener Weise entfernt, niemals höher hinauf liegende Organe, —

---

*) Häser a. a. O. S. 83 theilt dieselben in „signa univoca“ und „signa aequivoca,“ deren Ersterer er sechs bezeichnet, während der Letzteren, welche auch bei anderen Krankheiten vorkommen können, sechszehn sind.

und das Abfallen untergeordneter Gliedmaßen hatte oftmals einen entschieden günstigen Einfluß auf die Krankheit*).

Unter grausamen Leiden und wieder auftretendem hektischen Fieber nahte endlich in akuten Fällen der Tod, während bei chronischer Gestalt des Uebels der Verlauf schleichend blieb, ja es zuweilen gelang, einen Stillstand, ein leidliches Befinden herbeizuführen. Es fehlte nicht an Beispielen, daß die Kranken ihr Leben noch geraume Zeit zu fristen vermochten und ihrer Nachkommenschaft das Leiden gleich einem Erbtheil hinterließen, so daß noch bis in die vierte Generation häßliche, brandige Zähne, ein Pesthauch und sieches Aussehen bemerkbar blieben.

Hensler giebt in seiner „Geschichte des abendländischen Aussatzes"**) vier Hauptarten desselben an, die uns die Schrecken der Krankheit lebhaft vor Augen führen. Aretäus, ein Arzt aus den Zeiten der ersten römischen Kaiser, äußert, vom Thema überwältigt: „Wer nicht möchte vor ihr fliehen, vor ihr zurückschaudern, möge er Sohn oder Vater oder leiblicher Bruder sein, da er fürchten muß, daß sich ihm die Krankheit (durch Ansteckung) mittheile, — die herkulische Krankheit, weil es keine größere noch stärkere giebt; groß ist sie als Krankheit an Kraft und zum Tödten ist keine von Allen kräftiger."

Staunenerregend, ja ehrfurchterweckend ist der religiöse Ernst und die christliche Milde, mit welcher diese furchtbarste aller Seuchen der Vorzeit behandelt wurde, weil sie diejenige war, gegen welche Gott selbst durch Moses Vorschriften ertheilt, diejenige, an welcher leidend, Hiob als Vorbild der Geduld und Ergebung in den heiligen Büchern dargestellt wird.

---

*) Vgl. Häser a. a. O. S. 79 und 80.

**) Hensler, „Vom abendländischen Aussatze im Mittelalter, nebst einem Beitrage zur Kenntniß und Geschichte des Aussatzes". Hamburg 1790. 8. Schon die Araber hatten diese im Verlauf der Zeiten mehrfach widerlegte Ansicht festgehalten: Zu der alten Elephantiasis rechneten sie die „Leontiasis", deren wir bereits bei Angabe des Symptoms, „facies leonina" gedachten, ferner die „Tyriasis" und endlich die „Alopecia" oder lepröse Haarlosigkeit.

Man sah den Aussatz vor andern Krankheiten als von der Vorsehung auferlegte Prüfung oder eine vom ewigen Weltenrichter verhängte Sündenstrafe an; der Herr schlug Mirjam, die Schwester Mosis, weil sie gegen ihren Bruder murrte, mit Aussatz, ebenso den König Ozias und den Gehasi, den Knecht des Elisäus! — Erschien das an sich schon schauderhafte Uebel noch furchtbarer, indem man in ihm ein unabwendbares Werkzeug des strafenden oder prüfenden Vaters im Himmel erkannte, so erhielt dasselbe aber auch hierdurch einen ehrwürdigen und gleichsam tröstenden Charakter, denn Gott war es, der den Kranken heimgesucht, Gottes Hand hatte ihn berührt und zwar diesseits auf dem Dornenpfade der Prüfung, — der gerechte Gott, der auch der barmherzigste ist! — Gemieden und abgesondert, aber nichts weniger wie entehrt war der unglückliche Aussätzige. —

Schon im vierten Jahrhundert traf die Kirche große Anstalten zur Pflege der „Leprosen", von denen das ums Jahr 372 vom heiligen Basilius, Erzbischof von Cäsarea, bei dieser Stadt angelegte Hospital ein glänzendes Zeugniß ablegt.

Die Annahme, daß erst durch die Kreuzzüge der Aussatz im Occident oder der Christenheit vielmehr bekannt geworden, ist eine irrige, denn der heilige Martin von Tours heilte bereits ums Jahr 384 vor einem Thore von Paris einen von der Krankheit Befallenen, und Nicolaus, (Erzpriester oder Abt) zu Corbeil (bei Paris,) errichtete im nächstfolgenden Zeitraume eine fromme Stiftung in jenem Sinne*). Im Jahre 630 sah sich

*) Labourt hat sogar in einer besondern Schrift nachzuweisen gesucht, daß schon bei den keltischen Bewohnern Frankreichs der Aussatz und eigene Hospitäler für die „Leprosen" existirt. Wie dem nun sein möge, so steht doch fest, daß schon zu des Pompejus Zeiten verwandte Krankheiten in Gallien vorkamen und für Entstehung wie Empfänglichkeit, Disposition zu jenem Uebel diätetische Verhältnisse bereits maßgebend geblieben. „Der Aussatz ist das Kind des Elendes, des Schmutzes und der Unsittlichkeit. Diese Ursachen hatten ihn im Alterthum erzeugt, wie sie ihn noch jetzt erzeugen; durch sie ist er in Europa während des Mittelalters zu einer weder früher noch später vorhandenen Verbreitung gelangt. Um diese Wirkung hervorzubringen, ver-

Rothar, König der Longobarden, gezwungen, ein Gesetz zur Verhütung der Verschleppung der Seuche zu erlassen, obwohl ohne den angestrebten Erfolg, da jener gesammte Volksstamm noch im 8. Jahrhundert für durchgehend vom Aussatze angesteckt galt! —

In jenen Tagen mögen in Deutschland, Frankreich und Italien die ersten Aussatzhäuser entstanden sein, unter ihnen vielleicht eines der bedeutendsten, das in Paris begründete Aussatzhospital zu „St. Lazare", das nicht nur zur Benennung der später ringsumher erstehenden Vorstadt, sondern auch zur Bezeichnung aller Hospitäler als **„Lazarethe"** Veranlassung gab.

Wenn gleich nun das Uebel in seiner ganzen Schrecknitz schon weit früher bekannt war, so ist doch nicht zu bestreiten, daß es nach Rückkehr vieler vom orientalischen Aussatze angesteckter Kreuzfahrer stärker und häufiger als je zuvor im 11. und 12. Jahrhundert auftrat; denn von diesem Zeitpunkte an werden die Schilderungen Heilkundiger, die Klagen der Geschichtsschreiber lauter und häufiger. Man wird sich deshalb wol dem anschließen, was Israels*) über die seit den Kreuzzügen so sehr zunehmende Häufigkeit der Lepra im Abendlande ausführt: „Schon lange,"

---

einigten sich in jenem Zeitraume eine ganze Reihe von Ursachen. Die Bevölkerung nahm, nachdem im Abendlande die ersten Keime der Cultur gelegt worden, zwar in bedeutendem Umfange zu, aber gerade dadurch wurde sehr bald auch eine relative Uebervölkerung und mit ihr ein bedeutendes Proletariat ins Leben gerufen, ein Proletariat, von dessen Elend wir uns gegenwärtig kaum noch eine Vorstellung zu machen im Stande. — Aber auch noch in späteren Jahrhunderten war die Lebensweise aller Stände bei weitem schlechter als gegenwärtig. Einer der tüchtigsten Aerzte des 16. Jahrhunderts, Forestus, schreibt die Häufigkeit des Aussatzes in Holland z. B. vorzugsweise dem fast ausschließlichen Genusse des groben Roggenbrodes, des gesalzenen Fleisches, besonders der gesalzenen, häufig verdorbenen Fische zu. — Noch jetzt entsteht in Aegypten der Aussatz durch ähnliche Ursachen und bei den Negersclaven in Surinam, während die dortigen Eingeborenen, die sich von frischem Fleische nähren, völlig verschont bleiben." (Wörtlich bei Häser a. a. O. S. 90.)

*) Israels, „Bydragen tot de geschiedenis der Lepra in de nordelyke Nederlanden", 1856, S. 161—175.

sagt derselbe, „hatte der Aussatz im Abendlande tiefe Wurzeln im Volke geschlagen, namentlich war er unter den zahllosen Schaaren von Vagabunden, Bettlern und der gesunkensten Menschenklasse **ganz allgemein**; bei ihrem umherziehenden Leben, bei der Abgelegenheit ihrer Wohnungen, — (wir setzen hinzu,)" sagt Häser*), „bei der empörenden Verachtung, mit welcher die ‚Edlen' auf den gemeinen ‚Mann' herabsahen**), — kamen dieselben nur selten mit den höheren Ständen in Berührung. Das sittenlose und elende Leben der ärmsten Klassen war die unerschöpfliche Quelle für die fortwährende Erhaltung des Aussatzes. In gewöhnlichen Zeiten lief die Schale des Elends in diesen Volksschichten nicht über, aber dann kamen wieder Momente, wo sie anwuchs zum brausenden Strome, welcher die Dämme, durch die die einzelnen Stände von einander getrennt waren, durchbrach und sein verpestendes Gift über alle Kreise der Gesellschaft ergoß. So ist bekannt, wie durch die Kreuzzüge, besonders die beiden ersten, das Volk und der Adel, unter einander gemengt wurden, und daß kein Mittel im Stande war, den Stoß, den die bisherige Ordnung der Dinge durch die Schaaren der Pilger und Kreuzfahrer erlitt, abzuwehren."

Schon ums Jahr 1106, also gerade während der hier besprochenen Periode, gründete Rheingraf Richolf, Schwager des Bischofs Ruthard von Maynz, ein Siechhaus bei Winkel, am Fuße des Johannisbergs. Die mit demselben erbaute Kirche zum heiligen Bartholomäus gab dem jetzo noch aus einigen Häusern

*) a. a. O. S. 91.

) Sollte die Ursache nicht weit eher ein Mangel an ärztlicher Hülfe und in der mangelhaften Kenntniß Derjenigen zu suchen gewesen sein, die sich in jenen Tagen praktisch mit Ausübung der Heilkunde beschäftigten, in dem Mangel an Medikamenten und sanitätspolizeilichen Vorschriften, wie in der Unmöglichkeit, solche da zu handhaben, wo sie überhaupt existirten? — Verachtet waren **die Leprosen durchaus nicht, namentlich nicht bei Ritterbürtigen, Dynasten wie Ministerialen, wie wir noch ausdrücklich beweisen werden. Wohl aber trug man eine heilige Scheu vor ihnen, — der Gefahr der Ansteckung halber.

bestehenden Ort Bartholomä seinen Namen*). In den letzten Decennien des zwölften Jahrhunderts war der Aussatz in Europa so allgemein verbreitet, daß man in manchen Gegenden eigene Priester, Kirchen und Friedhöfe für sie haben mußte. In der Bretagne galt ein eigener Menschenschlag für aussätzig; man nannte diese Leute Cacoux, und wurden sie von Einigen für Nachkommen aussätziger Juden, von Andern für Ueberbleibsel der im einstigen Aquitanien eingewanderten Gothen gehalten. Sie durften keinen andern Handel treiben als mit Hanf und Stricken und kein anderes Gewerbe als das Seilerhandwerk. Außer der Bepflanzung ihrer Gärten war ihnen jede Art Feldbau untersagt. Man ersieht hieraus, daß die Sorge vor Ansteckung eine allgemeine war und um derentwillen die überwiegende Mehrzahl der Menschen von jeglicher persönlichen Berührung mit den Leprosen zurückbebte. Die Pflege dieser Unglücklichen ward daher Sache frommer Gelübde und eines geheiligten Berufes. Zur Wartung der Aussätzigen wurde zur Zeit der ersten Kreuzzüge der Orden des heiligen Lazarus von freigeborenen, ritterlichen Männern gestiftet. Anfangs weihten sich dieselben der Pflege im St. Lazarushospitale selbst, später gründeten sie, angeblich schon im Jahre 1046, einen geistlichen Hospitalorden, in welchem Aussätzige zur Wartung ihrer Leidensgenossen eintraten.

Der Großmeister dieser Genossenschaft sollte stets ein Aussätziger aus dem St. Lazarushospitale sein**), und verdient

*) Daß Gleichgültigkeit, Vernachlässigung die schädlichsten Folgen auch auf den Charakter der Aussätzigen ausüben müssen, sah mit zuerst der Clerus ein, darum stellte er es als ein Gott wohlgefälliges Werk hin, die Kranken zu besuchen und zu pflegen. Viele Geistliche gingen mit dem edelsten Beispiel voran. Abt Ottmar von St. Gallen reinigte mit eigner Hand deren Köpfe und Füße, wusch ihre Wunden aus und reichte ihnen die tägliche Nahrung dar. (Vergl. „Leben des Abtes Ottmar von St. Gallen", 2.) Ein Gleiches thaten Ansgar und Bischof Otto von Bremen. (Vergl. „Adam von Bremen", I, 32. II.)

**) Die älteste Geschichte des Ritterordens St. Lazarus von Jerusalem ist in tiefes Dunkel gehüllt und durch fabelhafte Angaben entstellt. Einige führen seinen Ursprung auf die Basilias von Cäsarea zurück, in welcher sich

es wol hier besonders bemerkt zu werden, daß, während die leidenden Ordensbrüder sich der Krankenpflege widmeten, die gesunden das Schwert gegen die Ungläubigen führten, ja, als im Kampfe wider die Sarazenen dieselben größtentheils den Tod gefunden und Letztere (1253) in Jerusalem wieder eindrangen, die (aussätzig) zurückgebliebenen Pfleger nebst den Schwerkranken von den trunkenen Siegern ausnahmslos gemordet wurden.

Immerhin bleibt noch hervorzuheben, daß sich die Ordensthätigkeit bereits vor dieser Katastrophe auch schon mit auf das Abendland ausgedehnt hatte. Schon König Ludwig VII. von Frankreich berief 1149 die Lazaristen nach Frankreich, um ihm bei der verheerenden Pest dort Beistand zu leisten und Schloß Boigny bei Orleans, welches sie gleich dem Schloß, der Kirche und dem bereits obenerwähnten Siechenhause St. Lazare bei Paris schenkungsweise besaßen, bildeten mit die Hauptherde ihrer Thätigkeit, die sich später über alle Lande der Christenheit verbreitete.

---

allerdings auch Aussätzige befanden. Andere lassen ihn schon von Papst Damasus II. (1048) bestätigt werden. Mit Recht nennt ihn Biedenfeld: Ergebniß „einer in Palästina unter den Kreuzfahrern geschlossene Waffenbrüderschaft" und giebt uns Mittheilung aus ihren Satzungen, deren Inhalte es nicht an erhabenem Schwunge fehlt. Als die dem Blutbade in Syrien Entgangenen sich nach der alten Heimath zurückgedrängt sahen, verbreiteten sie sich über alle Lande der Christenheit und errichteten dort neue Stiftungen unter Oberherrschaft ihres Großmeisters v. Boigny, der vermöge Bulle Innocenz' IV. wieder aus der Zahl der Gesunden erwählt werden durfte. — Reichthum und Ansehen zerstörten jedoch schon im 15. Jahrhundert den ursprünglich so reinen, wohlthätigen Geist des Ordens, in Italien noch mehr wie in anderen Ländern. Nach seiner Aufhebung wurde er zwar später durch Emanuel Philibert von Savoyen, mit Leo X. Genehmigung, wieder hergestellt, verlor aber von da ab bekanntlich seine Bedeutung. Das ursprüngliche Ordenszeichen war nur ein einfaches, an den Enden breiteres grünes Kreuz auf dem Mantel, unter dem ein schwerer Waffenrock getragen wurde. Vgl. Häser, „Geschichte christlicher Krankenpflege" (Berlin 1857), S. 66 ff., dagegen Helyot, „Histoire des ordres monastiques, réligieus et militaires", Paris, chez Douai, 1714, 8 volum. I. 251 ff., ferner: Ferdinand Freiherr v. Biedenfeld, „Ritterorden", I. S. 22 ff. unter Rückbeziehung auf P. Toussaint de St. Luc: „Mémoires en forme d'abrégé historique de l'ordre de Notre Dame du Mont Carmel et de St. Lazare de Jérusalem."

So lesen wir z. B. von einer derartigen gleichnamigen Stiftung vor den Thoren von Breslau*), einer Leproserie in Berlin vom Jahre 1278, Niederlassungen in Ungarn u. A. m. Beim allmäligen Nachlassen des Aussatzes hob Innocenz VIII. 1490 den Orden in Italien auf und wandte seine Güter den Johannitern zu. Nur in Frankreich fristete die Krankenpflegerbrüderschaft ihr Dasein länger fort, bis sie im Jahre 1608 mit dem von Heinrich IV. gegründeten „Orden unserer lieben Frau vom Berge Carmel" vereinigt wurde. Die Mitglieder legten feierliche Gelübde ab, und es bestand noch in neuerer Zeit ein Nonnenkloster desselben in der Schweiz. Die Conventualinen tragen sich schwarz mit grünem Kreuze. Der gesuchten wie wohl verfehlten Wiederbelebung durch Emanuel Philibert in Italien, unter den Päpsten Leo X. und Pius IV., ist bereits in der Anmerkung gedacht, die Vereinigung mit dem Mauritiusorden, 1590, ist für uns von keiner Bedeutung, wohl aber müssen wir noch der ursprünglichen, großartigen und bewundernswerthen Thätigkeit der freiwilligen Krankenpflege im Hauptstadium der Seuche gedenken:

Wunderbar rasch vermehrten sich damals die Hospitäler für Aussätzige, so daß Ludwig VIII. in seinem Testament 2000 Aussatzhäuser (allein) in Frankreich bedachte und Mathias Paris in seiner Chronik ihre Anzahl in der ganzen Christenheit auf 19,000 angiebt. Von der Bezeichnung der Aussätzigen als miselli, (vom lateinischen miser), Lazari, Latrones, hießen die Aussatzhäuser Misellaria, Mezellaries, Ladreries, Maladreries, Lazaretti. In Deutschland nannte man die Aussätzigen Misel, Malsieche, Malzige, — weil aber schon bald die Gefahr der Ansteckung erkannt und das Absonderungssystem adoptirt wurde, „Feldsieche, Ackersieche, Ausmärkige." Die Krankheit selbst hieß Malzey, Miselsucht. Im Alterthum schien die heilige Scheu vor dem Leiden sich durch die Bezeichnung: die königliche Krankheit, „morbus regius", ver-

*) Vgl. Henschel, „Zur Geschichte der Medizin in Schlesien." Breslau 1837. S. 47.

rathen zu wollen, weil man allgemein annahm, Gott bediene sich ihrer vorzüglich auch zur Demüthigung despotischer Herrscher. Gleichsam um die Schuld der auf diese Weise von Gott bestraften Könige einer finstern Heidenzeit zu sühnen, ließen sich christliche Monarchen in frommer Selbstverleugnung zu den Aussätzigen herab und leisteten ihnen die niedrigsten Dienste, wie dies von Ludwig dem Heiligen von Frankreich, Heinrich III. von England und vielen anderen Fürsten und Fürstinnen, ganz besonders von der h. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, berichtet wird*). Dieselbe wusch und reinigte nicht nur die Elenden, Armen und Aussätzigen, welche sich ihr bittend anvertrauten, sondern soll Verzweifelnde selbst getröstet und umarmt haben, ja sie ließ — fürwahr zur Beschämung ängstlicher Gemüther — ein aussätziges Mädchen, das sie zu sich genommen, an ihrem Herzen ruhend, entschlafen, so daß der bekannte Beichtvater ihr dies verbieten mußte.

Ein solches Beispiel mußte wol Wunder wirken, und wir sehen um die nämliche Zeit auch einen weiblichen Orden von St. Lazarus in Jerusalem entstehen, der im Hospital des h. Johannes Eleumosynarius die Kranken und Aussätzigen verpflegte. Im 12. Jahrhundert bestanden auch bereits barmherzige Brüder und Schwestern, welche sich der Wartung der Aussätzigen widmeten. Bischof Walter von Tournay schrieb 1236 den Brüdern und Schwestern, welche Gott im Hause der Aussätzigen zu Gent dienten, eine Ordensregel vor, und bei Humbert von Romans († 1277) lesen wir „Ermahnungen an die Brüder und Schwestern, die sich dem Dienste der Aussätzigen widmeten."

*) In Thüringen ist die Sage bekannt, daß, als diese unvergleichliche Fürstin sich geraume Zeit mit Aufopferung der freiwilligen Krankenpflege gewidmet hatte, und dann, (nach Vereitelung eines Versuches der Ritterschaft, der Schutzbedürftigen Hülfe zu leisten,) durch ihren Schwager, den Landgrafen und nachmaligen Gegenkönig Heinrich Raspe ihrer Habe beraubt, und zur Winterszeit von der Wartburg vertrieben worden war, von den Bettlern Eisenachs, die die gewohnten milden Gaben aus ihrer Hand vermißten, mit Schmutz beworfen und angespieen wurde. — — — —

Die armen, mit dem Aussatz geschlagenen Pilger erregten bei Rückkehr aus Palästina allgemeine Theilnahme, und christliche Liebe suchte ihr häßliches Uebel durch verschiedene umschreibende Benennungen in schonender Weise äußerlich zu mildern; so hießen sie „Gottes liebe Arme", „gute Leute", „Gottes Sieche", und der „Pfleger" des Hospitals in Marseille nennt sie „die Armen Christi, welche an der Krankheit des seligen Lazarus leiden." Die feierliche, von Gott vorgeschriebene Behandlung der Aussätzigen im alten Testamente und das Erbarmen des Erlösers gegen sie im neuen gab diesem Leiden, das alle Stände traf und die innigsten Lebensbande durch unerläßliche Absonderung auflöste, einen eigenthümlich religiösen Charakter und erweckte um so mehr die heldenmüthige Opferfreudigkeit gegen die Kranken, da sie vom großen Haufen geflohen wurden.

Unzählige Beispiele der selbstverleugnendsten und erhabensten Liebesthätigkeit und des hochherzigsten Erbarmens gegen das furchtbare Leiden der unglücklichen Siechen werden in den Lebensgeschichten der Menschen dargestellt, welche durch ihr Wirken in jenem ganzen Zeitraum — vermöge Heiligsprechung und Verehrung, — freilich meist nach dem Tode erst, die wohlverdiente Anerkennung fanden.

Um so merkwürdiger will uns erscheinen, daß die Heilkunde nur so dürftige Mittel zu entdecken und aufzufinden vermochte! — Geht zwar aus untrüglichen Nachrichten oder Anzeigen hervor, daß man Ende des 12. und Anfangs des 13. Jahrhunderts die Aussätzigen nicht blos pflegte und verköstigte, sondern sie auch nach salernitanisch-arabistischen, ärztlichen Vorschriften*) medizinisch behandelte, weiß man auch, daß Constantinus Africanus bereits im

---

*) S. Constant. Afr. de morbor. cognitione et curat. lib. VII. Basil. 1536. Vergl. auch Häser, Geschichte der Epidemien, S. 82—86. Wir werden uns in der Folge wiederholt näher über die hohe Schule zu Salerno verbreiten. Zu Obigem vergl. auch A. W. E. Th. Henschel. Zur Geschichte der Medicin in Schlesien, Breslau 1837. 1. Heft. Seite 46.

11. Jahrhundert die Seuche genau beschrieben, sie nach ihrem vermeintlichen Ursprunge aus den vier Cardinalfeuchtigkeiten in vier Species („Alopecia, Tyria, Leonina [Leontiasis] und Elephantiasis) eingetheilt, und in Rücksicht auf diese fälschlichen Ursprünge ihre Kur bestimmt und einzuführen gewußt*) hatte, so steht ebenso fest, daß jene Bemühungen mehr oder weniger erfolglos blieben. Im 13. Jahrhundert aber waren Gilbert von England, Bernard Gordon, Theodorich, B. v. Cervia, Wilhelm von Saliceto als genaue Beobachter aufgetreten, hatten manches Ergebniß ihrer Forschungen veröffentlicht und selbst Verhandlungen unter den Sachkundigen des Zeitalters hervorgerufen, aber vielleicht erst Guy von Chauliac, einer der erfahrensten, einsichtsvollsten Aerzte des darauf folgenden Jahrhunderts war es, der sich verständlich über die Heilmittel vernehmen ließ. Er empfahl Diät und ableitende Medicamente, warnte dagegen vor dem von andern Aerzten empfohlenen Aderlaß. Am umständlichsten verweilt er bei einem Mittel, welches sich im Mittelalter eines sehr großen Vertrauens erfreute: dem Genuß des Vipernfleisches nemlich, zu dessen Zubereitung er mehrere Vorschriften mittheilt. Diese sog. Viperncur**) sollte fortgesetzt werden, bis Eintritt narkotischer Zufälle, Funkensehen und Irrereden („scotomia et mutari in ratione“) eintrat. — Dem sehr gewöhnlichen Gebrauche von Fontanellen und dergl. scheint Chauliac nur wenig gewogen zu sein***). Merkwürdig ist, daß der Predigermönch Theodorich (Schüler Hugos von Lucca), Beichtvater Innocenz IV., später Bischof von Cervia, bereits die äußerliche Anwendung von Mercurialmitteln

*) Albucasis (Khalaf Eben. Abbas Abul Kasem), ein maurischer Arzt im 12. Jahrhundert, (verstorben in Cordova 1122,) wandte beim knolligen Aussatz (جذام) häufige Brennmittel an, von den Arabisten, (wie wir schon angedeutet,) als die beste Kur anerkannt. Vergl. Sprengel, „Versuch einer pragmat. Gesch. der Arzeneykunde“, II, 451.

**) Diese Viperncur empfahl Franz von Piemont, vermuthlich Professor in Neapel, gegen den weißen Aussatz, vgl. Sprengel a. a. O. II. 630.

***) Wörtlich nach Häser a. a. O. S. 85 und 86.

empfahl, während sich von vielen Hospicien und Klöstern aus auch die gewiß nicht unrichtige Ansicht verbreitet hatte, der Krankheit durch den Genuß von Schweinefleisch und Speck zu begegnen, welchem man eine spezifische Kraft gegen die Lepra zuschrieb*).

Natürlich mochte es sein, daß die von diesem traurigen Uebel Befallenen, bei mangelhafter, theils empirischer, theils vielleicht zu heroischer Behandlung, nicht immer das Beispiel der Geduld und christlichen Ergebung in ihr hartes Schicksal boten. — Weil sie in Einsamkeit und Hoffnungslosigkeit der Verzweiflung anheimfielen, sagt Hubert von Romans, so sei es ein großes Werk der Liebe, sie zu besuchen und ihnen von Gott zu sprechen. Man solle sich aber ja hüten, sie aussätzig zu nennen, sondern nur von Krankheit im Allgemeinen reden, denn über das Wort „Aussatz" ergrimmten sie gar sehr. Man solle sich überhaupt hüten, sie im Mindesten zu ärgern, — denn sie seien zu allem Bösen geneigt! — Viele lästerten Gott und fluchten den Menschen wegen ihrer Absonderung von diesen. Sie seien undankbar, geizig, tückisch und neidisch, schimpften und schlügen sich oft um das Almosen und betrögen einander darum. Häufig seien sie allen Lastern der Unzucht und Gefräßigkeit ergeben und manche schienen nach der Blasphemie zu leben: „Wenn Gott mir meinen Leib verderbt hat, so soll er auch meine Seele nicht haben**)."

*) Vergl. Henschel, „Gesch. der Medizin in Schlesien", S. 45: „Seitdem wir erst im Verlauf der neuern Zeiten wieder erfahren und zu würdigen gelernt, welch ein großes Heilmittel bei Leiden der Ernährung in auszehrenden Krankheiten, (wie dies die Lepra in so hohem Grade ist,) das animalische Fett sey, (ich erinnere nur an das Oleum jecoris aselli), dürfen wir über jene sonderbare Sitte nicht mehr lächeln."

**) Eine Art Illustration zu dieser Ansicht finden wir in dem sog. „Feldtbuch", einer Kriegschirurgie des Hans von Gersdorf (zubenannt „Schylhans"), Fol. Straßburg 1517. Der hierzu gehörige Holzschnitt (im 3. „Tractat" „von der Lepra oder Malzey") stellt einen Aussätzigen vor, dessen Körper mit vielen Geschwüren 2c. übersäet und dessen Haupt mit einem Heiligenschein umgeben ist. Vor ihm steht ein keifendes Weib (— ! —) und über ihm schwebt

Einen erfreulicheren Gegensatz zu Humbert's Charakterschilderung der Aussätzigen bietet das Beispiel eines Barfüßermönchs, der im 14. Jahrhundert am Main lebte und von dem die Limburger Chronik meldet, daß er seine Einsamkeit mit Liedern erheitert habe, welche, überall wieder gesungen, ganz Deutschland zur Theilnahme an seinen Leiden und Tröstungen vermochte*).

eine geflügelte, greifenartige Teufelsgestalt mit zwei Ruthen in den Händen, womit der Unglückliche gezüchtigt wird, mit der naiven Ueberschrift:

„Got gab, Got nam haus, hof, kind, gut
Vnd setzt mich unters teuffels ruth.
Mein weyb vnd plattern pein'gen mich,
Noch leydt ich alles geduldtigklich."

*) Die Limburger Chronik sagt wörtlich: „auf dem Main", und Brentano in seiner Schrift über die barmherzigen Schwestern versteht hierunter, auf das Zeugniß eines zeit- und landeskundigen Geschichtsforschers sich stützend, das eine halbe Stunde unterhalb Frankfurt, dicht am Flußufer liegende vormalige Aussatzhospital, der „guten Leute Hof" genannt, eine Bezeichnung, welche man überhaupt öfter den Siechhäusern zu ertheilen pflegte. Man gedenke z. B. jenes gleichnamigen Gehöfts auf dem Schlachtfelde von Weißenburg. —

Die erwähnte Stelle der Limburger Chronik lautet: „Zu dieser Zeit (1374), fünf oder sechs Jahre davor, war auf dem Mayn ein Münch, Barfüßer Ordens (die Klostergebäude wurden Anfangs dieses Jahrhunderts abgerissen und an ihrer Stelle die bekannte Paulskirche errichtet. Auch der Gutleuthof wird nun verschwinden, da er von den Gründern einer Baugesellschaft angekauft worden), der ward von den Leuten aussätzig und ward nicht rein. Der machte die besten Lieder und Reihen (Reigen) in der Welt von Gedicht und Melodeyen, daß ihm Niemand auf dem Rheinstrohm oder in diesen Landen wohl gleichen mochte. Und was er sung, das sungen die Leute alle gern und alle Meister pfiffen und andere Spielleute führten den Gesang und das Gedicht. Er sung dies Lied:

Ich bin ausgezehlet,
Man weisset mich armen vor die Thür,
Untreu ich spühr
Nun zu allen Zeiten ꝛc.

Item sung er:

May, May, May, die wunnigliche Zeit,
Männiglichen Freuden geit
Ohn mir. Wer meinte das?

Item sung er:

Der Untreu ist mit mir gespielt ꝛc

Deren Lieder und Wiedersang machte er gar viel und war das Alles lustiglich zu hören.

Von der übrigen bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen und gar oft allein auf den Verkehr unter einander angewiesen, aber durch die Freigiebigkeit frommer Fürsten und Herren, durch das Erbarmen der ganzen Christenheit unterstützt und der Pflege jenes ritterlichen Ordens, dessen Gelübde ihnen vor Allem galt, anvertraut, vermöge reicher Stiftungen in vielen Hospitälern mit eigenen Kirchen und Friedhöfen außerhalb der Stadtmauern sehr vielfach wohl versorgt, bildeten die Aussätzigen eine Art geschlossener Körperschaft, die durch gleiche Leiden, gleichen Zustand, gleiche Gemüthsstimmung nicht erst vieler Lehrbriefe, Einweihungen und Eide bedurfte, um Theil irgend einer Verbindung zu einem Zwecke zu werden, der das Tageslicht scheute. Sie durften nur das Kreuz verschmähen, das der Herr ihnen auferlegt, so hatten sie alle Bedingungen gleich einem geheimen Orden, der Brutofen großen Verderbens zu werden!

In der That tritt uns hier auch zum erstenmale jene ebenso falsche wie verhängnißvolle Anschuldigung entgegen, welche das gesammte Mittelalter durchzieht und auf dasselbe einen um so trüberen Schatten wirft, als die entsetzlichen Folgen jenes von Vorurtheil genährten Verdachts **in keiner Weise** abzuleugnen sind. So war die abentheuerliche Behauptung aufgebracht worden, mehrere Aussätzige von tückischer und ränkevoller Gemüthsart, durch jüdische Unterhändler in Frankreich mit dem Golde der muhemedanischen Könige von Granada bestochen, hätten alle Brunnen, zu denen sie gelangen konnten, auf die Weise vergiftet, daß entweder alle andern Christen starben, oder gleich ihnen aussätzig werden sollten*). Im Jahre 1321, so heißt es in jenem

*) Bei Sprengel a. a. O. II. S. 520 finden wir die höchst merkwürdige, aber mehrfach glaubhafte Mittheilung, daß die Leprosen (hie und da), in besondern Dörfern zehntfrei wohnend, zu gewissem Wohlstande, ja sogar zu Reichthümern gelangten, welche natürlich die Habgier Geldsüchtiger anlocken mußte. Aus diesen Beweggründen wird die Hangdlunsweise König Philipp V. erklärt. Vgl. Amalric. Auger de Biterris, „Hist. pontif. roman. in Eccard.“ vol. 2, p. 1823. Mezeray, vol. 2, p. 71. 72. „Sie sollten die Brunnen ver-

Berichte weiter, kam dieser entsetzliche Plan zuerst in der Provinz Guienne zur Ausführung, wurde aber noch zur rechten Zeit entdeckt und vereitelt. Nachdem nämlich dem Könige Philipp V. von Frankreich, der damals im Lande Poitou weilte, viele Gerüchte von einer angeblich in ganz Frankreich und Deutschland zu bewerkstelligenden „Brunnenvergiftung" zu Ohren gekommen war, meldete ihm ein Herr von Pernay das „Geständniß" eines auf dessen Gütern ergriffenen vornehmen Aussätzigen, welchem zufolge ein reicher Jude letztern zur Sache verführt (—!—), ihm nicht nur zehn Livres und die Giftbereitung angegeben, sondern auch große Summen zur Bestechung anderer Aussätzigen zugesichert habe. Daraufhin erlitt denn eine große Anzahl der „Verschworenen" und ihres verbrecherischen Treibens oder Vorhabens „eingeständigen" Leprosen die Strafe des Feuertodes in Frankreich und den angrenzenden Landen. — So wurde namentlich in Metz eine große Anzahl von Aussätzigen, einer hiermit im Zusammenhang stehenden „Meuterei" wegen, im Jahre 1321 verbrannt. Die übrigen Kranken aber wurden von da ab in engeren Gewahrsam gebracht. — Auch über die „der Unterhandlung und Bestechung überwiesenen" Juden erging dasselbe Gericht, und es fand eine allgemeine Verweisung aus Frankreich statt, der indeß keine oder etwa nur momentan und ganz vorübergehend Folge geleistet wurde, wie wir später sehen werden*).

---

giftet und mit Türken und Juden gegen Frankreich conspirirt haben, aber vermuthlich war der geizige Despot nach den Gütern dieser Unglücklichen lüstern". „Car le génie de ce régne ne fut pas moins fiscal que celuy de Philippe le Bel", sagt Mezeray. Vgl Martene „Collect. ampl." vol. 5. p 179. Verschwörungen einzelner Gruppen Aussätziger gegen die Bewohner mancher Städte mögen vielleicht als Thatsachen eingeräumt werden, auch scheinen Beziehungen zu den gleichfalls in stetem Verdacht befangenen Israeliten nicht völlig abzuleugnen sein; die sog. „Eingeständnisse" dagegen waren durch die Folter erpreßt und werfen nur das traurigste Licht auf die „Rechtspflege" des Zeitalters. Vgl. Häser a. a. O. S. 89.

*) Bei Ozanam, „Hist. medicale", IV, finden sich die genauesten Nachweise, daß die Juden sehr bald wieder zurückkehrten und in der Folge, bei einem Pöbelerzeß in Paris, deren Quartier gestürmt wurde.

Die Angst und Sorge wegen dieser Zettelungen und Umtriebe war rasch bis über den Rheinstrom gedrungen, denn der zeitgenössische Chronist von Königsaal in Böhmen schreibt, „daß er kurze Zeit nach Entdeckung jenes entsetzlichen Unternehmens, einen Theil von Frankreich und der Rheinlande durchwandernd, alle Hütten der Aussätzigen*) niedergebrannt und viele Brunnen als „verdächtig" mit Erde verschüttet, andere aber mit Deckeln und starken Schlössern zum Schutze gegen Vergiftung versperrt gesehen habe."

Die nunmehr von der Welt völlig Ausgestoßenen**) fielen vorzüglich priesterlicher Obhut anheim, und die Kirche war es vor Allem, die sich ihrer mit liebevoller Fürsorge anzunehmen bestrebte. Dies beweisen die wiederholten Concilbeschlüsse und die Breven mehrerer Päpste. Die weltliche Behörde aber stellte Richter und Aerzte zur Prüfung aller des Aussatzes Verdächtigen auf, und diese mußten, wenn sie bemittelt waren, eine bestimmte Taxe für die Besichtigung entrichten***). Die prüfenden Aerzte forderten erstlich einen Eid, die Wahrheit zu sagen und sprachen dann den Verdächtigen Muth und Trost zu (!). Nachdem sie das Befinden des Kranken aus seiner Erklärung vernommen, ließen sie ihm zur Ader und untersuchten sein Blut. Für das Hauptsymptom des Uebels galt nämlich Beschaffenheit des Aderlaßblutes. Die Glossa-

---

*) Wir haben noch zu erwähnen, daß vor kleinen Orten, namentlich Dörfern, den Leprosen Feldhütten errichtet waren, woher auch der Name „Feldsieche", dessen wir gedacht.

**) Schon das Gespräch mit einem Aussätzigen galt (fortab) für ansteckend. Vgl. Sprengel a. a. O. unter Rückbeziehung auf Bernh. de Gordon „Lilium medicinae", I. 12. (edit. Frankf. 1617.)

***) Am 6. Juni 1493 erließ Berthold Erzbischof von Mainz, aus dem thüringischen Geschlecht der Grafen von Henneberg, einer der bedeutendsten Denker und Staatsmänner seiner Zeit, von Aschaffenburg aus ein Decret, daß zwei der Facultät Beeidigte ohne Haß und Furcht alle Aussätzigen untersuchen sollten. Der Untersuchte hatte dafür 1½ Gulden zu entrichten, wovon der Chirurg 4 Albus erhielt. Fremde sollten mehr bezahlen, Arme dagegen verschont werden.

toren nennen es „salbenähnlich, rauh und sandartig anzufühlen." Wenn es gewaschen und durchgeseiht wurde, blieben zarte Fäden zurück. — Nach einer andern Lesart wird das Blut der Leprosen als schwarz und aschfarbig geschildert, „wurde es mit Wasser behandelt und ausgepreßt, so blieb ein sandiges, körniges und gerinnendes Fleisch zurück*)."

Die genaueste Untersuchung der Kranken geschah nach strengen Vorschriften, auch wurden sie nach ihrer Sprache und nach ihrem Gesange geprüft, weil der Aussatz mit Heiserkeit verknüpft war. Solche, die sich nicht gutwillig zur Prüfung stellten, wurden mit Gewalt zu derselben geführt. Doch verfuhr man im Ganzen schonend mit den Abzusondernden und unterschied den geringen, mittleren und schweren Aussatz. Nur die vom Letzteren ganz Entstellten wurden zur Absonderung verurtheilt. Die noch im geringen Grade Leidenden zogen sich blos in Gärten zurück, bis sie

*) Vgl. Häser a. a. O. S. 84. „Item sanguis eorum in flebotomia unctuosus est, et in tactu sentitur asper propter adustionem et harenosus, et si lavetur et postea coletur harene inveniuntur trahendes," de Renzi, „Colletio Salernitana". Neap. 1835. 8. II. p. 705. Schon Gui de Chauliac, jener ausgezeichnete französische Mediziner, Leibarzt dreier Avenionensischer Päpste und berühmte Epidemiograph, hatte die hier erwähnten Symptome mitgetheilt. Noch ist zu bemerken, daß sich Salz in leprösem Blute schnell auflöst. Essig und Wasser mischen sich rasch mit denselben Eigenschaften, welche für eine sehr glaubliche bedeutende Vermehrung des Wassergehaltes im Blute sprechen.

„Schon seit alter Zeit", so fügt Häser a. a. O. wörtlich hinzu, „galten Störungen in den Empfindungsnerven der Haut als die sichersten Vorzeichen des Aussatzes In dieser Hinsicht läßt die Beschreibung bei den Glossatoren Rogers und Rolands fast Nichts zu wünschen übrig. Die Haut, besonders des Gesichts, wird roth und schwillt auf; es stellen sich kitzelnde Empfindungen unter derselben ein. „In den kleinen Fingern und Zehen und den ihnen zunächstliegenden, welche deshalb „digiti medici heißen, zeigt sich Kälte, Einschlafen und eine Art Beraubung der Empfindung, die sich zuweilen über den Theil der Haut bis gegen Vorderarme und Ellenbogen erstrecken: ebenso an den unteren Extremitäten. „Und dieses Zeichen trügt niemals." Für ein eben so sicheres Symptom galt deshalb die Unempfindlichkeit der Haut (Chauliac untersucht besonders die Gegend der Achillessehne, „retro talonem et tibiam") gegen Nadelstiche."

genesen oder aber zur Absonderung reif waren. Gegen fremde Aussätzige und Landfahrer dagegen bewies man eine um so größere Strenge, indem man sie über die Grenze oder in ihre Heimath brachte, als überall für diese Kranken hinreichend gesorgt war. — Sobald ein Ortsbewohner nach gewissenhafter Prüfung von Richter und Arzt als aussätzig erklärt worden, erstattete man dem Pfarrer der Gemeinde, zu welcher er gehörte, die Anzeige hiervon, und dieser schritt nun zu feierlicher Absonderung oder Aussetzung des Kranken von dem gesunden Theile seiner Mitchristen. Die kirchliche Absonderung oder Aussetzung des unglücklichen Patienten hatte eine bedauerliche Aehnlichkeit mit den Leichenfeierlichkeiten und wird in mehreren alten Liturgien unter dem Namen „Separatio leprosorum“ beschrieben.

Wenn der Seelsorger nämlich durch Entscheidung des geistlichen Gerichts, (oder vielmehr wol der Heilkundigen*,) für gewiß

---

*) Die Entscheidung dieser Frage wurde (nach Häser a. a. O. S. 88) in der frühern Zeit gewiß fast ausschließlich und in späterer zu einem guten Theile in die Hand von Laien, vereidigten „Beschauern“ gelegt (!). Man wußte indeß durch die von den Glossatoren u. A., auch durch die genauen Beobachtungen des mehrerwähnten Gui de Chauliac, daß ein ganz untrügliches Kennzeichen existirte, vermöge dessen selbst jeder Laie das Vorkommen der Leprose zu constatiren vermochte. Die wirklich Aussätzigen bekommen nämlich, wenn sie der Kälte ausgesetzt werden, keine Gänsehaut. Renzi, „Collectio Salernitana“, Neap. 1853. „In Holland besaßen einzelne Kapellen in dieser Hinsicht ein Privilegium, wahrscheinlich weil die Ausübung desselben einträglich war. In der Schweiz maßten sich hin und wieder die Leprosen selbst die Ausübung des Beschaueramts an, so daß man sie deshalb mit dem Verluste ihrer Pfründen bedrohen mußte.“ (Vgl. Meyer Ahrens, „Geschichtliche Notizen über das erste Auftreten der — — — Seuche in der Schweiz“, Zürch 1841. 8. S. 73 ff.) „Diese Umstände würden für sich allein schon die große Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit des Aussatzes während des Mittelalters erklären. Es steht aber durch Aussagen gleichzeitiger Aerzte, z. B des äußerst glaubwürdigen Forestus fest, daß selbst noch im 10. Jahrhundert Viele für leprös erklärt wurden, welche an ganz andern Hautübeln litten.“

„Dem für aussätzig Erklärten wurde ein schriftliches Zeugniß ausgestellt, welches indeß in Holland wenigstens nur auf vier Jahre Geltung hatte. Auf seinem Lazarusfleide mußte er — gleich einem Herolde — das Wappen der Stadt tragen, — und so gemieden er auch immer war, so galt doch sein Loos in den Niederlanden keineswegs als bejammernswerth, — da ihm frank und

unterichtet war, daß eines seiner Pfarrkinder von Gottes Hand mit dem Aussatze geschlagen worden, so hatte er sich zuerst zu dem Kranken zu begeben, um ihn mit freundlichen Worten zu trösten (!). Sodann setzte er, (womöglich mit Zustimmung desselben,) Tag und Stunde der feierlichen Absonderung, welche er der Gemeinde von der Kanzel herab mit der Aufforderung verkündete, für ihren armen Bruder um Geduld zu beten, fest. — Zur angesetzten Zeit begab sich nun der Geistliche in Chorrock und Stola, unter Vorantragen von Kreuz und Weihwasser, vom Volke prozessionsweise begleitet, zum Hause des Kranken, der ihn, von seinen Angehörigen umgeben, von einem schwarzen Tuche bedeckt und mit verhülltem Angesicht, in seiner Thür erwartete. Hier angekommen, besprengte der Priester den Kranken mit Weihwasser stimmte das „de profundis“ oder das Responsorium „Redemptor meus vivit“ etc. an und zog sodann mit dem Kranken, dem die Seinigen und das Volk in Prozession folgten, wie mit einer Leiche zur Kirche. Bei der Ankunft daselbst besprengte ihn der Priester abermals und führte ihn vor den Altar, wo er zwischen zwei mit schwarzem Tuch überhängten Gestellen, wie unter einem Leichengerüste, um welche Kerzen brannten, stehen oder sitzen, oder wofern er es vermochte, knien mußte, um der Todtenmesse beizuwohnen, die nun über ihn, als sei er verstorben, gesungen wurde. — An manchen Orten wurden diese Ceremonien, die wohl ein Hohn auf alles Zartgefühl genannt werden mögen, abgeschafft, dafür aber stand der unglückliche Kranke nicht in dem Trauergestell, sondern in einem abgelegenen Kirchenwinkel. Wenn er beichten wollte, so mußte es an abgesondertem Orte geschehen und in

---

frei zu betteln gestattet war — (und Bettelbrod galt vielleicht mit gutem Grunde für eins der sichersten Heilmittel). Deshalb fehlte es keineswges an Elenden, welche Kleidung und Benehmen der Leprösen usurpirten. Ja, die Stadt Harlem hatte das Recht, völlig Gesunden das Leprösenkleid zu verleihen, um ungestraft betteln zu können. Hieraus muß freilich geschlossen werden, daß die Bewohner der Aussatzhäuser vorzugsweise der Hefe der Gesellschaft angehörten.“

einiger Entfernung von dem Priester; hierauf empfing er die heilige Communion.

Er ging aber nicht zum „Opfer“, sondern die Gemeinde „opferte“ für ihn. Nun aber trat der Priester zu einem Tische, auf welchem alle künftigen Utensilien des Kranken zur Schau gestellt waren, vor Allem das sogenannte Gewand der Demüthigung, Lazaruskleid (französisch „la housse“) genannt, ein Paar Handschuhe, ein kleines Fäßchen, ein Korb und eine Klapper. Nachdem der Priester alle diese Geräthschaften gesegnet, überreichte er sie dem Kranken und sprach bei einem jeden die den Gebrauch erläuternden Worte; auch ein Almosen reichte ihm der Priester dar und forderte die Anwesenden auf, ein Gleiches zu thun. Dann aber führte ihn derselbe unter Begleitung der Prozession hinaus aufs Feld, wo seine Hütte erbaut oder das Haus der Aussätzigen war.

Nicht genug damit, dehnte man an einigen Orten die Ceremonien dahin aus, den Kranken nach einer Todtenmesse auf den Kirchhof zu geleiten, wo eine kleine Grube bereitet war, in die man ihn zu treten nöthigte. Hierauf nahm der Priester dreimal etwas Erde mit der Schaufel und legte sie ihm auf das verhüllte Haupt. War der Patient ein Priester, so warf er ihm die Erde nur gegen den Körper, wozu er die Antiphone sprach: „Von Erde bist Du genommen“, 2c. Anderwärts wurde geweihte Erde an die Hütte des Aussätzigen gebracht, und der Priester legte sie ihm dort mit der Schaufel aufs Haupt, sowie auf das Dach der Hütte, mit der soeben erwähnten Formel, auch warf man dem Unglücklichen zuweilen Erde über die Füße.

War der Priester mit dem Aussätzigen bei der Hütte angelangt, so faßte er ihn am Kleide an, führte ihn in sein neues Domicil und sprach zu ihm:

> „Ich verbiete Dir, jemals in eine Kirche oder ein Kloster, auf den Markt, noch in eine Mühle, ein Backhaus oder sonst in eine Volksversammlung (!) zu gehen. Ich verbiete Dir,

Deine Hände oder was Dir gehört an Brunnen oder sonstigen Wasserbächen zu waschen; willst Du aber trinken, so schöpfe mit dem hölzernen Gefäß in Dein Fäßchen, daraus trinke. Ich verbiete Dir, jemals ohne Dein Lazaruskleid oder barfuß aus Deiner Hütte zu wandeln, damit Andere Dich als krank kennen. Ich verbiete Dir, irgend etwas, das Du kaufen willst, anders als mit einem Stäbchen aus der Ferne zu berühren, um zu zeigen, was Du bedarfst. Ich verbiete Dir, in eine Schenke zu treten, um Wein zu kaufen, sondern stelle Dein Fäßchen vor die Thür und lasse Dir das begehrte Maß hineinschütten. Ich verbiete Dir, über Land gehend, irgend einem Fragenden zu antworten, Du seist denn vorher gegen den Wind getreten, damit Jener nicht durch Deine Ausdünstung Schaden leide. Auch sollst Du nicht durch enge Pfade gehen, auf daß man Dir ausweichen könne. Ich verbiete Dir, so Du nothgedrungen über Stege und schmale Steige gehen müßtest, jemals die Handlehnen oder Stricke ohne Handschuhe zu berühren. Ich verbiete Dir, jemals Kinder oder andere junge Leute anzurühren, oder ihnen irgend etwas zu geben, was Du in Händen gehabt. Ich verbiete Dir, Dich je einem Weibe, außer dem Deinigen, zu nähern*). Ich verbiete Dir, jemals in anderer als der Aussätzigen Gesellschaft zu essen oder zu trinken. Auch sollst Du

*) Und dennoch wichen die Gesetze gerade im Punkt der Ehe weit von einander ab, obwohl, wie wir theilweise schon nachgewiesen, die Leprösen Gegenstand besonderer legislatorischen Bestimmungen waren. (Henschel, „Geschichte der Medizin in Schlesien", S. 44.) König Pipin von Heristal hatte schon 757 den Aussatz eines Ehegatten als vollgültigen Scheidungsgrund und die Wiederverheirathung des gesunden Theils anerkannt: „Si vir leprosus mulierem habet sanam, si vult ei donare commeatum, ut accipiat virum, ipsa femina, si vult, accipiat; similiter et vir," Bestimmungen, gegen welche die Kirche freilich den entschiedensten Einspruch that Man vergleiche desfalls die Verordnungen Alexanders III. über die Untrennbarkeit der Ehe Lepröser im Corp. juris canon. 1159—1181. Die Geistlichkeit hatte gut Gesetze geben über Rechtsbestand der Ehe, da Wesenheit ihres Standes sie vor der Fessel des Ehebandes schützte, das sie niemals kennen gelernt. —

wissen, daß Du nach Deinem Tode in dieser Hütte wirst begraben werden, es werde denn, auf vorhergegangene Bitte, Dein Grab in der Kirche erlaubt."

Nach Mittheilung eines so furchtbaren Urtheilsspruches, das den Armen vom Umgange und aus der Gesellschaft seiner gesunden Mitmenschen auf den Rest seiner Tage ausschloß, ja, ihn zu einem Loose verdammte, dem des Lebendigbegrabenen nicht unähnlich, richtete der Priester Worte des Trostes und der Aufmunterung an ihn, ermahnte ihn zur Geduld und Ergebung in sein Mißgeschick und sicherte ihm die Sorgfalt der Gemeinde für seine fernere Subsistenz zu. — Ein einfaches Holzkreuz wurde vor dem Eingange der Hütte aufgerichtet, und der Priester wendete sich zu dem versammelten Volke mit der ernstlichen Vermahnung, den Kranken nicht nur ins tägliche Gebet einzuschließen, sondern seiner auch werkthätig eingedenk zu bleiben, mit dem strengen Gebote, daß ihm Niemand mit Wort und That auch nur das geringste Unrecht erweise, sondern daß man vielmehr, eingedenk der menschlichen Hinfälligkeit und des entsetzlichen Gerichtes Gottes, ihm freigiebig in Allem zu Hülfe kommen möge. Namentlich befahl er noch den leiblichen Verwandten, oder, wenn diese fehlten, den Kirchendienern, dem Kranken während der ersten dreißig Stunden beizustehen, damit er nicht, durch Neuheit der Lebensweise und ungewohnte Einsamkeit, von zu großer Betrübniß überwältigt, in Gefahr an Leib oder Seele kommen möge, worauf sich der Priester mit der Prozession zurückbegab.

Ehe der Aussätzige in seine Hütte trat, wurde er mit einem Leibrock und Unterkleide von grauem oder Kameelhaartuch und eben solcher Mütze, Kapuze, und dem „Lazarusgewande", „la housse"*) oder „esclavine", Sklavenkittel genannt, und einfachen

*) Wörtlich „die Schabracke, das Schaffell". Dieses Kleidungsstück scheint die Stelle eines Mantels oder weiten Ueberwurfs vertreten zu haben. Unseres Wissens wurde übrigens der Mantel der Rechtsritter bei den Templern wie den Johannitern, der nach Einigen eine Nachbildung des Gewandes Johannis

Schuhen versehen; er hatte zwei Hemden, ein Fäßchen, einen Trichter, einen ledernen Gürtelriemen, eine Klapper, ein Messer und eine hölzerne Schüssel, wie schon vorhin bemerkt, öfter in der Kirche feierlich eingesegnet, hie und da jedoch auch erst beim Eintritt in seine abgesonderte Behausung zu erhalten*).

Bei den einander widersprechenden Gesetzen und Bestimmungen über Gültigkeit der Ehe Lepröser erlebte man natürlich auch verschiedenartige Beobachtung derselben, verschiedenartiges Verfahren, doch scheinen die päpstlichen Decrete, welchen gemäß der gesunde Theil dem kranken stets folgen und dessen Pflege sich widmen sollte, wenig praktische Geltung gefunden zu haben. Alexander III. wollte die Trennung nur eben dann statuiren, wenn beide Theile sich gegenseitig Enthaltsamkeit gelobten, daher verstattete er nicht nur den Aussätzigen den Abschluß von Ehen, ja er ermahnte sogar auf alle Weise dazu, jedenfalls ein untrügliches Mittel, um die entsetzliche Seuche hereditär zu machen. Dagegen wurden den mit der Lepra behafteten Kirchenvorstehern — Amtsverweser gesetzt und wurden sie aus dem Kirchengut ernährt. Die Kinder der Aussätzigen durften nicht über dem allgemeinen Taufsteine getauft werden, sondern an einem besonderen Teiche. Verstarb der Kranke in seiner Feldhütte, so wurde er in oder neben derselben

---

des Täufers, nach Andern ein Erinnerungszeichen an Aeskulap sein soll, (vgl. Sprengel a. a. O.), „sclavsio", (jedenfalls ein der Bezeichnung „esclavine" verwandtes Wort,) genannt.

*) In einem handschriftlichen altdeutschen Gedichte fand man die Abbildung zweier Aussätzigen in nachstehend beschriebenem Aufzuge: Sie sitzen auf einer Steinplatte am Wege; vom Halse bis zum halben Oberschenkel bedeckt sie ein geschlossenes, graues Radmäntelchen, an dem zu beiden Seiten Schlitze oder Armlöcher befindlich, durch die sie die Hände strecken. Den Kopf bedeckt eine runde, graue Kapuze mit rundem Halskragen, (Pellerine?) einem geöffneten Stechhelm mit Halsberge oder Ringkragen vergleichbar. Ueber dieser Kapuze tragen sie einen schwarzgrauen, kraushaarigen Hut in Schüsselform. Die Beine sind mit grauen langen Hosen bekleidet, die an den Knöcheln, bis zu denen die schwarzen Schuhe reichen, mit Schnüren zugebunden sind, die Linke stützen sie auf einen Krückstock, die Rechte, aus dem Mantelschlitze vorgewandt, hält eine gelbe Klapper in Keilform.

begraben; an manchen Orten soll sogar der Leichnam mit sammt der Behausung und allem darin befindlichen Geräthe verbrannt worden sein.

Auch das Lehenrecht ertheilt besondere Bestimmungen in Ansehung der Leprosen; so z. B. war der Aussätzige nicht nur lehensunfähig, er wurde nicht einmal als Anwärter und Mitbelehnter bei Lehnschaften zur gesammten Hand berücksichtigt und seine künftige Descendenz vom Successionsrechte ausgeschlossen, obwohl, wie wir gesehen, die päpstlichen Decrete die Leprosenehe ausdrücklich anerkannten und empfahlen. Außerdem aber stand fest, daß der Kranke vor Gericht nicht als Zeuge erscheinen konnte, überhaupt war er keiner Ladung Folge zu leisten verbunden, nach allgemeiner Rechtsanschauung und Observanz wurde er für bürgerlich todt betrachtet, ein trauriger Schandfleck im Rechtsleben des Mittelalters!

In logischem Zusammenhange damit befangen war auch die Sitte, daß der Aussätzige Niemand zum Zweikampfe bestimmen und — dieser Nichtsatisfactionsfähigkeit gegenüber Niemand ihn zum Zweikämpf fordern konnte; (übermüthigen und gehässigen Leuten gegenüber, an denen es bekanntlich zu allen Zeiten nie gefehlt, ein ganz entsetzlicher Zustand!). — —

Humaner dagegen erscheint die Anordnung, welcher gemäß der Kranke ungeschmälert in Nutznießung seines frühern Erbes verblieb, er durfte es aber nicht veräußern, auch überhaupt nichts verschenken, und konnte er, einmal als aussätzig erklärt, überhaupt nichts mehr erben, sondern die ihm zufallende Erbschaft ging alsbald auf seine gesunden Erben und Angehörigen über, er stand außerhalb des weltlichen Gesetzes! —

Die Mehrzahl der nur irgend bedeutenden Städte hatten Lazarethe, Siechhäuser für die Aussätzigen, in der Regel vor den Thoren, an einem Flusse oder zugeleiteten Wasser, um der Wohlthat des Badens bei erträglicher Witterung theilhaft zu werden. Eigene Pfleger, „Leprosarii", standen dem Hause vor. War die

Stiftung reich, so hatten sie einen eigenen Caplan und Gottesdienst. Wo keine besondern Hospitäler für sie vorhanden, wurden ihnen auf dem Felde oder an Wegen kleine Hütten auf vier Pfählen erbaut, (mansiones, curcurbitae oder stellae"). Wohlhabende Aussätzige durften sich eine bessere Behausung errichten lassen. Bei der Hütte war ein Brunnen, ein Garten oder Hofraum, im Innern befand sich ein Bett, mit Zwillich ausgeschlagen, mit zwei Kissen, zwei Decken, zwei Leintüchern, einem verschließbaren Schranke, einem Schemel. An Utensilien gestattete man ihnen eine Axt, eine Lampe, ein Handtuch, einen Eimer, ein Becken, einen Topf zum Fleischkochen u. dgl. m. Messer durften sie nicht führen.

Nur zu bestimmten Zeiten des Jahres hatten die Aussätzigen Erlaubniß, in die Ringmauern der Städte einzutreten, eine Anordnung, die streng aufrecht erhalten worden zu sein scheint, da sie gleichmäßig in verschiedenen Landen gehandhabt wurde*).

Wenn sie nun in die Städte kamen, mußten sie, wie wir bereits angedeutet, alle von Beginn ihrer Absonderung an auferlegten Gebote und Verbote oder Vorkehrungen genau beobachten, mußten beständig ihre Klappern in Bewegung setzen, um Nahende

*) Vgl. Sprengel a. a. O. II. 520–521. Alle Aussätzige, arm oder reich, durften z. B. in Marseille nur fünfzehn Tage vor Ostern und acht Tage vor Weihnachten sich aufhalten. Zu Nürnberg kamen einst die Leprosen zur österlichen Zeit in solcher großen Anzahl in die Stadt, daß man sie durch die Thorwache hinausschaffen mußte, aber gar bald faßte der Glaube festen Fuß, daß Gott das gekränkte Recht und die einzige Osterfreude der armen Leute, welche gleichsam an diesem Tage mit dem Herrn aus ihren Gräbern zu erstehen schien, ahnden wolle, denn „do verhänget unser Herr, daß ein Sterben kam und Purzel (Hinfälligkeit), daß die Leut seer sturben, und etlich die lagen in ihren Haupten (gleich) sam wie sie sinnlos weren und hatten kein Vernunft, das geschah zur selben österlichen Zeit, und auch die Menschen, welche die armen Sondersiechen gegen den Rath hatten versaget (verleumdet), die sturben auch. Das geschah im 1405 Jar. mit dem Sterben und Purzel, darnach erlaubt ein Rath wieder, daß man die armen Sondersiechen wieder soll hereinlassen wie vor. Da hört der Sterb und Purzel auf". (Waldau, „Geschichte von Nürnberg").

zu warnen, Waaren oder Nahrungsmittel, die sie einhandeln wollten, auf gewisse Entfernung hin mit dem Stabe bezeichnen u. s. w. Kein Wirth durfte sie unter Androhung schwerer Strafe aufnehmen. — Auch wenn man ihren Wohnungen nahte, mußten sie die Klapper in Bewegung setzen, damit man sich fern halte und ein Almosen in die am Wege stehende Schaale werfe.

Von der ganzen menschlichen Gesellschaft gemieden oder ausgeschlossen, hatten sich durch Herkommen in ihrer Mitte mancherlei Gewohnheiten und Satzungen gebildet, die eben nicht gerade von besonderer Achtung fremden Eigenthums Zeugniß ablegen. Auch hatten sie jährliche Versammlungen und wählten Vorsteher aus ihrer Mitte, welche über Wahrung und Aufrechthaltung ihrer Observanzen zu wachen hatten. An sehr vielen Orten hatten sie vermöge Stiftung frommer Seelen oder auf Grund städtischer Veranstaltung gewisse jährliche Wohlthaten zu empfangen und bedienten sich in ihren Eingaben oder schriftlichen Vorstellungen eines eigenen Styls, wenn sie dieselben in Erinnerung brachten*).

Bei aller Absonderung oder Geschiedenheit von der Welt und ihrem Treiben blieben sie doch für neue Richtungen der Zeit nicht unempfänglich, und wenn ihnen auch versagt war, eine thätige Theilnahme zu äußern, so ging ihnen doch keineswegs das Verständniß der wichtigen oder welterschütternden Ereignisse ab, die sie, die Vereinsamten, nur aus der Ferne beobachteten oder von denen sie durch Hörensagen spärliche Kunde erhielten.

---

*) v. Lersner sagt in seiner „Frankfurter Chronik": „Wenn die dortigen Siechen an den Magistrat schrieben, bedienten sie sich folgenden Formulars: „Unser pater noster zuvor, wissent lieben gnedigen Herren; also als man uns armen Siechen im Siechenhauße bis jetzund uf ein Jahr hat geben Stuwen, Erwieß, Oly, Hering und Frohnhaften-Geld und in der Herbstmeß, wollen Tuch und in der Fastenmesse Lynen-Tuch, des uns in ein Jahr, als nicht worden ist, da bidden wir uwer Ersamkeit um Gottes willen, daß ihr wollt ansehen unser Armuth und unser verschmähten Zyt, die wir diese Erdrich han und uns förderlich dazu wollt sin, wann wir es einmahl oder zwei han gefordert, an(g)eben das es unß dann zu fodern statt (steht —) und kann unß alß kein Antwort werden."

So weiß man, daß viele Aussätzige sich mit Lebhaftigkeit dem neuen Glauben und der Reformation zuwandten*), zu welcher Zeit man freilich auch eine Abnahme der Leprosenepidemie wahrnehmen wollte.

Das Verschwinden des Aussatzes, an dem die Welt so lange gelitten und dessen Pflegeanstalten so zahlreich und so fest begründet waren, vermochte man erst später und sehr allmälig wahrzunehmen, denn wenn auch die Forschung eine gewisse Verwandtschaft mit einem Uebel entdeckt haben will, das sich gerade zu Beginn des Zeitraums kirchlicher Wirren und Umwälzungen des Menschengeschlechtes im Abendlande wieder zu bemächtigen begann, so hatten am wenigsten die Leprosenkranken selbst einen Glauben an dies gelehrte Theorem, ja als unglückliche Krieger sich, von der neuen Seuche behaftet, mühsam aus Italien über die Alpen heimwärts schleppten, waren es gerade jene „Siechen", „Abgesonderten", die den Ankömmlingen Eintritt und Aufnahme in die Krankenhäuser oder Feldhütten versagten, auf die sie ihr ganz besonderes und ausschließliches Privilegium behaupteten**).

Nicht weniger merkwürdig bleibt auch, daß, während der Aussatz gerade auf der apenninischen Halbinsel zuerst in den Hintergrund trat, dort den abendländischen Völkern der christlichen Welt zweifellos zuerst das zwar heilbare, aber nicht weniger verderbliche Uebel sich anheftete. In Frankreich befahl Franz I. in

---

*) 1532. Uff Donnerstag nach Anthonj bitten die Sundersiechen uff dem Gut Leuth Hoff um Bewilligung, (Zuordnung) eines evangelischen Prädicanten. Vgl. v. Lersner a. a. O.

**) Vgl. Häser „Geschichte der Epidemien", S. 92, 93. Sprengel a. a. O., unter Rückbeziehung auf die Arabisten sowohl wie auf Jac. Catanous (1505), Larey und Clarus, II. S. 705. Al. Benedict. opp. p. 1205. Luisinus, col. 143. Larrey, „mém. de chirurg. milit." 2. p. 74, 77. Clarus, „Klinische Annalen". Th. I. Abschn. 2. S. 211. Es ist der Uebergang der früheren in die spätere Epidemie, der später allgemein bekannten Seuche in die Leprose von den Genannten nachgewiesen. Wir behalten uns vor, auf jenen Gegenstand später zurückzukommen.

der Mitte des 16. Jahrhunderts, die Stiftungsbriefe der Aussatzhäuser einzureichen und die Zahl der noch wirklich Aussätzigen zu prüfen, auf daß diese versorgt, die übrigen Erträgnisse jener Anstalten dem Großalmosenier übermacht würden. Diese Verordnung trat indessen erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts in volle Kraft, und noch im J. 1626 sah sich Ludwig XIII. veranlaßt, eine allgemeine Untersuchung der Aussätzigen anzuordnen, um die wahren von den vorgeblichen zu scheiden, da es, wie schon angedeutet, nicht unentdeckt geblieben, daß betrügerische Bettler und Vagabunden, um die Pflege und Unterstützung, wie sie Leprosen zu Theil ward, zu genießen, die Krankheit künstlich nachahmten; und es bedurfte förmlicher Unterweisung, um das freventliche Treiben klar zu legen und abzustellen; ja, erst unter der Regierung Ludwig XIV. scheint man jener Aufgabe völlig Herr geworden zu sein, als man die zahlreichen Güter, Pfründen und Aussatzhäuser theils mit jenen des Lazarusordens und des Ordens der heiligen Jungfrau vom Berge Carmel, theils mit dem allgemeinen Armenfond vereinigte. Nur allein das Aussatzhaus St. Mesmin blieb bestehen. In Deutschland verschritt man schon weit früher, wie wir noch in der Folge näher darlegen werden, zur anderweiten Verwendung der vormaligen Leproserien, von denen erweislich eine ganze Anzahl zu Ausgang des 15. und Beginn des 16. Jahrhunderts leer standen, ein Beweis dafür, daß die ungeheure Verbreitung, das alltägliche Vorkommen des entsetzlichen Uebels geschwunden war*)

---

*) In den Schriften der Aerzte, sowohl bei Häser wie bei Ozanam, werden indeß noch eine Reihe von Fällen namhaft gemacht, wo im Herzen unseres Vaterlandes sowohl wie in Frankreich und Italien bis in unsere Tage der Aussatz auftritt. In einzelnen Alpenthälern sollen sich noch am Ende des 18. Jahrhunderts von Kindheit auf aussätzige Familien gefunden haben, wie wir dies u. A. aus der Erzählung des Grafen Joseph de Maistre: „Der Aussätzige von Aosta" („le Lèpreux d'Aosta")ersehen, deren Handlung in unseren Tagen und im Vaterlande des Verfassers, Savoyen, vor sich geht. Der reisende Arzt Schilling berichtet (in gleichem Sinne wie Häser über die Beobachtung einer aussätzigen Familie in Thüringen, a. a. O. S. 81)

Nie hat der Orient, haben Egypten und Syrien von der entsetzlichen Geißel aufzuathmen vermocht, die dort noch bis in die Gegenwart ihre Opfer fordert. Vergeblich haben Aerzte wie gelehrte Forscher Alles aufgeboten, um neben ihrem wahren Wesen auch ein untrügliches Mittel zu ihrer gänzlichen Ausrottung zu entdecken. Man hat bald in klimatischen, zu Wechselfiebern hinneigenden, man hat, wie wiederholt vorgebracht, in diätetischen Verhältnissen die Quelle jenes Uebels erblicken wollen, das gleich einem dunkeln Faden die ganze Geschichte der Menschheit durchzieht, das im finstersten Heidenthum den Cultur-

---

mehrere solche, sowohl in der Gegend von Turin als in- und außerhalb der Hospitäler Italiens wahrgenommene Erscheinungen; uns selbst ist das Auftreten der Fälle unheilbarer Elephantiasis bei Zeitgenossen in Süd- und Mitteldeutschland genau bekannt geworden, und eine drastische Bemerkung des berühmten Arztes Heim in Berlin, dem ein unglücklicher Patient in Meiningen sein Leid brieflich klagen ließ, zielte dahin, durch den Vermittler der Correspondenz, bei unrettbar bevorstehendem Hintritt des Kranken, ihm, (Heim) einen Arm oder ein sonstiges Glied des Unglücklichen für seine Sammlungen zu sichern. (Man vergleiche hierüber die bei Brockhaus in Leipzig 1835 erschienene Biographie jenes berühmten Mediziners, wo sich das Originalschreiben wörtlich abgedruckt findet.)

Um so erstaunlicher ist der Bericht Ozanam's, („Histoire médicale", II, p. 133), wo er die von ihm ausgeführten drei glücklichen Curen von Elephantiasis léonina genau darstellt, die Anwendung von Chinarinde, Calomel und Schwefelbädern, wie auch den Besuch der Bäder zu Aix in Südfrankreich rühmt. Seine Behauptung, daß die hie und da vorkommenden Albinos von den einstigen Leprösen abstammen, wagen wir nicht zu entscheiden, wohl aber müssen wir noch der Behauptung Brentano's, (in seinem Werke: „Die barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege." Mainz 1852,) Erwähnung thun. Er theilt eine von Vicomte de Walsh in dem südlich der Rhonemündung gelegenen Seebade Pornick erlebte rührende Scene mit, wo einst am trübem Abend ein Vater sein unglückliches, mit Aussatz behaftetes Kind auf seinen Armen (wegen Weigerung des Badeknechts) ins Meer hinaustrug und den Wellen entgegen gehalten habe. Zu Martigues an den Küsten der Provence sollen noch in neueren Zeiten Fälle von Lepra die Aerzte beschäftigt haben, und in der Auvergne eine Abart derselben unter dem Namen mal de St. Mein auftreten. Auch selbst im hohen Norden wird der Fortbestand der Krankheit behauptet und ihre Verbreitung vom Herzen Islands bis nach Indien, die östlichste Küste Japans und die Inseln der südlichen Hemisphäre, ja dessen Auftreten sogar in neu entdeckten Erdtheilen durch das Bestehen großer Aussatzheilanstalten nachgewiesen.

völkern wie den unstäten Nomaden anhaftete, — man hat endlich, da eine Aufklärung jener Frage auf dem Wege der Untersuchung oder Beobachtung unmöglich scheint, wenigstens den logischen Schluß ziehen wollen, daß das Auftreten anderweiter mörderischer Seuchen zu Ende des 15. Jahrhunderts, das Erscheinen des englischen Schweißes, das Nachfolgen des Petechialtyphus und einer sonstigen, die civilisirte, ja unleugbar auch die neue Welt durchziehenden heillosen Epidemie „eine kräftige Reaction der Organismen gegen die Krankheitsprozesse" hervorgerufen (!), „der bisher torpide Charakter sich in einen mehr sthenischen und die chronischen Erscheinungen in akute umgewandelt habe." — Welchen Werth können diese noch so scharfsinnigen und kühnen Hypothesen einer verhältnißmäßig kleinen Zahl gelehrter Fachmänner in den Augen der Menschheit, der Bevölkerung besitzen, die nimmer das Verlangen aufgeben wird, sich der Leiden dieser Welt, dieser Zeitlichkeit zu erwehren? — Wir vermögen uns nur den Reihen jener Gläubigen anzuschließen, die dem Unabwendbaren, wie dem Unerforschlichen gegenüber die eine Antwort besitzen: „Nichts geschieht ohne Gottes Zulassung, — durch Ihn sind wir und Alles, was irdisches Leben heißt, und zu Ihm, — durch Leiden geprüft und geläutert, — müssen wir einst zurückkehren."

II.

Folgen der Leprose, Heilanstalten, erste Spuren einer Sanitätspolizei; Aerzte und Heilkundige; Medicinalgesetze bei deutschen Völkerschaften, Wunderkuren, Aberglaube und Vorurtheile; der schwarze Tod oder das große Sterben im vierzehnten Jahrhundert, die Geißlerfahrten und Judenhetzen im Gefolge jener Seuche.

Die Verheerungen, welche die Krankheit hervorgerufen, die Sorge, ja die Furcht vor der allgemeinen Verbreitung des Uebels hatten indeß auch ihre wohlthätigen Folgen gehabt. — Wir haben der zahlreich erstehenden Siechen- und Krankenhäuser gedacht, wie der ersten ritterlichen Verbrüderung zum Behufe der Pflege armer Unglücklicher in der Heimath wie in fernen Landen; — bald sollten diesem edeln Beispiele andere folgen.

Schon im erwähnten Zeitraume der Kreuzzüge scheint namentlich in großen, an den Hauptverkehrsstraßen liegenden, volkreichen Städten eine geordnetere Krankenpflege eingetreten zu sein, und dem Templer-, dem Johanniter-, wie dem Deutschen Orden*)

---

*) Wir werden der Ordenskrankenpflege nur vorübergehend und so weit es Zusammenhang wie Nothwendigkeit, einen Ueberblick zu gewähren, erheischt, Erwähnung thun, da es ja nicht unsere Absicht ist, Beiträge zur Ordensgeschichte zu liefern, die Gewaltmaßregeln gegen die Templer und der traurige Ausgang jener Verbindung, die langwierigen Kriege, die der Johanniterorden im Interesse der europäischen Menschheit und der Civilisation geführt und die ausgedehnten Erwerbungen des Deutschordens würden allein viele Bände füllen. — Von einem Hospital des letzteren, in Nürnberg gelegen, wird bereits i. J. 1274 berichtet, daß es (trotz seiner Weitläufigkeit) an Ueberfüllung leide. (Vgl. Lang, „Regesta boica", IV. 768.)

wandten sich Gunst und Anerkennung des Volkes zu, da man sah, wie ritterliche Wärter in edelster Selbstverleugnung ihren Pflichten oblagen. — In schönem Wetteifer wurden von nun ab auch immer zahlreichere städtische Krankenhäuser gegründet, an die sich später Findelhäuser für ausgesetzte, im Laufe der verheerenden Seuchen des Zeitraums verwaiste, ja auch von heimlich entwichenen Schuldnern zurückgelassene Kinder*) anreihten.

Ferner fing man endlich an, ein gewisses Maß von Rein-

*) In Nürnberg entstand ein solches Findelhaus ums Jahr 1368, in Ulm 1386. (Vgl. Marx „Geschichte der Stadt Nürnberg", S. 457, Jäger, Ulm, 485.) Eigentliche Waisenhäuser gab es während des ersten Mittelalters in Deutschlands Städten entweder gar nicht, oder nur höchst selten. Ebenso waren Irrenhäuser erst in viel spätern Zeiten bekannt, (wie wir nachmals darthun werden), weil eben, so scheint es, das Ueberwiegen des kirchlichen Sinnes die Geistesstörungen als göttliche Strafgerichte ansah, („Quem Deus perdere vult, prius eum dementat"), denen der Mensch nicht vorgreifen dürfe. Geisteskranke suchte man nur, so weit es ging, unschädlich zu machen, in Frankfurt a. M. z. B. dadurch, daß man sie möglichst weit in ein anderes Land schaffen und dann auf freiem Felde laufen ließ, wozu in der genannten Reichs- und Wahlstadt namentlich der Mainfluß benutzt wurde! (Vergl. Kriegk, „Aerzte, Heilanstalten und Geisteskranke im mittelalterlichen Frankfurt", 1863, S. 14 ff.) Die Anschauungs- und Auffassungsweise des ganzen Zeitalters war in Bezug auf Geistesstörungen eine von der unsrigen völlig verschiedene. Wir sehen dies am besten, wenn wir einzelne Arten derselben, wie z. B. die Lykanthropie, „den Wahn, der die Verwandlung von Menschen in Thiere für möglich hielt," näher ins Auge fassen. Lange Zeiten z. B. erhielt sich der Glaube, ja die förmliche Verfolgungssucht der sog. „Werwölfe", demgemäß manche Leute sich vermöge einer Hexensalbe zeitweise in Wölfe verwandeln konnten, welche Kinder raubten und zerfleischten, mit wirklichen Thieren sich vermischten u. s. w. Ganz unschuldige Menschen, von Bosheit oder Rache Einzelner verdächtigt, wurden förmlich verfolgt, öfters, wie namentlich im nördlichen Deutschland, verbrannt. Vgl. Häser a. a. O. S. 169 ff.

Eine andere Abart der Seelenstörung war die sog. „Tanzwuth", deren erstes Auftreten in der Dessauer Gegend im Jahre 1021 berichtet wird und zu Zeiten in schrecklichem Maße sich verbreitete, ja nach einzelnen Angaben in den sog. Springprozessionen zu Echternach u. a. O. bis in unsere Tage gewissermassen fortleben soll. Allerdings erklärt die Kirche wiederholt die Veitstänze und ähnliche Erscheinungen für Folge Besessenseins durch den Teufel, aber nirgends nimmt man staatliche Vorkehrungen zur Heilung jenes Geistes- oder Gemüthsleidens wahr.

lichkeit im Bereiche der städtischen Mauern einzuführen. Man begann, einzelne Straßen wenigstens, zu pflastern, dem altherkömmlichen, ungeheuern Schmutz verursachenden Lustwandeln der Hausthiere in denselben zu steuern. Weit wirksamer aber noch wurde in manchen Orten durch Anstellung weltlicher Stadt- und Wundärzte wie einzelner Apotheker der Gesundheitspflege Rechnung getragen.

Wie schon Eingangs angedeutet, war von den Urzeiten bis in die ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung hinein die Heilkunde in Deutschland wie im größern Theile Europas Sache der Erfahrung oder experimentirenden Tastens gewesen. Als das Römerreich den Streichen andringender Germanen erlag und Italien Zankapfel deutscher Völker geworden, hatten verändertes Klima und Lebensweise, neue, den einfachen Menschen ungewohnte Genüsse bis dahin unbekannte Uebel und Krankheiten in die Reihen der Eroberer gebracht, gegen welche die Priester, bei denen sonst die Leidenden Zuflucht gesucht, keine Hülfe wußten. Insbesondere hatte die im 6. Jahrhundert auf der apenninischen Halbinsel grassirende Leistenpest entsetzliche Verheerungen angerichtet, von denen man sich einen Begriff machen kann, wenn man vernimmt, daß, als 590, auf Anordnung St. Gregor's, in Rom eine siebenfache Litaney abgehalten ward, im Verlauf einer Stunde achtzig der Anwesenden, während sie um Abwendung der Krankheit flehten, von derselben ergriffen und in der Kirche selbst den Geist aufgaben*). Weit mehr als die Italiener litten die Deutschen, und so zwang denn unabwendbare Nothwendigkeit die Ostgothen, bei den Besiegten Hülfe zu suchen und bei diesen bestehende Einrichtungen auf ihren neu begründeten Staat zu übertragen. Das Reich wurde in gewisse Bezirke getheilt, über deren Umfang und Grenzen wir freilich nicht belehrt werden. Einem jeden stand jedoch ein Oberarzt vor, dem die Aerzte seines Bezirks zu über-

*) Vgl. Paul: Diac. II, 4. III, 24.

wachen oblag. Ein sog. comes archiatrorum führte Aufsicht über das Medizinalwesen des ganzen Reichs und hatte damit eine der höchsten Staatswürden inne. Unbeschränkter Zutritt beim Könige steht ihm zu; er darf dem Monarchen Fasten auferlegen und hat über ihn eine solche Macht, wie dieser nicht hat über die Andern*). Die von Theodorich getroffenen Einrichtungen adoptirten auch die Longobarden und erweiterten dieselben ferner noch; das edictum Rotharis weist wenigstens dem Arzte in gewissen Fällen eine begutachtende Stellung vor Gericht an und erwähnt seines Honorars, obwohl es dessen Höhe nicht angiebt**).

Wenn so Ostgothen und Longobarden Einrichtungen der Römer adoptirten und ihren Sitten und Bedürfnissen anpaßten***), so

*) Das Anstellungsdecret ist uns in Cassiodori Variarum, lib. VI, 19 erhalten. Es heißt dort: „a praesenti tempore Comitivae archiatrorum honore te decoramus, ut inter salutis magistros solus habearis eximius et omnes judicio tuo cedant, qui se ambitu mutuae contentionis excruciant. Esto arbiter artis egregiae, eorumque distingue conflictus, quos judicare solus solebat affectus. In ipsis aegros curas, si contentiones noxias prudenter abscindis. Magnum munus est, subditos habere prudentes et inter illos honorabilem fieri, quos reverentur ceteri. Visitatio tua sospitas sit aegrotantium, refectio debilium, spes certa fessorum. Requirant rudes, quos visitant, aegrotantes, si dolor cessavit, si somnus affuerit. De suo vero languore te aegrotus interroget audiatque a te verius, quod ipse patitur. Habetis et vos certe verissimos testes, quod interrogare possitis, perito siquidem archiatro venarum pulsus enuntiat, quid intus natura patiatur. Offeruntur etiam oculis urinae, ut facilius sit vocem clamantis non advertere, quam hujusmodi minime signa sentire. Indulge te quoque palatio nostro; habeto fiduciam ingrediendi, quae magnis solet pretiis comparari. Nam licet alii subjecto jure serviant, tu rerum domino studio praestantis observa. Fas est tibi nos fatigare jejuniis: fas est contra nostrum sentire desiderium et in locum beneficii dictare, quod nos ad gaudia salutis excruciet. Talem tibi denique licentiam nostri esse cognoscis, qualem nos habere non probamur in caeteros.“

**) Vgl. Edictum Rotharis, 78, 79, 81, 83, 84, 89, 94, 96, 101, 102 bis 128 und 339 in Walter, „Corp. juris Germanici antiqui,“ Berlin 1824.

***) Es fanden sich indessen auch Unterschiede, denn bei den Ostgothen gehörten angeblich die Aerzte sämmtlich (?) dem geistlichen Stande an. So war der Leibchirurg des Königs Theodorich, der denselben überall hin begleitete, Rusticus Elpidius mit Namen, zugleich Diaconus des Kirchensprengels von Lyon. Vgl. Gründer, „Geschichte der Chirurgie“, Breslau 1865, S. 217.

hätte man auch einen weitern Einfluß auf das deutsche Mutterland oder wenigstens die andern germanischen Stämme erwarten dürfen, die sich im Verlauf der Völkerwanderung dem Süden zugewandt. Aber dem ist nicht also, im Gegentheil, wir gewahren den ärztlichen Stand sogar mit Geringschätzung, mit Mißachtung behandelt.

Bei den Westgothen z. B., denen längerer Bestand ihres Reiches in Gallien und Spanien Berührung mit den Römern und später den Arabern günstige Gelegenheit bot, von Fremden zu zu lernen, finden wir kaum einen nennenswerthen Fortschritt in Bezug auf den Handel mit Giften und denjenigen Mitteln, welche noch unsere heutige Legislatur streng verbietet*), aber andererseits legen die Gesetze der Ausübung der Heilkunde Hindernisse in den Weg, die wol Viele abschrecken konnten, sich dem ärztlichen Berufe zu widmen**). Man höre:

1) „Kein Arzt unterstehe sich ohne Gegenwart des Vaters, der Mutter, des Bruders, des Sohnes, des Oheims oder irgend eines Anverwandten einem freigebornen***) Weibe zur Ader zu lassen. Sobald der Fall eintritt, daß die obbezeichneten Personen nicht zugegen, möge er entweder im Beisein achtbarer Nachbarn oder Sclaven oder geeigneter Mägde, gemäß der Beschaffenheit der Krankheit, verordnen, was er für rathsam erkennt. Wenn er sich anders zu verfahren unterstanden, so ist er gezwungen, den Verwandten oder Gatten zehn solidos†) zu zahlen" — („quia difficillimum non est, ut sub tali accasione ludibrium interdum adhaerescat".) —

*) Vgl. „Leges Visigothorum", lib. VI., tit. 2 und 3 Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich, Berlin den 15. Mai 1871, §§ 218—220.

**) „Leges Visigothor.", lib. XI., tit. 1.

***) Bei Gründer a. a. O., S. 216, findet sich übersetzt: Einem edlen Weibe oder Mädchen.

†) „Decem solidos", wol am besten zu übersetzen mit dem Wort „Goldschillingen". Schon das römische Recht und nach ihm das alte deutsche Recht bemißt bekanntlich die Strafen nach Solidis, einer Münze, welche von Constantin an die Stelle des alten aureus imperatorius gesetzt wurde. Ein

2) Sobald Grafen, Tribunen, Richter oder Gutsverwalter ins Gefängniß geworfen werden, so unterstehe sich kein Arzt ohne den Gefangenwärter einzutreten, damit sich jene nicht aus Furcht wegen ihrer Schuld bei ihm nach einem Todesmittel erkundigen, denn wenn jenen von dem Arzte selbst ein todbringendes Mittel verschafft worden, so leidet die öffentliche Wohlfahrt darunter. Wenn ein Arzt dies gewagt hat, so empfange er Urtheil und Strafe.

3) Wenn Jemand den Arzt zu einem Vertrage für Besuch eines Kranken oder Heilung einer Wunde aufgefordert, so soll der Arzt, sobald er die Wunde gesehen oder das Leiden erkannt, sogleich, unter Abschluß des Vertrags, unter Cautionsleistung den Kranken übernehmen.

4) Wenn ein Arzt vertragsmäßige Heilung eines Kranken übernommen, soll er denselben, nachdem die Caution freigegeben, zur Gesundheit zurückführen. Wenn jedoch die Gefahr des Todes eingetreten, soll er den Lohn des Vertrags durchaus nicht fordern, und darüber soll von keiner der beiden Parteien eine Klage angestrengt werden.

5) Wenn ein Arzt eine Staaroperation (hypocisma) vollzogen

---

solcher solidus aureus wog an $85^{5}/_{8}$ bis $87^{3}/_{4}$ Gran und zerfiel in Stücke von $^{1}/_{2}$ semisses, von $^{1}/_{3}$ tremisses und $^{1}/_{4}$ quadrantes. Da ihn jedoch die merovingischen Könige etwas schwerer prägen ließen, so erscheint sein Werth schwankend. — Die Franken rechneten ihn zu 40 Pfennigen, was, den Pfennig zu $10^{11}/_{16}$ Kreuzer angesetzt, ungefähr 6 Gld. 51 Kzr. oder 3 Thlr. $27^{1}/_{2}$ Sgr. ergeben würde. Bei Gründer a. a. O., S. 216, finden wir die originelle Berechnung von „fünf Solidis zu $1^{3}/_{5}$ Sgr. für eine Operation des grauen Staars (hypocisma)" angesetzt! — Bemerkt muß noch werden, daß König Pipin von Heristal ganz aufhörte Goldschillinge zu schlagen, und Carl d. Gr. verordnete deshalb i. J. 801, daß die Bußen des salischen Gesetzes fortan in Silber bezahlt würden, so daß je ein Silberschilling an Stelle eines Goldschillings treten solle. Der karolingische Silberschilling (solidus) zerfiel in 12 Pfennige (denarii) zu einem Werthe von $10^{17}/_{16}$ Kreuzer, woraus sich der Schilling auf nahezu 2 Gld. 3Kzr. oder $1^{1}/_{6}$ Thlr. unseres Geldes berechnet.

und das schwache Auge zur frühern Gesundheit gebracht, so soll er für seine Wohlthat fünf Schillinge erhalten*).

6) Wenn ein Arzt einen Lehrling angenommen, soll er für seine Wohlthat zwölf Schillinge erhalten.

8) Niemand soll einen Arzt ungehört ins Gefängniß werfen, ausgenommen bei Anklage auf Mord. Für seine Schulden soll er jedoch unter der Gewalt des Bürgen stehn."

Wir finden aber außerdem noch folgendes höchst bedeutungsvolle, an das germanische „Wergeld" gemahnende Gesetz:

„Wenn ein Arzt einem Edeln und Freigebornen durch einen Aderlaß Schaden zugefügt, so soll Jener hundert Solidos entrichten: stirbt aber der Freie oder Edle nach der Operation, so soll der Arzt den Verwandten ausgeliefert werden, die nun mit ihm machen können, was sie wollen. Hat aber der Arzt einen Hörigen, (Unfreien) auf diese Weise geschädigt, oder dessen Tod verursacht, so soll er gehalten werden, den Leibeigenen wieder zu ersetzen."

Auch bei andern deutschen Völkerschaften, den Bajuvariern, Saliern, Ripuariern u. a., athmen die Medizinalgesetze, wenn wir dieselben überhaupt so nennen dürfen, den gleichen Geist des Mißtrauens und der Geringschätzung. Uebereinstimmend geben unsere besten Quellenschriftsteller Züge aus jenem Zeitalter zu vernehmen, die uns nur mit dem aufrichtigsten Bedauern erfüllen können. So wird berichtet, wie ein König, Gram geheißen, bei einer fürstlichen Hochzeit unerkannt zu bleiben wünscht, sich in die schlechtesten Kleider hüllt und für einen Arzt ausgiebt, um am untersten Ende der Tafel Platz zu nehmen**).

Besser bestellt im Punkte öffentlichen Ansehens der Aerzte und Glaubens an ihre Fähigkeit ist es bei den Alemannen, wo in Rechts-

*) Man vergleiche diese bereits erwähnte Stelle auch bei Gründer, „Geschichte der Chirurgie', S. 216, wo der Werth des Honorars für die Staaroperation auf „$1^{5}/_{6}$ Silbergroschen" angegeben wird.

**) Vgl. Sprengel a. a. O. Gründer a. a. O., S. 216. Häser, „Lehrbuch der Gesch. der Medicin", Jena 1845, S. 185.

sachen von ihrem Gutachten das Urtheil abhängt*), bei den Longobarden, wo derjenige, der, sei es im Streit oder Unbedacht, einen Andern am Leibe schädigt, selber für Herbeischaffung chirurgischer Hülfe sorgen und das Honorar für Behandlung oder Heilung nach Urtheil Sachverständiger bezahlen muß, wogegen zeitgenössische Berichte von annähernd gänzlicher Unwissenheit in Sachen der Heilkunde bei den Franken zu reden wissen**), obwohl diese letzteren bei den fürchterlichen Krankheiten, die im sechsten Jahrhundert ihr Land heimsuchten, Grund genug gehabt hätten, sich mit allem Ernst und Fleiß auf Erwerbung medizinischer Kenntnisse zu verlegen. Ruhr und „Pest" rafften die unglücklichen Einwohner hinweg und verschonten selbst deren Hausthiere nicht, von denen in einzelnen Landstrecken kaum ein Stück übrig blieb***).

Von Schreck befallen, flüchtete man aus den Städten auf das platte Land und trug hierdurch nur dazu bei, die Seuche in bisher verschonte Gegenden einzuschleppen. Da in der größten Noth keine Hülfe zu erlangen war, so suchte, — ja fand angeblich sogar das gläubige Volk Heilungen, die ihm die Wissenschaft nicht zu gewähren wußte, in Bitt- und Bettagen, Fasten und Kasteiungen, welche die von der Vorsehung verhängte schwere

*) Vgl. „Leges Alamannorum", tit. 59, c. 5: „Si autem ipsum os medicus perdit et non potest eum praesentare, tunc duos testes adhibeat, qui hoc vidissent, quod de illa plaga os tulisset, aut ille medicus hoc comprobet, quod verum fuisset, quod de ipsa plaga os tulisset", ferner C. 6: „Si autem testa transcapolata fuerit, ita ut cervella appareat, ut medicus cum pinna aut cum fanone cervellam tangat, cum XII. sol. componat." — C. 7: „Si autem ex ipsa plaga cervella exierit, sicut solet contingere, ut medicus cum medicamento aut sirico (Charpie) stupavit et postea sanavit, et hoc probatum fuerit, quod verum est, cum XL sol. componat." — Auch bei gerichtlichen Untersuchungen, wo es sich um Obduction weiblicher Leichname handelt, erscheinen die Aerzte als Sachverständige. Vergl. „Leges Saliorum", tit. 75: „Si quis mulierem gravidam occiderit, sol. DC culpabilis judicetur" u. s. w. u. s. w. Nur ein Arzt konnte auch das Nachfolgende, worauf die Gesetzesstelle hinweist, feststellen.

**) Vergl. Gregor von Tours, „Gesch. der Franken", VI. 31, 44, X. 30.

***) Ebendaselbst.

Fügung besänftigt haben sollten, während man auch noch die Fürbitte der Heiligen anrief*).

Eine ganze Reihe von „Wundern“ knüpft sich an jene merkwürdigen Ereignisse, denn nicht allein zur Zeit der Epidemie gewährte die Kirche oder vielmehr der innige, unerschütterliche Glaube den Bedrängten Zuflucht, es wurden auch Fälle kund, wo dem Einzelnen, inmitten unheilbarer Leiden, auf gleiche Weise geholfen ward. Freilich gehört Manches, was wir aus jenem Zeitraume vernehmen, in das Gebiet des völlig Unglaublichen, und wir müssen nur das Zutrauen der Völker jener Periode bewundern, das, von Götzendienerei gewiß fern, Seelenheil wie Körperheilung allein von der Gnade und Barmherzigkeit des Himmels und durch deren Vertreter, die Priester der Kirche, erwartete.

Hohen Ruf z. B. genoß insbesondere die Heilkraft des Oels der Lampe des heiligen Martin von Tours, das Blinden die Sehkraft, Tauben das Gehör, Stummen die Sprache wiedergab und selbst den Säulenheiligen Wulfilach „von den Blattern“ befreite**). Nicht minder berühmt war die Wundergabe des heiligen Hospitius, der einem Taubstummen geweihtes Oel auf den Scheitel und in den Mund goß und so sein Leiden hob, Blinde sehend machte und böse Geister zu bannen wußte***). — Gleichschwierige „Wunderkuren“ verrichtete der heilige Liborius, Bischof von Mans bei Paris, dessen Gebeine, die nachmals nach Paderborn gebracht, als wirksames Mittel gegen Steinbeschwerden ausgegeben wurden und nachmals im Verlauf des dreißigjährigen Krieges Veranlassung zu vielfachem Aergerniß abgaben†).

*) Vgl. Gregor von Tours a. a. O., II. 13, 37, IV. 16, V. 6, VIII. 15.

**) Ebendaselbst.

***) Gregor von Tours a. a. O., VI. 6. Die heilige Hildegard, Aebtissin auf dem Rupertsberge bei Bingen, († 1180,) rühmte sich in ihrem noch vorhandenen Briefwechsel, das gemeine Farrenkraut gegen alle Arten Teufelskünste, **den Hering gegen die Krätze,** sowie Mückenasche gegen alle Ausschläge mit Erfolg angewandt zu haben

†) Vgl. des Verfassers historische Darstellung: „Ernest Graf zu Mansfeld“, Anmerkung, S. 396.

Weniger abenteuerlich oder auf frommem Wahne beruhend erscheinen die, vermöge Handauflegens einzelner, im Geruch der Heiligkeit stehenden Männer, — (die muthmaßlich magnetische Kraft besaßen,) bewirkten Heilungen, wie z. B. diejenigen, welche Bischof Nicetius von Lyon und der heilige Aredius gegen Zahnschmerz vollbrachten*).

Neben diesen Wunderthätern tauchten aber bereits auch Charlatane und Betrüger auf und riefen durch schamlose Mißbräuche Maßnahmen der Obrigkeit hervor. Unter ihnen nennen wir einen gewissen Desiderius von Tours, der ums Jahr 587 angab, er könne Wunder thun. Gichtbrüchige und sonst Gebrechliche ließ er von seinen Gehülfen an Händen und Füßen ergreifen und nach verschiedenen Richtungen hin ausrecken, so daß man meinte, die Sehnen müßten zerreißen. Hier schritt die Geistlichkeit ein, auf deren Betrieb auch im Jahre 591 ein derartiger „Heilkünstler" hingerichtet wurde, in dessen Gefolge sich ein Weib mit Namen Maria befand, welches gleichfalls vermöge Handauflegens (magnetische) Kuren bewirkt hatte.

So sah man damals Unglauben, Unwissenheit und Aberglauben in merkwürdiger Weise verbunden. Man verbot den Handel mit Geheimmitteln, belegte die Waaren der umherwandernden Charlatane mit Beschlag und warf Kräuter, Wurzeln, Maulwurfszähne, Mäuseknochen und Bärenfett ununtersucht ins Wasser, während andererseits bereits sog. Amulete und Reliquien „als wunderthätig" notorisch von der Geistlichkeit verschenkt und noch weit öfter gegen baares Geld verkauft wurden. — Schon damals geriethen bereits alte Frauen und Matronen in den Verdacht der Zauberei, und bereits 584 verurtheilten Fanatiker eine Anzahl dieser Unglücklichen zum Feuertode, auf die Beschuldigung hin, die Pest hervorgerufen zu haben**).

---

*) Gregor von Tours a. a. O., X. 25, IX. 6.

**) Bekanntlich hatten sich in der vorchristlichen Zeit bei den keltischen Volksstämmen, Germanen, Galliern und Britanniern, außer den Priestern

Kaum verkennbar ist der Einfluß der Priesterschaft, welche in dem unheimlichen Treiben jener Kräuterfrauen und sog. „Zauberinnen" offenbar einen Zug des Heidenthums erblickte, den man mit der Wurzel auszurotten sich berufen fühlte. Noch scheint die Geistlichkeit sich nicht in dem Maße der ärztlichen Praxis bemächtigt zu haben, wie dies in der nachfolgenden Periode vorkam, denn noch immer erscheinen neben einzelnen Fällen von Einfluß und hoher Auszeichnung der Mediziner auch Akte der Geringschätzung und Härte.

Bei den Franken z. B. treten im hier gedachten Zeitraume Oberärzte und Leibärzte der Könige auf. Hochberühmt ist z. B. der Oberarzt Reoval*), der in der Untersuchung der Chrodielde

---

auch Frauen (Alraunen) mit Ausübung von Curen befaßt. — Jene Priester hießen, wie man weiß, Druiden; unsere Sprache versteht unter Druiden Weiber, die sich mit Kräutersammeln, Kochen, Zubereiten von Heiltränken und Curen befassen. Bei Grimm, „Wörterbuch der deutschen Sprache", II, 1453 ff., findet sich eine längere Besprechung derselben. Der Sage nach sollten sie böse, als alte, in Waldlöchern hausende Weiber erscheinen, häßlich anzuschauen, mit kurzen grauen Haaren. — Ursprünglich als gute, wohlwollende Geister angesehen, schrieb man ihnen später übernatürliche Kräfte zu, gab ihnen schuld, Vieh wie Menschen behexen, Schlafende quälen und Kinder auf unsichtbare Weise drosseln zu können; ungefähr die gleiche Bezeichnung giebt das Wort „Alraun", „Alraundelberin", bei Grimm, „Wörterbuch," I 346. Ueber Amulete vgl. Gründer a. a. O., S. 109.

Uns selbst will der von Grimm a. a. O. bezweifelte Zusammenhang der Druden mit den Druiden nicht unglaubhaft erscheinen, obwohl zugegeben wird, daß man jene „Waldfrauen" ursprünglich mit den Walkyren identifizirt. Bekanntlich versahen die Druiden den Gottesdienst in den Wäldern und am Fuße geheiligter Eichen. Plinius sagt: Lib XXX 1: „Druidas eorum, et hoc genus vatum medicorumque", und . . . sie sollen die überaus heilig gehaltenen Eichnüsse als Mittel wider Unfruchtbarkeit und gegen Vergiftung benutzt haben. Auch die Alraunswurzel stand durch sie als Heilmittel in großem Ansehen. Caesar, de bello gallico, Lib. VI., cap. 14 und 16, behauptet, daß die Druiden außer der Stern- und Erdkunde, dem religiösen Cultus, auch die Naturkunde eifrig betrieben, und daß dieselben bei Krankheiten, in Kriegen und andern Gefahren Menschenopfer nicht gescheut hätten, oder geloben mußten, solches zu thun („ob eam causam qui sunt affecti gravioribus morbis — ad ea sacrificia Druidibus utuntur").

*) Gregor von Tours, X. 15.

gegen die Aebtissin von Poitiers als Sachverständiger fungirt, ferner Petrus, Leibarzt des Frankenkönigs Theodorich, welcher mit Protadius im königlichen Zelte beim Brettspiele befangen, wie die wüthende Menge hereinstürmt und den ihr verhaßten major domus erschlägt*).

Dagegen vernehmen wir, wie man noch immer die Aerzte für den Erfolg der Kuren verantwortlich macht und unter Umständen selbst ohne jede rechtliche Prozedur, kurzer Hand am Leben bestraft. Marileif, der Oberarzt König Chilperichs, wird gegeißelt, seines Eigenthums beraubt und der Kirche als Leibeigener übergeben**), und wie gefahrvoll die Behandlung königlicher Patienten, beweist nur allzudeutlich der grausame Tod der Hofmedici Nikolaus und Donatius im Jahre 580. Als nämlich Austrichilde, Gattin König Gunthram's von Burgund, an der um diese Zeit in ganz Frankreich herrschenden Ruhr erkrankt war, haben die von ihnen verordneten Mittel keine Wirkung. Die Königin, von sicherer Todesahnung durchdrungen, spricht zu ihrem Gemahl: „Ich hätte länger leben können, wenn ich nicht durch die Hand verruchter Aerzte, deren Arzeneien mir alle Lebenskraft geraubt, umkäme. Damit mein Tod nicht unbestraft bleibe, so schwöre mir, sie enthaupten zu lassen!" Ihren Wunsch erfüllt der trauernde Witwer aufs pünktlichste, und es hilft freilich wenig, wenn der fromme Gregor, — unser Gewährsmann, — hinzufügt: „daß der König ein schweres Unrecht beging, sieht wol jeder Vernünftige ein"***).

Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß es bereits in jenem

---

*) Fredegar. Schol. chron. 27.

**) Vgl. „Gregor von Tours", V. 35, Hecker, „Geschichte der Heilkunde," II. S. 149 ff., citirt, vermuthlich in anderweiter Ausgabe, C. 36, p. 344. Vgl. daselbst auch den von uns unmittelbar zuvor erwähnten Fall. (Es findet sich bei Hecker die Schreibart: „Mareleif". nach Fredegar. Schol. Chronic. C. 17, p. 748.)

***) „Gregor von Tours", V. 35. Hecker, „Geschichte der Heilkunde", II. S. 149.

Zeitraume Klöster gegeben haben soll, wo eine gewisse Vorbildung in der Heilkunde ertheilt ward. Lernbegierige scheinen als Famuli bei tüchtigen Aerzten in die Lehre getreten zu sein, eine medizinische Schule zu Byzanz ward ebenfalls eifrig besucht, und von dem schon oberwähnten Reoval steht fest, daß er dort seine Kenntnisse und nicht unbedeutende Fähigkeit im Operiren erlangt hatte*). Die Manipulationen der niederen Chirurgie, Aderlässe u. s. w. sind den Wundärzten bereits geläufig. Bei Krankheiten der inneren Organe erscheint öfters schon die Anwendung einzelner Giftarten, jedoch nicht mit Erfolg, da die Forschung noch nicht auf dem Standpunkte angelangt war, auch den entgegengesetzten Einfluß genau zu ermessen, ein Umstand, der Mißtrauen und Mißachtung gegen die Aerzte im Volke nur vermehren konnte. — Handel und Gebrauch von Giften war indessen bereits so allgemein geworden, daß demselben kaum zu steuern war. Man vergiftete Geschosse wie Dolchklingen, um seinem Feinde im Falle leichter Verwundung wenigstens ein tödtliches Siechthum zu bringen**).

Sehr beliebte Heilmittel waren Wermuth und Aloe. Letzterer namentlich gegen Magenbeschwerden angewandt, wurde von Schlemmern auch öfters in ähnlicher Weise benützt, wie in Roms üppigster Kaiserzeit, um neue Eßlust herbeizuführen.

Wie sehr das Verlangen nach nahrhafter Speise sein Recht bei unseren Altvordern ausübte, während man Rath und Warnungen der Aerzte verlachte, sehen wir noch deutlich an Carl dem Großen, der die Heilkundigen persönlich haßte***), in Krankheiten dem

*) Vgl. „Gregor von Tours", V. C. 34, wo von einer Exstirpation die Rede, wie sie allerdings im Orient gäng und gäbe.

**) „Gregor von Tours", VIII. 29.

***) Der große Kaiser forderte demunerachtet die heranwachsende Generation geradezu auf, die medizinischen Schulen zu besuchen. Vgl. Capitulare primum anni DCCCV. De compoto, ut veraciter discant omnes. De medicinali arte, ut infantes hanc discere mittantur. Bekannt ist, daß die Aerzte dem Monarchen verboten, Braten zu essen, Alcuin ep. 67. 101, p. 94, 150 (Opp.

eigenen Gutdünken folgte und bei alledem und alledem auf Errichtung ärztlicher Schulen, Veranstaltung gelehrter Discussionen über Streitfragen medizinischen Inhalts gewissenhaft Sorge trug.

Auch in anderen Zweigen der Heilswissenschaften erfolgten Fortschritte. Wir wissen z. B. von der Kaiserin Hildegart, Gemahlin Ludwig's des Frommen, daß sie diesem Letzteren zwei Söhne gab, deren erster unmittelbar nach der Geburt verstarb, während der zweite nur durch die Kunst der Aerzte Leben und Gesundheit erhielt.

Wann dagegen die Praxis in die Hände des Clerus überging, dürfte schwer festzustellen sein. Ohne Zweifel haben die von Carl d. Gr. gegründeten Gelehrtenschulen die erste Grundlage gebildet, und es dürfte die Behauptung eines gelehrten Forschers, (Sprengel a. a. O., II, 474,), wonach Mönche bereits mit dem 6. Jahrhundert „fast ausschließlich" die Arzneikunde betrieben, durch die hier weiter oben erwähnten, historisch feststehenden Thatsachen widerlegt sein.

Mit Ludwig des Frommen Tode zerfiel das Frankenreich, und es dauerte lange, bis sich eine neue Ordnung constituirte.

---

vol. I. fol. Ratisbon, 1777. Launoy C. 3, p. 9) ihm dagegen anempfahlen, sich mit gekochtem Fleische zu begnügen. Lieber suchte er sich durch Hunger zu curiren, was nach Ansicht seines Biographen, des edlen Einhardt, des Kaisers Tod herbeiführte. Vgl. Einhardi, „vita Caroli Magni". C. 22. Petrarchae rer. senil. lib. 5, ep. 4, p. 799. Einhardt liefert ein Verzeichniß von Arzneimitteln, die zu jener Zeit besonders gangbar waren. Man findet darunter Rheum rhaponticum (reopontinum), Cynanchum vincetoxicum (vincatossica), Oxalis acetosella (alleluja), Erythraea Centaureum (centaria) u. s. f. Auch wurden auf Befehl des Kaisers in den Klostergärten, (wie schon Eingangs erwähnt,) Arzeneigewächse gezogen, wie z. B. Meerzwiebel (squilla), Liebstöckel (levisticum), Bachmünze (mentactrum). Vgl. Commentatio rerum francor., or. 2, p. 980. Antons „Geschichte der deutschen Landwirthschaft", I. p. 175 ff.

Ueber die gelehrten Discussionen an Carl's Hofe vergl. „Alcuin carm." 221, p. 228, Vol. 2.

„Accurunt medici mox Hippokratica tecta;
hic venas fundit, herbas hic miscet in olla.
Ille coquit pultes, alter sed pocula praefert."

Juden, Araber und nestorianische Mönche, Byzantiner überhaupt, hatten sich hohen Ruhm erworben, obgleich die meisten mehr Vertrauen auf Astrologie und Zaubermittel, als auf wissenschaftliche Forschung setzten, daher auch aus der Gemeinschaft der Kirche gestoßen wurden.

Vielleicht erst das Erblühen der gelehrten Schule im berühmten Kloster auf dem Monte Cassino durch den heiligen Benedikt von Nursia*) mag den begonnenen Fortschritt wieder erweckt und gefördert, den Bestrebungen gelehrter und menschenfreundlicher Priester Vorschub geleistet haben.

Zwar hatten mehrere Päpste, wie schon Alexander III. und Honorius III., vornehmlich aus tiefer Abneigung gegen alles nicht rein theologische Studium, (weshalb sie ja bekanntlich auch das des römischen Rechts den Clerikern wehrten,) den Weltpriestern und entschiedener noch den Mönchen jede Beschäftigung mit der Heilkunst untersagt, allein der Drang der Zeiten, wiederholte Epidemien, das Dahinsterben so vieler Tausende sowohl auf Kriegszügen wie im Frieden, hatte Durchführung jenes Verbots so schwierig gemacht, daß die Nachfolger der erwähnten Apostelfürsten bald nach Mitte des 13. Jahrhunderts freiwillig auf dieselbe verzichteten**), um so mehr, als wiederholt Fälle vorkamen,

---

*) Wir behalten uns vor, später über diese Anstalt uns ausführlicher zu verbreiten.

**) Nachdem seit dem 12. Jahrhundert Verbot auf Verbot Seitens der Päpste gegen das Practiciren der Geistlichkeit erfolgt, dann nur auf den höheren Clerus und auf das Practiciren um Lohn beschränkt worden, (so auf dem Concil in Reims, 1131, und dem Lateranischen Concil, 1139, unter Innocenz II.,) wurden jene Bestimmungen im Verlauf der Zeit mehrfach abgeändert, (so z. B. von Innocenz IV. auf dem Concil zu Le Mans). Erst nach Mitte des 13. Jahrhunderts duldete die Curie die Medizin als akademische Wissenschaft und Nikolaus III. organisirte endlich 1280 selbst den Lehrcursus der Medizin für Geistliche. Vergl. Aigrefeuille, „Hist. ecclesiast. de l'universit. de Montpellier", II. p. 343, 344, 387, 362. Gründer, „Gesch. d. Chirurgie", 252.

daß Beichtväter auch gleichzeitig Leibärzte der Fürsten und Herren waren*).

Daß neben den Geistlichen zuerst Juden als Aerzte aufgetreten und sehr bald gesucht wurden, rührte hauptsächlich daher, daß der Ausschluß von allen Staatsämtern und Lehrstellen diejenigen israelitischen Jünglinge, die keinen Beruf zum Handel in sich verspürten, dem Studium der Medicin zuführte, wozu noch kam, daß die tiefen Einsichten der Arabisten in der Heilkunde zuerst durch Juden für das Abendland verwerthet wurden. — Um deswillen auch genossen dieselben, (obwohl auf den beiden berühmten Lehranstalten zu Salerno und Montpellier, wie auf den verschiedenen medizinischen Schulen in Spanien sicher nur in der Minderzahl Juden ausgebildet wurden,) nicht allein in Deutschland, sondern in ganz Europa als Aerzte eines außerordentlichen Rufes. Noch bis ins sechzehnte Jahrhundert gab es nur wenige Fürsten, die nicht einen jüdischen Leibarzt gehabt hätten. Noch König Franz I. von Frankreich erbat sich einen solchen von Kaiser Carl V.**), und auch in den übrigen Schichten der Gesellschaft blieben die israelitischen Mediziner auch dann noch lange in hohem Ansehen, nachdem christliche Laien Studium und Ausübung der Heilkunde zu ihrem Lebensberufe gewählt. Demuneracht et kamen jedoch bei geistlichen und jüdischen Aerzten noch befremdende Dinge und selbst Monstrositäten vor.

Noch immer gab es unter den Ersteren eine große Anzahl, welche in Geist und Wesenheit der Heilkunde nicht eingedrungen, deren Ausübung eben nur als ein Werk der Nächstenliebe und Barmherzigkeit, als eine Pflicht ihres religiösen Standes auffaßten. Aus Einfalt, Aberglauben und geistiger Trägheit sicher

---

*) Vgl. Henschel, „Gesch. der Medizin in Schlesien", S. 86, unter Rückbeziehung auf Close, Von Breslau. Dok. Gesch. II. 1. p. 6, 7.

**) Der Leibarzt Carl V. war übrigens ein thüringer Landsmann, Dr. Petrus Arianus aus Erfurt. Vgl. Hartung's „Häuserchronik von Erfurt", S. 228.

nicht allein, sondern gewiß weit mehr um der Schwierigkeit halber, weit entfernte Lehranstalten zu besuchen, ließ jene Majorität die Ursachen menschlicher Leiden ebenso unerforscht, als die natürlichen Heilmittel zu deren Hebung! — Nur zu Gebeten, Berührung der Reliquien frommer Märtyrer, zum Weihwasser, zum Genuß des heiligen Abendmahls und zum Salböle nahmen sie ihre Zuflucht!*)

Wer die Wunderkuren alle, die in jenen Tagen an den Gräbern der Märtyrer und durch Hülfe ihrer Reliquien von Klosterbrüdern wie Weltgeistlichen verrichtet wurden, aufzeichnen wollte, würde Folianten mit dem Bericht von Thatsachen anfüllen, die ebensowohl ein wahrhaft christliches gläubiges Gemüth wie den Freund der Forschung und den Denker mit Entrüstung oder Bedauern erfüllen müssen.

Die Kuren am Grabe der heiligen Ida, der Gemahlin Egbert's, im neunten Jahrhundert und des heiligen Martin von Tours, die Kuren Johanns, Bischofs von Haguald, die gewisse Hülfe, die man von der Asche des heiligen Deusdedit zu Benevent gegen alle Arten der Wechselfieber erwartete, die Kur des Papstes Stephan III. im Kloster St. Denys durch Vermittelung der Apostel Petrus und Paulus, die Kuren, die der heilige Veit an mehreren deutschen Kaisern, namentlich an Otto d. Gr., verrichtete, mögen nur als vereinzelte Beispiele unter einer ganzen Fluth ähnlicher, dem Bereiche der sog. „Wunder" zugezählten Vorfälle gelten. Auch fehlt es nicht an den achtbarsten Stimmen, welche uns berichten, „daß die Mönche sich der nämlichen Mittel zur Hebung der Krankheiten und derselben Lehren bedienten, wenn ihre Kur fehlschlug, wie einstens im heidnischen Alterthum die Priester des Aesculap: waren die Kranken gläubige Seelen, so war ihr Uebel eine Wohlthat von Gott, die zur Prüfung

*) Vgl. Sprengel a. a. O., II. S. 474. „Histoire litéraire de la France, par des religieux Benedict. de la congrégat. de St. Maur", vol. 3, p. 165. (4. Par. 1735).

ihrer Geduld abzweckte. Waren es verstockte Sünder, so wurde ihnen die Krankheit als Strafe ihrer Vergehungen und eine Stimme zur Buße erklärt"*).

Immerhin erscheint dies ganze Thun als durchaus formlos im Vergleiche der „Heilmethode", die in jenem ganzen Zeitalter üblich gewesen zu sein scheint. Des Handels mit giftigen Substanzen haben wir oben bereits gedacht, und kann es daher auch erklärbar erscheinen, wenn eine abenteuernde Phantasie oftmals einen Giftmord wittern wollte, wo in der That keiner vorlag; — so z. B. geschah auf dem Reichstage zu Nürnberg am 11. November 1295, als Herzog Albrecht von Oesterreich, der nachmalige römische König und Rival Adolf's von Nassau, plötzlich über Tafel einen Anfall von Apoplexie erlitt. Da die Aerzte eben so wenig wie die unwissende Menge sich die plötzliche Veränderung von Albrecht's physischem Zustande zu erklären vermochten und der gänzlich unerwartete Schlagfluß gerade während des Essens eingetreten, so argwöhnten sie eine „Vergiftung", obwohl die aufwartenden Edelknaben, zwei junge Leute aus dem Geschlecht derer von Buchheim, um jeden Verdacht von sich abzuwälzen, von denselben Speisen genossen und gesund blieben. Nachdem sich nun alle dem Herzog eingegebenen Heilmittel als unzureichend erwiesen, verfügten die Aerzte, daß demselben ein Auge ausgestochen, daß er mit den Füßen an die Decke seines Zimmers aufgehängt würde, damit das vermeintliche „Gift" aus Auge, Ohren, Nase und Mund herausliefe. — Mit diesem ebenso

---

*) Dieser ganze Passus ist wörtlich nach Sprengel a. a. O., II. 475, 476, unter Rückbeziehung auf folgendes Citat: Alpert de divers. tempor. p. 102. Bergius om Stockholm för 200 ar sen. och Stockh. nu för tiden p. 39, 40. Dalius svea Rickes, hist. 2, p. 54. — Und dennoch, — wer im Lauf der menschlichen Schicksale das Walten einer höheren Hand, die Erziehung durch die Vorsehung nach dem Rathschluß des Himmels für ein künftiges Jenseits erkennt, wird die Wahrheit jener Lehre nimmer zu leugnen im Stande sein, oder sollte auch zu bezweifeln möglich, daß Prüfungen und Heimsuchungen verhängt werden, um die Denk- und Thatkraft des Menschen zu wecken? — Zu aller Zeit war die Noth die mächtigste Lehrmeisterin! —

unmenschlichen wie sinnlosen Verfahren erreichte man indessen eben nichts, als den kranken Herzog in einen Zustand der Raserei zu versetzen, abgesehen davon, daß er eines Auges völlig beraubt wurde*).

Und dennoch kamen dieser Fälle mehrere vor, und werden wir einer ganz ähnlichen Procedur am Hofe der schlesischen Piastenherzöge noch im Verlauf unserer Darstellung gedenken.

Auf gleich tiefer Stufe scheinen auch außerdeutsche Aerzte, ja selbst die Mitglieder der berühmten Facultät zu Montpellier gestanden zu haben. — Wer nicht erinnert sich jenes Königs Johann von Böhmen, der „der Blinde" zubenannt wird! — Sein rechtes Auge hatte er bereits 1337 durch Pfuscherei eines französischen, dafür auch nachmals in einen Sack genähten und in der Oder ertränkten Arztes und eines arabischen Collegen desselben eingebüßt. Um es wieder zu erhalten und auch sein anderes, bereits sehr leidendes Auge zu retten, begab er sich i. J. 1340 heimlich nach Montpellier, dessen medizinische Schule sich, wie erwähnt, eines großen Rufs erfreute. Dennoch war das Resultat der Bemühungen der dortigen Autoritäten, daß sie Johann auch noch um sein linkes Auge brachten**).

So mag denn der Morgen großer, entsetzlicher Ereignisse ein von genügender ärztlicher Hülfe annähernd entblößtes Geschlecht angetroffen und Hereinbruch der Gefahr die Menschen der Rathlosigkeit, wie dem Entsetzen und der Verzweiflung in die Arme getrieben haben, und so muß uns Manches, ja Vieles im Verlauf der unmittelbar

*) Vergl. J. F. Alphons Mücke, „Albrecht I. von Habsburg, Herzog von Oesterreich und römischer König", Gotha 1866, S. 57 und 58. Wolfgang Menzel, „Geschichte der Deutschen". Henschel, „Geschichte der Medizin in Schlesien".

**) Vgl. Schrötter, „König Johann" II. 124, 187 ff., und Lenz, „Jean l'aveugle, roi de Bohême", in den „nouveaus archives histor. philos. et littér." (Gand 1840), II 293.

nachfolgenden Fügungen völlig erklärbar werden, was auf den ersten Blick hin dem menschlichen Urtheil in unseren Tagen ein dunkles Räthsel scheint!

Mehr wie einmal schon, seitdem man begonnen, alle Wendungen im Verlauf der Geschichte der Menschheit mit kritischer Schärfe zu prüfen und vielleicht nur als Wiederholung der ersten Ansichten, die wir beim zweiten Auftreten der Leprose im Abendlande, im Verlaufe der Kreuzzüge und Pilgerfahrten ins gelobte Land kennen gelernt, hat das Urtheil der Aerzte wie der Forscher überhaupt sich dahin geeinigt, daß große politische Ereignisse, und Kriegszüge vor Allem, bestimmte Krankheiten und Epidemien in ihrem Gefolge nach sich führen und jenem Letzteren vergleichbar, wie von Etappe zu Etappe ihre vorgezeichneten Bahnen ziehen.

In der That hat dieses Theorem, das nicht von Laien, das vielmehr von den berühmtesten Koryphäen der Wissenschaft, von medizinischen Fachmännern, ausgegangen, niemals — und nie auch **in schrecklicherem Maße** seine Bestätigung gefunden! —

Der schwarze Tod oder **das große Sterben**, wie diese schrecklichste aller Epidemien genannt wurde, ist noch bis in unsere Tage, ihrem Ursprunge nach, ins tiefste Dunkel gehüllt gewesen.

Vor mehr wie zwanzig Jahren hat bereits Hecker mit unübertroffener Meisterschaft, ebenso in Frankreich Ozanam und noch mehrere Andere, in neuerer Zeit auch Häser mit außerordentlicher Gründlichkeit und hohem Sachverständniß Wesenheit wie Geschichte jenes Uebels beleuchtet; eine heutige Darstellung kann, zumal von einem Laien herrührend, auch nicht das geringste Neue bringen und nur vielleicht im Zusammenhalt mit Erwähnung politisch wichtiger Fügungen und Ereignisse das Interesse der Leser erregen, ebenso wie die Beleuchtung der Letzteren im trüben Scheine jener Schreckenszeit uns an Fragen, Schwierigkeiten und Kämpfe mahnt, die auch dem heutigen Geschlechte entgegen getreten sind. — So dürfen wir vielleicht hoffen,

das Gemälde jener entsetzlichen Tage mit Nachsicht aufgenommen zu sehen! —

Im fernen Osten, in dem der christlichen Welt jener Tage kaum bekannten Lande China, wird — angeblich durch die heftigsten Erschütterungen der Erde und der sie umgebenden Atmosphäre — eine Pestseuche hervorgerufen, um alle bekannten Länder der „alten Welt" zu überziehen und verheerend die Todesfackel über dem Menschengeschlechte zu schwingen. „Nicht die Verschiedenheit des Himmelsstriches", ruft Simon Covino, ein Belgier von Geburt und s. Z. Arzt und Astrolog zu Montpellier*), der erste Berichterstatter, wörtlich aus, „nicht der Süden oder die reine Luft des Nordens, nicht Wärme noch Kälte des Klimas vermag die entsetzliche Krankheit aufzuhalten. Sie dringt in Gebirge wie in Thalgründe, in Binnenländer wie zu Inseln, in Ebenen wie in hügeliges Gelände; nicht Wald, noch See, noch Sumpf läßt sie verschont. Sie folgt dem Menschen auf den Wellen des Ozeans nach, dringt in Dörfer, Vesten und Städte. Vergebens wird die Winterkälte herbeigesehnt; die Seuche achtet nicht die Milde des Frühlings, noch die Gluth des Sommers, nicht des Wechsels des Mondes und des Standes der Gestirne, nicht des feuchten Südwindes und des rauhen Nord. In gleichem Maße sinken Männer und Frauen, Greise und Kinder dahin, am meisten aber dräuet das Verderben hoffnungsvollen Müttern. — Bald Diesen, bald Jenen erfaßt der Tod, und wenn es scheint, er wolle weichen, so erhebt er aufs Neue seine Wuth, weilt bald hier, bald dort, und herrscht jetzt an entlegenen, dann wiederum an benachbarten Orten!"

Da konnte es wol nicht wundernehmen, daß die grauenhafte Idee feste Wurzel faßte, die Vorsehung habe beschlossen, das ganze Menschengeschlecht durch jene unnahbare, allgemeine Seuche zu vertilgen, zumal die unerhörtesten, die schrecklichsten Natur-

*) Vergl. Häser a. a. O. im Anhang XII. S. 30.

erscheinungen das Heranrücken einer entsetzlichen Katastrophe verkündeten.

Vorhandene Berichte chinesischer Chronisten künden uns, daß in jenem fernen Osten des Reichs der Mitte hohe Berge in der Erde Schooß versanken und an deren Stelle Seen von großer Tiefe sich bildeten, deren Gewässer so hoch anschwollen, daß sie ganze Provinzen bedeckten, Tausende von Häusern fortrissen und ganze Menschenmassen verschlangen. Volkreiche Städte, so vernahm man, wurden vom Erdboden weggeschwemmt, während in anderen Regionen jenes fernen Welttheils verzehrende Dürre eintrat und eine furchtbare Hungersnoth zur Folge hatte. — In weiten Spalten klaffte der Boden, und nach langer, sengender Sonnengluth öffneten sich dann wieder alle Schleusen des Himmels, als wollten sie eine neue Sündfluth ankünden! In der Provinz Kiangsi allein sollen in jenen Tagen des Jahres 1333 mehr wie 400,000 Menschen in den Wasserwogen ihren Tod gefunden haben, und wie übertrieben auch scheinbar die Zahl lautet, so erhält sie, im Zusammenhalt mit der bekannten Uebervölkerung Chinas ebenso wie den nachfolgenden Thatsachen in Europa, völlige Glaubwürdigkeit.

Von Neuem wiederholte sich im Jahre 1336 die Trockenheit der Luft und dann wieder Ueberfluthung der Gewässer. Noch größeres Unheil wurde in der nächsten Folge durch ein sechstägiges Erdbeben und anhaltende Hungersnoth verursacht, derzufolge in der Gegend von Kiang vier Millionen Menschen dem jähen Tode erlagen, nachdem unabsehbare Heuschreckenschwärme alle Felder ringsum verwüstet. Furchtbare Zeichen des Himmels, dräuende Meteore deuteten auf einen Wechsel der Dinge hienieden, während auch die Krater des Himalaya in gleicher Weise durch Ausbrüche die Menschen in der Ebene bedrohen zu wollen schienen. Schon nach Ablauf dieses Zeitpunktes, wo im östlichen Asien die Seuche ihr Gorgonenhaupt erhoben, pflanzten sich die Erdbeben in der Richtung nach Abend weiter fort und traten, (wenn die Zeitrechnung der Chronisten uns

nicht täuscht,) nach häufiger Wiederholung im Zeitraum eines vollen Jahrzehnts an den Küsten des schwarzen Meeres*) mit erneuter, unerbittlicher Wuth auf, nachdem sie auf ihrem Zuge bereits an dreizehn Millionen Menschen weggerafft.

Nicht ohne Bedeutung, ja mit besonderm Interesse erkennen wir die Bestätigung unserer schon früher ausgesprochenen Beobachtung, daß nämlich die Seuche gleichsam ihre vorgeschriebenen Bahnen, ihre Straßen zog, daß sie sich der bestehenden großen Handelswege bediente, deren man damals drei zählte, welche die Verbindung zwischen dem entfernten Osten und dem Abendlande unterhielten. Der nördliche von ihnen führte nach dem schwarzen Meere durch das Land der Tartaren (das Kiptschack, die Krimm,) nach Konstantinopel, auf dem mittleren gelangten die kostbaren Producte Indiens durch Herat, den Schlüssel zu der einzigen Straße, welche aus Indien nach Westasien durch Afghanistan und Persien mündet, an die Küsten des Kaspissees nach Kleinarmenien

---

*) Dort erlebte und beobachtete sie Gabriel de Mussis, ein geachteter Rechtsgelehrter in der Krimm, bei Belagerung der Stadt Tana, (Tanais) aus der die europäischen Bewohner zuerst nach der von den Genuesen gegründeten Veste Caffa flohen, wo sie eine dreijährige Belagerung durch die Tartaren zu bestehen hatten, unter denen die heranrückende Bubonenpest zum Ausbruch gelangte und täglich „unzählige Tausende" fortraffte. Da schleuderten sie verzweifelnd, („ex tanta clade et morbo pestifero fatigati — sine spe salutis mori conspicientes",) auf ihren Wurfmaschinen die Leichen in die Stadt, um ihren Feinden den Tod zu bringen („cadavera machinis eorum superposita, intra Caffarensem urbem precipitari jubebant, ut ipsorum foetore intolerabili, omnino deficerent.") — Nur zu wohl ward diese Absicht erreicht . . . . Kaum einzelne Europäer entkamen durch die Flucht dem Tode, und die Fliehenden verbreiteten die Krankheit nach Europa.

Mussis wird als der wichtigste Berichterstatter der gesammten Vorfälle genannt. Die von ihm herrührende Handschrift oder eine Copie derselben, entdeckte zuerst Henschel im Jahre 1842 in der Rhedinger'schen Bibliothek zu Breslau. Ein Auszug derselben, mit den Worten beginnend: „In nomine Domini, amen! A. D. MCCCXLVI in partibus orientis, Infinita Tartarorum et Saracenorum genera morbo inexplicabili, et morte subita corruerant", steht bei Häser a. a. O. im Anfange VIII, S. 17, abgedruckt und ist von uns benutzt worden. Wir kommen im Anhange zu gegenwärtiger Schrift nochmals näher auf jene Ereignisse zurück.

Caramanien und Kleinasien, der dritte endlich führte von den Ufern des Euphrat durch Arabien und Egypten nach Nordafrika. Und auf diesen drei Straßen zog das Verderben langsam und sicher fort, um dann über Meer und Inseln seinen Weg nach den Küsten und dem Herzen Europas zu nehmen.

Die ältesten Nachrichten betreffen das schon erwähnte, „Kiptschak"*) genannte Land, die nördlichen Küstenstriche am schwarzen Meere. Auf diese früheste Periode der Epidemie und auf die jenes Letztere wie das Azow'sche Meer umgrenzenden Gegenden scheint sich eine aus russischen Chroniken datirte Kunde zu beziehen:

„Es war eine Strafe von Gott für die Menschen in der Orda und in Ornitschei (d. h an der Mündung des Don, wohin auch die Stadt „Thana" oder „Tanais" zu verlegen,) und in Sarai, in Beschdech und in Sidesch wie in andern Ländern. Und es war eine große Seuche unter den Menschen, unter den Bessermenen und den Tartaren wie Ormenen und Obesen, — unter den Juden, Friasen (?) wie Tscherkessen. So groß aber war die Seuche, daß es den Lebenden nicht möglich war, die Todten zu begraben."

Ferner spricht die nämliche Chronik übereinstimmend mit den erst neuerdings entdeckten Quellen von den „Tudischen Ländern" (die Tudas, Ureinwohner Indiens) „und der von der ‚Sonnenstadt' ausgehenden Ansteckung".

Zweifellos bleibt für uns die Verschleppung der Seuche nach Italien durch de Mussis und seine Genossen. Es tritt aber auch noch ein weiterer wichtiger Gewährsmann auf, der niemand Geringeres als der griechische Kaiser Kantakucenos**), dessen Sohn Andronikus dem Leiden binnen drei Stunden erlag, und der

---

*) Die Krimm.

**) Joann. Cantacuzenis, Historiar. lib. VI. c. 8 ed. Paris. p. 730 Corp. scriptor historiae Byzantinae ed. Niebuhr. Bonn 1832. Pars XX. vol. III. lib. IV. c. 8 p. 49.

gleichzeitige Geschichtsschreiber Nicephorus*), der sich, übereinstimmend mit Ersterem, dahin äußert, daß die Krankheit ihnen aus dem Lande der hyperboräischen Szythen, also aus der Krimm und den Gegenden nördlich derselben, im Frühling 1347 zugebracht, von Byzanz aber nach Pontus, Thracien, Griechenland, Italien, den Inseln des Mittelmeeres, Lybien, Judäa, Syrien und über den ganzen Erdkreis fortgeschleppt worden sei**).

**) Nicephorus, „Hist. Bizantina" XVI. 1.

***) Am Ergreifendsten erscheint uns des unglücklichen Kaisers Kantakucenos' Bericht, von dem wir einzelne Stellen mittheilen:

„Nach Byzanz zurückgekehrt, findet Irene, (die Kaiserin,) den jüngsten ihrer Söhne, getödtet von der damals herrschenden Pest, die, von den hyperboräischen Szythen zuerst beginnend, fast alle Gestade der bewohnten Erde durcheilte und den größten Theil der Bewohner vernichtete. — — So unbezwingbar aber war das Uebel, daß weder irgend eine Lebensordnung noch Kraft des Körpers ihm widerstehen konnte, denn alle (Körper) ergriff sie auf gleiche Weise, starke wie schwache, und diejenigen, welche jede Pflege genießen konnten, starben gleich den Aermsten." (Man vergleiche im Anhang das noch verschärftere Urtheil der Aerzte aus dem Zeitraum, wo i. J. 1527 der Petechialtyphus unter dem kaiserlichen wie dem französischen Heere aufräumte und die verkehrte Behandlung oder die Ueberhäufung mit Medikamenten bitter getadelt wird.)

„Es hatte aber jenes Jahr durchaus keine Neigung, die übrigen Krankheiten zu erzeugen. Und wenn jemand vorher an irgend etwas litt, so wendete sich alles zu jener Krankheit, aber weder irgend eine Kunst der Aerzte half, noch war das Uebel bei Allen gleicher Art, denn Einige erlagen ihm sofort am ersten Tage, Einige sogar in der ersten Stunde.— Die aber, die zwei oder drei Tage lang widerstanden, wurden zuerst von so heftigem Fieber, (indem die Krankheit den Kopf ergriff), von Sprachlosigkeit befallen und von Unempfindlichkeit gegen Alles, was geschah, und versanken wie in einen tiefen Schlaf. Wenn sie aber ja erwachten, so wollten sie zwar reden, aber ihre Zunge war unbeweglich und das Meiste, was sie redeten, unverständlich, weil die Nerven des Nackens ertödtet waren, und sie fuhren schnell dahin. — Bei Andern wendete sich die Krankheit nicht nach dem Kopfe, sondern nach innen auf die Lungen und verursachte die heftigsten Schmerzen der Brust. Sie brachten eine blutige Ausscheidung hervor und einen ungewöhnlich verpesteten Athem von den inneren Theilen. Schlund aber und Zunge, von Hitze ausgetrocknet, waren schwarz und blutig. Und ob sie des Getränkes viel oder wenig nahmen, verhielt sich einerlei! Schlaflosigkeit belästigte sie fortwährend und Beschwerde überall. An den Schultern

Fast gleichzeitig aber war der schwarze Tod, wie das Volk rasch in allen Landen die Krankheit benannte, nach Cypern und Griechenland gelangt, nach Sizilien jedoch angeblich schon eine ganze Reihe von Monaten früher über die Häfen von Syrien und Armenien durch die flüchtende Mannschaft italienischer Galeeren, ein Beweis dafür, daß sich das Leiden auf den drei Hauptverkehrsstraßen aus Indien nach den Regionen des Abendlandes ergoß. In übereinstimmender Weise nämlich äußern sich nicht nur italienische Autoren, wie z. B. Gentilis aus Foligno, sondern auch der niederländische Chronist Oudegheerst, gestützt auf Berichte eines Canonicus von St. Donat an Papst Clemens VI. (in Avignon). Hier ist ganz bestimmt von drei Fahrzeugen die Rede, die, mit Specereien beladen, aus dem Orient zurückkehren und die Krankheit nach Griechenland, Sicilien, Marseille und andern Orten verpflanzen*). Der Ansteckungsstoff befindet sich in den Waaren und der Kleidung der Seeleute, die persönlich von dem Uebel nicht erfaßt, vielmehr vollkommen

---

aber, oben wie unten, bei nicht Wenigen auch an den Kiefern, entstanden Ablagerungen, bei Einigen kleiner, bei Andern größer, und schwarze Gebilde wuchsen hervor; (noch) Andern schoß es wie schwarze Stiche auf dem ganzen Körper hervor, Einigen weniger zahlreich und durchsichtiger, Andere enger zusammenstehend und massiger."

Beim nächsten Passus widerspricht sich der Kaiser, er fährt fort:

„Alle aber starben in gleicher Weise."

Nach einem kurzen Zwischensatze fügt er die wichtige Bemerkung hinzu:

„Die Wenigen aber, welche von Vielen entrinnen konnten, wurden nicht wieder von demselben Uebel ergriffen, sondern befanden sich in Sicherheit, denn zweimal ergriff das Uebel nicht so, daß es tödtete. Es entstanden aber große Ablagerungen an den Extremitäten oder in den Achselhöhlen. Wenn diese geschnitten wurden, so ergossen sich beträchtliche sphaculöse Massen, und das Uebel warf sich an jene Stelle, den Krankheitsstoff mit sich ziehend. Viele aber, die von allem diesen ergriffen waren, wurden wider Vermuthen geheilt."

Vgl. Joann. Cantacuzensis a. a. O. „Corpus scriptorum historiae Byzantinae ed. Niebuhr", Bonn 1832, a. a. O.

*) Oudegheerst bei Sismondi, „Histoire des républiques du moyen age." T. VI. p. 16—23, bei Häser a. a. O. S. 124.

gesund geblieben, wie wir aus dem Berichte de Mussis entnehmen müssen, der des Einschleppens der Seuche nach Bobbio und Piacenza, also ausdrücklich der Binnenstätte gedenkt*).

Der Zusammenhang ist nur zu leicht erklärlich, wenn man jenem Berichte weiter folgt und vernimmt, daß panischer Schrecken

*) Bei Häser a. a. O., 225. Die Schilderungen des de Mussis sind ebenso ihres epischen Schwunges als der Wärme und des lebhaften Colorits halber bemerkenswerth; im Zusammenhalte mit den übrigen zeitgenössischen Darstellungen ist ihnen nur der Stempel der strengsten Wahrheit zuzuerkennen: „Sic, sic mors per fenestras intrabat, et depopulatis urbibus et castellis, loca, suos deffunctos acolas deplorabant. — Dic, dic Janua (Genua) quid fecisti. Narra Sycilia, et insule pellagi copiose, Judicia Dei. Explica Venecia, Tuscia et tota Ytalia quid agebas. Nos Januensis et venetus dei Judicia revellare compellimus. — Proh dolor Nostris ad urbes, classibus applicatis, intravimus (Intrauimus) domos nostras. Et quia nos grauis infirmitas detinebat et nobis de mille Navigantibus vix decem supererant, propinqui, Affines, et convicini (conuincini) ad nos undique confluebant. heu nobis, qui mortis Jacula portabamus dum amplexibus et osculis nos tenerent, ex ore, dum verba loquebamur, venenum fundere cogebamur. — Sic illi ad propria revertentes, mox totam familiam venenabant. et infra triduum, percussa familia, mortis Jaculo subjacebant, exequias funeris pro pluribus ministrantes, crescente numero deffunctorum pro sepulturis terra sufficere non valebant (ualebant), presbiteri et medici, quibus Infirmorum cura major necessitatis articulis iminebat, dum Infirmos uisitare satagunt, (haben ihre Noth,) proh dolor recedentes infirmi defunctos statim subsequuntur . . .“

Zum Beleg unserer früheren Behauptung, daß die Krankheit sich auf den drei Verkehrs- und Handelsstraßen aus dem fernen Osten Asiens und Indiens gegen Europa heranwälzte, diene noch die folgende Stelle des nämlichen Autors:

„Sed quid acciderit Saracenis, constat Relatibus fide dignis. Cum igitur Soldanus (der Großtürke) plurimos habeat subjugatos, ex sola Babilonis urbe ubi thronum et dominium habet, tribus mensibus non elapsis. In MCCCXLVIII. CCCCLXXX M. (480,000) morbi cladibus Interempti dicuntur, quod quidem innotuit ex registro Soldani, ubi nomina mortuorum notantur, a quorum quolibet recipit bisancium unum, quando sepulture traduntur. Taceo Damascum et ceteras urbes ejus, quarum infinitus extitit numerus deffunctorum. Sed de aliis regionibus orientis, que per triennium vix poterunt equitari, cum tanta sit multitudo degentium, ut quendo occidens unum, genera X M. (10,000) Oriens producat et nos refferunt, Insulatos, credendum et Innumerabiles deffecisse.“

Vergl. de Mussis im Jahre 1350 aufgezeichnete Berichte, namentlich die bei Häser a. a. O. im Anhange sub VIII, S. 17, abgedruckten Theile jener Schrift.

Bewohner der Küstenstädte über die Berge, (Mussis sagt „die Alpen"), nach den Ebenen der Lombardei treibt und einige von ihnen, welche Waarenballen mit sich führen, vermöge jener Letzteren im Verlauf ihrer Handelsgeschäfte (in Bobbio) die Krankheit auf Käufer, Wirth und Nachbarn rasch übertragen, ein auch noch nach Jahrhunderten zu Pestzeiten beobachteter Prozeß. — Obwohl Einzelnes in der hier beregten Schilderung unklar bleibt, so geht doch aus dem Zusammenhange hervor, daß Sicilien als der am frühesten befallene Punkt des Abendlandes gelten muß, und man schätzt die Verluste auf der Insel wie in Apulien auf eine halbe Million Menschen, wol ein Dritttheil der damaligen Bevölkerung. In gleichem Maße fordert die Seuche ihre Opfer in anderen Städten der Halbinsel, was wir ausdrücklich erwähnen, weil dies zu einem Vergleiche mit den Zahlen in unserm entschieden weniger bevölkerten Heimathlande Anlaß giebt.

Auf dem Festlande (mit Ausnahme Apuliens) mögen Venedig und Genua die nächsten Stätten des Schreckens gewesen sein; — demungeachtet zählte man auch in Neapel 60,000 Todte, zu Genua erlag die Hälfte der Bewohner, 40,000 Menschen; de Mussis behauptet sogar, nur der siebente Theil der Bewohner blieb übrig. — Zu Asti, der fröhlichen Weinstadt, begrub man zwei Drittel der Eingesessenen, Venedig büßte 100,000 Menschen (von je 100 über 70) ein, unter den Mitgliedern des großen Rathes, der aus 1350 Beisitzern bestand, entrannen nur 300 dem Tode, von 24 ausgezeichneten Aerzten wurden 20 hingerafft. — Selbst auf hoher See fanden nur Wenige (der Entfliehenden) ersehnte Rettung*). Dagegen sperrten manche Städte, wie z. B. Mailand,

*) Vgl. Häser a. a. O. nach de Mussis. — Ueber das Verhalten der Aerzte während des ganzen langen Verlaufs der Epidemie haben wir noch ferner zu berichten. — Ein ehrenvolles Zeugniß bleibt es für die Mediziner der Lagunenstadt, daß sie der Gefahr durchaus nicht aus dem Wege gingen und den Tod der Schande vorzogen. — Leider ist uns nicht näher mitgetheilt, welche Mittel sie anwandten, um die Seuche zu bekämpfen. An einer andern Stelle seines Berichts sagt der Autor jedoch ausdrücklich: „Jacebat

ihre Thore, ebenso Vercelli wie Novarra, und erkauften sich dadurch entweder völlige Rettung oder wenigstens mehrjährige Frist, obwohl das Zeitalter kriegs- und fehdelustig geblieben und (infolge heftig anhaltender Regengüsse) zu den vorhandenen Schrecknissen sich auch noch Hungersnoth gesellte*).

Am schwersten litt Florenz, das (nach genaueren Berichten Boccacios) 96,000 Einwohner verlor**).

Es genügt wol aus diesen wenigen Zügen einen Ueberblick des Ganges der Dinge auf der apenninischen Halbinsel zu gewinnen, und steht wol so viel unzweifelhaft fest, daß rasch, sei es durch Seefahrer, sei es durch Flüchtlinge, das Elend nach den übrigen Küsten des Abendlandes, zunächst nach Frankreich getragen wurde. Mit Windeseile durchlief die Seuche jenes Land,

---

solus languens in domo, nullus proximus accedebat (!natürlich!). Cariores flentes tantum Angulis se ponebant." — Die bei Häser ausgesprochene Ansicht erscheint unzweifelhaft die richtige! —

*) „Muratori, script. rer. ital." XVI. p. 520. Wir wiederholen: In Italien hatte der vier Monate anhaltende Regen alle Saaten zerstört, und die Geschichtsschreibung jener Periode berichtet, daß in Florenz öffentliche Backhäuser errichtet wurden, aus denen täglich 94,000 Laibe Brod von je 24 Loth an die Nothleidenden vertheilt und versandt wurden, aber trotz der vielen Anstrengungen, welche die Wohlthätigkeit aufbot, erlagen in allen Gegenden dennoch Tausende dem Hungertode. — Aehnlich, wenn nicht schlimmer, lautet die Kunde aus andern Landen der Christenheit.

) Die Schilderung des berühmten Darstellers und Romandichters ist zu bekannt, als daß wir sie auch nur im Auszuge wiedergäben. Nichtsdestoweniger müssen wir erwähnen, daß uns seine Hindeutung auf den verderblichen Einfluß der Constellationen der Himmelskörper die **erste zu sein scheint, obwohl er gleichzeitig vom Zorne Gottes spricht. Auch die Worte: „Und wie die Pestbeule anfänglich das gewisseste Zeichen herannahenden Todes, so waren es auch die Flecken für Jeden, an den sie kamen. Zur Heilung schien weder der Rath eines Arztes, noch die Kraft irgend einer Arzenei etwas beizutragen, vielmehr, sei es, daß die Natur des Uebels es nicht gestattete, sei es, daß Unwissenheit der Heilkünstler, (deren Menge außer den wissenschaftlichen Frauen sowohl als Männer, die nie einen Begriff von Medicin gehabt, zur Unzahl gewachsen,) nicht in Erfahrung brachte, wodurch die Krankheit vertrieben würde," werfen ein deutliches Licht auf die allgemeine Hülflosigkeit. —

überschritt die Meerenge von Calais, und, während sie gleichzeitig nach Dalmatien gelangte und sich von dort nordwärts durch die Felsenschlünde gegen die Alpenthäler bewegte, setzte sie unbeirrt über die Vogesenpässe, ereilte die Rheinufer, die ihr ebenso wenig ein Hinderniß boten und überschwemmte auch von England nach den Nordseehäfen zu, **also von drei Seiten her**, unsere unglücklichen Heimathlande. — Gleich Armeen unsichtbarer Dämonen von Süden, Westen und Norden kommend, trafen die Hauptzüge der Seuche in Norddeutschland zusammen! —

Sie fand ein unglückliches, in fruchtlosen Kämpfen ringendes, von zahllosen Fehden geschwächtes Geschlecht, — eine Generation, die sich ihrer ganzen Unmacht bewußt, die Mittel zur Abhülfe so vielfacher Heimsuchungen wol ahnte, aber nicht finden konnte und daher, als das Maß des Leidens nun überzuströmen begann, im Verlauf der Dinge eine Strafe von Gott erblicken wollte oder in gänzliche Fassungslosigkeit verfiel. — Auch bei uns schienen sich abnorme, ja unbegreifliche Naturereignisse als Vorboten schwerer Schickungen anmelden zu wollen. — Ein furchtbares Erdbeben z. B. hatte in der Grafschaft Görtz mehrere blühende Orte, in Kärnthen plötzlich 30 Ortschaften und die Stadt Villach von Grund aus zerstört und verschüttet; Berge waren von ihrer Stelle gerückt worden und Gewässer an ihre Stelle getreten. In Schwaben, Bayern und Mähren stürzten Schlösser und Burgen zusammen, alte Quellen versiechten, neue erstanden. „Wir sahen," heißt es im Berichte eines Augenzeugen im Kloster Weihenstephan bei Freisingen „in Schwaben" über das Erdbeben am Tage Pauli Bekehrung, „wir sahen die größten Bäume in den Wäldern durch die Bewegung aneinander stoßen, sahen bei diesem Zittern der Erde die Flüsse auslaufen und auch das hellste und klarste Wasser trüb werden. Zu dieser Stunde waren die Leute wie unsinnig und hatten Kopfschmerzen. Wenn sie gingen, so verirrten sie sich unterwegs, wollten sie aber stehen, so konnten sie nicht stehen

bleiben"*). — Acht bis vierzehn Tage dauerten die mehr oder weniger heftigen Grade von Erderschütterungen fort, um sich mit geringerer Heftigkeit im Folgejahre west-, ost- und nordwärts in den Nachbarlanden zu wiederholen, ohne bis zum Jahre 1360 völlig abzulassen.

Aber auch Niederdeutschland, überhaupt die Tieflande, sollten von jenen „Vorboten" nicht verschont bleiben.

Schon geraume Zeit vorher (1342) hatten ungeheure Wasserwogen begonnen, Fluren, Städte und Dörfer zu zerstören, zu Cöln, Erfurt und vielen andern Orten wurden die Brücken von den Fluthen fortgerissen. Nicht weniger wurde das Folgejahr durch unabläſſige Regengüſſe heimgesucht, Rhein und Main traten aus ihren Ufern und überschwemmten das Land nach allen Seiten. Von neuem wiederholte sich jetzo die i. J. 1338 erst stattgehabte Sturmfluth an der holsteinischen Küste. Am Maria-Magdalenentage 1345 drangen die Wogen verheerend ins Innere des Landes ein, gleichwie in unserer eigenen jüngsten Vergangenheit, aber mit dem Jahre 1345 begann erst die über ganz Europa sich erstreckende Periode der Näſſe, die allgemeinsten Mißwachs zur Folge hatte, „welcher mit der schrankenlosen Herrschaft des schwarzen Todes zusammenfällt"**).

Und doch erhielt der Dunstkreis in dieser Zeit des Verderbens nicht durch jene ungewöhnliche Feuchtigkeit einen für die gesammte Menschheit der alten Welt nachtheiligen Charakter; er ward zur Herberge noch anderer, ungleich schädlicherer Beimischungen.

Am fühlbarsten von diesen waren widrige Miasmen, deren viele Beobachter aus den verschiedensten Gegenden als einer dem Ausbruch der Seuche fast unmittelbar voranschreitenden Erscheinung erwähnen. Mit einer an Entsetzen streifenden Be-

*) Mart. Crusius, „Annal. suevic." Francof. 1596. fol. pars III, lib. V. p. 249.

**) Wörtlich bei Häser a. a. O.

klemmung wird dieselbe aus den südlichen Gegenden berichtet: Zu Malhalla in Egypten hatte sich beim Ausbruch der Epidemie, als die Sonne im Zeichen der Waage stand, Nachts ein heftiger Sturm erhoben, der bis zu Tagesanbruch andauerte. Dann ergoß sich nach Sonnenaufgang eine so tiefe Finsterniß über das Land, daß selbst unmittelbar neben einander Stehende sich nicht zu erkennen vermochten*). Nach Verschwinden des beängstigenden Phänomens hatten sich die Gesichter der Menschen völlig gelb gefärbt. — Die Wuth der Krankheit aber schien nach diesem räthselhaften Ereigniß verdoppelt. — Mephitischer Dünste, die sich von Osten her über das Land verbreiteten, wird unter den Vorzeichen der Seuche auch in Cypern und Spalatro in Dalmatien Erwähnung gethan. In Italien war schon 1347 ein weißer, weit verbreiteter Dunst („ingens vapor") bemerkt worden, der von Nord gen Süden zog und Alles mit Schrecken erfüllte. Am glaubwürdigsten erscheinen die sehr nüchternen Aussagen deutscher Berichterstatter, unter ihnen eines holsteinischen Chronisten, der nur dichter Nebel gedenkt, die von **Norden** (?) aufstiegen, Beklemmung hervorriefen und das Athmen erschwerten. Eingehender schon äußerte sich Conrad von Megenberg**):

> „Nun prüf was Dunstes in dem großen Gebirg beschlossen sin gewesen, der hat sich gesammelt mannig Jahr. Da er nun ausbrach in die Luft, da war es nicht unbillich, daß er vergiftet den Luft (auß)enhalb des Berges, mehr denn über viel 100 langer Meil und auch hie diesshalb des Berges gar fern. Das ward wohl Schein (deutlich oder offenbar), wenn der größte Sterbent kam in demselben Jahre und im

*) Diese Erscheinung wird noch heute ebensowohl wie damals und bekanntlich selbst schon zu Mosis Zeiten in Egypten wahrgenommen, — die erwähnte Finsterniß wird durch den **Chamsin**, einen glühenden Wüstenwind (קָדִים) hervorgerufen, der den vollständigsten Tag in die düsterste Nacht ververwandelt.

**) Bei Meyer Merian, „das große Sterbent" u. s. w., S. 159. Vergl. Häser a. a. O. im Anhange XIX. S. 44.

nächsten darnach; der nach Christi Zeiten je geschah, oder vielleicht vor, wann es sturben Leut ohne Zahl in den Städten bei dem Meere. — — Der (all)gemeine Sterbent kam von der vergiften Luft, des nimm ich ein Urkund an gar vielen Dingen. Das erst ist, daß sich der Sterbent erhub am allergrößt und allervergifftigest, darum daß das Meer den Luft beschlossen hätt in der Erde Adern nahent bei dem Meer und machet ihn dick und feucht, daß er gar sehr faulet, und darum wirdt auch das Wasser vergifft . . . ."

Neben diesen Aeußerungen, wie sie einfache Beobachtung oder allgemeine Wahrnehmung hervorrief, ist es von Werth, das gewichtige und jedenfalls richtige Urtheil des erfahrenen und einsichtigen Arztes Chaulin oder Chalin de Vinario zu Avignon zu vergleichen, der alle der Seuche vorausgehende Naturereignisse scharf ins Auge faßte. Er spricht von schwerer, unreiner Luft, von dicken Wolken, die das Himmelsgewölbe verschleiert und einer unheimlichen, Geist und Körper erschlaffenden Wärme*). Diese Schwüle, welche häufig nicht allein fühlbar, sondern auch dem Auge sichtbar ward, das Himmelsgewölbe mit trübem Flor umwob, der gleichsam von mittäglichen Regionen emporzuziehen schien, fiel allen Zeitgenossen auf und lagerte sich wie erstickend auf alle beklommene Gemüther**).

Im unheilvollen Gemälde, das uns die Zeitgenossen entwerfen, fehlt ferner nicht die Erwähnung verheerender Heuschreckenschwärme, die nicht weniger in Europa als in Asien, (selbst die holsteiner Berichte vergessen ihrer nicht,) sich über Lande

---

*) „Aer impurus sentitur, nubes crassae ac multae luminibus coeli obstruunt, immundus ac ignavus tepor hominum emollit corpora; — exoriens sol palescit." Vergl. Chaulin de Vinario, de peste libri tres, opera Jakobi Dalechampii in lucem editio. Lugdun. 1552. 16.

**) Simon de Covino, V. 848:

„Ecce lues subito venit insperata per auras
Principio celum spissa caligine terras
Pressit, et ignavos inclusit nubibus estus."

und Fluren ergossen*). So wurde in Süddeutschland der Fleiß des Landmannes durch mehrere jener Ersteren, (davon einer drei Meilen in der Breite befunden worden, während dessen Länge die Tagereise des schnellsten Reiters übertraf,) gänzlich zu schanden, — und wie im fernen China verbreitete die Masse jener oft todt niederfallenden, dick aufeinander liegenden Insekten einen bewältigenden Pestgeruch.

Aber auch die Thierwelt, des Menschen friedliche Arbeits- oder Hausgenossen, wurden ergriffen. — Schon an den Küsten Lybiens hatten die Leichen gefallener Thiere sofort eine schwarze Färbung angenommen, Vögel, welche sich über die sterblichen Ueberreste unbeerdigt gebliebener Menschen gierig hergestürzt, wurden von Krankheit befallen und verendeten schnell. Mehrere Behauptungen verbreiten sich sogar dahin, daß die Seuche in einzelnen Küstenstrichen, z. B. in Dalmatien, sich **erst** der Hausthiere bemächtigt und von diesen auf die **Menschen** übertragen worden sei. Pferde, Rinder, Ziegen wurden über und über mit häßlichem Ausschlag und Schorf bedeckt, dem „Aussatze" nicht unähnlich, das Fell wurde auf dem Rücken kahl; abgemagert und kraftlos, erlagen sie nach wenig Tagen**) — ja noch mehr, die fröhlichen Sänger des Waldes, die befiederten Bewohner der Thalgründe und Felder suchten das Weite, der Fische ganzes, un-

---

**) Fast wörtlich bei Häser a. a. O., S. 119.

**) Campi in „Häsers Archiv", Bd. II. S. 42. Die ursprüngliche Nachricht scheint sich bei A. Cutteis (Farlato, „Illyricum sacrum", vol. III — (Heusinger) zu finden: „Imprimis haec acerba pestis in brutis animalibus inchoavit; scabies et lepra totaliter opprimebant equos boves, pecudes et capras, ita ut pili de dorsis ipsorum depilabantur et efficiebantur macri et debiles et post paucos dies moriebantur." Bei Nicephorus, „Historia Byzantina", XVI. 1, findet sich folgende Bemerkung: „Aber nicht blos die Menschen wurden von der Krankheit gegeißelt, sondern auch, was von andern lebenden Geschöpfen, wie es meist der Fall, mit Kranken in einem Hause zusammenlebt und wohnt, Hunde nämlich und Pferde und vielerlei Arten von Vögel und die in den Mauern der Häuser sich aufhaltenden Mäuse."

ermeßliches Heer verließ die Meeresbuchten und suchte das Weite, wie uns übereinstimmend die Autoren aus Südeuropa sowie dem Norden unserer Heimath berichten! —

Schon Eingangs unserer Schilderung erwähnten wir jener dräuenden Meteore, jener furchtbaren Zeichen am nächtlichen Horizont, — die ein zagendes Menschengeschlecht an das Entsetzlichste gemahnen, auf den Untergang aller Dinge vorbereiten zu wollen schienen! — Gerade ihnen wollten Urtheilsfähige jenes Aufsteigen giftschwangerer Dünste schuldgeben oder jene Miasmen mit deren Erscheinung in Zusammenhang bringen. Vor Allem war es außer feurigen Meteoren ein Comet, den man wegen angeblicher „Mattigkeit" seines Scheines „stella nigra" benannte, der allallendlich drohend, „in unveränderlicher Stellung,"*) den Schweif gen Westen gekehrt, am Himmelsgewölbe erschien und dessen Stand unmittelbar über dem Palaste Clemens VI. zu Avignon, — (also im Zenith desselben,) — befindlich sein sollte, der die betroffenen Gemüther an Fügungen von Oben mahnte.

Wohl mußte da, beim Ausbruch wie beim Fortschreiten der Krankheit, ein schauerliches Gefühl Jeden ergreifen, die Ahnung noch grauenvolleren Unheils zur Gewißheit wandeln, sah man doch die unerbittliche Würgerin rastlos ihre Sense schwingen, niemand verschonend, weder Hoch noch Niedrig, Geistliche noch Laien, weder Reichthum noch Armuth! —

Die Symptome des Uebels, von dem wir bereits weiter oben durch wörtliche Wiederholung von Citaten ein flüchtiges Abbild gegeben, wurden ihrer Zeit, wie noch später wiederholt, mit denen der wirklichen Pest identificirt. In unsern Tagen hat gründliche Forschung, insbesondere Hecker's unübertroffene Darstellung, diese

*) „Stella fixa, stella nigra," nach der dunkeln Angabe eines Chronisten, vergl. Häser a. a. O. Sämmtliche zeitgenössische Schriftsteller, wie überhaupt die gesammte Geschichtsschreibung, erwähnen jenes Cometen und der Ansichten über das hier Mitgetheilte.

Ansicht vollständig bestätigt, oder wenigstens eine wesentliche Uebereinstimmung beider Epidemien nachgewiesen*). — „Wenn der schwarze Tod von dem gewöhnlich entworfenen Bilde der Pest abwich," sagt Häser, „so geschah dies vorzüglich deshalb, weil bei demselben im Ganzen und Großen alle die Erscheinungen (vereinigt) auftreten, welche sonst gewissermaßen auf einzelne pestartige Seuchen sich vertheilten."

Vor Allem müssen wir der Angabe des mehrfach erwähnten Covino gedenken, der vor Andern, dem Ausbruche des Uebels vorausgehenden Zeichen des tödtlichen Erbleichens derer erwähnt, die der Tod sich als Opfer auserſieht. Zwar läge es nahe, diese Erscheinung als Wirkung von Furcht und Schrecken zu deuten, wenn wir nicht vernähmen, daß jenes Symptom sich eben nur auf die, wenn auch große Zahl der Unrettbaren beschränkt und, mit bitterm Hauch des Mundes verbunden, zum Verräther ward.

Im Uebrigen weichen die Schilderungen der Heilkundigen wie der Laien mehrfach von einander ab, und es erscheint uns nur dann möglich, einen ganz genauen Totalüberblick zu gewinnen, wenn man sie beide ins Auge faßt.

„In vielen Fällen erfolgte," (wie wir schon vernommen,) „der Tod, wie bei allen Pestepidemien, urplötzlich durch die lähmende Macht des Entsetzens, unter der Wucht von Schlaganfällen! So wurde es z. B. in Westphalen und an der Nord-

---

*) Nichtsdestoweniger hat die Geschichtsschreibung noch bis zur Stunde das „große Sterben" um die Mitte des 14. Jahrhunderts mit den Beiden Bezeichnungen oder Namen versehen, deren auch wir uns hier bedient, und erst viel später, gegen Ausgang des Mittelalters, von der „Pest" zu berichten gewußt, in Ansehung derer die größten Aerzte jener Tage, wie wir später wörtlich citiren werden, bezeichnend genug eine **ächte**, wahre Pest von einer ganzen Anzahl Abarten unterschieden. Vergl. dagegen Häser a. a. O. S. 139 ff. Vielleicht darf es übrigens (wenigstens die Laien) befremden, daß bei diesem so gründlichen Autor weit mehr die Fiebererscheinungen, Brustaffectionen und sonstige Symptome als jenes Exanthem besprochen und dargestellt ist, welches dem Leiden den Namen verlieh.

see häufig beobachtet*). Unzähligen Andern brachten Blutungen aus den Lungen oder der Nase den Tod, ehe sich die übrigen Erscheinungen zu entwickeln vermochten. Wieder in anderen Fällen brach die Krankheit sofort mit ihren wichtigsten Symptomen aus. Mitten in den Freuden des Mahls oder des Spiels empfinden die plötzlich Befallenen Schmerz in der Weiche; es entsteht Geschwulst, Fieber und unmittelbar darauf der Tod. — In diese entsetzliche Kürze faßt Covino den Verlauf der Krankheit zusammen"**).

Unsere thüringer Chroniken reden mit Entschiedenheit von Drüsenanschwellungen, die Eigröße annahmen, darauf erst folgten gelbe und schwarze Flecken an verschiedenen Theilen, und schon am dritten Tage hatten die Befallenen ausgelitten." — „Dreischneidig," fügt eine jener handschriftlichen Ueberlieferungen hinzu, „war des Todesengels Schwert, rothe Ruhr, Pest und wüthendes Feuer, jedes gleich ansteckend, so daß selbst Thiere todt hinsanken, die nur die Kleider eines Verstorbenen berührt." —

Dieser hier mitgetheilten Ansicht vielleicht in allen Theilen fremd, im Widerspruche wenigstens mit allen übrigen Beobachtungen, unterschied Guy von Chauliac, (der nicht nur als Arzt in Avignon die Krankheit vielfach zu behandeln, sondern auch einen Anfall derselben persönlich durchzumachen gehabt,) zwei scharf von einander begrenzte Zeiträume. — In beiden

*) Also schildert der Straßburger Chronist Closener die erste der drei Formen des „Siechtags": „Welchem Menschen wird im Haupt weh, mit großer Hitze, der stirbt zuhand." „Und von dem Siechtagen soll Nieman (d) erschrecken, wer do erschricket, der ist todt zuhand." Vergl. Meyer-Merian, „das große Sterbent," a. a. O., S. 156.

**) Covino, Vers 1055:

„Arripitur comedens ve bibens, et qui modo sanus
Ludebat, subitum percepit in inguine morbum."

Wem nicht fallen die Worte in Schillers „Tell" ein:

„Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben."

Der ganze obige Passus fast wörtlich nach Häser a. a. O., S. 140 und im Anhange, S. 34.

bildete ein heftiges Fieber die Grundlage der Erscheinungen. Während der ersten zwei Monate der Epidemie war nächst jenem Fieber Blutspucken das hervorragendste Symptom; — der Tod erfolgte nach drei Tagen. — Im zweiten Zeitraum gesellten sich zu den Erscheinungen der „febris continua" die bereits wiederholt erwähnten Ausbrüche jenes unheimlichen Exanthems, und die Kranken erlagen nach fünf Tagen! Die erste Form übertraf aber die zweite an Ansteckungsfähigkeit um ein Bedeutendes*).

Von der Forschung, wie es scheint, lange übersehen, stellten weit spätere Untersuchungen fest, daß die von jenem unerschrockenen Arzte berichteten Symptome genau mit Wesenheit derjenigen, eine Reihe von Monaten früher in Egypten wahrgenommenen Erscheinungen vollständig übereinstimmten:

Die Kranken empfanden am ganzen Körper eine unerträgliche Gluth, es erfolgte Blutspeien, und der Tod zögerte nicht, ein jähes Ende zu machen**).

Von besonderem Interesse ist es, die Schilderungen näher zu betrachten, welche einem Ozanam und Sprengel zu Grunde gelegen haben, in mehrfacher Uebereinstimmung unter einander, dennoch von dem Frühergesagten wieder abweichen:

So giebt Chaulin de Vinario, aus dessen Darstellung der Erstere geschöpft, in seiner Abhandlung über die Pest***) in kurzen, gedrängten Zügen folgende Symptome: Eine unge-

---

*) Vergl. „Guy v. Chauliac's Darstellung", XIII im Anhange bei Häser a. a. O., S. 36: „Incepit autem dicta mortalitas nobis in mense Januarii et duravit per septem menses. Et habuit duos modos. Primus fuit per duos menses cum febre continua et sputo sanguinis. Et isti moriebantur infra tres dies. Secundus fuit per residuum temporis cum febre etiam continua et apostematibus et anthracibus (ἀνθράκινος, kohlschwarz) in exterioribus, potissime in subasellis et inguinibus. Et moriebantur infra quinque dies." Der übrige Passus unter Benutzung der Belehrung bei Häser a. a. O., S. 140 ff.

**) Vgl. Deguignes, „Hist. des Huns." IV. p. 16: „On sentoit une inflammation dans tout le corps, on crachait le sang et en mouroit."

***) Nach Ozanam IV. p.178: „Chalin (Chaulin) de Vinario de peste,

meine Müdigkeit und Schwäche, wie Niedergeschlagenheit bildeten die Vorläufer. Vom ersten Eindruck an, den dieselben hervorriefen, ward der Puls unregelmäßig, er verengte sich, („se concentrait",) verbarg sich (förmlich) unter dem (tastenden) Finger, („se dérobait sous le doigt"); zu Zeiten erschien er voll und stürmisch, („parfois plein et onduleux", also „wellenschlagend",) dann sank er wieder und wurde (abermals) rasch und ungleich, („devenait fréquent et intermissent"). Die ersten Hirnaffektionen traten ein. Einige Kranke wurden von so tiefem Schlummer befallen, daß man sie nicht aufzuwecken vermochte, und dies konnte nur als ein sanfterer und sicherer Uebergang vom Leben zum Tode angesehen werden. — Andere verfielen, von Schlaflosigkeit und Bangigkeit hin- und hergeworfen, in höchste Raserei, („agités par des insomnies et des inquiétudes, tombaient dans des excès de délire furieux",) bei Vielen war Sinn und Körper wie erstarrt, („engourdis",) die Zunge (erschien) wie befangen (oder gefesselt, „embarassée",) und ließ nur Stammeln zu, was stets von trüber Vorbedeutung blieb, denn diese einander gerade (entgegengesetzten) widersprechenden Symptome führten ebenso gleichmäßig („également") den Tod herbei, — als wenn sich die Drüsen- oder Leistenanschwellungen und Pestgeschwüre, von schwärzlichen Reifen („stries") umzogen, welche man „Gürtel" benannte, zeigten. — Jener Umnachtung des Hirns folgten andauernde, gewaltsame und schmerzhafte Erscheinungen, wie bei der Seekrankheit, Nasenbluten („epistaxis"), Bluthusten („hémoptysie"), wie überhaupt Verwandlung des Nahrungssaftes in Blut („hématurie")**) und Ruhranfälle, welche den Kranken am ersten oder zweiten Tage wegrafften." — Nicht

(dans Dalechamp)". M. vergl. das Verzeichniß der Epidemiographen, S. 366 des citirten Autors.

**) Ob unter Hematurie nicht vielleicht Blutstürze gemeint sind, mag dahin gestellt sein; *Αἱματόῤῥυτος* bedeutet wörtlich „blutströmend", bei Nicephorus wird ausdrücklich „*αἱματώδης φθόη*" angegeben.

genug mit diesem Schreckensbilde, schildert der hier beregte Autor aber auch noch andere traurige Symptome: Ein trockener Husten war mit dem Gefühl allgemeinen Erstickens verknüpft. Im Zeitraume vom zweiten auf den dritten Tag bedeckte sich die Haut mit rothem oder schwarzblauem („livide")*) Ausschlage. Geschwülste („tumeurs"), die sich zu Knoten oder brandigen Pestbeulen („charbons") ausbildeten, brachen an den Ohren, in der Leistengegend oder in den Achselhöhlen aus; — wenig Patienten überlebten den siebenten Tag. —

Dem Schauergemälde dieses Leidens hat Andreas Gallus, auf den sich gleichfalls Ozanam stützt, nur wenig hinzuzufügen:

„Dieses tückische Uebel, (‚cette maladie insidieuse', sagt er,) trat mit anhaltendem Fieber auf, — (‚febris continua', der den Aerzten jener Zeit klarste und geläufigste Ausdruck!) — Manche Kranke, welche in keiner Lage ausgestreckt zu weilen oder Ruhe zu finden vermochten, blieben auf dem Bett zusammengekauert sitzen und wurden am dritten Tage ungestüm (‚brusquement enlevés') aus dem Dasein weggerissen."

Auch hier wird der Bericht mit dem Bemerken geschlossen, daß die Seuche in ihrem spätern Verlauf, (also nachdem sie schon zwei Monate lang gewüthet,) sich mehr durch das Exanthem gekennzeichnet und vermöge dieses Letzteren bereits am fünften Tage die Leidenden hingerafft habe.

Uebereinstimmend ergehen sich Aerzte wie Laien in Aeußerungen des Entsetzens über jähe Verbreitung wie Gefahr der Ansteckung, welche dann schon erfolgt, wenn man sich einem der vielen Schlachtopfer genähert und mit ihm gesprochen, ein Umstand, den uns Sprengel**) dadurch erläutert, daß er uns angiebt: Zunge und Gaumen waren verbrannt und schwarz! — auch der Athem der Patienten erwies sich sofort verrätherisch. —

---

*) Livide heißt übrigens auch erdfahl.

**) Sprengel a. a. O., II. S. 607.

Tröstlicher erscheint der Zusatz, der Eingangs bereits in den Worten des griechischen Kaisers zu finden: „Brachen aber Abscesse am Umfang des Körpers aus, so kamen die Kranken durch!“ — — —

Ach, ihrer waren Wenige! — Mit emsigster Genauigkeit hat Forschung die Zahl der Opfer zu ermitteln gesucht, welche in jedem Lande gefordert wurden. Wol nur das Zählen der Ueberlebenden oder angestellte Vergleiche mit dem früheren Einwohnerstande mag ein Resultat geliefert haben, und man konnte aus diesem traurigen Rechenexempel entnehmen, daß namentlich in der ersten Periode an manchen Orten zwei Drittel, an anderen neun Zehntheile der Bevölkerung dahinschwanden*).

Und dennoch kann einem beträchtlichen Theile der damals lebenden Heilkundigen, ja, wie wir sogleich sehen werden, auch Vertretern der Berufskrankenpflege kein Vorwurf gemacht werden; im Gegentheil, „die Geschichtsschreibung ist ihnen“, wie Häser richtig bemerkt,**) „das Zeugniß schuldig, daß sie bestrebt waren, zu wirken, was menschlicher Kraft erreichbar schien.“

Wohl mögen so manche feige Miethlinge sich eilends zurückgezogen haben, um ihr theures Leben in Sicherheit zu bringen, als man rasch inne geworden, daß vermöge der vorhandenen Mittel weder dem Einzelnen zu helfen, noch dem epidemischen Charakter des Uebels zu steuern war***). — Um so höher jedoch steht der Ruhm derjenigen Jünger Aesculaps, die unerschrocken bei ihrer Pflicht verharrten und ihre Treue mit dem Tode besiegelten, wie wir z. B. von den Aerzten Venedigs bereits

*) Häser a. a. O., S. 139. Ozanam a. a. O., 79, unter Rückbeziehung auf Andreas Gallus, „de Peste“, 1348. Sprengel a. a. O., S. 606.

**) Häser a. a. O., S. 146.

***) Vrgl. Sprengel a. a. O., II. 607. Ozanam a. a. O. IV. 90: „L'opinion générale, qu'on a encore aujourd'hui, que la peste est au dessus de toute la puissance de la médicine put servir d'excuse aux médecins du moyen-âge. En effet l'art et la science sont presque inutiles, dans les grandes epidémies, qui abolissent subitement les forces vitales.“ — Also mochten wol alle Diejenigen denken, die ihren Posten verließen! —

erwähnt, wie man ferner von denen zu Montpellier und theilweise auch Avignon entschieden nachgewiesen; gleichzeitig mit ihnen ist der wackere Guy von Chauliac zu nennen, der in seiner Darstellung der Seuche jenen Umstand mit den Worten motivirt hat:

„propter diffugere infamiam."

Er blieb, wie wir bereits oben erwähnt, wurde angesteckt und erduldete einen schweren Anfall der verheerenden Krankheit! — Neben dem Opfermuthe jener Ehrenmänner ist die Bestrebung der Mitglieder der ärztlichen Schule zu Paris anzuerkennen, welche, (vermittelst gelehrten Gutachtens vom October 1348,) die Zeitgenossen über Wesenheit der Seuche zu belehren suchten*), aber ein eigenthümliches Licht auf die Ansichten jener Tage, den Standpunkt der Wissenschaft und ihrer Vertreter gelangen lassen, denn wol gerade die Gelehrten mögen es gewesen sein, die den betroffenen Völkern die Meinung aufdrängten, daß es unglückselige Constellationen am Himmelszelte gewesen, welche das Leiden hervorgerufen. Auch schon deutsche Aerzte scheinen jene Idee getheilt zu haben, denn chronistische Aufzeichnungen behaupteten, daß „in der Conjunction der Planeten Saturn, Jupiter und Mars, welche im März 1345 im Zeichen des Wassermannes stattgefunden, die wahre Entstehungsursache zu suchen sei," — eine völlig haltlose Behauptung! — Das Pariser Gutachten suchte darzuthun, daß ein Kampf der Gestirne gegen die Strahlen der Sonne stattgefunden, („les astres qui luttent avec les rayons du soleil et avec la chaleur des feux célestes, exercent spécialement leur

---

*) Bei Ozanam a. a. O., IV. 90. Er entdeckte außerdem noch in der Bibliothek St. Pierre in Lyon ein Lehrgedicht aus dem 14. Jahrhundert, das die allerdings ausgezeichnetsten prophylaktischen Vorschriften enthält: „L'auteur conseille d'aller habiter un air pur, de suivre un régime très modéré, d'éloigner toutes les passions de l'ame, de se préserver du froid, de l'humidité, de émanations fétides, et de se maintenir pur comme au jour de baptême". Il fallait purifier l'air par des fumigations aromatiques, s'isoler du foyer de la contagion et faire beaucoup d'exercice, tel que celui du jeu de paume."

influence"), daß jene Himmelslichter ihren Einfluß besonders auf das Meer erstreckten und jene Dünste hervorgerufen, welche die Sonne verfinstert und Licht in Finsterniß gewandelt hätten.

Zu weit würde es führen, jene vagen Theoreme weiter zu verfolgen*), und beschränken wir uns darauf, von den Präservativmitteln, der Diät und den Heilmitteln zu reden, welche jene gelehrte Gesellschaft anräth und in Vorschlag bringt:

„Wir denken," heißt es, „daß die Gestirne, von den Naturkräften unterstützt, sich vermöge ihrer himmlischen Kraft anstrengen werden, („s'éfforcent"), das Menschengeschlecht zu beschirmen und von seinen Leiden zu befreien, ja, im Verein mit der Sonne („de concert avec le soleil") die Dichtigkeit der Wolken, (vermuthlich sind jene Dunstmesser gemeint,) mit Feuerskraft zehn Tage lang, bis zum nächsten Juli, zu durchbrechen, („de pércer, par la force du feu, l'épaisseur des nuages"). Diese Wolke wird sich in einen giftigen Regen verwandeln, dessen Niederschlag die Luft reinigen wird, nachdem Donner und Hagel ihn im voraus verkündigt. — Jedermann wird sich vor diesem Regenguß zu schützen haben durch das Anzünden von Weinreben- (sarmens), Lorbeer- und andern Feuern von grünem Holze. Ebenso wird man große Massen Absinth und Camillen auf öffentlichen Plätzen und an volkreichen Orten verbrennen. Niemand wird auf's Land hinausgehen, ehe die Erde wieder völlig getrocknet ist und noch drei Tage später (hübsch zu Haus bleiben! —). Mittlerweile wird jedermann vorsorglich so wenig wie möglich Nahrung zu

*) Man höre nur eine weitere Probe an: „Ces vapeurs renouvellent leur ascension et leur chute pendant 28 jours, sans interruption; mais enfin le soleil et le feu agissent si fortement sur la mer, qu'ils en attirent à eux une grande portion et réduisent ces eaux en vapeurs qui s'élèvent dans l'air, et s'il est des contrées où les eaux soient corrompues par les poissons qui y sont morts, cette eau infectée ne peut être absorbée par la chaleur du soleil, ni convertie en eau salubre, grêle, neige ou givre; ces vapeurs répandues dans l'air enveloppent d'un nuage plusieurs, contrées" etc. etc.

sich nehmen, sich vor der Morgen- und Abendkühlung, wie vor Nachtluft verwahren; man wird weder Geflügel noch Fleisch von Wasserhühnern, noch Spanferkel, — man wird weder altes Ochsen- noch überhaupt fettes Fleisch verzehren, (vielmehr) wird man nur das Fleisch solcher Thiere genießen, welche von warmer und trockener Beschaffenheit sind, aber weder erhitzen, noch Reiz hervorrufen. („On fera usage de la chair d'animaux faits d'une nature chaude et sèche, mais point échauffante, ni irritante".) Wir empfehlen die Saucen mit gestoßenem Pfeffer, Zimmet und Gewürzen — hauptsächlich bei solchen Personen, die gewohnt sind, wenig und eine auserlesene Abendkost einzunehmen. Bei Tage schlafen ist schädlich (chose nuisible), der Schlummer soll nicht über Sonnenaufgang hin oder später ausgedehnt werden. Zum Frühmahl wird man nur wenig trinken, um elf Uhr wird man das Mittagsmahl verzehren und kann dann etwas mehr trinken als früh. Man trinke einen hellen, leichten Wein, zum sechsten Theil mit Wasser vermischt. Getrocknetes Obst mit Wein genossen ist nicht schädlich, aber ohne jenen letzteren kann es gefährlich werden. Die rothe Möhre oder andere Gemüse, sowohl frische wie eingesalzene, sind im Allgemeinen nachtheilig („préjudiciables"). Des Thaues halber ist es gefährlich, Nachts und vor drei Uhr in der Frühe auszugehen. Man wird keinerlei Fisch essen, — zu viel Leibesübung kann schaden, man muß sich warm kleiden und vor Kälte, Feuchtigkeit oder Regenschauern verwahren, auch nichts in Regenwasser kochen lassen. Ueber Tisch muß man etwas Theriak einnehmen, — Olivenöl als Nahrung ist todtbringend. Schmerbäuche müssen sich der Sonne aussetzen! — Große Enthaltsamkeit, unruhige Gemüthsstimmung, Zornausbrüche und Schlemmerei sind gefährlich. Vor Magenleiden muß man sich hüten, Bäder sind schädlich und vertrauliche Annäherungen an das schöne Geschlecht — todtbringend!" —

Auch in Deutschland fehlte es nicht an einzelnen Bemühungen, dem Uebel entgegenzuwirken, und neben den prophylaktischen

Maßregeln, Gesunde durch Absperrung oder Flucht vor der Gefahr zu hüten, erblicken wir auch das in seiner Wirkung sehr zweifelhafte Verfahren des Anzündens großer Feuer auf öffentlicher Straße und in den Wohnungen*). — „Häufig verband man hiermit Räucherung von harzigen Substanzen und Anwendung von allerlei Riech- und Waschmitteln, in deren Erfindung und Anpreisung das ganze Zeitalter unerschöpflich war. — In diese Classe heilsamer Vorschläge gehört auch der allerdings aus Frankreich datirende, aber auch bei uns in Aufnahme gekommene Rath, sich durch Dämpfe von Salpeter und Schießpulver zu schützen"**), (welch letzteres bekanntlich in dem unmittelbar vorausgegangenen Kriege zwischen England und Frankreich zur Verwendung gelangt war).

Umständlicher noch waren die diätetischen Vorschriften, namentlich für die Auswahl von Speise und Trank.

Daß „dienstfertiger Eifer" auch in den Wirren und Drangsalen jener Tage sich „ebenso unermüdlich als unwirksam" erwies, haben wir bereits früher angedeutet. „Verständige Aerzte beschränkten sich", (da, wo ihrer überhaupt vorhanden waren,) „auf den Versuch, die Fieber zu mäßigen, unmittelbar lebensgefährliche Zustände, z. B. Blutungen, zu beseitigen, den Ausbruch und die Zeitigung des Exanthems zu fördern"***). Noch

*) Genau in dieser Weise verbrachte der Papst, — nach Einigen Clemens VI., nach Andern Nicolaus — (vielleicht ist übrigens Peter de Corbière, als Gegenpapst Johannes XXI., Nicolaus V. genannt, irrthümlich gemeint. Er bekleidete das Pontificat vom 12. Mai 1328 bis zum 25. August 1330 und starb im Gefängniß,) seine Tage im Palaste zu Avignon, selbst während der Sommerschwüle am lodernden Kamine und ließ keinen Menschen vor sich. Das Essen wurde ihm durch einen Schieber in der Stubenthür verabreicht. — Um nicht durch die vielen Sterbenden und deren Exequien oder sonstige Leichenfeierlichkeiten incommodirt zu werden, hatte er im voraus allen Erkrankenden Absolution ertheilt, auch den Rhonefluß eingesegnet, damit man die Leichname — unbesorgt den Fluthen übergeben könne! — — —

**) Wörtlich nach Häser a. a. O., S. 147.

***) Desgleichen.

war das blinde Vertrauen sowohl zu Aderlässen wie auch andern ableitenden Mitteln, von denen man heilsame Wirkung auf die Säfte erwartete, im unerschüttertsten Ansehen, obwohl die täglichen Wahrnehmungen laut genug gegen jenes Verfahren predigten. — Isolirt blieben daher die Stimmen zweier französischer Aerzte, Colle und Chalin, welche gegen jenen erstgenannten Mißbrauch eiferten, dessen tödtliche Folgen sie festzustellen gewußt. „Günstiges hinwiederum berichtet der Erstgenannte vom innerlichen Gebrauche des Lärchenschwammes*) („boletus laricis").

In der überwiegenden Mehrheit der Fälle und weit ab in den meisten Gegenden waren die Kranken auf sich selbst angewiesen, oder vielmehr, man hatte den Kampf gegen das Uebel aufgegeben und die Fassung gleich von Anfang an eingebüßt.

In einer handschriftlichen Aufzeichnung aus jenen Tagen, welche von den übrigen Erfurter Chronisten gleichmäßig bestätigt wird, berichtet man uns, daß die Domherren (beatae Mariae virginis) in jener Stadt drei Würztröge, (große Gefäße mit gewürztem Wein,) vor der öffentlichen Badestube beim Juristencollegio aufstellten und einer jener sog. Bierrufer, wie sie in allen thüringer Städten, selbst auch in neueren Zeiten noch hie und da anzutreffen, rief das Seelenbad also aus: „Ein Seelenbad, ein gutes Bad haben unsere Domherren allererst aufgethan hinter unser lieben Frauen Berge (der westliche, hinter den beiden Hauptkirchen und am Fuße der Citadelle Petersberg gelegene Stadttheil), wer baden will, soll gar nichts geben." Da kam denn das Volk zu Hunderten und Tausenden mit ihren Gefäßen, und die Geistlichen hatten eine Kelle, da „fast ein Nösel drein ging; also gaben sie einem jeden eine Kelle voll in sein Gefäß"**). Offenbar sollte vermöge jenes angekündigten Seelenbades, (eines Schwitzbades), sowie mit jenem Getränk dem Frostschauer vorgebeugt oder

*) Wörtlich nach Häser a. a. O., S. 147.
**) Falkenstein's „Erfurter Chronik", S. 227.

abgeholfen werden, den man allgemein empfand und öfters unter die ersten Symptome der Gefahr zu zählen pflegte. An anderen Orten, wie z. B. Frankfurt am Main, wo es bereits damals nicht gänzlich an ärztlicher Hülfe fehlte, suchte man noch ein Jahrhundert später sein Heil in Bittzügen und Prozessionen, unter Voraustragung der Monstranz, wie wir später noch ausführlicher berichten werden.

„Allein in seinem Elend lag der Kranke", sagt de Mussis in jenem Bericht, der nur zu sehr den Stempel der Wahrheit an der Stirne trägt. „Kein Verwandter wagte, ihm zu nahen, kein Arzt seine Wohnung zu betreten, selbst der Priester reichte ihm mit Entsetzen das Sacrament"*). Mit herzzerreißendem Flehen riefen Kinder ihre Eltern, Väter und Mütter ihre Söhne und Töchter, ein Gatte die Hülfe des (—) andern an (— —)! Vergebens! — Und selbst die Leichen der Ihrigen wagten sie kaum zu berühren, weil Niemand sich fand, der um Lohn sich den letzten Pflichten unterzog. Weder die Stimmen des Herolds, noch der Schall der Posaune, nicht Glockenklang noch Todtenamt versammelte Freunde und Verwandte zur Leichenfeier. Die Leichname der Edelsten und Vornehmsten wurden vom Niedrigsten und Verworfensten zur letzten Ruhe gebracht, da unsägliche Furcht alle ihre Freunde und Genossen vom Sarge zurückscheuchte." — Und dennoch sah man auch viele Kranke (z. B. bei uns in Thüringen) mit Freudigkeit Abschied nehmen aus diesem Dasein. Selbst Kinder starben öfters unter Lachen und Händeklatschen (!). So sah, — nach Mittheilung der Erfurter Chronik**), — ein zartes, zwölfjähriges Mägdlein, schon mit dem Tode ringend, mit lachenden Augen gen Himmel und frohlockte. — Als nun

*) Hinc illae lacrymae! Man fasse die Verfügung des Papstes aus Avignon ins Auge, vermöge deren die Generalabsolution eventuell im voraus allen Erkrankenden bereits ertheilt wurde.

**) Falkenstein's „Thüringer" und namentlich auch „Erfurter Chronik", S. 226.

die Eltern es befragten, worüber es sich so freudig bezeuge, so antwortete das Kind: ‚Ei seht Ihr nicht den Himmel offen stehen und viele, unzählige Lichter hinauffahren?‘ — Und da man weiter fragte, was das für Lichter seien, sagte es: ‚Das sind die Seelen der selig Sterbenden, und damit Ihr sehet, daß ich wahr rede, so sage ich Euch, daß ich diese Nacht sterben werde, und meine liebe Mutter wird mir in drei Tagen folgen.‘ So sagte das Kind auch noch anderen Umstehenden ihre Sterbezeit richtig vorher und fuhr in Frieden und fröhlich dahin.“

Auffallend blieb, daß die Seuche zumeist kräftige Personen in blühendem Lebensalter erfaßte und dahinraffte, auch am meisten junge Mädchen zum Opfer erkor.

„Et citius moriebantur juvenes quam senes“, sagt Johann von Parma, Kanonikus zu Trient*), indem er mit grausem Entsetzen hinzufügt: „et magis domicellae, et quanto erat pulcherior domicella, tanto citius moriebatur, et magis mulieres quam viri.“

Eine andere auffallende Thatsache in Verbindung mit dem Fortschreiten der Krankheit konnte darin wahrgenommen werden, daß sie sich zu Zeiten plötzlich vom Wege abwandte und einzelne Städte und Dörfer wie im Rösselsprung überging, ohne dort ein einziges Opfer zu fordern**), während auf der andern

---

*) Die von demselben verfaßte, lang verloren geglaubte und erst von Pezzana (storia della citta di Parma, 1., appendix 50 ff.) publicirte Chronik ertheilt die gegebenen Details über die hier geschilderte Epidemie, ebenso der gleichzeitige Bericht bei Tiraboschi, „Memor. storiche Modenesi“, V. Diplom. 127.

**) Oftmals kehrte aber die Pest nach dem momentan oder vorläufig verschont gelassenen Orte zurück. Vgl. Häser a. a. O., S. 162. — „Nec processit haec epidemia directe, sed saltum faciendo de villa in villam tertiam, media intacta manente, et postea iterum rediit ad eandem.“ Theod. de Niem., „Chronic.“ (bei Eccard, in Goldast, scriptor. rer. alemann. Vol. I. p. 1504.) Vergl. Heneric. de Hervord. „Chron.“ 280: — „pestilentia, non tamen ubique continue, sed quandoque quasi in ludo scacorum, (wie beim Schachspiele,) subvolando de loco uno, in quo se-

Seite Landstrecken, die ganz außer ihrem Wege zu liegen schienen, ihren Verheerungen nicht entgingen, eine Erscheinung, die sich bekanntlich auch bis in die neueste Zeit bei der Cholera wiederholt hat.

Der unbedeutendste Gegenstand, wir wiederholen es, genügte, um die Seuche auch in entfernte Lande, — an ferne Küsten zu schleppen! Auch nach Norwegen drang sie durch ein Schiff mit Waaren ein, welches im Hafen von Bergen Anker geworfen, und verbreitete sich von dort nicht nur über ganz Skandinavien, sondern auch über die wenigen bis dahin verschonten Theile des nordeuropäischen Festlandes, mehr wie zwei Dritttheile der Bevölkerung hinraffend.

Mit am ärgsten wüthete sie in Polen, wo ihr, nach Aussage eines dortigen Berichterstatters, sogar drei Viertheile der Bevölkerung zum Opfer fielen. Aber auch in Deutschland raffte sie weit über eine Million Menschen weg, und Thatsache ist, daß bei uns viele Ortschaften — wie in Italien und Frankreich — gänzlich entvölkert wurden. „Die Steigerung der Krankheit", sagt Häser*), „durch die Unreinlichkeit der Straßen wird für große Städte**) von Chalin de Vinario ausdrücklich hervorgehoben." Gewiß war dieselbe Ursache in unzähligen Fällen eine Hauptquelle der Seuche, namentlich in den kleineren Städten („suburbia"), welche nach Covino besonders zu leiden hatten. Um so auffallender ist, was Colle berichtet, daß Gerber und die mit dem Fegen von Senkgruben beschäftigten Arbeiter, endlich sogar die Aufwärter in den Herbergen (Xenodochien), welche gewiß für höchst unreinlich gehalten werden müssen, verschont blieben!

Weit mehr als die hier angegebenen Ursachen hatten Um-

---

vierat, per medium sine contagio ad tertium sevitura pertransiens, et forte post ad medium rediens, quasi eligendo grassaretur."

*) a. a. O., 163. Das bei demselben genannte Citat von Colle findet sich jedoch leider nicht vor.

**) Wörtlich bei Häser a. a. O., S. 163.

stände der Sterblichkeit Vorschub geleistet, die tief im Geiste und Charakter des Mittelalters begründet lagen: Mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote gestanden, ja selbst Zuhülfenahme der weltlichen Obrigkeit, hatte es die Kirche schon sehr frühzeitig durchzusetzen gewußt, daß die heidnische Leichenbestattung und Todtenfeier, welche sich das Volk, stets an seinen alten Sitten hangend, durchaus nicht nehmen lassen wollte, nach und nach dem christlichen Begräbnißritus hatte weichen müssen. Wer ein solches nicht erhalten, dessen Seelenheil war als „gefährdet erkannt"; wer die sterblichen Ueberreste geliebter Todten dem Scheiterhaufen übergeben, war mit Kirchenbuße und Bann belegt worden. So war es dem Clerus gelungen, die Ausantwortung der Leichen an die Kirche und deren Vertreter zu erzwingen, welche sie in den Gruftgewölben und Krypten der Gotteshäuser beisetzten. Damit jedoch die Ausdünstungen derselben nicht den Andächtigen nachtheilig würden, suchte man theilweise durch Einbalsamirung, theilweise durch Einsalzen der Verwesung entgegenzuwirken*), — aber im Laufe der Jahrhunderte hatten sich die

---

*) Schon an und für sich ein unpraktisches Verfahren, da dasselbe wol oft mit größern Opfern verknüpft war, als die Hinterbliebenen aufzuwenden vermochten, also entweder schlecht und unvollkommen ausgeführt ward, oder gänzlich unterblieb! — Die größte Mühe hatte man auf Conservirung der sterblichen Ueberreste weltlicher und geistlicher Fürsten und Herren verwandt, die oft aus weiter Ferne nach den Kirchengrüften der Heimath zurückgeschafft wurden. Schon der Körper Carl des Kahlen z. B. war (nachdem man ihn von den Eingeweiden befreit,) in Wein gelegt, dann mit Fellen umwickelt und in eine Tonne gesteckt worden, — aber gar bald hatte man sich überzeugen müssen, daß dies eitles Thun, und sah sich gezwungen, am nächsten besten Orte zur Beisetzung zu schreiten. (Vergl. „Annalen von St. Bertin zum Jahre 877"). Einfacher schon war die bei dem 1278 auf dem Marchfelde im Kampfe gefallenen Ottokar von Böhmen befolgte Weise, dessen Leichnam eingesalzen in einem Minoritenkloster die letzte Ruhestätte fand, (Vgl. „Chronik von Colmar zu dem Jahre 1278 und 1281",) während beim Tode der Gemalin Rudolf's von Habsburg, (1281) eine weit complicirtere Weise adoptirt wurde. Nach Beseitigung der Eingeweide füllte man das Innere mit Sand und Asche, bestrich das Antlitz der Todten mit Balsam hüllte den Körper in Wachstuch und barg diesen in einer kunstvollen Truhe

Gewölbe der Kirchen bereits übermäßig mit Leichen gefüllt, und schon in sehr frühen Zeiten hatten Verordnungen erlassen werden müssen, um vorzugsweise nur Geistlichen und Männern von Auszeichnung oder Verdienst einen Platz innerhalb der geweihten Mauern einzuräumen*), aber das Volk wollte ebenso sehr der Ruhestatt auf dem Kirchengrund, in der Nähe der Asche ge-

---

(einem Sarge?) in der Münstergruft zu Basel. — Sollte ein sehr weiter Transport des Leichnams stattfinden, so kochte man denselben in Wasser, entfernte Fleisch und innere Organe und schaffte nur die Knochen fort. So war es mit dem im Flusse Seleph (Kalikadnus) ertrunkenen Barbarossa. Vgl. Chronikon montis sereni ad annum 1190: „Translatus est autem a militibus in civitatem Seleph, ubi et intestina ejus humata sunt, corpus vero Antiochiam delatum ibique elixatum est, et caro quidem in ipsa civitate terrae tradita, ossa vero Spiram reportata et tumulata sunt." — Eine andere Darstellung findet sich bei Benedictus Petroburgensis, pag. 556: „totum corpus in frusta sciderunt et carnem ejus coxerunt et ossa ejus extraxerunt et carnes coctas sepelierunt in Antiochia cum cerebro et visceribus, ossa autem ejus secum tulerunt usque ad civitatem Tyri et sepelierunt ea ibi".

*) Schon Theodorich der Große hatte befohlen: „Wer einen Todten innerhalb Roms beisetzt, soll den vierten Theil seines Vermögens dem Fiscus bezahlen; wenn er nichts hat, soll er geprügelt und aus der Stadt gejagt werden." Vergl. Edictum Theodorici regis CXI: „qui intra urbem Romam cadavera sepelierit, quartam partem patrimonii sui fisco sociare cogatur, si nihil habuerit, caesus fustibus civitate pellatur." — Daß diesem Gesetz keinerlei dauernde Folge geleistet worden, ist ebenso überflüssig zu bemerken, als daß mit Zusammensturz der Gothenherrschaft in Italien ohnehin alle Institutionen derselben ihren Einfluß verloren, obwohl (irrthümlich) behauptet wird, daß andere (deutsche) Volksstämme im Sinne jenes Gesetzes dem gegebenen Beispiel gefolgt seien.

Immerhin blieben die Begräbnißstätten unter unmittelbarer Aufsicht des Clerus, welcher durch die kirchliche Bestattung einen gewaltigen Einfluß auf die Gemüther der Menschen erhielt und daraus eine beträchtliche Einnahmequelle schuf. Die Höhe der dafür bezahlten Gebühren hing von den angewendeten Feierlichkeiten ab. Man unterschied eine „sepultura sollemnis", Beisetzung unter Sang und Klang, und „sepultura minus solemnis", das stille Begräbniß, welches entweder zur Strafe, oder bei herrschenden Epidemien gesetzlich angeordnet wurde, — um den Geistlichen und ein größeres Gefolge vor der Gefahr der Ansteckung zu hüten. So geschah insbesondere zu Straßburg zur Zeit des „großen Sterbens" ums Jahr 1349. Vergl. Jakob von Königshoven's „Elsässische Chronik", herausgegeben von Schilter, Straßburg 1698, S. 305.

benedeiter Märtyrer und heiligen Reliquien theilhaftig werden, bestand also darauf, daß Kreuzgänge (campi santi?) und Kirchhöfe im Schatten der Gotteshäuser errichtet wurden. Einzelne Verfügungen im entgegengesetzten Sinne waren (bekanntlich) nicht beachtet worden! — Jetzo, inmitten aller Schrecknisse, jetzo, wo alle Schranken und Fesseln der Gesetze geschwunden, jetzo, wo es oft an Todtengräbern fehlte, um ihr trauriges Amt zu verrichten, während der große Haufe, jeder Zucht und Sitte bar, im Vorgefühl allgemeinen Unterganges oder Zusammensturzes, die wenigen Tage seines Lebens noch genießen wollte, sich in den leerstehenden Wohnungen flüchtiger Mitbürger, den Stätten des Reichthums und Ueberflusses, breit machte, jetzo mußte es geschehen, daß man Kranke und Sieche oft gänzlich im Stiche ließ, oder ihre noch zuckenden Körper auf die Karren warf und, — nach Ueberfüllung der Friedhöfe innerhalb der Stadtmauern, vor die Thore, nach rasch geschaufelten Gruben, (Massengräbern,) fuhr, wo man sie schichtenweise, wie Waarenballen, aufeinander legte und verschüttete*).

Und demunerachtet fehlte es doch nicht an Beispielen der edelsten und erhabensten Selbstverleugnung oder Opferfreudigkeit: In deutschen Landen besiegelten 124,434 Barfüßermönche, in Erfüllung ihres erhabenen Berufs als Krankenpfleger und Seelsorger, die Treue mit dem Tode, — nicht weniger wird berichtet, daß neben Scenen entmenschter Rohheit, wie sie uns Bocaccio aus Florenz vor Augen führt, 30,000 Minoriten, also gleichfalls Bettelmönche**), in Italien beim Ausüben ihrer Pflicht erlagen.

---

*) Hecker, „Der schwarze Tod", (Berlin 1832,) S. 31. Falkenstein's „Erfurter Chronik zum Jahre 1348."

**) Bei Ozanam a. a. O. finden wir den Ausdruck „mendients", bei den deutschen Epidemiographen ist dagegen von der hier genannten Zahl von Minoritenmönchen die Rede. — Die Mühe, wirkliche Bettler, die an den Landstraßen oder in Hospitälern verendeten, inmitten der allgemeinen Bestürzung zu zählen, mag sich schwerlich Jemand genommen haben.

Ueberhaupt machte sich auch bei Laien sehr häufig ein Opfermuth geltend, wie er die Thaten der heutigen Krankenpflege — wie überhaupt Sinn und Tendenzen der heutigen Generation — tief, tief in den Schatten stellt! Begüterte Menschen aus allen Ständen vermachten oder vergabten all ihre Habe der Kirche, übernahmen in den Hospitälern Wärterdienste und blieben so lange unerschrocken und unverdrossen thätig, bis die Hand des Todes sie selber niederwarf. — Da strömten unermeßliche Reichthümer in den Schoos der Kirche, theils als Geschenke Reumüthiger, theils als Vermächtnisse der Dahinsterbenden oder als Dankesopfer Solcher, die, sei es einen Pestanfall glücklich überstanden, oder aber von dem Uebel gänzlich verschont geblieben, ja sogar lachende Erben spendeten von den ihnen zugefallenen Summen! — Mag es sein, daß der überwältigende Eindruck des Entsetzens sein Recht auf die Gemüther ausübte, mag es sein, daß die neuen und immer neuen Hekatomben, die der Todesengel einforderte, mit Donnerworten zu Allen sprachen, deren Gewissen belastet, — „die einzige Handlung, deren die Verzweiflung noch fähig erschien, war die **werkthätige Buße***), und dies erklärt es auch, daß an vielen Orten Zagende ihren ungerecht erworbenen Mammon der Kirche auslieferten. In Lübeck z. B. brachten reiche Kaufleute, — o unbegreifliches Wunder, —!— all ihr Gold . . . . . in die Klöster und Gotteshäuser, und als die frommen Paters, aus Furcht vor Ansteckung, die Pforten verschlossen, warfen die Geängstigten — die Bürde, mit der sie sich geschleppt, über die Mauern der geweihten Stätten!" —

Einzelne Städte zählten noch ihre Todten; so Frankfurt am Main binnen 72 Tagen deren 2000, unter ihnen 35 Priester

*) Wörtlich bei Häser a. a. O., S. 149. Bei Ozanam a. a. O., IV. S. 87, findet sich im gleichen Sinne folgende Stelle: „L'Instruction publique avait cessée, la réligion chrétienne se perdait par la mort de ses nombreux ministres. Beaucoup de laïcs devenus veufs, prirent les

und mehrere Aerzte; Münster büßte 11,000, Trier 13,000 ein; die damals herzoglich bayerischen Lande, (also Altbayern,) verloren den achten Theil ihrer Bewohner; in Wien erlagen an einem Tage 960 Menschen, im Ganzen zählte man 40,000 Pestleichen, in Passau täglich 150 bis 180, ja bis zu 270. Zu Hamm in Westphalen blieben zehn, in Osnabrück nur sieben unzerrissene Ehen zurück. Es fehlt uns nicht an weitern Aufzeichnungen für das düstere Capitel der Todtenschau.

Basel zählte 14,000, Luzern 3000, Colmar 6000, Straßburg wie Erfurt, (damals einander gleich an Bevölkerung,) je 16,000*), Weimar die Hälfte seiner Bewohner mit 5000, Limburg 2500, die Reichsstadt Memmingen 2070, Lübeck 9000, Danzig 13,000, Thorn 4300, Elbing 7000**).

Diese Zahlen, so beträchtlich sie auch sind, namentlich wenn man die geringere oder dünnere Bevölkerung Deutschlands in

---

saints ordres, par penitence ou pour avoir part à la considération dont jouissait le clergé, et quelques uns, pour jouir des richesses dont on le comblait."

*) In Falkenstein's „Erfurter Chronik" finden wir sonderbarer Weise bereits arger Sterblichkeit i. J. 1315 erwähnt: „12,785 Menschen, und darunter 8000 Hungers dahingerafft." Weiter, S. 226, heißt es wörtlich: „In Erfurth dauerte diese Pest vier Jahre lang. Weilen die Kirchhöfe überall voll waren, so begrub man nach Neuses und St. Dionysii Kirchhof unterm Rothenberge (außerhalb des nördlichen Stadttheils und vor dem Andreasthore,) in elf Gruben 3012 Menschen. Ziegler, (ein anderer Chronist aus der in weiblicher Linie noch blühenden alten Erfurter Patrizierfamilie jenes Namens,) schreibt, es wären allein in diese elf Gruben 12000 Menschen begraben worden, daher zum traurigen Gedächtniß der Vers:

'Hic hominum necifex,
Locat ter millia bis sex."

**) Vergl. außerdem „Chronikon Elwacense", zu 1349 und Pertz. S. S. X., 40: „Etiam in multis civitatibus, villis et oppidis sic mortui sunt, quod non remansit solus homo!" — Ferner: Henericus de Hervord. „Chron." 273. „Jam etiam magne domus et parvę per totas urbes immo et urbes quamplures vivis hominibus vacue remanserunt et mortuis plene. In urbibus et domibus et campis et locis aliis opes et possessione, copiosissime, sed nulli penitus possessores."

jenen Zeiten ins Auge faßt, verschwinden vor den Angaben, die uns über die Sterblichkeit in fremden Landen zukommen:

Aus jenem schon erwähnten Bericht, den sich Clemens VI. erstatten ließ, war bereits die ganze Anzahl der Todesfälle im Orient auf 23,840,000, davon allein dreizehn Millionen in China, angegeben worden. In den Todtenlisten der Städte der „alten Welt" figurirt Babylon mit dem dreimonatlichen Verluste von 480,000, das uns schon weit näher liegende Cairo mit einer täglichen Einbuße von 12- bis 15,000 Menschen, was auf gleiche Dauer der Epidemie einen Betrag von anderthalb Millionen ergeben würde. — „Demnach ist nicht zu übersehen," sagt Häser wörtlich*), „daß ein zuverlässiger Gewährsmann, de Mussis, ausdrücklich versichert, die Krankheit habe unter den unglaublich starken Bevölkerungen von Asien, (‚welche tausendfach so groß sind als in Italien',) beispiellose Verheerungen angerichtet."

Jenen, wenn auch noch so abenteuerlich oder orientalisch märchenhaft klingenden Darstellungen schließen sich die Verlustlisten südlicherer, dichter bevölkerter Lande unseres Erdtheils dennoch einigermaßen an.

Unter Anderen schätzte Bocaccio die Sterbefälle

in Florenz	auf	100,000,
in Venedig	„	100,000,
in Siena	„	70,000,
in Neapel	„	60,000,
auf Malorka	„	15,000,

zu Saragossa, wohin sich der Hof des Königs Peter IV. geflüchtet, täglich 300, was auf hundert Tage 30,000 ergeben würde,

*) Häser a. a. O., S. 137. Uebrigens ist bei diesem Autor (wol irrthümlich) die Zahl der Todten in Florenz (im Widerspruch mit Bocaccio und spätern Epedemiographen) nur auf 6000 angegeben. Vergl. dagegen Ozanam a. a. O., IV. p. 86, wo gleichfalls der Bericht an Papst Clemens der Todtenschau zu Grunde liegt.

in Paris nach Ozanam . 80,000, dagegen
nach Häser . 50,000,
in St. Denis nach Ersterem 1400,
nach Letzterem 16,000,
in Avignon 30,000,
in Amiens 17,000,
in Rouen 17,000,
in Marseille 16,000,
in Narbonne 30,000,
im Herzogthum Burgund . 80,000,
in der Provence 120,000,
in London . . . . . . 100,000, eine vielleicht viel zu geringe Angabe*),
in Norwich 52,000

Bei diesen entsetzlichen Ergebnissen dürfen wir freilich der Abschätzung, die Hecker, bekanntlich der vorzüglichste und gewissenhafteste Autor, veröffentlicht und für Europa auf 25 Millionen festzustellen gesucht, kaum einen Zweifel entgegensetzen**).

Und doch schien alles Erlittene nur ein Anfang des Endes, dem die jammernden Völker Deutschlands wie der alten Welt überhaupt betäubt und bebend entgegenschauten, ja es gab Viele, die nur in bachantisch wilder Lust, in tollem Sinnentaumel ein Gegengewicht für alle Schrecknisse und Plagen suchten, Solche, die in der Ueberzeugung des baldigen jähen Endes aller Dinge wenigstens die letzten Lebenstage in toller, überschäumender Lust

*) Auch in der englischen Hauptstadt waren im Handumwenden alle Kirchen überfüllt, man mußte vor den Thoren Massengräber anlegen, und ein einziges jener Todtenfelder barg nach einiger Zeit bereits 50,000 Leichen. Vergl. Häser a. a. O., S. 129.

**) Dagegen annehmen zu wollen, daß Deutschland allein die größere Hälfte der Opfer entrissen worden, wie Ozanam a. a. O., IV. S. 86, vermöge einer Aufstellung von mehr wie zwölf Millionen behauptet, widerspricht jedem Ergebniß reiferen Nachdenkens.

verbringen wollten, und trunken, sich jeden Greuel verstatteten, so heillos, als ob er ein Kind jener Pest sei!*)

*) „Roheren Gemüthern“, sagt Häser wörtlich, „wurde die Pest zur Veranlassung, sich vor dem fast unvermeidlichen Untergange noch einmal der ungezügeltsten Freude zu überlassen. So gaben sich in Frankreich die Bewohner ganzer Städte der Lust des Tanzes hin. (Vergl. Philippe, p. 108, bei Häser a. a. O., S. 151, sowie auch die Schilderung bei Bocaccio, [‚Decamerone‘.] Zu Neuburg an der Donau feierte man Gastmähler und Hochzeiten, um die Todesgedanken zu zerstreuen. Dasselbe berichtet der letztcitirte Autor auch von Florenz. Zu Bern veranstaltete der Magistrat sogar einen Faschingszug ins Simmenthal.“ — Am niederschlagendsten aber mußte die Wahrnehmung sein, daß selbst das grauenhafteste, das allgemeine Unglück nicht im Stande, den Sinn des Menschen auf die Nichtigkeit des Irdischen zu lenken und ihn an den Gedanken einer höheren Bestimmung zu fesseln. — „Dies sittliche Verderben,“ sagt Simon de Covino, dessen ergreifender Schilderung auch wir bei diesem Anlasse folgen, „war größer als das leibliche.“ Kaum waren die Schrecken des schwarzen Todes den entsetzten Völkern vor Augen erschienen, als alle niedern Leidenschaften um so ungezügelter hervorbrachen, je leichter sie durch das unerwartet zugefallene Erbe der bald vergessenen Opfer der Seuche befriedigt waren, ja, „es schien, als ob des Todes furchtbare Nähe die Lust am Leben und dessen Genuß nur gesteigert.“ Die gemeinste Habsucht bemächtigte sich der Leute, am meisten aber Derer, die aus Bettlern Reiche geworden. — Ungescheut erhob das Verbrechen sein Haupt, da es der weltlichen Macht an Vollstreckern der Gesetze fehlte. Raub und Diebstahl nahmen überhand, und selbst offenbare Lebensgefahr schreckte die zügellose Habsucht nicht ab, sich des unbewachten Gutes Verstorbener zu bemächtigen. Solchen Frevels durfte man hie und da selbst die Geistlichkeit beschuldigen, und wenigstens sind einige Thatsachen unwiderleglich festgestellt. So zogen die Mönche der schwäbischen Klöster Weißenau, Ochsenhausen und Blaubeuern nach Ulm, um ihre Tage in Wohlleben zu verbringen. Der Andrang der Pilger zu dem von Clemens VI. nach Rom ausgeschriebenen Jubeljahre 1350, war so ungewöhnlich, daß die größten Unordnungen stattfanden; bei Ozanam finden wir die Bemerkung: „En 1350 le Pape Clément appela les fidèles à Rome pour y célébrer un jubilé; ce grand rassemblement de pélerins eut les résultats les plus funestes, à peine s'en échappat-il un seul, et l'Italie fut de nouveau dévastée,“ und diese Katastrophe ist es wohl auch, welche das ein halbes Jahrhundert spätere Edikt Carl VI. von Frankreich veranlaßte, um den Besuch jener Kirchenfeste „im Interesse des Reichs sowohl als der heiligen Religion zu verbieten“. (Vergl. de la Plane, „Histoire de Sisteron“, [Provence,] Digne, 1843. 8. T. I. 129 ff.)

„Zu den wichtigsten Folgen der Pest gehörte der Mangel an Arbeitern,“ nachdem der Tod vor Allem in den niedern Klassen furchtbar aufgeräumt und die Reihen der Dienenden gelichtet. „Der Lohn stieg zu solcher Höhe,

Bei all den geschilderten Vorgängen und Naturereignissen hatte es in der Mitte des 14. Jahrhunderts nicht auch noch der inneren Zerrüttung des moralischen Lebens und der sittlichen Zustände, des haltlosen Verfalles unter einem Theile des damaligen Clerus, des traurigen Kampfes zwischen Staat und Kirche, zwischen Kaiser und Papst, der übermüthigen, prahlerischen Haltung Frankreichs, seines teuflischen Hohnes allen wackern Bestrebungen Deutschlands gegenüber, des Umsichgreifens aller rohen Gewalten bedurft, um die Menschen in einen Zustand und eine Stimmung zu bringen, worin sie in wildem Fanatismus entweder das Blut Anderer vergossen, — jener unglücklichen Hebräer, die zu Tausenden todtgeschlagen, ersäuft, verbrannt, gemartert

---

daß die Behörden, um auch den Minderwohlhabenden Hülfe zu verschaffen, zu außergewöhnlichen Maßregeln verschritten, denen freilich der Uebermuth der Lohnempfänger, wie in unsern heutigen Tagen, den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte. Durch den Verfall der ohnehin nicht gerade musterhaft zu nennenden Straßen und Brücken, heißt es in einem andern, gleichfalls aus Frankreich datirenden Berichte, wurden der Communication neue Hemmnisse bereitet. Handel und Gewerbe verschwanden fast gänzlich, der Ackerbau wurde in vielen Landstrichen annähernd vernichtet, das baare Geld verschwand aus dem kleinen Geschäft, schamlos erhob der Wucher seine gleißnerische Larve, und es mußten Anstrengungen gemacht werden, um vermittelst Creditkassen und Privatleihanstalten, (also Banken,) dem gesunkenen oder vernichteten Verkehr wieder aufzuhelfen. (Vergl. Rougbief, „Histoire de la Franche Comté", Paris 1851, p. 270—287. Wohl überflüssig ist es, besonders zu bemerken, daß die sogenannte Freigrafschaft damals noch vollständig zum Deutschen Reiche gehörte und erst in den Folgejahren das Arelatische Königreich durch Kaiser Carl IV. an Frankreich verkauft wurde.) — Die Hälfte des Bodens verwilderte wieder, ganze Dörfer wurden verlassen und eingeäschert, es gab weite Landstrecken, auf denen mehr reißende Thiere hausten, als Menschen. Flüchtlinge wie hülflos Verzweifelnde hatten sich Räuberbanden angeschlossen, die der Schrecken des Landmanns wurden, der hie und da noch in der Einöde sein Dasein fristete. — „Rechnet man," fügt Häser diesem Gemälde des Schreckens noch hinzu, „daß sich die Erbitterung (der Reste) des Volks gegen die Juden bemächtigt, die durch systematisch betriebenen Wucher dasselbe aufs Aeußerste gebracht," so haben wir wol den Schlüssel zum Verständniß der nun ausbrechenden Aufstände gegen die erwähnten Bedrücker und jener Metzeleien und Judenschlächtereien, wie sie bereits beim Ueberhandnehmen der Lepra und ebenso zur Zeit der Kreuzzüge stattgefunden.

wurden, — nachdem man auch bald hier, wie zu den Zeiten des weiter oben geschilderten Aussatzes, die Sage aufgebracht, die Landplagen, wie die nunmehr herrschende Epidemie, seien eine göttliche Strafe, weil die Juden mit geweihten Hostien Mißbrauch getrieben, oder ihnen, wie z. B. bei uns in Thüringen, aber auch in Südfrankreich, Savoyen, der Schweiz, dem Elsaß, „Brunnenvergiftung" schuldgab, — oder endlich in räthselhafter Sinnverwirrung gegen das eigene Blut wütheten, das jene wallfahrenden Schaaren büßender Flagellanten oder Geißler einander aus dem Körper peitschten.

Schwärmerische Ideen einer sittlichen Läuterung in ihren wunderlichen Cultus mengend, trieb sie der Gedanke, jene Züchtigungen, jene ascetischen Pilgerfahrten müßten die zürnende Gottheit, die das Menschengeschlecht mit Qualen heimsuche, „zähmen"! — Beistehen wollten sie ihr, wie sie vorgaben, sie zeigten sich hülfreich in rastloser Ausübung jener höheren Strafgewalt, gleich wie man einen Rasenden zu besänftigen glaubt, indem man ihm jeden Willen thut!

Nichts konnte wol natürlicher erscheinen, als daß ein fast ganz von Mönchen erzogenes Geschlecht dazu kein wirksameres Mittel fand, als schwere gemeinsame Kasteiungen ihrer Leiber, der Hülle sündiger Seelen, und es war am Ende selbst nichts völlig Neues, sondern vielmehr nur Nachahmung von Vorgängen aus der letzten drangsalvollen Hohenstaufenzeit in Wälschland und einem großen Theil Germaniens*)! — Aus Oesterreich, wo in

---

*) „Annal. S. Justin. Patav. und Forojul." bei Pertz, S. S. XIX, 179, 196. Förstemann, „Geschichte der christlichen Geißlergesellschaften". Stäudlin und Tschirner, „Archiv für alte und neue Kirchengeschichte", III. 143. 402 ff. Schneegans, „die Geißler", deutsch von Tischendorf, 11—16 (Leipzig 1840). Der ersten großen Geißlerfahrt begegnen wir 1260 in Italien, zu einer Zeit, in welcher das Land unter den Kämpfen zwischen Papst und Kaiser zu verbluten schien. Unter Führung des Einsiedlers Rainero von Perugia erhoben sich von Spoleto aus die Geißler in Schaaren, die bald zu Tausenden an-

Bei all den geschilderten Vorgängen und Naturereignissen hatte es in der Mitte des 14. Jahrhunderts nicht auch noch der inneren Zerrüttung des moralischen Lebens und der sittlichen Zustände, des haltlosen Verfalles unter einem Theile des damaligen Clerus, des traurigen Kampfes zwischen Staat und Kirche, zwischen Kaiser und Papst, der übermüthigen, prahlerischen Haltung Frankreichs, seines teuflischen Hohnes allen wackern Bestrebungen Deutschlands gegenüber, des Umsichgreifens aller rohen Gewalten bedurft, um die Menschen in einen Zustand und eine Stimmung zu bringen, worin sie in wildem Fanatismus entweder das Blut Anderer vergossen, — jener unglücklichen Hebräer, die zu Tausenden todtgeschlagen, ersäuft, verbrannt, gemartert

---

daß die Behörden, um auch den Minderwohlhabenden Hülfe zu verschaffen, zu außergewöhnlichen Maßregeln verschritten, denen freilich der Uebermuth der Lohnempfänger, wie in unsern heutigen Tagen, den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte. Durch den Verfall der ohnehin nicht gerade musterhaft zu nennenden Straßen und Brücken, heißt es in einem andern, gleichfalls aus Frankreich datirenden Berichte, wurden der Communication neue Hemmnisse bereitet. Handel und Gewerbe verschwanden fast gänzlich, der Ackerbau wurde in vielen Landstrichen annähernd vernichtet, das baare Geld verschwand aus dem kleinen Geschäft, schamlos erhob der Wucher seine gleißnerische Larve, und es mußten Anstrengungen gemacht werden, um vermittelst Creditkassen und Privatleihanstalten, (also Banken,) dem gesunkenen oder vernichteten Verkehr wieder aufzuhelfen. (Vergl. Rougbief, „Histoire de la Franche Comté“, Paris 1851, p. 270—287. Wohl überflüssig ist es, besonders zu bemerken, daß die sogenannte Freigrafschaft damals noch vollständig zum Deutschen Reiche gehörte und erst in den Folgejahren das Arelatische Königreich durch Kaiser Carl IV. an Frankreich verkauft wurde.) — Die Hälfte des Bodens verwilderte wieder, ganze Dörfer wurden verlassen und eingeäschert, es gab weite Landstrecken, auf denen mehr reißende Thiere hausten, als Menschen. Flüchtlinge wie hülflos Verzweifelnde hatten sich Räuberbanden angeschlossen, die der Schrecken des Landmanns wurden, der hie und da noch in der Einöde sein Dasein fristete. — „Rechnet man,“ fügt Häser diesem Gemälde des Schreckens noch hinzu, „daß sich die Erbitterung (der Reste) des Volks gegen die Juden bemächtigt, die durch systematisch betriebenen Wucher dasselbe aufs Aeußerste gebracht,“ so haben wir wol den Schlüssel zum Verständniß der nun ausbrechenden Aufstände gegen die erwähnten Bedrücker und jener Metzeleien und Judenschlächtereien, wie sie bereits beim Ueberhandnehmen der Lepra und ebenso zur Zeit der Kreuzzüge stattgefunden.

„Nun ist die Betevart also hehr,
Christ reit selber gen Jerusalem,
Er füerete ein Kriuze in seiner hant:
Nu helfe uns der Heilant!

Nu hebet auf eure Hände,
Daß Gott das Sterben wende,
Nu hebet auf Eure Arme,
Daß sich Gott uns erbarme!

Nu ist die Betevart also guot,
Hilf uns, Herr, durch Dein heilig Bluot,
Das Du an dem Kriuze vergossen hast,
Und uns in dem ellende gelassen hast!

Nu ist die Straße also breit,
Die uns zu unsrer frowen treit,
In unser lieben frowen lant,
Nu helfe uns der Heilant!

Wir sollen die Buße an uns nehmen,
Daß wir Gote baß gezemen,
Albort in seines vaters rich,
Das bitten wir Dich alle glich.

So bitten wir den heil'gen Christ,
Der aller werlt gewaltig ist."*)

Sodann legten sie ihre Mäntel und Kutten ab, zogen die Schuhe aus, zeigten ihre nackten Schultern und begannen, sich mit ihren dreistriemigen Geißeln unbarmherzig den Rücken zu zerfleischen, so daß oftmals die Kirchenwände von Blutspuren benetzt wurden.

Hierbei erhob sich der Gesang wieder aufs Neue:

„Nu trete he, wer büßen wölle,
So fliehen wir die heiße hölle,
Lucifer ist ein böser geselle.

*) Man findet mehrere verschiedene Lesarten dieses Bußgesanges, unter Anderm in Bechstein's Thüringer Sagenschatz, III. 70, 71 ff. Diejenige Fassung, welche wir bei Wolfgang Menzel, „Geschichte der Deutschen", citirt sehen, unterscheidet sich von der Weise, die in den Thüringer Chroniken verzeichnet steht, durch ihren Rhytmus, und haben wir daher solche wörtlich hier wiedergegeben. In mehrfacher Beziehung glaubt der Verfasser, auf die von ihm in der biographischen Darstellung: „Günther Graf zu Schwarzburg, erwählter deutscher König", enthaltene Schilderung des großen Sterbens und der Geißlerfahrten zurückverweisen zu dürfen.

Jesus Christus ward gefangen,
An ein kriuz ward er gehangen;
Das kriuz wart von blute roth,
Wir klagen seine Marter und tod.

Sünder, womit willst mir lohnen?
Drei nägel und eine dornige krone,
Das heil'ge kriuz, ein speer, ein stich,
Sünder, das litt ich um dich,
Was willst du nun leiden um mich?"

Darauf knieten sie wieder alle nieder und schlugen kreuzweise mit ausgebreiteten Armen und Händen auf die Steinplatten des Fußbodens und hatten sich besondere Zeichen oder Gesticulationen ausgesonnen, um Wesenheit ihres Fehls zu versinnbildlichen. So legte sich ein Theil auf die Seite, Andere, die sich eines Todtschlags bewußt, auf den Rücken, und wer meineidig worden, reckte zwei Finger mit dem Daumen in die Höhe, gleich einem Schwörenden, „so hatten sie der Zeichen viele"! —

Am Schlusse ihrer unheimlichen Bußübung, welcher oftmals das Volk schluchzend und in tiefster Andacht beiwohnte, fügten sie noch hinzu:

„Behüt' uns vor der Hölle not;
Das bitten wir dich um deinen tod!
Für Gott vergießen wir unser blut,
Das ist uns zu den Sünden gut.

Maria, Mutter, Königinne,
Um deines lieben kindes Minne
All unsre not sei dir geklagt,
Das hilf uns, mutter, treue magd,"

sowie zum Schluß:

„In kurzer frist
Gott zornig ist,
Jesus ward gelabt mit gallen,
Deß sollen wir an ein kriuze fallen."

In den angenommenen Attitüden blieben sie aber nur etwa so lange liegen, als man fünf Vaterunser spricht, dann kamen die zwei Meister, die als Führer jedweden Wallfahrtszuges galten,

und gaben Jedem einen Streich mit der großen Geißel unter den Worten:

„Steh auf durch reiner marter ehre
Und hüt dich vor der sünden mehre!"

Rasch hatten diese Büßer ihren Weg durch Schlesien, Sachsen und Thüringen genommen und wandten sich mälig nach Franken, Würzburg und den Rheinlanden; — immer zahlreicher schlossen sich ihnen Reiche und Vornehme an; Geistliche, Frauen, Nonnen und Kinder sah man in ihren Reihen, bald überflutheten sie das ganze Reich.

Wer Aufnahme in die Brüderschaft der Geißler begehrte, mußte sich verpflichten, vier und dreißig Tage auszuharren, mußte nachweisen, daß er im Stande, mindestens auf drei Tage den unerläßlichsten Lebensbedarf zu bestreiten, — feierlich „Buße und Liebe gegen seine Feinde geloben," — zu Zeiten aber dauerte die Geißelfahrt für die Einzelnen so viel Tage, als sie Jahre zählten.

Manche Haufen der Wallfahrer waren aus beiden Geschlechtern gemischt; der Regel nach und namentlich anfangs, bestanden gesonderte Züge von Männern, Frauen und selbst von Kindern*). Ja, es wurden Ehemänner lediglich mit Zustimmung ihrer Frauen in die Brüderschaft aufgenommen, und den Büßern war streng verboten, während des Pilgerzugs mit Frauen auch nur zu reden. — Der Eindruck dieser in tiefem Schweigen oder unter den feierlichen Klängen der Bußpsalmen fürbaß schreitenden, oder in den Kirchen der Peinigung und Kasteiung sich freiwillig aussetzenden Schaaren, die oft gleich der Krankheit, die sie auf

*) Ob zu den Letzteren auch jene geschichtlich feststehenden Wallfahrten von Kindern aus Erfurt, Eisenach und andern Städten zu rechnen, mag dahingestellt bleiben; daß aber in Speier 200 zwölfjährige und noch jüngere Knaben zu einer Flagellantengesellschaft zusammentraten und, sich geißelnd, davonzogen mit vorangetragenem Crucifix und Fahnen, nach dem Beispiel Erwachsener, ist keinem Zweifel unterworfen. Vergl. Remling, „Geschichte der Bischöfe von Speier", I. 609.

die Wanderung getrieben, wie durch Zauber erschienen, muß, wie wir schon wiederholt andeuteten, ein tief ergreifender gewesen sein und in der Frauenwelt die Gedanken des Anschlusses oder der Nachahmung um so mehr wachgerufen haben, als man sich der Wahrnehmung nicht zu verschließen vermochte, welche Herrschaft die ganze Erscheinung auf alle Gemüther, zumeist auf die große Masse, hervorriefen.

Daher auch ist es zu erklären, daß an sehr vielen Orten Solche, die an den Geißlerfahrten nicht theilnehmen konnten, — wenigstens zweimal täglich, unter Gesang und Glockengeläute, paarweise aus den Mauern der Städte fortzogen ins Freie, an der Geißelstätte die Schultern entblößten und einer Geißelung durch den Führer sich preisgaben. Nachdem sie dieser Letztere dann unter den üblichen feierlichen Worten und Sprüchen absolvirt, geißelten sie sich selbst von Neuem unter Gesang und Gebet, von denen das Letztere vorzüglich auf Abwendung der Pest, — des großen Sterbens — gerichtet war, — und dieses Letztere war es denn auch, was den Grundgedanken bei jenen unheimlichen Pilgerzügen und dem ganzen Treiben der Brüderschaft bildete.

Am Schluß jeder Bußübung dieser Letzteren ward von einem der Geißler, (einem Laien,) ein Brief verlesen, „der zu Jerusalem auf St. Peters Altar von einem Engel niedergelegt worden, — und darin stand, (so berichten in Uebereinstimmung mit andern Darstellungen unsere thüringer Chroniken,) daß Gott, erzürnt über die Welt, deren Untergang beschlossen. Aber die Jungfrau Marie und die Engel hätten ihn um Barmherzigkeit gebeten." — („Und wenn nun," setzt ein altes Zeitbuch hinzu, „die Pfaffen fragten: Wer hat Euch den Brief besiegelt? so thaten die Geißelfahrer die Gegenfrage: Wer hat Euch die Evangelien besiegelt?") — Der erwähnte „Brief" enthielt eine Mahnung der Gottheit zur Reue und Buße, und an diese (in Form einer Predigt gehaltenen Ansprache) schloß sich ein Bericht über die Pest und ihre (fernerweite)

Ausbreitung, „ja es fehlte sogar nicht an einem Recept zu deren Bekämpfung. — — —

Wie wir schon Eingangs bemerkt, hatten aber schwärmerische Ideen einer sittlichen Läuterung ihren mächtigen Antheil an dem räthselhaften Cultus, an dem gesammten Treiben der weitverbreiteten Brüderschaft, die sich als von Gott selbst aufgefordert zum frommen Werke der Buße und Selbstpeinigung ansah, daher denn auch jene Theilnahme und Verehrung, die ihnen das Volk allenthalben erwies, daher die Gleichgültigkeit gegen die Stimme Derer, die sich — zweiflerisch, — anklagend oder abmahnend gegen die „Kreuzbrüder" erhoben, und daher sogar die Mißhandlung Geistlicher, welche dem Treiben der Letzteren zu steuern suchten.

Bedeutungsvoll erscheint ein Zug, der in den Geißelfahrten während der Pestepidemie uns entgegentritt, die Achtung des Volkes wie der Brüderschaft selbst vor der sittlichen Bedeutung der Ehe, — denn nur mit ausdrücklicher Erlaubniß des zurückbleibenden Gatten darf der eine oder andere Theil dem großen Zuge sich anschließen, — die Bußübungen der Frauen finden Abends, hinter verschlossenen Kirchthüren statt, und einer der Bußpsalmen mahnt ausdrücklich mit den Worten:

„Die ê die ist ein reines leben,
Die hat Gott selber uns gegeben",

zur Reinerhaltung der vom Schöpfer selbst gestifteten Ehe.

Dies alles mögen jedoch erst die Anfänge gewesen sein! und um so greller erscheint die nachmalige Ausartung, eine unausbleibliche Folge des Fanatismus! —

Der fromme Wahn, als Werkzeuge der Vorsehung sich geriren zu dürfen, der Uebermuth, den dieser Gedanke geweckt, die an Abgötterei streifende Verehrung, die man den Häuptern der Sekte erwies, führte sie unaufhaltsam weiter auf der Bahn frevler Verirrung!

Sie begehrten Wunder zu thun, wähnten Kranke zu heilen durch Fürbitte und Handauflegen, — ein Vorrecht, das sich bis-

her nur einzelne, besonders begnadete Kirchenmänner vindicirt! — Hohes Selbstgefühl und zweifellos geheimgehaltene Tendenzen, die erst nach mehr wie einem halben Jahrhundert zu Tage traten, hatten die Bestimmung oder den Grundsatz hervorgerufen, daß **die Führer** der Züge Laien sein müßten und Geistliche ein für allemal jener Würde nicht theilhaftig werden konnten, daß diese Letzteren, wenn sie sich auch dem Pilgerzuge anschlossen, überhaupt von den Berathungen gänzlich ausgeschlossen blieben, und bestätigte dies ebenso sehr wie jene tagtäglich aus eigener Machtvollkommenheit wiederholte Beichte und Absolutionsertheilung, daß die Häupter der Sekte sich über den Clerus stellten, den sie übrigens offen mit Geringschätzung behandelten und dessen Autorität sie in keiner Weise anerkannten.*)

Noch aber konnte man mit keiner weiteren Anklage gegen die unsteten Waller, die räthselhaft unheimlichen Schwärmer auftreten. — Als sich aber Tagediebe und Strolche, unter der Larve frommer Zerknirschung, ihnen anschlossen oder in ihre Reihen mischten, als überhaupt die Pilgerfahrten in ungetrennter Gemeinschaft beider Geschlechter stattfanden,**) als schließlich gar Diebstähle, Mord und Todtschläge wie andere grobe Verbrechen ungestraft verübt wurden, war es nur zu natürlich und gerecht-

---

*) Processu vero temporis cum ipsorum presumpta religio, quam excogitabant quidam apostate religionis hospitati occulte in domo unius mulieris trans Renum, a litteratis viris plena superstitionibus et heresibus diligenter considerata esset inventa, et in destructionem sancte ecclesie et tocius cleri progressiva, prout postea conparuit, per Censuram ecclesiasticam hec superstitio cessavit. Vgl. Gesta Abbat. Trud. bei Pertz, X, 432. — Hi Flagellatores multa mala injecerunt Clero per eorum praedicationem et inobedientiam. Et nisi divina misericordia Clerum protexisset, per eorum consilium lapidatus vel malo tractatus fuisset. Chron. S. Petri Erfordiae: Menken Script. rer. germanic. III. 341.

**) So berichtet z. B. eine handschriftliche gleichzeitige Chronik bei Menzel, Geschichte von Schlesien, I. 104, „Transiverunt etiam in similibus turmis mulieres atque virgines, quae sicut audivi, ... non nunquam salva reverentia ....“, sich der Folgen nicht zu erwehren vermochten.

fertigt, daß der gesunde Sinn des Volkes ihnen Herz wie Thor und Thüren verschloß! —

So wenigstens verfuhr die Stadt Erfurt, wo man nachgerade der häufigen Gäste müde geworden und entdeckt hatte, daß „Viele der Brüderschaft solch Wohlgefallen (an der Wallfahrt) gefunden, daß sie wieder anfingen, wenn sie sie zweimal vollbracht," denn „man hatte sie über die Maßen wohlgehalten", d. h. bewirthet und verpflegt, und es fand die geistliche wie weltliche Macht überhaupt Veranlassung genug, jener Bewegung feindlich entgegenzutreten, welche der ohnehin durch die Schrecknisse der Pest gelockerten Ordnung der Dinge mehr wie gefährlich zu werden drohte.

Bereits durch Kaiser Carl IV., der sich offen als wärmsten Freund des Clerus zu geriren pflegte, und die Pariser Sorbonne war Papst Clemens VI. um energisches Einschreiten angerufen worden, allein die ängstlich in ihr Closet eingeschlossene „Heiligkeit" des Nachfolgers Petri vermochte am lodernden Kamin keinen Entschluß zu fassen, bis endlich eine Schaar aus Basel aufgebrochener Flagellanten in Avignon anlangte, um unter den Augen des „Statthalters Christi" ihre Bußübungen zu verrichten, — — und nunmehr erst wurden in der ganzen Christenheit die Geißlerfahrten, vermöge päpstlicher Bulle vom 20. Oktober 1349, als ketzerisches Unternehmen feierlich verboten. —

Noch, so wurde behauptet, hatten die Fanatiker auch gegen die weltliche Autorität, gegen Fürstenmacht und Obrigkeit ihre Bestrebungen gerichtet, nicht selten danach getrachtet, die ohnehin in Erregung befangenen Massen aufzuwiegeln und, wo sie dies nicht direkt vermocht, die Saat des Argwohns wider die auf-

*) Vgl. Förstemann, 445 f., Schneegans, 45 f. Theiner, Vetera monumenta Poloniae et Lithuaniae, I, 528: — „considerantes, quod cum plerique ex ipsis seu adherentes eisdem sub pietatis colore — frequenter christianorum sanguinem effundere, et opportunitate captata bona clericorum et laicorum diripere et suis usibus applicare et ad multa alia illicita prorumpere minime vereantur."

keimende oder emporwachsende Geldmacht, den Wucher und dessen eifrigste Adepten — **die Juden** — zu erwecken und zur Flamme anzufachen.

Während es nun den vereinten Anstrengungen der weltlichen wie geistlichen Autorität gelang, dem einen Unheil zu steuern, wuchs die Drachensaat des andern riesengroß empor, um das Maß der Schrecknisse des Zeitalters zu füllen! —

Längst schon hatte man sich der Thatsache oder Wahrnehmung nicht zu verschließen vermocht, daß, (inmitten des Wüthens der Pest,) die Bekenner des mosaischen Glaubens sich auffallend gesünder erhalten, wie die christliche Bevölkerung der Städte. Bei mäßiger, zurückgezogener Lebensweise hätte dies den Israeliten Niemand mißdeuten können. Durch viele treffliche Aerzte aus ihrer Mitte jedoch über Charakter und Wesenheit der Seuche aufgeklärt und dahin verwarnt, ihren Bedarf an Trinkwasser nicht mehr aus den öffentlichen Brunnen oder Behältern zu entnehmen, sondern aus den Flüssen und Bächen zu schöpfen, mußte der Verdacht, der durch alle Ereignisse, Fügungen und Schrecknisse in Fieberwallung befangenen Massen wohl rege werden, und es bedurfte fürwahr nur des gehässig ausgestoßenen Wortes, um neue Greuel hervorzurufen.

Wohl mag, wie wir schon vordem bemerkt, der unerhörte Wucher, dessen sich die Israeliten schuldig gemacht, lange den Zunder gehäuft, oder Haß und Mißtrauen geschürt haben; Thatsache bleibt, daß in größeren Städten, wie Erfurt und Straßburg, ebenso der Kern der Bürgerschaft, das Patriciat, wie in andern Landen Prälaten und weltliche Herren, und die allezeit rauflustige, plünderungssüchtige, rohe Masse, — das traurige Proletariat der Metropolen, — der Gelegenheit freudig entgegenharrte, sich gefährlicher Gläubiger und Manichäer zu entledigen.

Als man daher an irgend einem Orte „Wahrzeichen", (verdächtige Spuren) und mehrere Säckchen mit Gift in den Tiefen der Brunnen oder Wasserkammern auffand, gab es für die fana-

tisirten Haufen keine Schranken und kein Maß mehr*), und erbarmungslos stürzte sich das Volk auf seine Schlachtopfer.

*) Wir finden diese Aufzeichnung in Ansehung der vorgefundenen Giftsäckchen in Döring's Thüringer Chronik (S. 427), deren Autor sich auf ältere Thüringer und Erfurter Zeitbücher zurückbezieht. — Thatsache bleibt, daß man durch die Folter den Gefangenen die allerabenteuerlichsten Bekenntnisse erpreßte.

Daß übrigens, — ganz beiläufig gesagt, — eine weit gefährlichere Verschwörung bereits damals unter den Kindern Israels existirte, die nämlich, alles baare Geld und werbende Capitalvermögen (mit durch Wuchergeschäfte) an sich zu raffen und die Christenheit oder die christlichen Völker vermöge eines Credit- oder Schuldverhältnisses, in völlige Abhängigkeit, zu bringen, dieselben zu nöthigen, für ihre Gläubiger zu arbeiten, — mag wol völlig außer Zweifel liegen! — „Der alte Haß", sagt S. Sugenheim, selbst ein vormaliger oder wie das Gerücht behauptet, abermaliger Israelit, in seiner „Geschichte des deutschen Volks und seiner Cultur", (III. 280.), „war im Laufe des 14. Jahrhunderts noch allgemeiner und grimmiger geworden, wie vordem, und man muß anerkennen, zum Theil nicht ohne ihre Schuld, da sie der Versuchung nicht immer widerstanden, die einflußreichen Stellen, welche sie an fürstlichen Höfen häufig nicht nur als Leibärzte, sondern auch als Finanzmänner bekleideten, so wie die noch viel häufigern finanziellen Bedrängisse der Machthaber zur Erwerbung von Privilegien zu benutzen.

„Daß sie," heißt es in Anmerkung 55, „zumal Finanzämter bekleideten, ist bekannt genug, daß aber einst, im 1. Viertel des 14. Jahrhunderts, ‚Salomon Judaeus magisterio et regimini curie et coquine illustris principis D. Heynrici ducis Slezie et domin. Vrat. (Breslau) sit praefectus, ubi in Christianos multipliciter habere noscitur potestatem,‘ dürfte doch einigermaßen überraschen. Alle Bemühungen, ihn aus der einflußreichen Stellung zu verdrängen, scheinen erfolglos geblieben zu sein." (Wattenbach, „Codex Diplom. Silesiae", V. 57 f.) — „So hatten auch," fährt jener Autor in seinem Berichte fort, „die Cölner Juden dem dortigen Erzbischof Heinrich II. die 8000 Mark Silbers, deren er dringend bedurfte, nur gegen Verleihung ganz außerordentlicher Vorrechte gewährt, von welchen das exorbitanteste die Einräumung war, daß Jeder, der an einen Juden eine Forderung hatte, sich mit dem Urtheile ihres Synagogenraths begnügen mußte, ohne Recurs und Appellation. Dies Zugeständniß, an sich schon verletzend genug, wegen des letzteren Moments und weil Christen nach dem ihnen ganz unbekannten — jüdischen — Rechte sich mußten judiciren lassen, wirkte dadurch noch erbitternder, daß die Israeliten es in der Praxis durchsetzten, daß nicht nur die christlichen Parteien, sondern selbst geistliche und weltliche Richter in Judenprocessen vor dem Rabbiner und der Synagoge Recht nehmen mußten.

Auf des Metropolitan-Capitels Beschwerde hatte Heinrich II. Nachfolger, Erzbischof Walram, zwar versprochen, das fragliche Privilegium ohne dessen Zustimmung nach Ablauf des Jahrzehnts, auf welches es galt, nicht zu ver-

In ein gewisses mysteriöses Dunkel gehüllt, wie der Ursprung der Seuche, die sie provozirt, noch zur Zeit unaufgeklärt wie die

---

längern, aber demunerachtet sahen, als die Zeit gekommen war, der genannte Kurfürst (1341, wo dies geschah, gab es bekanntlich noch keine „Kurfürsten", welche doch erst vom 10. Januar 1356 ab, als dem Zeitpunkt der goldenen Bulle, zu Recht existirten. Wohl aber mag Walram als Erzbischof und mächtiger Reichs- und Wahlfürst bezeichnet werden, um so mehr, als er sich im nächsten Zeitraum bei Wahl eines Reichsoberhauptes betheiligte. D. V.) und das Capitel sich genöthigt, besagtes Vorrecht, obgleich sie selbst solches für eine exorbitatio a jure et ratione erklärten, den Cölner Juden zu erneuern, welche für die Zukunft nur die Ausnahme der Geistlichen sich gefallen ließen. (Vgl. Mone, „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins", IX. 263.)

Daß solch unkluge, wenn gleich in dieser Ausdehnung wol vereinzelt dastehende Ausbeutung der Geldnöthe der Gewalthaber in den weitesten Kreisen ungemein aufreizend wirken mußten, ist ebenso selbstverständlich, als daß sie wesentlichen Antheil hatte an dem barbarischen Schuldentilgungsmittel, dessen Erzbischof Walram gegen einzelne seiner jüdischen Gläubiger sich zu bedienen kein Bedenken trug, (vgl. Henric de Herford Chron. ad a. 1338, 260: Item hoc anno Judeus quidam, dictus Meyer, id est „Villicus", in Bunna per officiatos archiepiscopi Coloniensis nequiter comburitur et occiditur. Cum enim in pecuniis maximis Walramus archiepiscopus sibi obligaretur, fingunt eum falsarium et comburunt — —), sobald sich ein schicklicher Vorwand dazu fand, wie auch an den greuelvollen Scenen, deren Schauplatz Cöln acht Jahre später wurde.

Je ungebildeter und roher die Menschen sind, ein um so stärkeres Bedürfniß fühlen sie, ihren Leiden sicht- und greifbare Ursachen zu unterstellen, sich für jene rächen zu können, weil das am Himmel nun einmal nicht möglich und der Rachsucht düstere Gluth in der Brust der Rohesten gewöhnlich auch am mächtigsten lodert. In jenem im Ganzen noch so rohen Zeitalter war man nur zu geneigt, jedes öffentliche Unglück den Juden in die Schuhe zu schieben, weil an ihnen die Rache am leichtesten und auch am einträglichsten war, mochte die Anschuldigung auch noch so unsinnig sein. Sind sie doch einmal aus Aragonien vertrieben worden, (wie die Forschung vor wenig Jahren erst festgestellt,) weil man das Ausbleiben des Regens ihnen Schuld gab. — Was Wunder nun, daß die von den (gleichzeitig auftauchenden) Geißlerrotten überaus eifrig betriebene Beschuldigung:

> die Juden hätten durch Vergiftung der Brunnen oder der Luft (mittelst eines feinen, aus Toledo erhaltenen Gifts) die so furchtbar wüthende Pest veranlaßt,

um so allgemeinern Glauben fand, da sie jenem Rachebedürfnisse, dem schmutzigsten Eigennutz und der schnödesten Raubsucht die ausgiebigste Befriedigung verhieß."

(Wörtlich aus S. Sugenheim, „Geschichte des deutschen Volks und seiner Cultur", III. S. 288 ff.)

Entstehungsart der Geißlerfahrten, hat man auch den ersten Schauplatz der Judenmetzeleien nicht genauer festzustellen vermocht, und es scheint allerdings ein Irrthum, wenn z. B. Ozanam den biedern Eidgenossen, dem wackern Volke der schweizer Alpenhirten, in deren Mitte ja vorzugsweise Sitteneinfalt und alle Bürgertugenden anzutreffen, — — den Vorzug vindizirt, zuerst jene Schlächtereien in Szene gesetzt zu haben, sondern vielleicht der erst fünfzehnjährige Graf Amadeus VI. von Savoyen*), oder irgend ein französisches Municipium hat sich dies fragliche Verdienst erworben.

Wie dem nun auch sein möge, erblicken wir die neuen Szenen der Grausamkeit in einer Art fortschreitender Bewegung, sich auf keine Landschaft, keine Nationalität beschränken, sondern „wie pandemisch" unsern Erdtheil durchlaufen und merkwürdiger Weise, — wenn auch logisch genug, an einzelnen Orten, wo es keine Juden giebt, sich gegen die — Todtengräber richten.

Auf Befehl des bereits erwähnten, nachmals (vielleicht seines Unbedachts halber) sogenannten „grünen Grafen" wurden zu

*) Vgl. Ozanam, „Hist. medicale" etc., IV. P. 88, 89: „En Suisse .... on se livra à des grands excès contre ces malheureux, qu'on forçait par des tortures à avouer le crime imaginaire d'avoir empoisonné l'air et les eaux." In neuerer Zeit hat vielmehr Grätz, „Geschichte der Juden", VII. 385, genau darzuthun gesucht, daß Amadäus (den er jedoch irrthümlich bereits als Herzog von Savoyen bezeichnet) sich jenes Vorwands der Luft- und Brunnenvergiftung zur scheinbar rechtlichen Begründung der nachfolgenden Greuel bedient habe! Der genannte Autor weist aus einer hebräischen Handschrift auch nach, daß das Märchen von der Brunnenvergiftung durch die Juden zuerst in einer südfranzösischen Stadt, deren Name noch nicht enträthselt, — geglaubt wurde, daß hier zuerst im Mai 1348 alle Juden den Feuertod erlitten. Ob das savoyische Gebiet sich zu jener Zeit von den Alpenabhängen noch bis auf französischen Boden erstreckte, dürfte indeß nicht ganz leicht nachzuweisen sein. — Thatsache dagegen bleibt, daß Amadeus VI. nachmals die That bereute und demzufolge schon nach wenig Jahren das eingezogene jüdische Eigenthum zurückerstattete und den Israeliten manch werthvolle Privilegien verlieh, so z. B. (1356) l'autorita di deputar tre della medesima setta che guidicassero secondo le lore usanze i giudei di mala fame e di vita disonesta d'ambedue i sessi". Cibrario, Opuscoli, 234. (Torino 1841.)

Chillon und Chatel, zweier Städtchen am Genfer See, von einer Gerichtscommission den gefänglich eingezogenen Israeliten durch die Folter das Eingeständniß „von Verbrechen" erpreßt, die nur der finsterste, dämonischste Haß fingirt oder erfunden.

Von da ab verbreitet sich das nämliche Gerücht durch ganz Europa. In Freiburg, Luzern, Bern und Basel ergreift man die unglücklichen Hebräer, um sie zum Tode zu schleppen. Eine Kreis- oder Rathsversammlung constituirt sich zu Benfeld im Elsaß, in der Prälaten und Herren, aber auch zahlreiche Abgeordnete und Vertreter der Städte ein Bluturtheil über die Juden aussprechen, auf Grund dessen man sie allenthalben aufgreift und massakrirt. Die neu erwählten „Regenten" Straßburgs, an ihrer Spitze der Fleischer Johann Betscholt, beeilen sich, zur Beschwichtigung der tumultuirenden Massen, (die den alten Magistrat abgesetzt,) an 2000 Juden ohne Urtel und Recht lebendig verbrennen zu lassen und unmittelbar darauf auch alle bei ihnen vorgefundenen Schuldverschreibungen*) den Flammen zu überliefern! — —

Hatte man seitens der Straßburger Gewalthaber bereits rückhaltslos geäußert: „Die Reichthümer der Juden, die großen Summen, welche die Christen ihnen schuldeten, wären ihre Hauptverbrechen", so lag es nahe genug, ihre gesammte Habe zum herrenlosen Gut oder zur Beute für einzelne Privilegirte zu erklären, und zweifellos datirt auch von daher der (allerdings etwas spätere) merkwürdige Akt der Beleihung oder kaiserlichen Schenkung, den der Trierer Erzbischof Balduin von seinem Vetter Carl IV., dem Lützelburger, zu erlangen weiß. — Jener wackere Kirchenfürst wird nämlich durch Majestätsbrief zum Erben aller im ganzen deutschen Reiche ermordeten, todtgeschlagenen oder

*) Vgl. Closener-Königshoven, Chronik: Code hist. et Diplom. de Strasbourg, I. 131 ff. Schöpflin, Alsat. illustrat. II. 343. Strobel, „Gesch. des Elsasses", 268 f.

fernerhin noch todtzuschlagenden Hebräer ernannt,*) — in jenen Tagen offenbar das Lucrativste, was es nur geben konnte und ein Vorspiel dessen, was unter Kaiser Wenzel nachmals noch in Ansehung der freilich durch Wucher zusammengescharrten Reichthümer dekretirt wird. — —

Einer andern Behauptung zufolge hat sich der Verdacht oder der allgemeine Unwille um deswillen gegen die Juden gerichtet, weil man ihnen schuld giebt, mit geweihten Hostien Spott oder Mißbrauch getrieben zu haben, die Pest demgemäß als Strafe der Gottheit für jenen Frevel ansieht, aber auch die Sage findet ungetheilten Glauben und Verbreitung, „daß eine allgemeine Judenverschwörung, die von Spanien aus geleitet wird, um an der ganzen Christenheit Rache zu nehmen, jetzo zum Ausbruch kommen soll.“ — —

Von Toledo aus, wie die Geißler aufgebracht, soll unter den Israeliten ein geheimes Gift vertheilt worden sein, um das Werk der Brunnenvergiftung und Luftverpestung zu bewerkstelligen! —

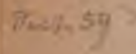
Weiter und unaufhaltsam weiter schreiten die Ereignisse: Nachdem Basel dem Beispiele Straßburgs gefolgt und ein Autodafé aller jüdischen Pfand- und Schuldurkunden, aber auch der Juden selbst gefeiert, wollen auch die andern Rheinstädte nicht zurückbleiben, — Colmar, Speier, Worms, Freiburg im Breis-

---

**) Vgl. T. W. Ebeling, die deutschen Bischöfe bis Ende des 16. Jahrhunderts. — Dem Verfasser ist erst jetzo diese in der Lebensbeschreibung des deutschen Königs Günther des Schwarzburgers (Leipzig 1862, S. 55) mitgetheilte nnd nachgewiesene kaiserliche Bestimmung völlig klar geworden, obwohl ihm die Gesinnungen jenes Zeitalters nicht fremd waren und es ihm demgemäß niemals Verwunderung abgenöthigt, daß ein hochberühmter, damals lebender deutscher Dynast und außerordentlich vornehmer Herr, der von seinen Nachkommen für das Ideal der Ritterlichkeit ausgegeben wird, zum Helmkleinod über sein Stammwappen die „wachsende“ Figur eines Juden mit dem damals vorschriftsmäßigen Spitzhut erwählte, um damit den Besitz des (jüdischen) Leibzolles bildlich anzudeuten, ein Akt, der durch gründlichste Forschung eines bewährten Archivbeamten genau nachgewiesen worden ist. —

gau, aber auch Würzburg und Eßlingen schreiten zum Niedermetzeln ihrer Juden*), so daß diese Letzteren, Angesichts rettungslosen Untergangs und „aus Furcht noch größerer Marter," sich in und mit ihren Synagogen oder in den abgesonderten Stadtquartieren selbst verbrennen.**)

Ein Fanatismus ohne Gleichen hat sich aller Stände bemächtigt. Markgraf Friedrich von Meißen notifizirt dem Rath zu Nordhausen in Thüringen, er habe seine Juden sammt und sonders verbrennen lassen, und fügt die dringende Mahnung hinzu, es mit denen der Reichsstadt ebenfalls so zu machen „Gott zcu lobe vnd zcu ern vnde der christenheit zur selikeyt."***)



Bemerkenswerth bleibt, daß Frauen in gesegneten Umständen, Kinder und Solche, die sich taufen lassen, vollkommen verschont bleiben, allgemein aber wird die Habe der Unglücklichen von den Behörden mit Beschlag belegt oder vertheilt. Aber noch grausamer, wie wir vordem schon angedeutet, verfährt man gegen Christen, die der gleichen Unthat angeklagt waren†). — In

*) Böhmer: Fontes I. 476. Zorn, „Wormser Chronik", herausgegeben von Arnold, 138. Pfaff, „Geschichte von Eßlingen," 228.

**) Einen merkwürdigen Vorfall berichtet Ozanam a. a. O., IV. 89. aus Maynz, wo angeblich die Geißler gleich beim Einzuge, im August 1349, mit den Juden handgemein werden und es zum Straßenkampfe kommt. — Letztere, in der Minderzahl gegen die Schaaren abenteuernder und (wie wir bereits erwähnt,) mit Strolchen und Buschkleppern untermischten Wallfahrer, unterliegen und es sollen ihrer an 12,000 erwürgt oder verbrannt worden sein.

***) Handschriftliche Urkunde (d. d. Ysenach an dem sunnobende nach sente walpurgetage) vom Mai 1349, nach dem Originale im Stadtarchive zu Nordhausen vollständig abgedruckt bei Häser a. a. O., im Anhange, XVIII. S. 43. Der Abdruck in Lesser's „Historischen Nachrichten von Nordhausen", (S. 613) ist unvollständig. Dem Verlangen des Markgrafen, das er ausdrücklich durch „dy groze Bosheyt dy sy an der krystenheit haben getan wenne sy die kristenheit getotet wolden haben mit vor gift dy sy in alle borne geworfen haben ...." motivirt, wurde wenigstens theilweise entsprochen.

†) Nicht allein also gegen die Todtengräber so mancher Städte, wie u. a. in Leipzig, sondern auch sonst, bei Gelegenheit von Tumulten, wie in Breslau,

Thüringen war der Haß gegen die Israeliten ebensowenig neu wie in andern Theilen Deutschlands. Schon unter Markgraf Albrecht dem Entarteten war auch bei uns das Märchen von der Kreuzigung eines Christenknaben den Juden zu Weißensee schuldgegeben, und die Metzeleien jener Tgae hatten sich nunmehr wiederholt. Forscht man in den Blättern unserer alten Zeitbücher so findet man das Beispiel eines unserer mächtigsten Landesfürsten auf erschreckende Weise nachgeahmt. Ueber die Judenschaften der Städte Eisenach, Kreuzburg, Gotha, Arnstadt, Stadt-Ilm, Nebra, Wiehe, Tennstädt, Herbsleben, Thomasbrück, Frankenhausen Sondershausen, (damals noch im Besitz des Grafen Hohenstein,) Weißensee fällt ein fanatisirter, rasender Pöbel her, erschlägt und verbrennt sie zu Tausenden. Am Sonnabend vor Lätare (1349) betraf die Verfolgungswuth die Israeliten in Erfurt, und kostete mit Zulassung des Stadtraths erst über hundert derselben das Leben. — Die Uebrigen, nach einer Lesart 3000, nach anderer Mittheilung 9000 an der Zahl, hatten sich erst zu hartnäckigem Widerstand entschlossen und viele Wehr und Waffen, Streitäxte, Speere, Armbrüste, Morgensterne in den Räumen ihres Tempels aufgeschichtet, verrammelten alle Zugänge zu ihrem Quartier und versuchten von dort aus dem Andrang der Stürmenden Trotz zu bieten. Allein die Masse der Letzteren, blut- und beutegierig, wuchs im Bewußtsein der Straflosigkeit, und die Hoffnung der unglücklichen Belagerten machte der finstersten Verzweiflung Platz. Um dem sichern Tode von Christenhänden zu entgehen, zündeten sie mit eigener Hand ihre Häuser an, und bald lohte eine entsetzliche Feuersbrunst unter dem Wuthgeheul der Enttäuschten, dem Weherufe der Verendenden zum Himmel, — das jüdische

---

wo während der Schreckenstage der Pestseuche durch fremdes Gesindel eine Feuersbrunst angelegt wird, deren rasches Umsichgreifen Excesse gegen den reichen und begüterten Theil der christlichen Einwohnerschaft nicht wenig begünstigte. Vgl. Grünhagen, im Archiv österreichischer Geschichtsquellen XXXIV (1865), 361.

Wohnungsviertel mit allen seinen Schätzen in einen Aschenhaufen verwandelnd.*)

Zu weit würde es führen, wollte man die Greuelscenen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt verfolgen. Selbst da, wo man sich begnügte, die so ungerecht Verdächtigten blos zu verjagen, harrte der schutzlos Umherirrenden sicherer Tod von den Händen des erbitterten Landvolks.**)

Wenige Fürsten nur und der Papst, einzelne Prälaten, erleuchtete Männer, die ihr Amt an die Spitze städtischer Rathsversammlungen berufen, versuchten vergeblich, dem Unheil zu steuern.

Herzog Albrecht II. von Oesterreich, Rheinpfalzgraf Ruprecht I. und Erz- (?) Bischof Otto von Magdeburg wurden als „schlechte Christen" verschrien und vermochten nur an wenigen Orten mit einem Machtworte durchzudringen. Gerlach von Nassau, Erzbischof von Mainz, konnte erst in der Folge von der Stadt Erfurt eine Art Sühngeld erlangen, — die Ströme vergossenen Blutes ließen sich weder dämmen noch rückgängig machen! — Und so sah sich der genannte menschenfreundliche Habsburger, der die Judenschlächter in Oesterreich schwer büßte und selbst Rädelsführer hängen ließ,***) aller Anstrengung unerachtet genöthigt, 330 Israeliten, welchen er gegen die tumultuirenden Rotten der schweizer Reichsstädte Schutz auf seiner Veste Kyburg gewährt, dem Blut-

*) Vgl. Chronik des Erfurter Petersklosters, 340 ff., Falkenstein's „Chronik von Erfurt," 227 ff., v. Gudenus, 104—106, wo die Zahl der daselbst umgekommenen Israeliten auf 6000 angegeben wird. Döring's „Thüringer Chronik", S. 427, des Verfassers bereits citirte Schrift: „Günther Graf von Schwarzburg, erwählter deutscher König." (Leipzig 1862), S. 33.

**) Bei Ozanam a. a. O., 89, finden wir die merkwürdige Mittheilung: „Le prétendu poison dont on soupçonnait les Juifs de se servir, était, dit on, composé d'araignées, de sang d'hiboux et d'animaux vénimeux."

„A Paris, les Juifs épouvantés se refugièrent"; (man sieht also, daß sie seit der frühern, zur Zeit der Leprosenseuche gegen sie in Anwendung gebrachten Verfolgungen und Marter wieder zurückgekehrt waren.

***) Grätz a. a. O., VII. S. 397.

durst der feindlich gegen ihn anrückenden Republikaner preiszugeben, um nur seine Burg zu retten.*)

Selbst Clemens VI., der feierlich die Verfolgten von den ihnen ruchloser Weise schuldgegebenen Verbrechen freisprach, in Avignon die unglücklichen Flüchtlinge schützte, ja, jeden Gewaltakt mit dem Bannfluch bedrohte, — selbst er vermochte nicht, die Verdächtigung abzuwehren, von den Juden bestochen zu sein.**)

„Einen häßlichen Gegensatz zu diesem Benehmen seines Lehrers", so muß mit Recht Sugenheim***) zugestehen, „bildete das Kaiser Carl's IV., der nicht das Mindeste that, um jenen Greuelthaten, (wie sie vordem geschildert,) zu steuern, sie vielmehr nur dazu benutzte, unter den Fürsten und Städten des Reichs in der wohlfeilsten Weise von der Welt Freunde und Anhänger, zumal während des kurzen Gegenkönigthums Günthers von Schwarzburg, zu erwerben, da (ja) die Juden, seine Kammerknechte, mit Haut und Haar, Gut und Blut sein Eigenthum waren." — Er ging aber nicht nur so weit, wie wir schon oben erwähnt, nein, er verschenkte und vergabte so gut wie Alles, was man den unglücklichen Verfolgten nehmen konnte, bis auf die Trümmer ihrer verlassenen Häuser und die rauchenden Brandstätten ihrer Synagogen."

*) Cremmati sunt judaei, qui in castro Kyburg reservati fuerunt, numero 330, collecti de Winterthur et Diessenhoven ac aliis oppidis ducis Austriae, qui ipsos defendabat, sed civitates imperii ipsos nequaquam ulterius sustinere volebant, unde et duci Austriae Alberto, qui suos judaeos in communitatibus phirretarum, (die Graffschaft Pfirt oder Firt,) et Alsatiae et Kyburgensi defendebat, scripserunt, ut aut ipse eos per suos judices cremari faceret, aut velipsi eos per justitiam cremarent." Vgl. Heinrich von Diessenhoven, Chronik, 13.

**) Raynald, Annal. Eccl. a. 1348, n. 33, VI. 477. Heinrich von Diessenhoven a. a. O., Häser a. a. O., S. 158, 159, wo indessen ausdrücklich der Schauplatz des Beginns der Judenverfolgung nach der Schweiz verlegt wird. Thatsache bleibt, daß wenn flüchtende Hebräer an die geschlossenen Thore fremder Städte kamen, man sie durchsuchte und sie zwang, in Fällen, wo man Pulver oder Salben bei ihnen fand, selbige zu verschlucken.

***) Sugenheim a. a. O., III. S. 285. Vgl. des Verfassers Schrift über König Günther den Schwarzburger, S. 65 ff.

Und doch hat man es „abgeschmackt"*) zu nennen beliebt, Carl IV., wie ja nun rückhaltslos zugegeben wird, wenigstens des stillschweigenden Einverständnisses mit den entmenschten Judenschlächtern zu zeihen und die in Erfurt und ganz Thüringen stattfindenden Tumulte und Unthaten als schlaue Berechnung oder Machination der offenen und heimlichen Feinde des unglücklichen Günther, — seines Rivalen, — zu verurtheilen. —

Unter all diesen Ereignissen und Fügungen, deren Ende niemand zu ermessen vermochte, klammerte sich das deutsche Volk mit dem letzten Reste seiner Hoffnungen an ein Traum- oder Sagengebilde. Während des ersten Auftretens der Epidemie hatte der greise Kaiser Ludwig (der Bayer) bereits im Kirchenbanne gelegen, der Papst hatte die Stämme germanischer Zunge vom Gehorsam gegen ihn feierlich losgezählt, ja, auch weltliche Fürsten hatten sich inmitten der grauenhaften Verwirrung in dem von so vielen hundert Fehden zerrissenen Reiche der Treue gegen ihn enthoben erachtet, und es regierte in den weiten Landen des heiligen römischen Reichs thatsächlich Niemand. Da griff das deutsche Volk wie zu einem versunkenen Hort zu dem Glauben, daß zwar der Tag des jüngsten Gerichts herannahen, — daß es aber mit des Reiches Herrlichkeit nimmermehr vorbei sein könne! Man wollte nicht zugestehen, daß unsere großen Kaiser auf immer dahin seien, und wieder trat die feste Erwartung auf, der große Hohenstaufe, sei es der schlummernde Rothbart im Kyffhäuser in Thüringen, sei es Friedrich II. glorreichen Andenkens, werde als von Gott mit wunderbarer Kraft ausgerüsteter Monarch zurückkehren, um die Kirche aus den schmachvollen Banden, die ihr Frankreichs Könige geschlagen, zu erlösen, nicht nur des Reiches alte Herrlichkeit wieder herstellen, sondern auch dem ganzen Erdkreise Heil und Frieden zurückbringen! —

*) Sugenheim, a. a. O., III. S. 274, in seinem Urtheil über des Verfassers erwähnte Schrift.

So trug man denn die **unsterbliche Idee des Kaiserthums** auf jene Helden selbst über, und die ewige, ja diese nimmer zu ertödtende Sehnsucht nach einem wahren und echten deutschen Kaiser trat wieder klar und rückhaltslos zu Tage. — —

Wer konnte es dem jammernden, verzweifelnden Volke verargen, den Gedanken an einen bessern oder nur erträglichen Zustand zu fassen? Ein großes, mächtiges Reichsoberhaupt, das, furchtlos und treu, eine edle, zu Boden getretene Nation zu alter Herrlichkeit und Ehren zurückführen werde, ward das Ideal Aller, die noch einen Funken von innerem Halt, von Energie und Glauben in der Brust trugen und sich nicht, wie der große, sinnlose Haufe, jeder Lust und jedem Laster in die Arme stürzten, wähnend, die heutige Sonne werde die letzte sein!

Unter jenen Zuständen, deren Erwähnung wir doch füglich nicht ganz übergehen durften, wollten wir ein getreues Abbild jener denkwürdigen Epoche liefern, hatte den unglücklichen Kaiser Ludwig jählings der Tod erreicht, und er war müde, das seiner Hand bereits entwundene Scepter, — Reich wie Krone, dem Treiben der Parteien, den Zettelungen Frankreichs und des Papstes preisgebend, ins Grab gesunken, — und wie kaum in den Schreckenszeiten des dreißigjährigen Interregnums, — ein Jahrhundert zuvor, — vereinte sich Alles, was noch die Fähigkeit des Hoffens, Fürderdenkens besaß, auf einen Gegenstand: den Wiederbringer alter Ehren, den Retter aus Schmach und Noth! —

Und dies war der Moment, der einen ritterlichen Dynasten aus dem Thüringerlande auf den Thron berufen, einen furchtlosen Recken, der im Sinne unserer großen Kaiser die Zügel in die Hand genommen. — — Alle wahren Vaterlandsfreunde hatten ihm entgegengejubelt, und die ersten Dekrete, die er erließ, verhießen offen die Wiederaufnahme des Kampfes gegen die päpstliche Curie in Avignon, die finsteren Einflüsse, die vom Louverhofe aus fort und fort unterhalten wurden. —

Die Bedeutung Günther's von Schwarzburg, den die Vorsehung mitten in eine drangsalvolle Zeit gestellt, ist von der Geschichtsschreibung nicht nur auf's verschiedenste beurtheilt, aber auch schon vielfach verkannt worden, — und man findet in den Schriften, die die Namen unserer bedeutendsten Historiographen an der Stirne tragen, mehrfach Günther als „Turnierfechter" bezeichnet, während wol zweifellos feststeht, daß bei Lockerung und Lösung der socialen Verhältnisse zur Zeit der gefährlichen und entsetzlichen Epidemie, welche Gegenstand unserer gegenwärtigen Betrachtung bildet, niemand mehr, niemand besser als der römische Clerus die Gefahr für die Kirche, ja das Bedrohliche der Geißlerfahrten und ihrer reformatorischen Bedeutung erkannte, und in den Regierungsmaßnahmen eines energischen, unerschrockenen Mannes, den die Wahlfürsten zum Throne berufen, einen neuen gefährlichen Stoß für ihr Interesse, eine gewaltige Erschütterung ihrer Autorität ersahen. Was daher im Momente der Krise die geheime Politik der römischen Curie gewesen, dürfte doch wol ein vorurtheilsloser Blick auf das Totalbild der Ereignisse an die Hand geben, namentlich, wenn man seit den Tagen der großen und unglücklichen Hohenstaufen jene Politik oder Praktik des römischen Vatikans, **Deutschland gegenüber**, genau abwägt. — —

Um so schmerzlicher ist es, einem so erleuchteten Urtheil wie dem eines Häser*) zu begegnen, das uns jenen tragischen Vorfall als ein Ergebniß der Epidemie bezeichnet, — einer Epidemie, die uns dieser getreue Darsteller mit so glühenden Farben malt, dabei jedes seiner Worte durch die unwiderleglichsten Beweise beurkundet, daß es jeden neuen Berichterstatter wol nur mit Beklemmung erfüllen muß, sich über das gleiche Thema zu verbreiten.

Und doch ist es aus den öffentlichen Akten des Frankfurter

*) a. a. O. S. 132.

städtischen Archivs genau nachgewiesen, daß jene Pestseuche am Tage Mariä Lichtmeß, im Januar 1349, bereits in der alten Reichsstadt gänzlich erloschen war*), ehe König Günther deren Boden oder Weichbild betreten. Es ist ferner aus dem Zusammenhang zu entnehmen, daß während der sechswöchigen sog. „sächsischen" Frist, die man ihm chikanöserweise auferlegt, mit seinem Heergefolge vor den Thoren zu lagern, auch nicht ein contagiöser Fall sich ereignet, vielmehr die Mehrzahl der wahlberechtigten Fürsten und ein großer Theil der Reichsstände freiwillig um ihn gesammelt, in seinem Lager ausgeharrt und unter seiner Führung dem feierlichen Einzuge, dem Akte der Salbung und Huldigung beigewohnt. —

Vergeblich, wir wiederholen es, wird man es versuchen, den Vorwurf der Giftmischerei oder prämeditirten Meuchelmords von Carl IV. und der gesammten päpstlichen und französischen Partei bei der nachfolgenden feigen Unthat abzuwälzen!

Noch widerhallten die Mauern der ehemaligen Wahl- und Reichsstadt von den Huldigungs- und Treueschwüren, die man dem erkorenen Mehrer des Reichs dargebracht, als dieser Letztere, aufgeschreckt durch die bewaffnete Erhebung, welche die Burgmannen zu Friedberg in der Wetterau und (völlig abgesehen von ihnen,) auch ein ebenso zahlreiches wie unlauteres Gelichter in der nördlichen Umgebung der königlichen Pfalz, das man wider ihn aufgeboten, in Széne gesetzt, (während sein Rival einige Streitkräfte am Rhein und in Süddeutschland anzuwerben versucht,) einen kurzen Fehdezug unternahm, von dem er siegreich heimkehrte. Beim leichten Fieberanfall, von dem er betroffen, wird der Stadtarzt Freidank von Heringen, (der übrigens ein Geistlicher, (ein geweihter Priester) und Schüler der berühmten medicinischen Academie zu Montpellier**),

*) Vgl. Stadtarchivar Kriegk's „Deutsches Bürgerthum" a. a. O. S. 26 und 27. Die Seuche hatte in Frankfurt 195 Tage lang geherrscht.

**) Vgl. Kriegk a. a. O. S. 35. Fridancus de Heringen, magister in artibus physicis licentiatus ac in arte medicine professor Montispessulani,

wie die Forschung in neuerer Zeit aktlich festgestellt,) zu Rathe gezogen, und reicht einen sogenannten „Heiltrank" dar, von dem Wunderdinge verheißen werden. Ein Auftritt, wie er sich ein Jahrhundert früher kaum anders im Krankenzimmer des großen Hohenstaufen Friedrich II. in Apulien abspielen zu wollen schien, wiederholt sich hier in tragischster Weise, — denn der von ganz gleichem Mißtrauen oder böser Ahnung durchzuckte Monarch fordert den Sohn Aesculaps auf, selber zuvor sein angepriesenes Medicament zu kosten, und führt dann arglos den Trank an die Lippen. Aber wenige Minuten später stürzt jener Arzt, von tödtlichem Schmerz erfaßt, zu Boden und erliegt einige Tage später den — Folgen seiner That, indeß der König in ein schweres Leiden verfällt, das der Symptome mehr denn eins an sich trägt, das den Verdacht des Giftmordes, — des ruchlosen, meuchlerischen Treibens von Feindeshand, — nur zu sehr bestätigen muß. Am ganzen Körper aufgeschwollen und unfähig, den gewohnten Harnisch wieder anzulegen, aber auch ohne ein einziges Zeichen der mehrerwähnten Pestkrankheit, — besteigt der unglückliche Monarch nach mehr wie fünfwöchigem Krankenlager sein Schlachtroß, um sterbend noch den Entscheidungskampf zu wagen. — —

Faßt man den Sterbetag des Arztes Freidank — den 14. April —, den des Königs, — den 19. Juni, — überhaupt dessen ganzes Siechthum ins Auge, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß jenes Letztere unmöglich einem Uebel entsprungen sein kann, das jählings, oft innerhalb kurzer Stunden oder binnen wenig Tagen seine Opfer dahinraffte.

Es dürfte unnöthig erscheinen, noch auf die Quellen zu verweisen, aus welchen die Geschichtsschreiber der Vorzeit und Gegenwart ihre Angaben geschöpft, auf Grund deren sie ihre Ansicht ausgesprochen haben. — Niemand, auch nicht einmal der

---

in seinem Testament und den städtischen Akten wird er als Geistlicher bezeichnet und „dominus" genannt.

vorurtheilsfreie Theil des Clerus der vergangenen Jahrhunderte, schloß sich vom allgemeinen Verdacht gegen eine Partei aus, die noch heute existirt und das heutige Geschlecht wieder auf den Wahlplatz beruft.*) —

Weniges bleibt uns in Bezug auf den ferneren Verlauf der unglücklichen Pestepidemie zu sagen übrig, denn allgemach begannen jene obgeschilderten Heimsuchungen in den Hintergrund zu treten; — fanatische Wallfahrerzüge hatte das Haupt der Christenheit in den Bann gethan, die vogelfrei und rechtlos gewordenen Juden hatten bekanntlich eine Freistatt in Polen, unter dem milden Szepter Casimir:s des Großen, gefunden, — und auch ohne eines todten Heldenkaisers Auferstehung begannen die Krankheitserscheinungen sich erträglicher zu gestalten. Unstät schlich die Seuche von Ort zu Ort, breitete sich nach England aus, wo ihr erst die rauhen Gebirge des schottischen Hochlandes Einhalt geboten, während sie in den Städten des Inselreichs unbeirrt

*) Ruhig darf daher der Autor auf die in seiner mehrerwähnten Schrift über den unglücklichen Günther entwickelten Ansichten, die Citate aus Chroniken, den Werken zeitgenössischer Autoren und den Frankfurter Archivalien zurückverweisen, wenn auch Herr Sugenheim dies Alles für abgeschmackt, für unkritisch und werthlos zu erklären beliebt! — —

Bemerkenswerth und von der Geschichtsschreibung völlig unbeachtet ist geblieben, daß von der ganzen Anzahl gekrönter Häupter in Deutschland König Günther der einzige ist, der inmitten jener drangsalvollen Zeit eine Beute des Todes wurde. — An der Bubonenpest starb überhaupt kein einziger deutscher Fürst oder irgend bedeutende Reichsstand, dagegen raffte dieselbe, wie schon erwähnt, den Prinzen Andronikus, jüngsten Sohn des griechischen Kaisers Kantakuzenos und der Kaiserin Irene, die Prinzen Itakan und Knut, Brüder des Königs Magnus, weg; ferner erlag ihr König Alphonso XI. von Castilien während der Belagerung Gibraltars durch die Mauren am 26. März 1350, Johanna von Burgund, Gemahlin Philipp's von Valois und Johanna Herzogin von der Normandie, ihre Schwester, beide in Ausübung christlicher Krankenpflege. Auch Johanna von Narvarra, Tochter Ludwig X., fiel, eine Beute der Pest. Bekannt ist ferner, daß in Avignon Laura, die durch Petrarca's Dichtung so hoch verherrlichte Dame, am 19. Mai 1348 mit Hinterlassung zweier heranwachsender Söhne verstarb, die nach Hintritt der Mutter den in Verona wohnenden Vater aufsuchten. (Vgl. Ozanam a. a. O. S. 86, und Häser a. a. O. S. 123, 128, 129, 132.)

ihre Hekatomben feierte, momentan zu erlöschen schien, aber fünfmal wiederkehrte, um sich dann endlich spurlos zu verlieren, nachdem sie unserm Erdtheile wohl mehr wie ein Viertel seiner Bewohner geraubt.*)

Ueberflüssig wäre es, noch eine Schilderung der trostlosen Zustände zu entwerfen, in die sich Stadt und Land gestürzt sahen. Schon allzu ausführlich vielleicht haben wir jener Dinge gedacht. Aber nur um so lauter muß hervorgehoben und gepriesen werden, wie die neuaufathmende, dem Dasein wiedergeschenkte Generation sich so rasch von allen Schrecknissen, allen entsetzlichen Verlusten zu erholen vermochte. — „Danach, da das Sterben, die Geißelfahrt und Judenschlacht ein Ende hatte, hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu sein", sagt wörtlich die Limburger Chronik, und damit stimmen auch alle andern Berichte des Zeitalters überein, aus denen wir gleich einem Wunder entnehmen, wie die Zahl der geschlossenen Ehen zunahm und dieselben reichlich gesegnet wurden; — Zwillingsgeburten erschienen etwas Alltägliches, und volle Ernten stiegen wieder aus der Scholle empor, der Saft der Traube rann reichlicher dem Dürstenden zum Labsal, es folgten Tage des Wohlergehens und heiterer Sorglosigkeit, und so sollte denn alles erlittene Unheil der werdenden Generation nur zum Segen gereichen. Ueber zahllosen Gräbern erhob sich ein verjüngtes Geschlecht, mit frischer Kraft übernahm es Nachlaß und

---

*) Vgl. Hecker a. a. O. Die Gesammtzahl der Opfer des schwarzen Todes in Europa berechnet derselbe, wie wir ausdrücklich angegeben, auf den vierten Theil der damals, auf den achten Theil der gegenwärtig lebenden Volksmenge, also auf fünf und zwanzig Millionen, während man in dem viel bevölkerteren und ausgedehnteren asiatischen Continent nur drei und zwanzig Millionen Todte zählen wollte! — In der bei Ozanam aufgestellten Tabelle ist der Gesammtverlust der alten Welt, mit Ausnahme aller Küsten und Küstenplätze Afrikas, auf 42,836,486 berechnet, darunter figurirt Deutschland mit einer Einbuße von zwölf Millionen außer der Sterblichkeit in den größeren Städten. Schwer, wo nicht unmöglich dürfte es sein, ein völlig correctes Resultat zu gewinnen.

Aufgabe der Väter, die Arbeit an der Cultur und am Wohle der Völker, ihre Erleuchtung aus der Nacht des Vorurtheils und Aberglaubens!

Lange hat die Forschung sich vergeblich bestrebt, die Quelle eines Verderbens zu ergründen, die Entstehung eines Uebels klar zu legen, wie kaum ein zweites je über die Erde gezogen, ja die berühmtesten Fachmänner, die Koryphäen der Wissenschaft schienen es aufgegeben zu haben, jenes dunkle Räthsel zu lösen, und man konnte eben nur eine wunderbare, unerforschliche Fügung der Vorsehung erblicken, wo allem menschlichen Scharfsinne eine Grenze gezogen blieb.

Den Einfluß wunderbarer, wie unheimlicher Meteore am düstern Horizont jener Zeiten mußte der kritische Blick unserer Naturkundigen ebenso sehr als vermeintliche Ursache pandemischer Leiden belächeln, als die verderblichen Exhalationen, die aus klaffenden Erdspalten im Süden wie im Herzen unseres Vaterlandes*) an einzelnen Gebirgszügen wahrgenommen worden. — Da endlich fanden sich, wie es scheint, zu Beginn des vorigen Jahrzehnts eine Anzahl bisher unbeachtet gebliebene Abhandlungen arabischer Aerzte über den schwarzen Tod in der Bibliothek der Alhambra, aus denen J. Müller (in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften zu München, 1863, IV. Band, Heft 1, S. 1—34,) das Wissenswertheste mitgetheilt hat. Es sind dies namenlich die ausführlichen Berichte von Abud ja' far Ahmad ben Mohammad ben Ali ben Kâtimah, ein anderer von Abu Abdallah Mohammad ben Ali Makhmi alschaqûri, ein dritter von Ibnulkhatil. In dem ersten derselben findet sich die Beschreibung der Stadt Almeria in Spanien, des Wohnorts des Verfassers und des Auftretens der Seuche daselbst, ein um so schätzenswertherer Beitrag zur Epidemiologie jener Zeiten, als gerade für Spanien verhältnißmäßig wenig Darstellungen vorlagen!

---

*) In Kärnthen und Thüringen.

Unbedeutender ist die zweite Schrift, um so wichtiger dagegen die von Ibnulkhatil, deren arabischer Originaltext bei Müller 10¹/₃ Seiten, die deutsche Uebersetzung 15 Seiten füllt.

„Die große Pest", so berichtet derselbe wörtlich, „began im Lande Khita (Kathai) und China innerhalb des Jahres 734. Dies wird von mehreren glaubwürdigen Männern, die weite Reisen gemacht haben, berichtet, wie vom Scheich Gadi Hadj'j Abu Abdallah Ibn Batuta und Andern. Sie sagen, sie sei entstanden durch viele Leichname, die in Folge eines großen Kriegs in jenen Gegenden (unbeerdigt) dalagen, — in Verwesung übergingen, nachdem in jenem Lande ein Feuerbrand vorausgegangen, der Pflanzen und Bäume in einer Strecke von zehn Tagereisen verzehrte."

Diese ganz nüchterne Angabe erscheint viel glaubhafter als die fabelhaften Schilderungen, welche selbst de Mussis blindlings nacherzählt; es seien im Orient bei Kathay, „welches ist das Haupt der Welt und der Anfang der Erde, — in einem dichten Regen Schlangen und Kröten zur Erde herabgefallen, in die Wohnungen gedrungen und hätten Unzählige durch ihr Gift und das Gebiß ihrer Zähne umgebracht." — Allerdings, und dies ist eine Lücke im Berichte jener obgenannten Arabisten, legt der Genuese besonders Gewicht auf die ungeheuren Erderschütterungen: „Im Süden, bei den Indern wurden die Wohnplätze durch Erdbeben zerstört und die Trümmer durch Feuerflammen verzehrt, die vom Himmel fielen!" Unzähliges Volk verbrannte in feurigen Dünsten und an manchen Orten fielen Ströme Bluts und Steine vom Himmel." —

In der That gesellten sich, so steht zweifellos fest, zu einem mörderischen Kriege und den vielleicht absichtlich bei dessen Ausbruch verursachten Wald- und Präriebränden die unerhörtesten Naturerscheinungen, ja eine Regellosigkeit im Wechsel der Witterung oder der Jahreszeiten, die gewissermaßen ein Ausdenfugengehen der alten Weltordnung genannt werden konnte. Aber die

Phantasie der Erdenkinder hat sich ja bekanntlich niemals im Verlauf drangsalvoller Prüfungen mit der gewöhnlichen, nüchternen alltäglichen Deutung begnügt, sondern die Lösung aller Räthselfragen aus dem Gebiete der Wunder zu ziehen gesucht, darum von jeher Wahrheit und Dichtung mit einander gemischt,*) und wohl könnte man sich zu der Schlußfolgerung versucht fühlen: — es mußte so die ganze Fülle des Jammers und Entsetzens über das Menschengeschlecht sich ergießen, um die Denkkraft zu wecken, die Thatkraft zu stählen, auch den geistigen Boden für den Fortschritt zu befruchten und durch die Noth der Verbreitung oder Wiederkehr alter Uebel eine Abwehr geschaffen werden!

---

*) Daher auch das in ganz Deutschland verbreitete Märchen, das sogar in die Berichte ernster Chronisten überging: „es seien durch verderbliche Einwirkungen der Gestirne in dem Lande, wo der Ingber wächst („ubi zinziber nascitur" —) Thiere wie Menschen zu Stein geworden, es sei ein tödtlicher, mit Schlangen gemischter Regen und Feuer vom Himmel gefallen, daß selbst Steine verzehrt und dadurch einen verpesteten Hauch, („fumus contagiosus") entstanden, welchem die Seuche nachfolgte. Durch Kaufleute, Augenzeugen dieser Ereignisse, sei sodann die Krankheit nach Griechenland und Italien gebracht worden." (Vgl. Annales Mellicenses bei Pertz, Scriptores rer. germanicar. XI. 513. 15.

III.

Fortentwickelung des Sanitätswesens, erste Spuren des Prohibitivsystems in Italien, Krankenpflegerschaften in Deutschland und den Nachbarlanden, Krankenhäuser und Elendenherbergen, die Heiligengeistspitäler, seit Innocenz III. Aerzte, Chirurgen und Apotheker, Heilmittel, ferneres Auftreten und Einmischen des Aberglaubens.

Unverkennbar, wer wollte es leugnen, hatte namentlich für die Wissenschaften mit dem Abschlusse des Zeitraums, dessen wir soeben ausführlich gedacht, ein neuer Tag oder eine neue Aera begonnen. Zwar fanden wir bereits an vereinzelten Orten, (Brennpunkten des Culturlebens,) ein Geschlecht denkender und kundiger Aerzte, aber welchen Standpunkt die Wissenschaft im Hauptmoment der Katastrophe eingenommen, ist uns aus dem mehrberegten Gutachten der Pariser ärztlichen Schule rückhaltslos klar geworden; daß es erst eines Carl IV., eines Freundes und Nachahmers französischen Wesens, bedurfte; um Begründung der ersten deutschen Universität in Prag zu erwirken, ist leider eine Wahrheit; aber auch abgesehen davon, erblicken wir den Fortschritt mächtig sich regen.

Wir begegnen den ersten Spuren eines Prohibitivsystems, das sich im Lauf der Zeit zu regelrechten Quarantaine-Einrichtungen gestaltet. Die ersten Erlasse der städtischen Autoritäten in Italien erscheinen allerdings hart und unmenschlich, aber sie waren durch die Noth geboten, und nur drakonische Strenge *)

*) Vor Allem gewahren wir in Venedig vier sog. proveditori di sanita, welche unter Anderm auf Sonderung der Kranken von den Gesunden zu

ermochte in jener Schreckenszeit noch die Ordnung aufrecht zu
rhalten. Später erst, wir müssen es zugestehen, nahm sich auch
n Deutschland die Gesetzgebung jenes wichtigen Vorbeugungs-
nittels an. Dagegen erblicken wir ähnlichen Fortschritt wie in
rankreich auf dem Gebiete der freiwillig ergriffenen Berufs-
rankenpflege. — Hatten dort in den Tagen der Noth fünfhun-
ert Spitalschwestern ihre Pflichttreue mit dem Tode besiegelt und
ie Lücken in den Reihen jener Ordensverbindung sich rasch wieder
eschlossen, so fand sich bereits viel früher in Niederdeutschland
ne nicht minder anerkennenswerthe Genossenschaft begründet,
ie nunmehr erst den lebhaftesten Aufschwung nahm. In vielen
Städten nämlich waren schon frühe **Weiber** in Corporationen,
um Behufe christlicher Krankenpflege, zusammengetreten, hatten
leichmäßige Tracht angelegt, waren dabei aber Laien geblieben

---

hen hatten. Aehnlich scheint in Mailand zu Werke gegangen worden zu
in, wo man durch strengste Absperrung über zwei Jahre der Contagion
orbeugte. Hieran schließen sich noch die allerdings erst in der Folge er-
issenen Verordnungen eines Visconte Bernabo von Reggio d. d. Mayland
en 17. Januar 1374 an den Podesta der erstgenannten Stadt:

„Wir wollen, daß eine jede Person, welcher Geschwüre und Blattern (an) kommen, sogleich die Stadt, den Flecken oder die Burg, worin sie sich befindet, verlasse und auf das freie Feld in Hütten, oder in Wälder gehn, bis sie entweder sterbe, oder genese. Ebenso sollen diejenigen, die einen Kranken bedienen, nach dessen Tode zehn Tage warten, bevor sie Verkehr mit irgend jemand haben. Auch sollen die Priester der Pfarrkirchen die Kranken beschauen und sehen, welches das Uebel sei, und dies sogleich den abgeordneten Commissären anzeigen bei Strafe des Feuertodes und Einziehung ihrer beweglichen und unbeweglichen Habe in den Staatsschatz. Ebenso sollen die Güter desjenigen, der die Krankheit von andersher eingeschleppt, dem Staate verfallen sein und niemals eine Rückgabe derselben statthaben. Desgleichen soll bei Lebensstrafe und Einziehung der Güter kein anderer gehen, um die Kranken zu bedienen, außer unter der obgenannten Bedingung. Und Vorstehendes soll all unsern Unterthanen zur Kenntniß gebracht werden."

Vergl. Chronikon Regiense bei Muratori; rerum Italicarum scriptores,
tom. XVIII. p. 82, mit den Worten beginnend: „Volumus quod quaelibet
persona, cui nascentia vel brosa veniet, urbem exeat." Das Wort „nas-
centia" identisch mit ἀπόστημα, nascens vel excrescens tuber.

und nannten sich „Beguinen", oder wurden als „Neuerinnen" bezeichnet.

Viel hat man über den Namen jener weltlichen Ordensverbindung geschrieben und gestritten, und wir selbst haben uns noch vor Kurzem durch die Ansicht des Historikers Wolfgang Menzel bestimmen lassen, den Ursprung auf das altdeutsche Wort „began, bigan", colere, servire, zurückzuführen, um das Streben und den Cultus der Ordensleute, wie ihr gleichzeitiges Dienen zu erklären. Aber auch das französische Wort: „beggayer", — stammeln, (Gebete,) — wurde von andern Sprachkennern als Anlaß jener Bezeichnung betrachtet, indeß das niederdeutsche „beggen", gleich dem englischen „to beg", bitten oder betteln bedeuten soll — und an die häufig stattfindende Armuth jener Krankenpflegerinnen gemahnt. — Neuere Forschung dagegen führt uns auf dem Pfade der Geschichte zum richtigen Ursprung zurück:

Lambert le begues, („der Stammler",) ein nicht unbegüterter Weltpriester zu Lüttich, hatte seine ganze Habe gestiftet, um vereinzelt im Leben dastehende Frauen zu gottgefälliger Gemeinschaft zu berufen, von der Ansicht ausgehend, Mißständen in seiner Heimath hierdurch am segensreichsten entgegenwirken zu können. — In einem vor der Stadt gelegenen, ihm gehörigen großen Garten ließ er eine Anzahl einzelner Häuschen nebst Kirche „zum heiligen Christoph" errichten und übergab sie den zum Zusammenleben wie zur Krankenpflege sich fortab widmenden Frauen am 2. Mai 1184. Dies der Anfang der von da an so großen und berühmten Vereinigung der Beguinen, — der erste Beguinenhof.

Obwohl von dem bereits damals reichen und zu Zeiten in Schwelgerei versunkenen Klerus ob seines Thuns und seiner fulminanten Kanzelreden angefeindet, überfallen, gemißhandelt und von den Häschern des Bischofs Raoul gefangen und nach Castel Recogne, (unweit der französisch-belgischen Grenze, Bouillon und Sedan,) geschafft, erlangte Lambert, Angesichts des Volksunwillens doch

die Freiheit wieder, pilgerte nach Rom, wurde nach völliger Rechtfertigung vom Papst Julius als Patriarch der von ihm begründeten Anstalt bestätigt und starb nach thunlichster Befestigung seines segensreichen Werkes i. J. 1187.

Mit in der That wunderbarer Schnelligkeit hatte sich der neugestiftete weltliche Orden durch den größern Theil des deutschen Reichs, namentlich in den Rheinlanden, verbreitet. — Demungeachtet finden wir bei Autoren, die jener Zeit ungleich näher stehen — und anscheinend nach Akten und Urkunden gearbeitet haben, nicht nur Widersprüche über Charakter und Wesen der Beguinenstiftung, sondern auch mehrfachen Schatten auf denselben geworfen.

„Rewerin sind Weibspersonen", sagt Lehmann in dem Abschnitt seiner Speierer Chronik (vom Jahre 1662, betitelt: „Von der Beguinenstiftung und Einführung zu Speier, Anno 1302.)*) „eheliche und außer der Ehe, so hernacher an ihrem vormaligen Lebenswandel Mißfallen, Reu und Leyd getragen, denen hat man sonderbare Häuser umb diese Zeit in den Reichsstädten verordnet, daß sie ihr ärgerlich Leben bereuen und vor Sünden hüten und nottürftigen Unterhalt und Nahrung mit Wartung der Kranken, geistlicher und weltlicher, suchen sollen." — — „Zu Speier ist der Beguinenorden anno 1302 oder nicht lange zuvor eingesetzt worden von einem reichen Bürger, der solche (n) Reuerin (nen) eine sonderbare Behausung, darin sie beisammen gewohnt und darzu nothwendigen Unterhalt gestift und ein weiß grob Kleid zu tragen verordnet. Frankus meldet, daß solche Weiber schädliche Kupplerinnen sein sollten."

Demungeachtet ist es Thatsache, daß jene Vereine bereits über ein halbes Jahrhundert in vollem Flor gestanden, sich nicht

*) Unter Benutzung des Chronisten Frankus und der annales Colmarienses bereits wiederholt in unsern culturhistorischen Skizzen im Johanniterwochenblatte, Jahrgang 1872, citirt und im Auszuge wörtlich mitgetheilt.

nur über die Niederlande und das ganze Reich verbreitet *), sondern auch in Frankreich Stätten ihrer Thätigkeit aufgeschlagen hatten, und man vertraute ihnen sogar die Jugenderziehung an. Es bildeten sich überdies nach ihrem Muster die bekannten freiwilligen Frauen- und Fräuleinstifter, die der sog. „Canonissae saeculares". Von der Eifersucht des Clerus und der Bettelorden heftig verfolgt, vermochte man ihnen die praktische Bedeutsamkeit doch in keiner Weise abzusprechen, und wurden sie darum ebenso oft durch Breve des Papstes, Dekrete der Landesherren, wie selbst durch förmliche Synodalbeschlüsse geschirmt, so z. B. auf der Kirchenversammlung zu Fritzlar, 1244, wo jedoch die Erlaubniß zum Eintritt erst auf das vierzigste Lebensjahr festgesetzt wurde, und wohl dürfen wir, der mannigfachen Ausfälle gegen den Orden und seine Jünger unerachtet, den Schluß ziehen, daß durch sein Streben einem moralischen und socialen Bedürfnisse des gesammten Zeitalters Ausdruck und befriedigende Gestalt verliehen worden war.

Noch ehe das Stadium des Kampfes und der Verdächtigung überdauert und lange noch, ehe die Beguinen sich unter dem Namen der Seelnonnen oder Seelenweiber, der Krankenpflege nicht allein, sondern, auch der weiblichen Seelsorge angenommen, hatten sich (nach ihrem Beispiel oder Muster) Männervereine, unter dem Namen Begharden, gebildet, die, obwohl Gleiches wie die Ordensschwestern erstrebend, niemals die Achtung und Würde der Letzteren zu erlangen wußten und in Frankreich, Italien, wohin sie aus Deutschland verbreitet waren, unter den mannigfachsten Spottnamen bekannt waren. Schon Ende des 13. Jahrhunderts werden sie als „bons garçons, boni pueri oder valetes, Pezelardi, Pfaffenknechte, Betbrüder, Frömmler, Müßiggänger" gescholten, ja verdächtigt oder gebrandmarkt als „Ketzer" aller Art, wie z. B. Albigenser, Waldenser, Fratricelli, Brüder

*) In Hamburg 1255, Lübeck, Regensburg, Magdeburg 1266, Leipzig, Goslar, Rochlitz, Görlitz, selbst in Pommern und Mecklenburg hatten sie Niederlassungen.

vom freien Geiste u. s. w., auf sie als auf eine geduldete Form halbgeistlicher Laienschaft hingewiesen.*)

Demunerachtet und trotz aller Schwierigkeiten wußte sich der Orden Jahrhunderte lang zu erhalten und stand namentlich in Deutschland und den Niederlanden geachteter und reiner da als anderwärts, wurde durch Reichsgesetze Kaiser Ludwig's des Bayern 1340, aber auch durch Erlasse Innocenz' IV., Urban IV. geschützt, und verschwindet erst im Zeitraum der Reformation, welche die Mitglieder freudig begrüßten, um sich ihr anzuschließen, aus Deutschland, während er noch zur Stunde in den Niederlanden in der frühern Form, jedoch nur als weibliche Genossenschaft fortblüht.**)

Wohl läge uns ob, von der Berufskrankenpflege eingehender auf Hospitäler und Heilanstalten in jenem Zeitraume überzugehen und deren Wesenheit wie Einrichtung näher zu beleuchten. Allein auch hier wird der mehr oder weniger unbegrenzte Raum dieser Schrift nur Stückwerk zu Tage fördern. Wie man aber auch denken möge über die Einrichtungen jener Periode, die doch in

*) Jene Anfeindungen und Verdächtigungen scheinen hiermit ihre natürliche Aufklärung zu finden. — Nimmt man an, daß selbst geachtete Schriftsteller, wie der oben erwähnte Speierer Chronist, aber auch Spangenberg in seinem „Adelsspiegel", (I. S. 380 ff.) u. A. m. die herumziehenden, also vagirenden Reuer- und Büßersekten, (also wol auch die sog. Lollharden, [Gebetelallenden]), Flagellanten u. s. w. mit denjenigen verwechselt, die, ohne dem Clerus anzugehören, die freiwillige Krankenpflege und Weltentsagung zu ihrem Lebensberufe wählten und eine Verbrüderung bildeten, in welche der Ein- und Austritt ohne große Schwierigkeiten zulässig war, — so dürften wohl auch die Mitglieder oder Vertreter einer heute blühenden Ordensgemeinschaft nicht Grund haben, sich über Erfahrenes aus dem Bereiche der letzten Vergangenheit zu verwundern! — — —

Uebrigens soll hier nicht unbemerkt bleiben, daß den Begharden die Ausübung der freiwilligen Krankenpflege in den Hospitälern förmlich versagt wurde, — sie daher nur auf die Dienste beschränkt blieben, welche man etwa in Privathäusern von ihnen verlangte. (Vergl. Kriegk. a. a. O. S. 85 ff.)

**) In Kriegk's „Deutsches Bürgerthum" u. s. w., S. 107 und 108, wird der Beweis geliefert, daß in Frankfurt am Main ein Beguinenhaus bis in den Anfang unseres Jahrhunderts forterxistirte unter dem Namen der „Rosenberger Einigung." —

mehr wie einer Beziehung vom trüben Schein schwerer Prüfungsgluthen durchzogen ist, — unmöglich wird man ihnen ihr Recht absprechen dürfen, denn sie weisen den Stempel, den Charakter einer Zeit nach, die noch immer ideale Güter, ein himmlisches Jenseit vor Augen und im Herzen trug, einer Zeit, die trotz aller und aller krankhafter Auswüchse ein viel regeres Mitgefühl für fremdes Leid und Unglück documentirte und aus Strömen oft unschuldigen Bluts in reinerem und verklärterem Lichte sich erhebt, als unsere in den allgemeinen Strudel des Jagens nach Gewinn, des Erraffens irdischen Guts, des Lechzens nach materiellem Genuß versunkene Aera, — eine Zeit, die zwar von tausend Fehden und Kämpfen wußte, aber nichts von mühelosem Aktienschwindel, Börsenspiel und Gründungsfieber der Gegenwart.

In jenem Sinne gedachten wir schon vorher jener Tage, wo der allgewaltige Tod den Sterblichen lauter und eindringlicher die Nichtigkeit der irdischen Dinge vor Augen geführt, sie daran gemahnt, sich ungerechten Mammons zu entäußern und in werkthätiger Buße die letzte würdige Lebensaufgabe zu suchen. Und dieser Sinn verblieb auch noch sehr geraume Zeiten, selbst noch über ein Jahrhundert, unter den Menschen thätig wirksam, oder wenn man hie und da auch vielleicht Bedenken trug, direct der Kirche sein Hab und Gut „zum Seelgeret (t) e" zu vergaben oder durch Vermächtniß zuzuwenden, — so bedachte man nur um so mehr die Krankenpflegerorden, weltlicher, ritterlicher oder klösterlicher Art, oder man setzte direct die nächstfolgende Generation in Stand, jene großartigen Stiftungen zu Gunsten armer Kranken und vereinsamter Gebrechlichen in's Leben zu rufen.

Auch hier war das Ausland uns Deutschen schon längst vorausgeeilt, längst gab es Xenodochien*) und Nosokomien**)

*) Die Xenodochien, („οἱ ἐν ξενοδοχείῳ ἄρρωστοι",) waren, wie Epiphanias, advers. häreses, Lib. II. p. 676 und III. p. 905, berichtet, von den Vorstehern der Kirche errichtet, um Schwache und Gebrechliche aufzunehmen Vgl. bei Häser a. a. O. im Anhange S. 102, Anmerkung 47.

**) Vgl. Palladius, de vita St. Chrysostomi. Par. 1683. 4. p. 36.

im griechischen Reiche, in Italien, Frankreich und Spanien, ja, bei den Mauren im letzteren Lande hat sich das Lazarethwesen schon einem Grade der Vervollkommnung genähert, der uns gleichzeitig staunen, aber auch erröthen läßt, nicht nur der umsichtigen Einrichtungen halber, sondern auch der recht humanen, liebevollen Behandlung der Kranken wegen, die man nicht ihren trüben Gedanken und der finstern Anschauung preisgab, wie solche die Krankheit nothwendig erzeugt, — denen man vielmehr den Trost der Religion und geistiger Ansprache oder Anregung gewährte, so weit dies, mit ihrem Zustande vereinbar erschien! —

In Deutschland finden sich, wie bereits angedeutet, jene Fremdenherbergen oder Xenodochien, Hospize und Hospitäler, „Guteleuthäuser“, Siechenhäuser *) vorzüglich erst seit den Kreuzzügen, die gebierisch zu Vorkehrungen dieser Art gemahnt hatten. Sehr viele derselben führen den Namen des heiligen Geistes, und

---

Cum autem necessitas invalesceret plura nosokomia (νοσοκομεῖα) aedificat, praeponens presbyteros pios duos; praeterea et medicos et coquos atque bonos opifices e caelibum ordine ad eorum ministerium (ὑπηρεσίαν) ut advenientes hospites (ξένους) et morbo correpti curarentur“. Bei Häser a. a. O., S. 102. Anmerkung 51.

*) Nach Häser, „Geschichte der christlichen Krankenpflege und Pflegerschaften, Berlin 1857, welcher dieser ganze Passus, S. 23, fast wörtlich entnommen ist, und in Uebereinstimmung mit Kriegk, „Deutsches Bürgerthum im Mittelalter“, III, scheint die Benennung Siechenhäuser öfter mißverstanden worden zu sein. Unter Siechen sind keineswegs durchaus Kranke, sondern oft schon Gebrechliche zu verstehen. „Ursprünglich fanden gewiß Hülfsbedürftige jeder Art bereitwilligste Aufnahme in den Xenodochien. Als sich aber die Verwaltung der Gemeindegüter regelte, sah man sich vielfach genöthigt, die Hülfe der Xenodochien und Hospitäler auf Genossen der Gemeinde zu beschränken. Häufig entstanden dann, in Deutschland wenigstens, neben den ursprünglichen Anstalten kleinere, welche für die dringendsten Fälle auch Fremden Zuflucht gewährten. Hierher gehören (wahrscheinlich) die vielfach vorkommenden Elendshäuser, (auf die wir später zurückkommen,) und erklärt uns der Ausdruck „in alimoniam pauperum atque hospitum“, Letzteres ebenso sehr, als die Benennung: „hospitum adjutorium debilium egentium et peregrinorum in den Stiftungsurkunden rheinischer Krankenhäuser. Vgl. Lacomblet, „Urkundenbuch für Geschichte des Niederrheins“, 1840. I. 73, 98, 105, 178, 183, 270.

schon hiernach ist es wahrscheinlich, daß zur Gründung derselben vorzüglich der Eifer Innocenz III. (1198—1216), welcher seine ganze Sorgfalt auf diese Angelegenheit richtete und mit dem Beispiel der Begründung des Ospedale San Spirito zu Rom voranging, Veranlassung gab. *)

*) Hiermit scheint der Krankenpflegerorden vom heiligen Geiste, (nach der Regel des heiligen Augustin,) verbunden gewesen zu sein, dessen Entstehung Einige sogar vom Jahre 1197 datiren wollen. (Das älteste deutsche heilige Geist-Spital befand sich zu Wien 1208, und ihm muß das in Frankfurt noch heute bestehende, seinem Alter nach, nahestehen. Vgl. Kriegk, „Deutsches Bürgerthum im Mittelalter,“ S. 77.) Ueber diesen halb geistlichen, halb weltlichen Orden finden wir etwas unvollständige Nachrichten im bekannten v. Biedenfeld'schen Werke, (Weimar 1841), I. S. 28. Danach waren die Mitglieder jener in Montpellier zuerst auftretenden Krankenpflerverbrüderung keineswegs Geistliche, wohl aber erlaubte ihnen der Papst, außer ihren Spitälern auch Kirchen und Gotteshäuser zu errichten und ihre Priester zu erwählen. 1204 wurde der Spitalmeister (aus Montpellier?) nach Rom berufen, um die Leitung des berühmten Hospitals St. Maria in Sassia (jetzt di San Spirito) zu übernehmen, welches die römische Curie nun zum Hauptsitz des Ordens erklärte.

Vom Jahre 1217 an scheint diese Verbindung wieder großentheils geistlicher Art gewesen zu sein, obwohl auch Laienbrüder das Gelübde ablegen konnten, erhielt dann aber wieder später den Nammen und „Rang“ eines Ritterordens. Bis 1315 waren in Deutschland männliche wie weibliche Mitglieder jener Verbindung als Krankenwärter thätig und kommen dieselben unter dem Namen „fratres et sorores hospitalis“ urkundlich vor. Im letztgenannten Jahre erscheinen nur noch die Brüder, verschwinden jedoch an manchen Orten, wie z. B. in Frankfurt am Main, gänzlich, indem ihre Lazarethverwaltung auf die Mitglieder des „Raths“ übergeht. In manchen Gegenden, namentlich in Ungarn und Siebenbürgen, treten dagegen die Ordensgenossen unter dem Namen der Kreuzherren oder Kreuzträger auf, weil sie, (ähnlich den Johannitern,) auf schwarzem Rocke ein weißes Doppelkreuz trugen.

Im Jahre 1459 machte Pius IV. den Versuch, den Orden nebst einigen demselben affiliirten Verbindungen aufzuheben, jedoch ohne Erfolg, ja, es wurde selbst i. J. 1619 das Generalat von Montpellier durch Paul V. in seine früheren Rechte eingesetzt und auf Antrag Ludwig XIII. der französische Zweig des Ordens für unabhängig von Rom erklärt. Dennoch schlug auch ihm die letzte Stunde, als Ludwig XIV. ums Jahr 1700 die ganze Verbindung aufhob.

In der nämlichen Periode, so berichtet Helyot, bekanntlich ein Zeitgenosse, war die Ordensverbrüderung noch sehr weit verbreitet und besaß in Italien, Frankreich, Spanien, Deutschland und Polen, (z. B. in Krakau, Memmingen

Es genügen einige wenige Beispiele, um der bescheidenen Anfänge des Lazarethwesens in Deutschland vor der hier dargestellten Zeitperiode nochmals zu gedenken. Zu den ältesten derartigen Stiftungen hatte das Hospital der Abtei Cornelimünster am Niederrhein gehört, dem sich das Armenspital in Cöln i. J. 1116 angeschlossen hatte. Zu Mainz bestand ein dem heiligen Geist geweihtes Krankenhaus am Dome, ein anderes am Jakobskloster bei St. Victor und Johann, (der sog. „Siechkorb",) eine andere bedeutendere Anstalt der Art zu St. Goar am Rhein. Ein Hospital zum heiligen Geiste befand sich endlich auch in Nürnberg, in Ansehung dessen die Ansichten sich mehrfach widersprechen.

Wir selbst fanden zuerst die Nachrichten über jene so wohlthätige, umfangreiche Stiftung dahin lautend: Conrad Groß, „der reiche Heinz" genannt, hatte eines heißen Nachmittags in seinem Garten, im Schatten einer Linde, einen Traum von Auffindung großer Schätze und deckte die Stelle, (noch wie im Halbschlummer befangen,) mit Lindenblättern zu. Als er völlig erwachte, gelobte er, falls das Traumbild zur Wahrheit werden sollte, das gefundene Gut der Armuth zuzuwenden. Und der Traum ward Wirklichkeit, und der wackere Träumer hielt, was er gelobt, und stiftete 1331 das Spital zum heiligen Geist, das bis zum Jahre 1527 unausgesetzt Erweiterung und Zuwendungen erhielt, im Lauf der Zeiten aus den Fonds des Elisabethenspitals des Landauer Zwölfbrüderhauses reiche Finanzzuschüsse empfing, so daß es noch jetzo eine nicht unbedeutende Verwaltung besitzt und außer einer eigenen Apotheke alle übrigen Einrichtungen umschließt, welche einem Hospitium zugehören. — Da der Stifter es nur

und Wimpfen,) zahlreiche Krankenhäuser, ja sogar in Westindien bestanden Niederlassungen derselben. In einer Urkunde vom Jahre 1456 führt der Ordensgeneral den Titel: „Sacri et apostolici hospitalis de urbe magister ac totius ejusdem ordinis Sancti Spiritus generalis praeceptor." Die Literatur bei Helyot, I. XI. VIII. Vgl. Häser a. a. O. in der Anmerkung 165. S. 125. Auch Leibnitz schrieb über den Orden im „Codex juris gentium."

für hochbetagte Leute, die unverschuldeter Weise ihr Brod auf die eine oder andere Weise verloren oder dasselbe nicht mehr verdienen können, bestimmt, so will man ihm den Charakter eines eigentlichen Krankenhauses hie und da absprechen, — (als ob körperliche Hinfälligkeit oder Gebrechlichkeit kein physisches Uebel sei — —! —) Allein in der Stiftungsurkunde hatte der Begründer ausdrücklich hervorgehoben, daß zunächst hundert der Aufnahme würdig erkannte, imbezil, also schwachsinnig gewordene Eingeborene verpflegt werden sollten, und ist daher wohl jeder Zweifel über Wesen und Charakter der Stiftung gehoben." *)

Eine der schönsten und gerade aus dem von uns hier ins Auge gefaßten Zeitraume datirende Stiftung für Unglückliche war die Elendsherberge am Ortler im Tyrol, die Heinrich von Kempten, das Findelkind, mit fünfzehn Gulden, die er als Hirtenknabe erworben, 1386 anfing.

Der Hospitze in den Alpen wird übrigens schon in sehr, sehr früher Zeit gedacht, denn schon Papst Hadrian, (772—795,) hatte dieselben dem Schutze des großen Kaisers empfohlen. Etwas später, (825,) hatte Ludwig der Fromme eine derartige Stiftung auf dem Montcenis begründet und 980 (? 1008) der heilige Bernhardt, Canonicus von Aosta, auf einem vordem dem Jupiter geheiligten Gebirgspasse der Schweiz, (Canton Unterwallis,) ein Hospitz zunächst für Pilger, verirrte und beschädigte Wanderer wie sonstige Leidende und Dürftige, die des Weges kamen, gegründet. Im Jahre 1587 zog der ehrgeizige Carl Emanuel von Savoyen die sehr beträchtlichen Besitzungen jener Stiftung ein, soweit sie unter seiner Souveränität gestanden, dergestalt, daß nur noch die im Canton Wallis und der deutschen Schweiz,

*) Vgl. Nürnbergs Gedenkbuch (Nr. 18. I. S. 67 f.), dagegen Handschrift in der Bibliothek des germanischen Museums in Nürnberg: „daz Spital puch haizzet das Laytpuch" von 183 Blättern fol. aus dem 15. Jahrhundert, welche Nachrichten über Stiftung, Verfassung des Spitals zum heil. Geist enthält. Vgl. Häser a. a. O., 104, Anmerkung 66.

namentlich Canton Bern, belegenen Klostergüter erhalten blieben.

Zu weit würde es uns führen, wollten wir alle jene vielen Stiftungen zu Gunsten Kranker, Nothleidender auch nur bei Namen erwähnen*), geschweige denn das viele Gute rühmen, das in jenen Freistätten für Unglückliche gewirkt wurde! Immerhin darf im Zusammenhange und Hinweis auf das Vorerwähnte bemerkt werden, daß der Süden unseres Vaterlandes mit dem Beispiel voranging, der Norden erst langsam nachfolgte.

Hier ist denn auch des heil. Geist-Spitals zu Lübeck, sowie mehrerer Stiftungen in Greifswald zu erwähnen. Das Erstere war im Jahre 1248 begründet worden und erstrecken sich seine Besitzungen noch heute bis Pommern und Mecklenburg.**)

Ueber die zahlreichen Aussatz- und Sondersiechenhäuser haben wir uns schon in einem früheren Abschnittte ausgesprochen. Es hieße uns in Wiederholungen ergehen, wollten wir nochmals über deren Vermehrung und Erweiterungen um die Mitte des 14. Jahrhunderts verbreiten. Möchte es genügen, aus den namhaft gemachten einzelnen Beispielen zu beweisen, daß der fromme Sinn des Zeitalters nimmer ermüdete, nimmer erlahmte, Gutes zu wirken und Gemeinnütziges zu schaffen!

Nur ein einzelnes Bild reichsstädtischer Stiftungen möge in

*) Bei Häser, a. a. O. S. 22, finden wir noch der zahlreichen milden Stiftungen in Würzburg gedacht. „Dort hatte schon 1097 Bischof Eynhardt bei der St Margarethenkapelle ein Hospital für arme und kranke Reisende begründet, Domprobst Otto, 1140, das St. Dietrichsspital erbaut, endlich waren dort die Stifte Neumünster und Haug errichtet worden. Das hochberühmte Juliushospital verdankt jedoch seinen Ursprung bekanntlich weit späterer Zeit, als Julius Echter von Mespelbrunn, aus dem Geschlechte der Grafen Ingelheim, die Universität und in Verbindung mit ihr jene noch immer musterhafte Krankenanstalt nach den Schrecknissen des Bauernkriegs ins Leben rief.

**) Vgl. Häser a. a. O., S. 22, und Dittmar, „Das heil. Geist-Spital und der St. Clemens Caland zu Lübeck, nach ihrem frühern und jetzigen Verhältniß aus Urkunden und Akten beider Stiftungen dargestellt.“ Lübeck 1838, 8. S. 204.

skizzenhafter Kürze vergönnt sein, indem wir noch der zahlreichen Heilanstalten in der alten Wahl- und Krönungsstadt Frankfurt a. M. gedenken:

Nach Errichtung der ersten Krankenhäuser daselbst, die unter dem Namen „hospitalia infirmorum oder pro infirmis" urkundlich erwähnt werden, wird noch ein „Infirmorium" in der Nähe der dortigen Nicolaikirche bezeichnet. Dasselbe diente jedoch, weil es mit der alten deutschen Kaiserpfalz (oder dem Königspalast.) zusammenhing, angeblich nur zur Verpflegung kranken Hofgesindes.*) Hieran reihte sich die Stiftung, die unter dem Namen des „alten Spitals" ihren Ursprung mit Kaiser Friedrich II. verdankte, der 1219 eine Baustätte zunächst der alten Leonhardtskirche der Bürgerschaft zum Bau einer Capelle geschenkt hatte, welche Letztere man mit jenem nachmals sogenannten alten Spital in Verbindung brachte, — sowie das bereits mehrerwähnte, noch bis auf den heutigen Tag existirende **heil. Geist-Spital**, lange Zeiten auch das „Frankfurter Hauptspital" genannt.

Dreifach war seine Aufgabe**), denn während es sich Tag für Tag mit der Krankenpflege befaßte, nahm es nicht nur gelegentlich hochbetagte Menschen zur Versorgung bis an ihr Lebensende auf, sondern es hatte auch schon 1315 eine besondere Dotation zur Beherbergung armer Reisender erhalten, — eine Verpflichtung, welche die Mehrzahl der andern Heilanstalten nicht anerkannte. Daß ursprünglich die Brüderschaft zum heiligen Geist in den ausgedehnten Räumen jener Anstalt wirksam, ist urkundlich nachgewiesen***), daß aber (vom Jahre 1315 ab) die städtische Obrigkeit und städtische Geistliche sich ausschließlich mit der Leitung befassen, ist gleichfalls schon erwähnt. Zu unentgeltlicher

*) Kriegk a. a. O, S. 77, S. Fichardt's „Wetteravia" 57. Ueber die alte Kaiserpfalz vgl. Krieg von Hochfelden, „Die Befestigungen des frühesten Mittelalters."

**) Kriegk a. a. O., 75.

***) Im Jahre 1278. Vgl. Böhme im Archiv für Frankfurter Geschichte, 183.

Heilung der Kranken, namentlich der „Wundliegenden", wird der angestellte Stadtarzt benutzt, und erst gegen Ende des Mittelalters wird ein eigener Arzt dem Geistspital beigegeben! Für Schwerkranke war ein eigener Saal eingeräumt, und für Geisteskranke begann man hier, vom Ende des 15. Jahrhunderts an, in gesondertem Raume zu sorgen. Besitzende oder Begüterte konnten auf ihre Kosten gesonderte Zimmer erhalten. Dagegen soll die Pflege der Kranken eine kürzere und ungenügende gewesen sein, — die Frankfurter Spitäler dienten nämlich nur für sogenannte „lagerhafte" Uebel, und die mit langwierigen chronischen Leiden Behafteten wurden oft gar nicht aufgenommen! Sobald der Patient nur so weit wiederhergestellt, daß er „gangheil" war, d. h. wieder weiter zu wandern vermochte, wurde er aus dem Spital entlassen.*)

Auch ein Raum, der uns als „Krankengefängniß" genannt wird, war dort errichtet, — Bemerkenswerth ist, daß man im Betreff der Kost für die Pflegebefohlenen mehrfach sorglich war und es ihnen auf Grund reicher Legate selbst in Zeitən der Theuerung nicht an Wein fehlen ließ. Aber auch eine Spur geistiger Nahrung findet sich bereits im Jahre 1451 in Form von Büchern, die den Kranken dargereicht wurden, — die der Spitalpfarrer zwar confiscirte, auf Verwendung des Stadtraths jedoch wieder herausgeben mußte.**)

Auch des „Gutleuthofs, der Leprosenherberge am rechten Mainufer, (nicht so gar weit von den vielbesuchten und empfohlenen Quellen des sog. Grindbrunnens und jener Furt, die der Stadt ihren Namen gab,) haben wir bereits gedacht. Aus städtischen Akten entnimmt man, daß jene Anstalt schon 1283 erwähnt wird, zu einer Zeit, wo sie sich erst innerhalb, dann nächst der Ringmauern befand. — — Später, in den Jahren 1352 und

*) Vgl. Kriegk a. a. O., S. 84.

**) Vgl. v. Bersner a. a. O., I. 2, 45, und „Archiv für Frankfurter Geschichte," VII. 142.

1355, tritt uns die fast befremdende Mittheilung entgegen, da[illegible]
man, der Ansteckung unerachtet, den Pfleglingen gestattete, sich [illegible]
ihren Wein zu halten, eine eigene Weinschenke anzulegen, ja, Ge[illegible]
sunde trugen kein Bedenken, sogar das Kirchweihfest bei der [illegible]
Sondersiechen zu besuchen, — und mag es zuweilen wol etwa[illegible]
bunt dort hergegangen sein, weil man von Raths wegen de[illegible]
Zutritt zu jener „Feier“ bei beträchtlichen Geldstrafen verbot, — [illegible]
eine ziemlich deutliche Illustration zum Bilde so vieler Pseudo-[illegible]
Leprosen, die das Vertrauen und die Mildthätigkeit ihrer Neben-
menschen frech zu mißbrauchen wußten!

Uebrigens muß hier bei Schilderung der Frankfurter Spitäler [illegible]
noch besonders des häßlichen Zuges erwähnt werden, daß doch [illegible]
auch schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts neben der Autorität [illegible]
des Magistrats das baare Geld seine Rolle spielte, denn die [illegible]
Aufnahme fand eben „nur in Folge einer jedesmaligen Erlaub-
niß“ des Ersteren statt, unentgeltliche Verpflegung er-
hielten bloß arme Kranke. Andere Bürger sowie Fremde
wurden, mit Ausnahme der im städtischen Dienste (bei sehr zahl-
reichen Fehden mit den Herren der Nachbarschaft und wol auch
in Reichskriegen) Verwundeten, in den Spitälern nicht zugelassen,
es sei denn, daß sie sich zur Zahlung einer in jedem einzelnen
Falle besonders bestimmten Geldsumme verstanden. Eine Aus-
nahme machte man mitunter auch bei solchen Nichtbürgern, welche
fortwährend in Frankfurt gewohnt. Sonst helfen selbst die Für-
bitten benachbarter Grafen und Herren nichts; — nur wenn (das
Reichsoberhaupt,) der König sich für einen Kranken verwendete,
wich man von der strengen Regel ab. Die Ausschließung der
Fremden ist bei einem der Frankfurter Spitäler, dem zum heili-
gen Geiste, um so auffallender, da jetzt schon seit sehr langer Zeit,
(mindestens seit 1600,) dasselbe blos für Fremde bestimmt ist,
jene Ausschließung fand jedoch während des ganzen Mittelalters
statt. Weil im heil. Geist-Spital Fremde keine Aufnahme fan-
den, so gaben sich die Gesellen einzelner Handwerke Mühe, daselbst

für Geld ein Bett zu erhalten, damit Kranke aus ihrer Mitte dort Verpflegung finden könnten. Den Schneidergesellen ward dies abgeschlagen, — den Bäckergesellen dagegen gewährt. Verpflegung und Heilung der aufgenommenen Armen war zwar unentgeltlich, aber die Hinterlassenschaft derselben verfiel, wenn solche Kranke in der Heilanstalt starben, an diese Letztere. So ward es auch in Speier und wol in den meisten Städten gehalten. Für das heil. Geist-Spital in Frankfurt blieb dieses Recht bis auf den heutigen Tag bestehen. *)

Neben sehr vielfachen andern Krankenhäusern und Elendsherbergen der alten Reichsstadt, die wir nicht weiter erwähnen, ist noch besonders des Judenspitals zu gedenken, vielleicht mit Ausnahme der Prager die einzige Heilanstalt für israelitische Glaubensgenossen! Dasselbe, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts erbaut, war zugleich Wirthshaus und Heilanstalt und ursprünglich nur für fremde, (wandernde) Hebräer. „Deshalb wird es bald der Juden Spital, bald der Juden Siechhaus, bald der Juden elendiges Spital, bald der Juden Heckhaus, bald *Schalanzjudenhaus* genannt.“ (Dasselbe scheint nach Angabe nicht so gar weit vom Mainufer gestanden zu haben.) Als aber 1464 die Israeliten ihr Quartier in dem nachmals „die Judengasse“ genannten Stadttheil angewiesen erhielten, erbauten sie sich auch dort ein Spital, welches neben dem Judenkirchhofe lag.“ **) Jeden-

*) Vgl. Kriegk a. a. O., S. 86 und 531, laut städtischer Akten vom Jahre 1444, fol. 46: „Kayn siechen in spitale nemen one wissen des Rates,“ dgl. von 1442, fol. 73: „Erfindet sich das der slossirknecht ander wo nit eigen rauche (Ruhe?) gehalden habe, yne zur gudenluden nemen“. dgl. von 1493, fol. 137b.: „Als Walter Isenburg byt umb eyn ußsetzig frauw in das huß zu nemen, ime sagen, das huß sy den bürgern gemacht; doch ob die frauw *so vil darin gebe, das sy bliben mocht*, soll man sie uffnemen.“ — Dagegen heißt es im Bürgerbuch von 1489, fol. 25: „Unsers gnedigsten Herrn des Römischen königs trometer, der feltesiech worden ist, um der kon. M. fürbete willen, uff den hofe zu den Gudenluden uffnemen als eynen andern siechen daselbst.“

**) Fast wörtlich nach Kriegk a. a. O., S. 81.

falls mögen die Glaubensverfolgungen und die bekannten Vorurtheile hierbei maßgebend geblieben sein.

An Ordensspitälern in Frankfurt sind dem Verfasser ferner nur das der Deutschherren in der Vorstadt Sachsenhausen, sowie das der Johanniter in der Fahrgasse bekannt. — Räthselhaft blieb, warum, (wie die städtischen Akten darthun,) das Erstere nur ein Jahrhundert lang existirte, dann aber mit dem heil. Geist-Spital verbunden wurde.

Das Johanniterspital endlich kann, nach dem Raume zu urtheilen, den es vordem eingenommen haben muß, nicht von großem Umfang gewesen sein, wenn gleich nie von engherzigen Vorschriften und Beschränkungen bei Aufnahme Hülfsbedürftiger ein Wort verlautet. — Dagegen steht fest, daß diese Anstalt reich dotirt war. Schon Kaiser Ludwig der Bayer und sein Nachfolger Günther der Schwarzburger bestätigten die Johanniter im Besitz ihrer ausgedehnten Waldungen am linken Mainufer *) durch Majestätsbriefe. Wenn auch zugestanden werden muß, daß die vordem freie Stadt und selbst die sog. Großherzogliche oder Fürst-Primatische Regierung das schlichte Gebäude nebst der altehrwürdigen Kirche noch respectirten, so wird doch wol nicht abzuleugnen sein, daß der größere Theil des jetzigen städtischen Waldbesitzes aus dem frühern Ordensforst besteht, der keineswegs unter dem Titel eines Kaufs zum Stadtvermögen geschlagen wurde, wie nachmals das einstige Profeßhaus, als dessen Verkäufer S. K. K. apostolische Majestät Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich urkundlich feststeht. — Ueber die traurige Profanirung der Gebäude soll hier kein Wort mehr verloren werden **), überhaupt behalten wir uns vor, uns erst im Anhange über den hier beregten Zweig der Ordenskrankenpflege weiter auszusprechen.

*) Vgl. die in Pertz „Monumenta Germaniae" abgedruckte Urkunde.

**) Der Verfasser darf wohl auf seine Schrift: „Günther Graf von Schwarzburg erwählten deutschen König," Leipzig, 1862, sowie auf die in den Jahrgängen 1872 und 1873 des St. Johanniterwochenblattes veröffentlichten Aufsätze zurückweisen.

Daß es an Blindeninstituten wenigstens in Deutschland *), an Taubstummenanstalten und Irrenhäusern gänzlich fehlte, haben wir bereits Eingangs erwähnt, und Vermuthungen sind es nur, daß in dem an Fürsorge so thätigen Mittelalter die erstbezeichneten Unglücklichen in den übrigen Hospitälern ein Asyl fanden, wogegen feststeht, daß während zu Sahagun in Spanien die erste Taubstummenanstalt im Jahre 1570 durch einen Mönch, das erste eingerichtete Irrenhaus zu Amsterdam ums Jahr 1650 **),

---

*) König Ludwig (IX.) der Heilige († 1270) stiftete bekanntlich für dreihundert während seines Kreuzzugs nach Palästina erblindete Krieger das Hospital „Quinze vingts" in Paris, das nachmals fortblühte. — Einen merkwürdigen, entweder große Rohheit des Gemüths, oder doch souverainen Egoismus documentirenden Zug hat die neueste Forschung in Ansehung der Pflegebefohlenen jener hier bezeichneten Blindenanstalt aufgedeckt. Frankreichs Könige nämlich, ihr Hofstaat und das lose Pariser Volk machten es sich zum ganz besondern Fastnachtsscherz, — die unglücklichen Blinden im ringsumschlossenen Raume eine Schweinshetze aufführen und bei dieser Gelegenheit, vom Scheitel bis zur Sohle in Stahl gehüllt, mit Streitkolben aufeinander losschlagen zu sehen.

„Rien ne divertissait plus nos bons (—) ancêtres que ces batailles d'aveugles. Nos rois eux-mémes prenaient volontiers leur part de ce burlesque spectacle. Ils ce randaient tous les ans, à la mi carême, avec leur cour, aux Quinze vingts, à Paris, pour y voir des aveugles, armés de pied en cap, combattant à la lance ou au bâton dans le préau de leur hôpital. Il n'en fallait pas davantage pour faire courir tout Paris. En 1425, le dernier jour d'äuot, les habitants de la capitale se mirent aux fenêtres pour voir passer le cortége de quatre aveugles, armés de toutes pièces, comme des chevaliers allant au tournoi et précédés de deux hommes, l'un jouant du hautbois, l'autre portant une bannèire sur laquelle on avait peint un porc. Ces quatres aveugles devaint le lendemain attaquer ensemble un pourceau, lequel appartiendrait à celui des quatre champions qui l'aurait tué. La lice avait été dressée dans la cour de l'hôtel d'Armagnac sur l'emplacement actuel du Palais-Royol. La foule était grande pour assister au combat: les aveugles, aux mains desquels on avait mis des masses d'armes (Streitkolben), s'en servirent les uns contre les autres et d'une si furieuse façon, qu'ils se fussent assommés, si on ne les eût séparés, en les invitant à partager entre eux le porc qu'ils avaient bien gagné." Vgl. Paul Lacroix: „Moeurs, usages et costumes au moyenage, Paris 1871, zweite Abtheilung, S 237 et 238.

**) Vgl. den rheinischen Antiquarius und die Reisebeschreibung des Engländers Browne vom Jahre 1668.

— von den Zeiten der Kreuzzüge ab das erste Blindeninstitut in Paris 1784 — begründet wurde. Ja, es ist beklagenswerth, daß thörichtes Vorurtheil jene Unglücklichen, sowohl die Blindgeborenen wie die Taubstummen, für durchaus bildungsunfähig, ja für unheilbar ansah, — empörende Gleichgültigkeit in den Straßen der französischen Hauptstadt die That des edlen Valentin Houy erst vor einem Jahrhundert hervorrief und das ganze Mittelalter, (wie wir gesehen, mit vereinzelten Ausnahmen,) in den Geisteskrankheiten nur unerforschliche Strafgerichte der Vorsehung erblicken wollte! —

Dafür geschah um so mehr für betagte und vereinsamtstehende gebrechliche Leute, die mit sog. Pfründen bedacht wurden. — Die Inhaber solcher Stellen als bloße „Kostgänger" ansehen zu wollen, erscheint uns wol bei Kriegk a. a. O. nicht ganz richtig, schon weil sie nicht an die Kost gingen, sondern auf Grund einer sog. Siechenpfründe ihre gesammte Verpflegung in den Gebäuden und Räumen der milden Stiftungen, — die sie bewohnten, — verabreicht erhielten. Mitunter sollen derartige Einrichtungen oder Anstalten die heutige Staatspension ersetzt haben, indem man in ihnen städtische Diener im Alter mit Kost und Wohnung versorgte. Selbst solche Bürger, welche sich bei Angabe ihres werbenden Vermögens, (behufs der sog. Beedezahlung,) vergangen und die Confiscation ihrer Habe erlitten, erhielten, um ihr Dasein fristen zu können, derartige Freistellen. Daß sie indeß, gleich den Hospitaliten selbst, vielleicht gerade zu den oft wiederkehrenden Zeiten von Hungersnoth nicht immer vollauf zu zehren hatten, scheint aus den mehrfachen Spuren erlaubten Bettels hervorzugehen, die man z. B. bei Frankfurter wie Nürnberger Stiftern antrifft. Vor ersterer Stadt durfte kein Marktschiff vorüberfahren, ohne daß ein eigens gemietheter Schiffer von der Siechenherberge zum „Gutleuthof" mit einer Sammelbüchse hinüberfuhr, um auch für die Pfründner, die sich dort eingekauft, — zu betteln. In Nürnberg hatten sie einen besondern Glöckner

oder Klingelmann, („der guden Lude zutrager"), der für Sieche und Pfründner Almosen sammelte. *)

Die größte unter den frühzeitigen Pfründneranstalten Deutschlands ist, wenn wir nicht irren, die Fuggerei, die den Chefs des berühmten, im eigentlichen Sinne des Wortes edeln Geschlechtes der Fugger in Augsburg zu verdanken ist und, gegen Ausgang des Mittelalters erblühend, uns das schönste Bild frommer Werkthätigkeit jener Zeiten bis in die neueste Gegenwart aufbewahrt.

Ulrich, Georg und Jacob Fugger, des warmen Menschenfreundes Jacob II. Söhne, errichteten, vermöge Erbauung eines eigenen Stadtviertels von 108 Häusern, unverschuldetem Elend und Unglück eine bleibende Freistatt. Auch hier gehören, außer Begründung einer Apotheke, Arzt und Wundarzt ins Bereich derselben.

Wichtiger als die Erweiterung oder Verbreitung des Hospitalwesens und der Berufskrankenpflege erscheint uns der Aufschwung den die wissenschaftliche Forschung, den der ärztliche Stand von den Pestzeiten ab zu nehmen beginnt; wir glauben nicht zu irren, — wenn wir diesen Umstand mit jenen Schreckenstagen in unmittelbarste Verbindung bringen. Erst um diese Zeit mag sich ein Stand gründlich geschulter Fachmänner gebildet haben, „die freien Meister der Physika und Arzeney". **) Von keiner weltlichen Macht abhängig, galt ihr Meisterbrief, den sie als Creditiv mit sich führten, im Norden wie im Süden, und Könige wie Fürsten suchten sie durch Geschenke und Ehrenbezeugungen an ihren Hof zu ziehen und da zu fesseln. Keinem der sonst bestehenden und vom Gesetz anerkannten Stände an-

*) Beedbuch der Niederstadt von Nürnberg vom Jahre 1462. fol, 50.

**) Ob die Ableitung des deutschen Wortes Arzt von dem griechischen ἰατρός eine richtige sei, wagen wir nicht zu entscheiden. Siehe Grimm deutsches Wörterbuch I. 577 wo es von ἀρχίατρος abgeleitet wird.

gehörend, fanden sie ihren Platz unmittelbar an der Seite souverainer Fürsten, Prälaten und Herren, und nur ein mehr lockeres Band fesselte die christlichen Aerzte noch äußerlich an den Clerus. — Sie traten jedoch, als ihre Zahl wie ihr Ansehen wuchs, nach Sitte der Zeit als eigene Corporation auf, begünstigt von den weltlichen Machthabern, und bildeten, immer noch unabhängig vom Staate, gewissermaßen eine Gelehrtenrepublik, deren Archonten die früheren Lehrer und Meister, deren Mittelpunkt und Forum die ärztlichen Schulen und Universitäten ausmachten. — Die Aerzte wurden mit der Promotion Mitglieder der Facultät, der sie Treue schwuren und für ihr ganzes Leben angehörten und von welcher sie die facultas artem docendi et exercendi mit dem spätern, in das Doctordiplom umgewandelten Meisterbrief erhielten.

Fürsten wie einzelne Städte und Gemeinden wandten sich an die neu entstandenen Facultäten und erbaten sich von dort ihre Aerzte, die in dasselbe Verhältniß zu jenen traten, wie es früher in Rom stattfand, als mit der allgemeinen Annahme des römischen Rechts auch römische Einrichtungen, (wenn gleich in veränderten Formen,) wieder ins Leben gerufen wurden. Als die Universitäten indeß immer zahlreicher, Prag, Wien, Leipzig, Heidelberg, Rostock u. A. m., Spanien, Italien, Frankreich nicht mehr allein die Musensitze inne hatten, sondern auch in Deutschland die Bahn der Forschung und wissenschaftlichen Strebens mit so viel Glück betreten wurde, als im nachfolgenden Zeitraume die Reformation die letzten Bande, welche das geistige Leben vom Vatican aus noch abhängig gehalten, zerriß, — da ward auch die Heilkunde freier, umfassender und erblühte ein neues Leben obwohl ihre Jünger dadurch freilich auch den Heiligenschein der „Unfehlbarkeit" verloren, der sie bisher noch als wenigstens entfernte Glieder der Curie umhüllt hatte. —

Einer der ältesten in Deutschland vorkommenden christlichen Stadtärzte war, so viel wir wissen, der zu Eßlingen 1278

wirkende Magister Rudolfus, medicus physicus. Frankfurt a. M. hatte eineu solchen im Jahre 1280 mit Namen Jacobus, der den Titel „magister clericus et arte medicus“ führte, und müssen wir hier der Vollständigkeit halber nochmals jenes unseligen Freidank (Freidenker), Fridancus de Heringen, magister in artibus physicis licentiatus ac in arte medicine Montis pessulani, — muthmaßlich eines Thüringers —, gedenken, der, der Katastrophe, die er verschuldet, unerachtet, in den städtischen Akten wenigstens den Ruf eines Ehrenmannes hinterließ; — namentlich bei dem zur Eröffnung seines Testaments aufgesetzten Schriftstücks fand man die Ausdrücke: „magne honestatis et scientiae!“ *)

Von jenem Zeitraume ab erscheinen übrigens in Frankfurt a. M. in völlig geregelter Reihe eine ganze Anzahl Aerzte, eine Judenärztin, die besonders wohlgelitten war, aber auch ein Roßarzt; neben verschiedenen „Judenärzten“ und Wundärzten, die offenbar dem weltlichen Stande angehörten, da sie in den städtischen Rechnungsbüchern Tuch zu Röcken geliefert bekommen, tritt ums Jahr 1385 wieder ein Jacob von Armenien, „magister, doctor, presbyter, conjugatus,“ also ein Geistlicher (aus dem Orient?) auf, von dem es in den Akten heißt: „In medicinis magister physicus consilii et consulum civitatis Frankenford, der stede Arz,“ welchem sich im Folgejahr Johann von Velstede, Domherr zu Hildesheim, „Meister der stede Arcz und der stede Wundarcz“ hinzugesellt, indessen trug er weltliche Kleidung, wie aus der Besoldungsmatrikel ersichtlich.

Unter den Wundärzten, (die frühesten sollen, wie Fachmänner z. B. Gründer, ebensowohl wie die Geschichtsschreibung mittheilen, Barbiere wendischer Abstammung gewesen sein, woher man

*) Dem Allem unerachtet hat der Verfasser die seit Jahrhunderten dem deutschen Volke innewohnende Ansicht immer aufrecht zu erhalten gesucht, daß bei dem tragischen Ende des unglücklichen Günther fremde, feindliche Mächte die Hand im Spiele hatten.

denn ein gewisses Vorurtheil erklären will [!],) kommen am frühesten in Cöln, auffallenderweise aber auch eine Chirurgin Christine schon 1271, ein Chirurg 1291 vor*); in Straßburg erscheint zuerst ein Wundarzt i. J. 1301, wunderbarerweise ein Apotheker in Maynz bereits i. J. 1253, in Constanz 1264, in Würzburg schon lange vor Begründung des medicinischen Lehrstuhls und des schon oberwähnten ebenso berühmten Juliushospitals. Auffallend bleibt indeß, daß man all jenen Einrichtungen oder Vorkehrungen im Interesse der Krankenpflege im Norden des Reichs später begegnet, als in Süddeutschland; nur einige Hansastädte machten eine rühmliche Ausnahme. So hatte zwar z. B. Wismar einen Stadtarzt schon i. J. 1281, Rostock einen Chirurgen schon 1282 und einen Apotheker bereits 1292**), dagegen Braunschweig erst 1333 eine Apotheke, einen Wundarzt erst 1396, Leipzig einen Apotheker erst 1409, Berlin erst 1488 und Dresden 1490.***)

Noch mag hier besonders rühmend erwähnt und hervorgehoben werden, daß das älteste bis jetzt bekannt gewordene chirurgische Werk eines deutschen Wundarztes†) das erst in neuester Zeit aufgefundene handschriftliche, aus dem Jahre 1460 datirende Werk des Deutschordensritters Heinrich von Pholsprundt, „Bündth Erznin.“ ††) ist. Der Verfasser, auch Meister Heinrich genannt, liefert den schönen Beweis, daß ritterliche Ordensleute sich außer

*) Vgl. Müller und Falk, „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte“ (1858), 220, Ennen, „Geschichte der Stadt Cöln,“ II., 206, Mone, „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, XII. 17, Kriegk, „Deutsches Bürgerthum im Mittelalter“ (Frankfurt 1868), 34 ff.

**) Vgl. „Mecklenburgisches Urkundenbuch.“ III. 2, 31. III. 444.

***) Dürre, „Geschichte von Braunschweig im Mittelalter“, 660.

†) Häser und Gründer erwähnen allerdings das chirurgische Werk des Hieronymus Brunschwig aus dem Geschlechte derer von Saulern in Straßburg, eines verdienten Mannes, der ums Jahr 1450 (nach Malgaignes Ansicht sogar schon i. J. 1424) das Licht der Welt erblickte und das seltene Alter von 110 Jahren erreicht haben soll; dasselbe erschien unter dem Titel: „Dis ist das Buch der Cirurgi a. Hantwirkung der Wundartzeney,“ Straßburg, 1496.

††) Vgl. „den Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit auf das Jahr 1803“ 135.

der Krankenpflege auch der Heilkunde widmeten, und erzählt uns derselbe in einem Bericht, der den Stempel der Wahrheit trägt, daß er im Kriege seines Ordens gegen Polen binnen sechs Jahren 3—4000 Verwundete behandelt. Immerhin waren die Lehrbücher oder die Literatur der Heilkunde höchst selten. Im Jahre 1349 kommen vor das Werk des Avicenna, die Gilbertina und die Ars commendata. Diese drei Schriften besaß der nun wiederholt erwähnte Arzt Freidank, der die erste derselben dem Frankfurter Domstift zu St. Bartholomäus, die beiden andern seinem Collegen Johannes von (aus) Marburg legirte. Unverständniß selbst späterer Zeitgenossen und Vorurtheil der Massen, vielleicht auch Einmischung von allerlei mystischen oder misteriösen Nebendingen scheinen es veranlaßt zu haben, daß selbst ein Jahrhundert später eine medicinische Schrift, Astorochsbuch genannt, Anlaß gab, wenn eine Aerztin nebst einer andern Frau ins Frankfurter Stadtgefängniß geworfen wurden.*)

Wie vorurtheilsvoll überhaupt die damalige Welt noch war, geht auch aus weitern Thatsachen deutlich hervor. — Manche Aerzte, vielleicht absichtlich einen gewissen Nymbus um sich verbreitend, erregten den Verdacht, Zauberer, Geistesbanner oder Beschwörer zu sein. So befand sich unter den Frankfurter Stadtärzten ums Jahr 1500 ein Dr. Jacob Schoneheintz Randersacker (Ranisacker) aus Würzburg, der sich um Erlaubniß bewarb, in Frankfurt zu praktiziren und sein Gesuch mit dem Bedenken erwidert sah, daß er im Verdacht eines Schwarzkünstlers und Geisterbeschwörers stehe, — ja man fragte deshalb seinetwegen — bei den Dominicanern, — als den Ketzerrichtern, — nach und erhielt erst nach geraumer Weile befriedigende Auskunft, worauf denn endlich die nachgesuchte Concession erfolgte. — — Wie sehr man noch geraume Zeiten von den Ansichten und Ideen der vorherigen Periode abhängig blieb, erhellt u. a. auch

*) Kriegk, deutsches Bürgerthum, a. a. O., S. 17 und 18.

aus einem Statut des Erzstiftes Trier, welches bei Strafe der Excommunication gebot: die Aerzte, als medici corporum, sollten ihr Werk der Heilung erst dann beginnen, wenn auf ihr Ermahnen der Kranke vorher den Seelenarzt, (medicus animarum, einen Geistlichen,) zu sich habe kommen lassen, — ein Gesetz, welches wohl schwerlich gewissenhaft befolgt worden sein mag!

Immerhin erscheint ein direct ausgesprochener Unterschied zwischen „Seelenarzt" und Leibarzt urkundlich oder aktlich erst vom Jahre 1388 ab, während man doch unter dem Letzteren vorzugsweise den Heilkundigen bei innern Krankheiten und weniger den Chirurgen verstehen wollte. Stadtärzte wurden muthmaßlich auf eigenen Wunsch in ihren Dienst- und Bestallungsbriefen als Leib- und Wundärzte bezeichnet. — Schon hier aber erweist sich, daß doch immerhin nur ein Theil der Mediciner aus wirklichen Gelehrten und wissenschaftlich auf Akademien ausgebildeten Männern bestand, denn wir begegnen auf Schritt und Tritt Mitgliedern der Scheererzunft, welche, vermöge ihrer Dienstbriefe zur Ausübung der „Kunst der Arczenie" befugt waren.

Die beiden Classen, in welche die Heilkunde zerfällt, bezeichnete das Mittelalter zusammen nicht nur mit dem soeben genannten Worte: „Arczenye oder Arczty (lateinisch medicina oder ars medicinae, sondern es nannte sie auch in der Mehrzahl „Arczenijen" (medicinae) oder die beiden Arczenyijen" (medicina utraque).

Schärfer aber noch wie unsere deutschen Vorfahren scheinen andere Völker und die Häupter ihrer Gelehrtenschulen unterschieden zu haben. So lesen wir, daß „der berühmteste Chirurg im damaligen Europa, Lanfrancus von Mailand, als er verheirathet 1293, nach Paris kam, nicht Mitglied der dortigen medicinischen Facultät werden konnte; was bekanntlich die Veranlassung zu der Stiftung der „Chirurgiens de St. Cosme" wurde.*)

*) Vgl. Henschel, „Geschichte der Medicin in Schlesien," S. 77 in der Anmerkung.

Ueberhaupt scheint es leichter gewesen zu sein, in Deutschland zur Ausübung der Praxis ein Recht zu erlangen; man brauchte sich, so wenigstens wird behauptet, nur bei einem berühmten Meister als Famulus (? Geselle?) zu verdingen und ihm im Verlauf der Zeit so viel von seinem Wissen oder seinen mechanischen Fertigkeiten abzusehen, um dann bei erster bester Gelegenheit selbständig sein Heil zu versuchen, und der reisende oder fahrende Arzt war fertig,*) — eine Gattung von Abenteuerern und Quacksalbern, die das ganze Mittelalter hindurch und noch bis über die Zeiten des dreißigjährigen Krieges hinaus sich erhalten hat und später als Charlatans, Wundermänner und Adepten eine weit größere und gefährlichere Rolle spielte!

Immerhin mag der Umstand, daß selbst noch im 15. Jahrhundert und auch später Aerzte in Deutschland nur in ungenügender Anzahl wirkten, das eigenmächtige Eindringen solch abenteuerlicher Gesellen erklären. Angesehene Fürsten und Herren ließen oft Städtärzte weither zu Consultationen zu sich berufen, und viele Orte in rheinischen und deutschen Landen, deren uns Kriegk **) eine ganze Reihe nennt ***), besaßen eben gar keinen Arzt, ja nicht einmal einen Scheerer, weshalb man sich in Eingaben und Vorstellungen an die Frankfurter Behörden wenden

*) Es ist bekanntlich hin und wieder darüber gestritten worden, ob ein ärztliches Examen bei der Facultät oder vor Richtern abgelegt werden mußte, und die Ansichten scheinen getheilt geblieben zu sein Thatsache ist, daß Kaiser Friedrich II. in seinem berühmten Medicinalgesetze (1224) strenge Vorschriften ertheilt hatte; selbst die Chirurgen wurden angehalten, medicinische Vorlesungen zu besuchen und wenigstens ein Jahr Anatomie zu treiben, um sich einer Prüfung zu unterwerfen, worauf sie ein als Lehrbrief geltendes Zeugniß erhielten. Die Worte des kaiserlichen Decrets, worauf wir im Anhange näher zurückkommen, lautete: „ut nullus chirurgus ad praxin admittatur, nisi testimoniales litteras afferat — — quod per annum saltim in ea medicinae parte studerit, quae chirurgia instruit facultatem“ Vgl. Gründer a. a. O., S. 121.

**) a. a. O., S. 5.

***) Wetzlar, Gießen, Marburg, Bacharach, Oberwesel, Amberg, ja der ganze Rheingau

mußte, um des Aussatzes Verdächtige durch Sachverständige untersuchen zu lassen.

Das im höchsten Grade anschauliche Bild eines derartigen fahrenden Heilkünstlers, der sich im Verlauf des 14. Jahrhunderts u. a. auch auf dem Jahrmarkt in Brandenburg umhertrieb, entnimmt Gründer*) aus Klödens Werk über die Mark. — Wir finden hier das klägliche Schauspiel eines Charlatans, wie er unserer heutigen Generation kaum vom Hörensagen oder von irgend einer alten Zeichnung her bekannt ist. „Der umherschweifende Chirurg, welcher behufs seiner öffentlichen Praxis eine Tribüne und Bude aufgeschlagen und mit Teppichen belegt hat, stellt auf zwei Tischen Medicamente und chirurgische Werkzeuge zur Schau. Stühle von den verschiedensten Formen sind zur Hand für die etwa aufzunehmenden Patienten. Der Wundarzt, versehen mit großem Schnurr- und Knebelbarte, in einen weiten Talar gehüllt, erwartet mit ernster, gewichtiger und geheimnißvoller Miene die Patienten, die sich seiner Hülfe bedienen wollen. Ein in der Nähe des Meisters weilender Possenreißer in bunter Jacke und Narrenkappe lockt durch — — (derbe) Späße und kräftige Trompetenstöße, die mit Lobhudeleien auf die große Kunst seines Meisters abwechseln, das Volk, heranzukommen, so daß hierdurch die Tribüne von Hülfesuchenden selten leer wird." Wenn sich nun jemand zu einer Zahnoperation entschloß, so bot jener Lustigmacher zwar einen Stuhl zum Niedersitzen, „äffte dagegen den armen Teufel, den man oft nicht wenig gemartert haben mag" 2c. 2c. — „Sehr oft wurden diese traurigen Possenreißer, (wie vorhin schon erwähnt,) nachdem sie eine Zeit lang als Gehülfen ihr Wesen getrieben, wiederum fahrende Chirurgen." — Und diesem Unwesen sollte erst durch eine Verordnung des großen Kurfürsten unterm 12. November 1685 abgeholfen werden.

*) a. a. O, S. 230, unter Rückbezug auf Klöden, die Mark Brandenburg unter Kaiser Carl IV., Berlin 1836.

indem dieser weise und energische Herr ausdrücklich befahl: „Wenn sich Oculisten, Operateurs, Stein- und Bruchschneider, Zahnbrecher 2c. angeben und ihre Kunst und Wissenschaft öffentlich üben und feil haben wollen, sollen sie nicht weniger diesem (Medicinal-) Collegio als dem Magistrat sich sistiren und ihrer Person und Medicamente wegen dessen Examini unterwerfen, auch nach Befinden zugelassen oder abgewiesen werden.*)

Von diesem Capitel, zu dem der Leser sich am besten den Schluß selber zu ziehen vermag, wenden wir uns zu einem nicht weniger wichtigen Gegenstande, zu **den Heilmitteln und deren Bereitung**, auf welchem Gebiete wir zunächst einer Anzahl Widersprüchen begegnen, indeß sich außerdem noch Manches in das pharmaceutische Fach Einschlagende in das mysteriöseste Dunkel hüllt.

Vor Allem ist zu erwähnen, das Kaiser Friedrich II., der große Hohenstaufe, bereits im Jahre 1224 eine Apothekerordnung für das Reich erlassen hatte. Die erst nur von einer gelehrten Genossenschaft auferlegten ärztlichen Verpflichtungen hatte bereits König Roger von Sicilien 1140 und in noch umfassenderer Weise Kaiser Friedrich im erst erwähnten Jahre als staatliche Ordnung aufgestellt, und schuf er damit eine Medicinalverfassung, welche in ihren Hauptzügen heute noch besteht. Studienordnung und Prüfung der Aerzte war fürder ausdrücklich vom Staate geboten.**) Dazu kam die Obliegenheit für den Arzt, seinen Beistand nicht zu versagen, „weil der Arzt das öffentliche Gesundheitswohl zu fördern und zu solchem Ende verschiedene Freiheiten zu genießen hat." Aber obwohl wir in jenem Zeitalter wie in den beiden nachfolgenden Jahrhunderten, (wie ja hier nachgewiesen,) die Apotheken in den deutschen Städten sich mehren

*) Vgl. die bei Gründer a. a. O, S. 230, abgebrukte Gesetzesstelle.

**) Wir haben zur Genüge vernommen, wie oft und leichtfertig jenes Gesetz übertreten wurde.

sehen *), so waren doch diese Ersteren noch keineswegs geordnete Anstalten zur ausschließlichen Bereitung der Medicamente, vielmehr steht unleugenbar fest, daß dieselben jene Benennung durchaus nicht im Sinne unserer Zeit verdienten, in der That kaum etwas anderes waren, als sogenannte Gaden, Krambuden, Kaufläden, „apothece, que vulgariter gadami nuncupantur.“**) In einer Frankfurter Urkunde vom Jahre 1293 wird der Kram eines Schuhmachers, in einer andern sogar ein Tuchladen „apotheke“ genannt, ein Umstand, der uns lebhaft daran erinnert, daß die griechische Sprache bereits mit Schärfe zu unterscheiden wußte zwischen *τὸ φαρμακεῖον, τὸ φαρμακοπωλεῖον*, einer pharmazeutischen Werkstätte, und *ἀποθήκη*, einer Scheune, d. h. einem Vorrathshause, Magazin oder Waarenlager. ***)

Im 14. Jahrhundert verengte sich jener Begriff indeß bereits so, daß man darunter eine Art Droguerie verstehen durfte, in welcher vorzugsweise Gewürze, Hülsenfrüchte und Arzeneistoffe, neben diesen Waaren aber auch Confect, Wachs, Salpeter, ja sogar Papier und — Seidenstoffe verkauft wurden. — Auch Sämereien, muthmaßlich zu Apothekerkräutern, wurden dort feilgeboten. †) Aber noch 200 Jahre lang waren die Apotheker auch gleichzeitig Zuckerbäcker, was auch aus der Thatsache hervorgeht, daß sie in gar manchen Städten schuldig und verbunden waren,

---

*) 1233 in Wetzlar, 1185 in Augsburg, 1300 in Eßlingen (Vgl. Kriegk a. a. O., S. 60), 1543 in Coburg (Vgl. v. Schultheß, „Coburg-Saalfeldische Geschichte mit Urkunden,“ I. 202).

**) Nach Ansicht Einiger soll unter „*ἀποθήκη*“ vorzugsweise eine cella vinaria, also ein Weinlager oder eine Kellerei zu verstehen sein.

***) lt. einer bei Kriegk a. a. O. citirten Urkunde vom Jahre 1294.

†) Schon einmal gedachten wir in dieser Schrift des ersten Anbaues von Heilkräutern in Deutschland. Jahrhunderte lang war er der Pflege und Fürsorge der Mönche vorzugsweise überlassen. Carl IV. gebührt das Verdienst, durch seinen Hofapotheker Angelus de Florentia, ums Jahr 1360 in Prag den ersten Garten für offizinelle Pflanzen angelegt zu haben, welcher nach dem Namen des Letzteren der Englische Garten hieß und als der erste botanische Garten Deutschlands betrachtet werden kann.

dem Magistrat alljährlich ein gewisses Quantum süßen Gebäcks als Naturalabgabe zu liefern, ja, sie waren noch um 1460 verpflichtet, Kraftbrühen von Kapaunen, sowie Kräuter und Pulver für die Haushaltungen zu bereiten.

Die Verbindung des Arzneihandels mit dem von Gewürzen und feineren Eßwaaren hat man aus dem Umstande zu erklären versucht, daß man ursprünglich fast nur vegetabilische Arzneistoffe gebraucht haben soll, sowie man keineswegs unrichtig die Entstehung regelrechter pharmaceutischer Werkstätten mit dem Fortschreiten der Chemie und der häufiger werdenden Anwendung von mineralischen Stoffen in Verbindung bringen will. — — Und doch ist es Thatsache, daß unsere Vorfahren schon in sehr frühen Zeiten einer ganzen Anzahl mineralischer Arzneistoffe sich bedienten, wenn man sie auch seltener zur Anwendung gebracht haben mag wie in unsern Tagen.*)

Nicht unerwähnt darf bleiben, obgleich wir uns schon wiederholt über den das ganze Zeitalter beherrschenden Aberglauben verbreitet haben, daß bereits damals die Alchymie ihre finstere und trügerische Larve aus dem Dunkel erhob. Was fromme Gläubige in den Reliquien heldenmüthiger Märtyrer oder nur in Kerzen, die sie angeblich geweiht, was die ritterliche Romantik im heiligen Gral erblickte,**) das boten die sogenannten Adepten,

---

*) Eine Frankfurter Medicinalverordnung von späterem Datum wie 1450 hat die Ueberschrift: „Ista sunt nomina medicarum simplicium sive materialium, quae ad apothecas requiruntur, in genere et in specie.“ In ihr sind die Stoffe in folgende acht Abtheilungen gebracht: „lapides, gommae, aromatica specialia, laxantes essentiae, fructus, radices, flores vnd semina.“ Des sehr vielfach angewendeten Sirops wird nicht gedacht. Im Apothekereide, wie er im nämlichen Zeitraume vorgeschrieben, wird auch bereits des Arseniks gedacht. Vgl. Kriegk a. a. O. S. 528.

**) Wir dürfen wol die Kenntniß jener christlich mittelalterlichen Sage als Gemeingut ansehen! — Der heilige Gral, das kostbare, aus einer grünen Glasmasse bestehende Gefäß, dessen sich angeblich unser Heiland beim Abendmahl bedient und in welchem dann das Blut aufgefangen wurde, als den Erlöser der römische Kriegsknecht Longinus in die Seite stach, sollte mit

gelehrte und ungelehrte Betrüger, bereits damals der leicht zu bethörenden Menge im „Steine der Weisen". — Wenn dies wunderthätige Mineral („lapis philosophorum") auf der einen Seite die Gabe besitzen sollte, alle unedeln Metalle in edle zu verwandeln, so wurde ihm auch, wie der Arzt Isaak Hollandus im 14. Jahrhundert versicherte und verhieß, die Kraft, alle Krankheiten zu heilen, zugeschrieben. — Ein Stück davon, so groß wie ein Weizenkorn, in ein Glas Wein gelegt und dann mit getrunken, sollte sich bis zum Herzen verbreiten und alle Krankheit bannen. Daß der Stein ewiges Leben verleihe, wurde anfangs nicht geglaubt. Isaak Hollandus wenigstens behauptet dies nicht, sondern bemerkt nur: „So aber ein Gesunder sich alle Woche des genanten Mittels bedient, so bleibt er gesund bis zur Stunde, die ihm Gott gesetzt hat.*) Erst später wurde der Wahnglaube an jene Eigenschaft des Steins, Unsterblichkeit zu verleihen, — verbreitet und von Betrügern oder Gewinnsüchtigen weidlich ausgebeutet.

Kehren wir zu den mineralischen Heilmitteln zurück, so müssen wir, an unsere vorherige Behauptung anknüpfend, ausdrücklich betonen, daß zu der Zeit, ehe die Heilkunde unter den Christen

---

Kräften des ewigen Lebens ausgestattet sein, so daß, wer jene Schale nur anschaute, — und wäre er noch so siech, — in der nämlichen Woche nicht zu sterben vermochte.

So äußert Anfortas im Heldengedicht „Parcival", IX. 480, 25:

„Man trug den König vor den Gral,
Ob Gott ihm hülfe von der Qual.
Da den Gral der König sah,
Ein neuer Jammer war's ihm da,
Daß er nicht konnt ersterben."

Vgl. ferner IX. 469, 14:

„Wär' einem Menschen noch so weh,
Doch stirbt er nicht denselben Tag,
Da er den Stein erschauen mag,
Und noch die nächste Woche nicht.'"

Daß diese berühmte Schale in der Schatzkammer der Kathedrale San Lorenzo zu Genua aufbewahrt wird, dürfte wohl gleichfalls allbekannt sein.

*) Vgl. Dr. G. Lewinstein, die Alchemie und die Alchemisten, Berlin 1870, S. 18.

Das Antimonium („stibium“) wurde im 15. Jahrhundert bekannt. Basilius Valentinus lehrte zuerst seine Darstellung und viele seiner Verbindungen kennen. (Ob auch die — vermöge seines Oxyds — zum sogenannten Brechweinstein, vermag der Verfasser nicht mit Bestimmtheit anzugeben!) Schlägt man die in neuerer Zeit veröffentlichte Frankfurter Apothekerordnung vom Jahre 1461*) auf, so begegnet man einer ganzen Anzahl metallischer und mineralischer Mittel, die sich schon geraume Zeit eingebürgert haben mochten. Wir finden darin folgenden Passus:

---

kommt überdies die Ehre der Erfindung der Holzschnitte zu. Vielleicht war sein Wappen, ein Hirt mit Schafen, die erste Figur, die er in Holz schnitt. Bald aber ward diese Erfindung gemeinnütziger, und schon vor dem Jahre 1491 ließ Arndes, Bürgermeister von Lübeck, zu dem naturhistorischen Werke, welches Johann von Cube, früherer Arzt zu Maynz, auf sein Verlangen zusammentrug, Abbildungen von Pflanzen in Holz schneiden. Dieses Werk erschien unter dem Titel: „Dat Boek der krude, der eddelen stene unde der watere der mynschen ghenomet (de ghenochlike gharde der Suntheyt)“, gr. 4. Lübeck 1492. — Arndes hatte eine Reise in den Orient unternommen, theils um das heilige Grab zum Heil seiner Seele zu besuchen, theils um die Pflanzen an Ort und Stelle zu sehen und abbilden zu lassen, die Dioscorides, Serapion und Ebn Sina beschrieben. Er nahm einen Maler mit und übergab nach zurückgelegter Reise die Abbildungen dem Meister Cube, damit dieser die Beschreibung dazu liefern möge. — Ersterer nennt sich c. 568 (? als Verfasser oder Mitarbeiter ?) und bemerkt beim Artikel „Bolus“ wörtlich: „**Aurum vitae** is sunder twiwel ene wisse arstedye wedder de abghenomeden krancheiden: menichmal versocht en velen steden von my mester Johan van Cube.“

*) In den Medicinalakten I., fasc. 102, berichtet der Stadtarzt Lose über eine zu entwerfende Apothekerordnung 2c. 2c. „na dem als ir habent eynen gesworenen arczt, das auch ir haben sollent eynen gesworenen apteker mit sinem knecht.“ Gleich nachher zeigt er dem Rathe an: er habe einen Apotheker kennen gelernt, welcher neun Jahre lang als Knecht (Gehülfe) in Venedig und anderwärts thätig gewesen; diesen habe er nach vorgenommener Prüfung in der „kunst der apteterie“ tüchtig gefunden, und schlage er vor, ihn als Apotheker anzustellen Vgl. Frankfurter Bürgerbuch von 1462, fol. 38b; Mone's „Zeitschrift“, II. 279, und Waldaus „vermischte Beiträge“, IV. 409. — Obgleich die Apotheker anderer Städte, wie Wetzlar, Eßlingen, Mainz u. a., unstreitig älteren Ursprungs, so scheint doch der Erlaß einer Apothekerorduung und die Vereidigung der Pharmaceuten daselbst noch nicht stattgefunden zu haben, man wolle denn die Apothekerordnung Kaiser Friedrich II. ihres Rechtsbestandes halber als maßgebend annehmen.

„von Salben: unguentum aureum und waß desglichen ist, daß lot vor 6 Heller. Item „unguentum de litargiro“ (λίθος ἄργυρος).

Item von piln, alzo sint pillule de lapide lazuli, pillule de lapide Armeno*), vnd was derglich ist, das quentlin vor 6 Heller oder vor 8 heller uff das hoest.“

Die bereits angedeutete innige Verbindung des Handels mit feinen Gewürzen und des Vertriebs der Medicamente rührte übrigens auch hauptsächlich davon her, weil zur Preiserhöhung Kaufleute und Seefahrer sich ärztliche Empfehlungen zu verschaffen und die von fernen Küsten, theils durch Caravanen, theils zu Schiffe eingeführten Specereiwaaren als vom größten Nutzen anzupreisen und unterzubringen wußten, wobei ihnen ebenso Vorurtheil der Zeiten als Neuerungs- und Modesucht zu Hülfe kamen. Zu diesem Ende wurden spanische und andere Werke ins Deutsche übersetzt und mit einladenden Anmerkungen versehen.**)

Es würde zu weit führen, ja wohl selbst an Bekanntes erinnern wollte man auf die Herzählung der Medicamente noch näher eingehen, nachdem wir der ursprünglichen Wesenheit und Einrichtung der Apotheken gedacht. Wohl aber dürfte hier rühmend hervorgehoben werden, daß man schon lange vor Mitte des 15. Jahrhunderts die Bereitung der Arzneien unter unmittelbare

*) Der armenische Stein, (ein dichter Kalkstein mit Quarzkörnern und Glimmertheilchen vermischt), der von Bergblau oder Kupfererz durchzogen ist. Er wurde bereits von Alexander von Tralles (zu Ende des 6. Jahrhunderts) gegen Epilepsie, selbst in Fällen von Melancholie angewendet, und — so wurde behauptet, — auch bei verzweifelten Ausbrüchen von Wahnsinn mit Nutzen gebraucht. Alexander, lib. 15, p. 76 und 17, p. 113.

**) Vgl. Fischer, „Geschichte des deutschen Handels“, III. 272, Büsch. „Erfindungen“. III. 15. Reinöl, „Sammlungen“, I. 441. Noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. trat ein Dr. med. Cornelius Bontekoe aus Alkmaar, Professor zu Frankfurt a. O., öffentlich mit einer Anpreisung des Thees, Caffees, der Chokolade und des Tabaks, als der Gesundheit überaus dienlich auf! (Vgl. Jöchen, „Gelehrtenlexikon“, 3. Aufl. I. 483.

Aufsicht der Aerzte stellte,*) eine Vorkehrung, die vielleicht aus Italien (Venedig) datiren mochte, wo bekanntlich eines der Hauptmedicamente, der Theriak, in Gegenwart von Magistratspersonen aus siebzig Substanzen und Arzneimitteln zusammengesetzt wurde**).

Im Ganzen scheint jedoch die ärztliche Aufsicht sich vorzugsweise auf die Preise der Medicamente bezogen zu haben, um die Kranken oder das Publikum vor Willkür der Pharmaceuten zu schützen, denn bereits im 14. Jahrhundert ließ man in Nürnberg jene Letzteren eidlich angeloben, Arme und Reiche gewissenhaft und gegen bescheidenen Lohn bedienen zu wollen," und folgte eine Stadt der andern bei Entwerfung von Apothekerordnungen und Taxen.

So sehen wir die Städte Basel, Constanz und Eßlingen sich desfalls schriftlich an den Rath der Wahl- und Krönungsstadt wenden:

> „Wir hand vernommen," so schreibt 1470 der Magistrat zu Basel, — „wie denn ir by uch gar ein löbliche appotek mit guten ordenungen ufgericht hand; bitten wir uch gar mit flissigen ernst, ir wollent uns solich ordenung der appoteken in vnsere kosten vnd by zeiger des Briefs zuschicken."

Diesem Ansuchen ward entsprochen, obwohl bereits damals eine veränderte zweite Apothekerordnung in Ausarbeitung befangen war, die unwiderleglich den Stempel des Fortschritts an sich trägt. — Nach ihr wurden alle Apotheker fortab feierlich beeidigt; ärztliche Visitationen fanden alljährlich mehrmals, unter Assistenz von Rathsmitgliedern, statt, und sah man bereits streng darauf,

---

*) Wenigstens da, wo es überhaupt städtische oder behördliche Autoritäten gab. Die erste Spur einer derartigen Aufsicht finden wir zu Ulm, im J. 1436.

**) Der Theriak, bekanntlich zuerst von Andromachus aus Kreta, Leibarzt des römischen Kaisers Nero, bereitet und später durch Galen, in seiner Schrift „de antiidotis," metrisch beschrieben und verherrlicht, war im Zeitraum der Kreuzzüge in die Medicin des Abendlandes eingeführt worden, was von Fachmännern der Gegenwart noch rühmend anerkannt wird. Vgl. Histoire literaire de la France, vol. 9. p. 169. Sprengel, a. a. O. II. S. 526.

daß alle untauglich gewordenen Stoffe beseitigt wurden und der Magistrat nebst den Stadtärzten war es auch, der alle, (wie es scheint, unvermeidlichen) Streitigkeiten und Irrungen zwischen Pharmazeuten und deren Kunden schlichtete. Dagegen war den Aerzten bereits das Selbstdispensiren untersagt und ebenso den Apothekern verwehrt, den Medicinern Geschenke zu machen, — um durch sie vor andern Collegen bevorzugt zu werden.

Deutlich verräth diese Anordnung Vermehrung der Apotheken selbst, aber auch eine nach allen Seiten hin verschärfte Controlle! — Von Interesse bleibt außerdem der Umstand, daß sich bereits eine pharmazeutische Literatur eingebürgert, und entnehmen wir aus dem mehrcitirten Werke Krieg'ks („Deutsches Bürgerthum im Mittelalter"):*)

„Die Arzneistoffe wurden außer den einheimischen vorzugsweise aus oder vielmehr über Venedig bezogen. Beim Verkaufe zerfielen sie in zwei Classen, einfache und gemengte. Außer den Recepten nämlich, welche die Aerzte für einzelne Krankheitsfälle schrieben, verfertigten die Apotheker auch im Voraus Medicamente gegen bestimmte Uebel. Diese sogenannten langwierigen, gemengten Arzneien mußten genau nach Angabe der Authidotarien des Mesua und Nikolaus zubereitet werden, welche Bücher, (wie der Stadtarzt Lose ausdrücklich erklärt,) „gemeyn sint in allen apteken, bestentelich durch alle Christenheit, by Jodden und Heyden.""

Bei alledem blieb die Specialaufsicht der Aerzte eine womöglich noch verschärftere. Namentlich mußten Letztere auf die Gefäße, in welchen eine solche Arzenei aufbewahrt wurde, Jahr, Monat und Tag ihrer Verfertigung schreiben. —

Als Medicamente solcher Art werden im Apothekereide vom Jahre 1500 unter andern namentlich aufgeführt: Die Confortativa, die Opiata, die gebrannten Wasser, die „manus Christi", die

*) a. a. O. S. 65.

Pillen wider die Pestilenz, die man nennt, „sine cura“, die Tiriaca, der schon erwähnte Theriak*), die Methridat Pillen**) und die Alfoginae communes pestilentiales. Jene „manus Christi“, welche nicht blos zum Wohlgeschmack, sondern auch als Arznei diente, wurde mit und ohne Perlen zubereitet und war den Pharmazeuten vorgeschrieben, „dazu den allerbesten Zucker, das man nennt zuccarum coctarum, zu nehmen.“***)

Wir ersehen hieraus, daß jenes Versüßungsmittel, das bereits bei den Arabisten im Gebrauch gewesen und wohl theilweise aus dem Orient, theilweise von den Canarischen Inseln nach Europa gebracht wurde, sich rascher Aufnahme zu erfreuen hatte.

---

*) Vgl. Sprengel a. a. O. II. S. 526. Der Gebrauch einheimischer Mittel verminderte sich, wogegen die aus dem Orient eingeführten Droguen und Arzneistoffe schon von den Kreuzzügen ab in größere Aufnahme kamen.

**) Mithridat, eines der ältesten, angeblich von Mithridates Eupator erfundene Heilmittel, in Gestalt einer Latwerge, die als allgemeines Gegengift in hohem Ansehen stand und in deren Zubereitung ursprünglich 54 verschiedene Substanzen verwendet wurden. — Die Vorschrift zur Bereitung des Mithridats in den älteren Dispensatorien ist nicht die ursprüngliche, sondern rührt bekanntlich von Damokrates, einem der Leibärzte Nero's her.

***) Schon die Alten hatten den Zucker gekannt und dessen Anwendung ins Bereich der Heilmittel gezogen. Rhazes hatte den Zucker nicht nur bei Zehrfiebern, aber auch bei Schwindsuchten angewandt, ebenso Ali Abbas, der denselben in gleichen Fällen beim Genuß von Milch empfahl. Auch bei Avicenna und dem Arabisten Avenzoer finden wir eine ähnliche Methode, die sich noch lange nach den Zeiten der großen Pest erhielt. Noch Velascus von Taranta aus Portugal, der im J. 1382 in Montpellier seine Praxis begann und 1418 als Schriftsteller auftrat, rühmte sich, einen Schwindsüchtigen, bei dem schon die vollendete Krankheitsform wahrzunehmen, (—) durch Zucker und gelinde, nährende Stoffe wiederhergestellt zu haben. Vergl. Sprengel, a. a. O. II. S. 86, 400, 416, 417, 440, 458, 660. — In Deutschland hatte man ansässigen Handelsleuten, namentlich auch den Judenschaften mancher Städte, die Naturalabgabe des hochgeschätzten Canarienzuckers auferlegt, eine Abgabe, die sich da und dort bis gegen Mitte unseres Jahrhunderts erhielt. Dem Verfasser ist wenigstens ein Fall wohlbekannt, wo noch in den 30-er Jahren auf einer vormals reichsunmittelbaren Herrschaft an Thüringens Grenze die Justizbehörden, auf erhobene Civilklage, gegen eine israelitische Corporation auf Abgabe jenes Zuckers erkannte.

Höchst eigenthümlich dagegen blieb, daß, während Gifte ohne weitere Controlle an unverdächtig scheinende Personen abgegeben werden durften, die Apotheker sich mit Handleistungen beschäftigen mußten, die offenbar ins Gebiet der niederen Chirurgie schlagen — und dabei unter strenger Aufsicht der Aerzte befanden.*)

Es wirft dies Letztere ein eigenthümliches Licht auf die Krankenpfleger und Pflegerinnen jener Zeit, denen man in unsern Tagen neben den Chirurgen mit Recht jenes Gebiet vollständig überlassen hat, indeß selbst den Lazarethgehilfen, Spitalmeistern, den Mitgliedern der Ordensgesellschaften, die die Krankenpflege zum Lebensberuf erhoben, jene Dienstleistungen zu damaliger Zeit nicht verstattet waren.

Ein weiterer Beweis dafür, daß man jene vielleicht oftmals verfehlten Existenzen schon damals mit mißtrauischen oder selbst geringschätzigen Blicken maß und es der Selbstverleugnung wie opferfreudigen Geduld bedurfte, um bei der freiwillig übernommenen Pflicht auszuharren! —

*) Uebrigens hatte bereits Kaiser Friedrich II. in seiner Medicinalordnung die Chirurgen unter Aufsicht und Controlle der Aerzte gestellt: „So lange unsre Gesetzgebung in Kraft ist, beschließen wir, daß kein Chirurg zur Praxis zugelassen werde, welcher nicht Zeugnisse der an der medicinischen Facultät lesenden Lehrer beibringt, daß er wenigstens ein Jahr den Theil der Medicin studirt hat, der die Befähigung zur Chirurgie verschafft, daß er besonders die Anatomie des menschlichen Körpers in den Vorlesungen gelernt hat und vollkommen erfahren ist in dem Theil der Medicin, ohne welchen weder Operationen mit Erfolg gemacht, noch die gemachten geheilt werden können.“ — In gleichem Sinne stellte der nemliche Monarch auch die Apotheken unter staatliche Aufsicht.

IV.

Die psychischen Krankheiten des Mittelalters: Die Werwolfssucht, die Betheiligung am Knabenkreuzzuge ums J. 1212, die Tanzwuth (schon ums Jahr 1021, dann 1278, 1375 und 1418), Fortsetzung der Schilderung der öffentlichen Gesundheitspflege: Bäder und Badestuben, Ausartungen und Mißbräuche. Abermalige Ausbrüche der Pestepidemie und deren häufige Wiederkehr. Behandlung der Kranken, Prohibitivmaßregeln, Menschenverlust. — Sonstige Krankheiten des Zeitalters. Fortschritte der Wissenschaft und Wiederauftreten der Adepten, Charlatane und Betrüger. Sieg der Forschung und Wahrheit über Trug und Aberglaube. Schluß.

Nur mit Beklemmung vermag der Verfasser den Faden seiner Darstellung weiterzuspinnen, weil diese Letztere ihn auf ein Gebiet führt, das in der That nur der Elite der Fachgelehrten oder Koryphäen der Wissenschaft erschlossen zu werden pflegt: „den psychischen Seuchen“ oder epidemisch gestalteten Gemüthskrankheiten des Mittelalters!

Wiederholt bereits haben wir uns über den Zug finstersten Aberglaubens verbreiten müssen, der, gleich einem Erbübel oder verhängnißvollen Vermächtniß aus der Heidenzeit, jenen ganzen Cyklus von Jahrhunderten erfüllt oder durchzieht, bald mehr, bald weniger der Gemüther der Menschen sich bemächtigend, überall Unheil wirkt.

Zu den ältesten dieser ins Bereich der Seelenstörungen gehörigen Uebel ist jener unglückliche, bereits den Griechen unter dem Namen der „Lykanthropie" wie der „Kynanthropie" bekannte Wahn zu rechnen, der in der Idee bestand, daß Menschen sich in Thiere verwandeln könnten! — Der älteste noch der Mythe angehörige Fall, dessen die Autoren jener Vorzeit Erwähnung thun, betrifft den arkadischen König Lykaon, der durch Zeus Chronion, seiner Verbrechen wegen, (er hatte dem Letzteren Menschenfleisch vorgesetzt, um zu prüfen, ob er wirklich ein Gott und unfehlbar sei,) in einen Wolf verwandelt wurde*); woher es denn auch erklärlich scheint, daß man den Sitz oder das Vorkommen jener eigenthümlichen Erscheinung nach Arkadien zu versetzen pflegte.**)

Zu weit würde es uns führen, Wesenheit jener Verblendung bei den Völkern des Alterthums eingehender zu schildern, oder darzustellen, wie auch bei den uncivilisirten Völkerschaften der heißen Zone, in Gegenden, welche häufig durch reißende Thiere in Schrecken gesetzt werden, — weit über die Periode unserer Zeitrechnung hinaus, Menschen die Kraft verliehen sei, ebensowohl sich wie Andern die Gestaltung von Ungeheuern der Wildniß zu

*) Nach einem Fragment des Marcellus Sidates: „περὶ λυκανθρώπου" sollten die von jenem Wahnsinn Befallenen besonders bei Annäherung des Frühlings, im Februar, den Trieb verspüren, es den Wölfen und Hunden gleichzuthun; daher auch der Ausdruck: „κυνανθρώπια", welches beides die Römer in den Ausdruck „insania zoanthropica" bezeichnend zusammenfaßten. Vgl. Leubuscher: „Ueber Wehrwölfe und Thierverwandlungen im Mittelalter" (Berlin 1850,) S. 1. — Häser, a. a. O. S. 169. Sprengel, a. a. O. I. 2. 1795. Ueber das Vorkommen jener eigenthümlichen Erscheinung in Arkadien, vgl. Plinius, „Histor. natural." lib. VIII. cap. 22.

**) Vergl. Ovid. Metamorphos. Lib. I.

„Tertius ipse fugit, nactusque silentia ruris
Exululat, frustraque loqui conatur: ab ipso
Colligit os rabiem, solitaeque cupidine caedis
Utitur in pecudes, et nunc quoque sanguine gaudet,
In villos habeunt vestes, in crura lacerti,
Fit lupus, ..."

verleihen. So spielen im Innern Afrikas in dieser Hinsicht Löwe und Hyäne eine Hauptrolle und die Zauberer sind nur bemüht, jenen Wahn bei allen Denen zu nähren, aus deren Thorheit sie Nutzen zu ziehen suchen. — In verschiedenen Regionen des Abendlandes, in Polen wie Ungarn z. B. spielt ein fabelhaftes Wesen, der Vampyr, bei den Hirtenvölkern in Südfrankreich, in Kurland wie Litthauen, auf den britischen Inseln der Wolf die nämliche Rolle, um die Gemüther zu schrecken.

Schon sehr frühzeitig erscheint in der deutschen Sprache für jene reißenden Menschen in Thiergestalt der Name oder die Bezeichnung Werwolf oder Bärwolf.*) Nach der ältesten germanischen Vorstellungsweise, welche den Körper gern als ein Kleid der Seele auffaßte, hing Verwandlung in Wolfsgestalt ab von dem Ueberwerfen eines Wolfshemdes oder Wolfsgürtels, was jedoch ohne Absicht des Zauberns geschehen konnte, mit der Gestalt zugleich auch Stimme und Wildheit eines reißenden Unthiers gab und die Rückkehr in Menschengestalt gewöhnlich erst nach einer bestimmten Frist von Tagen oder Jahren zuließ. — Der noch sehr geraume Zeiten andauernde, auch in Hexenprocessen sich einmischende Wahnglaube ließ jene Verwandlung bewirken, vermöge eines aus Menschenhaut geschnittenen, um den Leib gebundenen Riemens; doch konnte die Werwolfsnatur auch förmlich angeboren werden.

Besonders reich war der Norden Europas an Vorstellungen von Gespenstern und derartigen Thierverwandlungen. Eine weit

---

*) Werwolf, minder richtiger „Wehrwolf“, (wie bei Leubuscher a. a. O.) und Wärwolf, Bärwolf, (wie bei Grimm a. a. O.) zusammengesetzt aus Wolf und dem veralteten Worte wér, (goth. wair, lat. vir,) der Mann, ein Ausdruck, der sich noch in der Bezeichnung Wergeld und Wirth erhalten hat, worunter nicht nur unsere germanischen Altvordern, aber auch Slaven wie Kelten einen Menschen verstanden, der Wolfsgestalt annehmen konnte. Auch ins Französische ist das deutsche Wort frühzeitig übergegangen, was aus dem altdeutschen werwulf, gerulf, garul, garou, zuletzt pleonastisch loup garou sich entwickelt hat.

verbreitete Furcht wohnte den Menschen inne, daß die Todten aus ihren Gräbern aufsteigen und den Lebendigen Schaden zufügen, eine mit dem bekannten und bereits erwähnten Vampyrismus nahverwandte Erscheinung.

So erzählt die Sage, daß Frotho, der Dänenkönig, einst ausgezogen, um die Wohnung einer Zauberin zu erobern. Da habe sich diese zuerst in ein Pferd verwandelt, dann bei seiner Annäherung in eine Meerkuh, — und ihre Kinder — wurden zu Kälbern! — Als der König aus dem Wagen gestiegen, durchbohrte und tödtete sie ihn mit ihrem Horn. Die Krieger (seines Gefolges) erschlugen sie und die Kälber — und sahen nun erst, daß sie menschliche Körper mit Thierköpfen vor sich hatten.*) — Ferner erzählt Olaus magnus,**) daß in Preußen, Lievland und Litthauen, (mit der germanischen Sage völlig übereinstimmend, um Weihnachten (? in den sogenannten heiligen zwölf Nächten ?) an einem bestimmten Orte Viele zusammenkämen und dort in Wölfe verwandelt würden, dann in derselben Nacht mit größter Wildheit auf Thiere und Menschen losbrächen, in die Häuser eindrängen, Geräthschaften fortschleppten und — Bier austränken — (!) — In jenen Gegenden (zwischen Litthauen, Lievland und Kurland) solle sich die Mauer eines alten Castells befinden, wo jährlich mehrere Tausende zusammenkommen und Jeder seine Geschicklichkeit — im Springen erproben müsse. Wer diesem nicht genüge, würde mit Geißeln geschlagen. — Die Wolfsverwandlung geschähe, nach Olau's Zeugniß, dadurch, daß unter bestimmten Beschwörungsformeln ein Becher geleert würde. — —

Wie dem nun sein möge, so bleibt merkwürdig und als unlösbares Räthsel zu betrachten, daß — was der Wahn- oder

---

*) Vergl. Schottus, „Physica curiosa etc. Herbipoli, MDCLXII. cap. XXVI. nach Cranzius „Historia Daniae", lib. I. cap. XXX., bei Leubuscher, a. a. O. S. 5.

**) Olaus Magnus, „Historia de gentibus septentrionalibus", etc Romae, MDLV. lib. 18, cap. 45, bei Leubuscher a. a. O. S. 5 und 6.

Aberglaube für möglich hält, der Anschauung der Massen als Wirklichkeit erscheint:

Die betreffenden Personen vermögen sich mit Hülfe einer Hexensalbe willkürlich in Wölfe zu verwandeln,*) dabei wachsen ihnen die Haare nach innen, sie nehmen ganz die Natur des Wolfes an, (obwohl an eine völlige Umwandlung, auch der Seele in die Thiernatur nirgends geglaubt wird,) rauben und morden besonders Kinder und vermischen sich mit wirklichen Thieren derjenigen Gattung, deren Aeußeres sie adoptirt.

Um diesem ganzen abenteuerlichen Spuck die Krone aufzusetzen, wurde nicht nur jenen vorbereitenden Proceduren blinder Glaube gezollt, aber auch die jener imaginären Vergehen Angeschuldigten gestanden, theilweise sogar freiwillig**) ihre Schuld, — den Kinderraub und Mord voll-

---

*) Uebereinstimmend wird von den „Hexenschriftstellern" die Zusammensetzung der Salbe angegeben. Es sind fast alle Narkotika aufgeführt: solanum somniferum, Akonit, Hyoscyamus, Belladonna, Opium, Mohn, acorum vulgare, Sium. Diese werden gemengt, gekocht und eingedickt mit Oel oder — — mit dem Fett kleiner Kinder, die geschlachtet worden sind, wie man dies besonders den Wehmüttern in den Rheinlanden Schuld zu geben pflegte, — ferner Wiedehopf- und Fledermausblut; das Oel und Fett nach Einigen nur deshalb, damit die Poren geöffnet werden und die Substanzen besser einzudringen vermögen, das Fett Unmündiger jedoch nur auf ganz besonderen Antrieb — des Teufels, — damit er die Zauberer durch so unermeßliche Sünden ganz zu seinem Eigenthum mache, endlich werden Pappelblätter, Ruß, Bitumen 2c. hinzugethan. Nach der verschiedenen Zusammensetzung werden Unterschiede der Salben, je nach ihrer Wirkungsweise, bereitet. So bezeichnete man ihrer dreie. Die erste ließ, wenn der ganze Körper bis zum Rothwerden eingerieben worden, glauben, daß der Mensch in die Lüfte gehoben worden, je nachdem die narkotische Salbe und Substanzen einen Congestivzustand herbeigeführt. Vermöge der zweiten führte der Teufel seine Schüler oder Adepten weite Strecken von dannen, und durch die dritte erregt er den Wahn der (willkürlichen) Umwandlung in Thiere. (Vergl. magia naturalis, lib. VIII. und Leubuscher, a. a. O. S. 41, 42.

**) Vergl. Leubuscher a. a. O., wo eine Reihe freiwillig eingestandener „Verzauberungen" und Akte der Wolfsnatur verzeichnet stehn.

ständig ein, während Andere, freilich nur unter den grausamsten Martern, zu einem Gleichen vermocht wurden.

So kam es denn, daß unter Anderem auch in Litthauen von den Herrenmeistern des Deutschordens nicht selten sogenannte Werwölfe verbrannt wurden,*) indeß in Frankreich noch im im Jahre 1573 eine Jagd auf Werwölfe förmlich autorisirt ward und wir vernahmen, daß Ausgangs jenes Jahrhunderts (1598) im Juragebirge die Lykanthropie so gut wie epidemisch betrachtet wurde.**)

Eingehender spricht sich noch der berühmte Arzt und Epidemiolog Forestus***) über das gleichzeitige Auftreten der räthselhaften Volkskrankheit zu Alkmaar in Holland aus: Die mit derselben Behafteten durchschritten scheu und unstät Kirchen und Gottesäcker, sprangen in heftigen Sätzen rastlos umher und schwangen dabei dicke Knotenstöcke, mit denen sie über alle armen Hunde herfielen, die unvorsichtig genug waren, sich öffentlich blicken zu lassen!

Diese hageren, bleichen Gestalten, die, erloschenen, unheimlichen Blickes, oft mit lechzender Zunge — Gesunden als Schreckbilder erscheinen mußten, mieden jede Berührung mit andern Menschen, deren Ruhe sie selbst nächtlicher Weile durch thierisches Geheul zu stören wußten.

Und dennoch beschäftigte sich die Heilkunde damit, dem Uebel entgegenzuwirken. Bei solchen Kranken, die der Strenge der öffentlichen Gewalthaber nicht verfielen, wandte man Aderlässe, Bäder, Douchen, kalte Aufschläge oder Theriak — ja selbst die Molkenkur an und eine umsichtige Behandlung soll, so wird behauptet, der Krankheit ein baldiges Ziel gesetzt haben.†)

*) Olaus Magnus, de gentibus septentrionalibus, Romae, 1855, fol. I. XVIII. (45—47.)

**) Häser a. a. O. S. 171.

***) Forestus observationes medic.

†) Vergl. Ozanam, histoire médicale génerale et particulière des maladies épidemiques, Paris 1835, Tome IV. p. 254.

Wenden wir uns ab von dem trüben Bilde voll traurigen Vorurtheils, der finstersten Heidenzeit entstammend, und richten wir den Blick dem wenngleich tragischen, doch immer im Lichte heroischer Romantik verklärten Bilde der Knabenkreuzzüge zu.

Hatten wir jener Kinderfahrten nicht vergessen, die im Verlauf jener „Bußepidemien“ und in Folge der großen Pest in Gestalt von Wanderzügen fanatischer Geißler, die Massen in strömende Bewegung gebracht, um wie viel mehr liegt uns ob, einer Episode Aufmerksamkeit zu schenken, die den Grundcharakter des Zeitalters bildet, die Hauptidee, die jene Periode durchzieht, — die Selbstverleugnung und das Trachten nach einem höheren, **geistigen Gute**, nach dem Gottesreiche, an der Stirn trägt oder gleichsam verkörpert darstellt.

Wenn je schwärmerische Gemüths- oder Geistesausschreitungen als ansteckend sich erwiesen, wenn je das Beispiel Erwachsener oder religiöse Einflüsse allein genügten, um unreife Knaben zur Nachahmung zu verführen und einem unrettbaren Untergange zu weihen, so hat sich das in jenem von Frankreich zuerst ausgehenden, in Deutschland nachgeahmten, ewig denkwürdigen Unternehmen kundgethan, das Erfüllung einer Aufgabe zum Zweck hatte, an der längst Muth, Umsicht und Unternehmungsgeist mächtiger Fürsten und Feldherrn, freudige Opferlust ganzer Völker gescheitert war.*)

*) „Vor allen Gemüthsbewegungen“, sagt Hecker in seiner unübertroffenen Schrift, die den gleichen Gegenstand berührt, „wirken die religiösen am meisten auf die Volksmassen; sie sind es daher vor allen andern, welche die Pathologie mit einer großen Menge verschiedenartiger, unheimlicher, oft wunderbarer und schwerbegreiflicher Formen von Nevenkrankheiten versehen haben“. In nicht geringerem Maaße als bei Erwachsenen äußert sich die Gewalt religiöser Vorstellungen im kindlichen Alter. Am meisten, wenn sich mit ihnen bei Knaben in der Periode der Entwickelung Aussicht auf heldenmüthige Thaten eröffnet, zu denen gerade in jenem Lebensalter ein ebenso unwiderstehlicher als gefährlicher Drang sich einstellt, denn die erwachende Kraft wird um so leichter überschätzt, je unbestimmter sie sich dem geistig unreifen Urtheile darstellt. Vergl. Häser, a. a. O. S. 176 ff.

Die erste dieser Kinderfahrten fällt in den Beginn des dreizehnten Jahrhunderts. — Kurz zuvor, (1204,) war zwar Constantinopel in die Gewalt französischer Kreuzritter und venetianischen Kriegsvolks gefallen, aber dieser Erfolg gerade mußte nur um so schmerzlicher an den Verlust des gelobten Landes und die Ströme nutzlos vergossenen Blutes gemahnen! Mit erneuter Kraft erwachte daher der Gedanke an das Grab des Erlösers, (wie kaum zu bezweifeln, unter Einwirkung des Clerus.*)) — Dennoch konnte keinem Urtheilsfähigen entgehen, daß die Zeit bereits eine andere geworden, daß die Gemüther sich jener Idee, die den höchsten Aufschwung seit einer Reihe von Jahrhunderten gekennzeichnet, bereits zu verschließen begonnen! — — Was aber Bedächtige kalt ließ, wirkte auf der Jugend erregbaren Sinn. Was gereiften Männern tollkühn, Verständigen thöricht erschien, das unternahmen unbärtige Knaben: einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen, eine Heerfahrt nach Palästina. —

Chroniken und ältere, jeden Zweifel ausschließende Quellen, deren Entdeckung Häser**) das Verdienst erworben hat, bezeichnen

*) Vergl. Häser, a. a. O. im Anhange, XXI. 45 ff. Die in ein und zwanzig, fast durchweg lateinischen Citaten französischer, italienischer wie deutscher Chronisten mitgetheilten Nachrichten lassen es sehr bedauern, daß die heutige Geschichtsschreibung die zu Grunde liegenden Thatsachen so sehr vielfach ignorirt. Wir selbst müssen uns darauf beschränken, nur das allerunerläßlich Nothwendigste aus jenen Stellen der Zeitbücher wiederzugeben. — Nicht ohne Werth erschien uns ein Fragment altdeutscher Dichtung, das in wenig Worten das ganze merkwürdige Ereigniß berührt:

Nu wallet hie sogliche
Daz wir das Himmelriche
Erwerben sicherliche
Bei duldiglicher Zehr.
Gott will mit Heldes Handen
Dort rächen seinen Anden†)
Sieh Schaar von manigen Landen
Den heilig Geist hehr!"

†) Anden, mente praesagire, s. ahnden, aber auch soviel wie vindicare, reprehendere, (in Anspruch nehmen, fassen.) Vergl. Grimm, Wörterbuch, I, 304. 305.

**) Vgl. Häser, a. a. O. S. 179.

uns das erste Beispiel einer solchen von Frankreich und dem nordwestlichen Deutschland aus sich erhebenden Kinderfahrt, im Zeitraume der Jahre 1212 und 13.

Wer es gewesen, der Anregung zu derselben gegeben, wird wohl ewig im Dunkel bleiben, doch ergibt die Forschung auf's Unzweideutigste, daß der erste Anstoß durch Prozessionen herbeigeführt worden sei, welche eben damals in ganz Frankreich stattfanden.

Wie in späteren Jahrhunderten beim Fall Constantinopels in die Hand der Ungläubigen allenthalben im Abendlande die „Türkenglocke" zum Gebete rief, so wollten schon damals die Priester durch Bittgänge und Wallfahrten des Himmels Schutz vor Gewalt der Moslem durch fromme Seelen angerufen wissen und wenn man den besonderen Umstand ins Auge faßt, daß sich unter den nachmals nach Bugia und Alexandrien an den Khalifen verkauften, unglücklichen Schlachtopfern, schon im Voraus fanatisirten, verrathenen Knaben, nicht weniger als 400 Kleriker, d. h. Domschüler, und 80 Presbyter, — also zum Prediger- oder Priesteramte sich schon vorbereitende Jünglinge — als Führer erscheinen,*) so ist es wohl kaum einem Zweifel unterworfen, daß die Geistlichkeit auf die Gemüther der ihr anvertrauten Schuljugend, der Novizen und jungen Kleriker einzuwirken gesucht, in der Absicht, der älteren in dumpfer Thatenlosigkeit verharrenden Generation Beschämung abzunöthigen. —

Aber um so unzweifelhafter steht fest, daß der schändlichste, unerhörteste Betrug sich des einmal in Ausführung begriffenen Unternehmens bemächtigte und sich der unreifen und größerentheils doch unschuldigen Jugend zu den abgefeimtesten Zwecken bediente.

„Unter einer großen Anzahl von Knaben, welche sich in vielen

---

*) Vergl. Häser a. a. O. S. 179.

Theilen Frankreichs erhoben, das Kreuz zu predigen, erwarb sich ein Hirt, Etienne (Stephanus) aus dem Dorfe Cloies an der Loire, bei Vendome, in der Diöcese Carnot den größten Ruf." — Von einer jener Prozessionen heimkehrend, stieß er auf eine führerlose Schaafherde, die seine Saat verwüstete. Im Begriff dieselbe gewaltsam zu verscheuchen, fielen die Thiere auf die Knie vor ihm, wie um Vergebung bittend. Nach anderer Sage habe unser himmlischer Vater Gestalt und Wesen eines armen Pilgers angenommen, Stephanus angesprochen, Brod aus seiner Hand angenommen, ihm dagegen ein Schreiben an den König von Frankreich übergeben. — Von da ab habe er dann, unter Absingen des Liedes:

„Herr Jesu Christ, gib uns das wahre Kreuz zurück!"

bereits gefolgt von einer unabsehbaren Schaar von Knaben, die mit ihm in jenen Gesang eingestimmt, das Land durchzogen.

Dieselben verließen Vater und Mutter, Pfleger und Freunde und genossen beim Volk große Ehre und Ansehen, — man bezeichnete sie als „heilige Kinder." — Alle erkannten in Stephanus ihren Meister, dem sie, als gotterleuchteten Propheten, blindlings gehorchten; zunächst schaarten sich Hirtenknaben um ihn, dann wohl noch 30,000 gleichalterige, unerfahrene Genossen. — Frug man sie, wohin die Reise? — so erwiderten sie das (seitdem vielleicht gebräuchlich gebliebene) geflügelte Wort: „a Dieu", („zu Gott.")

In St. Denis wirkte Gott „durch die Hand des heiligen Knaben" Wunder, aber um so vergeblicher nur suchte der König des Letzteren Beginnen Einhalt zu thun, die räthselhafte Bewegung zu dämpfen, die jungen Waller in die Heimath zu verweisen, doch umsonst, da weder Abmahnungen, Bitten noch Flehen dem Beginnen der Kinder Schranken zu ziehen vermochten. Mit jedem Tage wuchs die Pilgerschaar; — nicht mehr Knaben allein, aber auch Mädchen, zu denen sich einzelne Erwachsene und Greise selbst gesellten, zogen, Kreuze und Wachskerzen in den Händen, Fahnen und Weihrauchfässer schwingend, in geordneten Prozessionen

durch das Land, psalmsingend und glücklich sich preisend, wenn sie das Kleid ihres „Propheten" zu erfassen vermochten, der auf geschmücktem Wagen, von Reisigen und bewaffneten Trabanten umgeben, den Weg gen Süden nach einem Hafen des Mittelmeeres einschlug.

Also gelangte die unabsehbare Schaar nach Marseille, wo ihrer der schändlichste Verrath geharrt, denn zwei Kaufleute jener Stadt, Hugues Ferreus und Guilleaume Porcus hatten den jugendlichen Kreuzfahrern (schon lange vermuthlich vor ihrer Ankunft,) verheißen, sie, um Gottes willen, (also unentgeltlich,) ins heilige Land zu führen. Sieben segelfertige Schiffe nahmen die arglos Vertrauenden auf und richteten ihren Lauf nach der syrischen Küste, wohin jedoch nur deren fünf gelangten, nachdem die beiden übrigen in furchtbarem Sturme an einer „Reclusi" genannten Klippe, unweit der Insel San Pietro an der sardinischen Küste gescheitert und von den Wellen verschlungen worden. *)

Schlimmer aber noch erging es den überlebenden, an das Ziel ihrer Pilgerreise gelangenden Mehrzahl, — sie wurden, wie wir schon angedeutet, auf dem Sklavenmarkt verkauft — und

---

*) Dort war es, wo Papst Gregor IX., zum Andenken an die Katastrophe, die Kirche der „novi innocentes" erbauen ließ und wo die bestellten Geistlichen noch lange Zeit die (durch Einbalsamirung) wohlerhaltenen Leiber mehrer jener unglücklichen Kinder aufbewahrten. Vgl. Häser, a. a O. 178, ff. und im Anhange S. 46. ff. 4. Stück: „Itaque traditores horum infantium dicunt fuisse Hugo Ferreus et Guillelmus Porcus mercatores Massiliensium qui cum essent navium rectores, debebant sicut eis promiserant causa Dei absque pretio eos conducere extra mare et impleverunt ex eis septem naves, cumque venissent ad duas dietas in mari ad Insulam Sancti Petri ad rupem quae dicitur Reclusi, orta tempestate duae naves perierunt, et omnes infantes de illis navibus sub mersi sunt, et (ut dicitur) post aliquot Papa Gregorius IX. Ecclesiam novorum Innocentium in eadem insula fecit et duodecim praebendarios instituit, et sunt in illa ecclesia corpora infantium, quae mare ibi projecit, et adhuc integra ostenduntur peregrinis."

Cronica Alberici Monachi trium fontium Leodiensis dijocesis. In: G. G. Leibnitii Accessionum historicarum tom. II. Hannoverae, 1698. 4. p. 459.

namentlich waren es jene Domschüler oder Kleriker und Presbyter, über 400 an der Zahl, die der Khalif erstand, in der Absicht, sie von den Uebrigen zu sondern und sie — nach seiner Weise gut zu halten," eine Behauptung, die an Halt gewinnt, wenn man der Sage, oder den Worten des Chronisten vielmehr, Glauben schenkt, daß jener Monarch einst unter geistlichem Gewande in Paris studirt und sich abendländische Bildung erworben. — Demungeachtet aber erlitten achtzehn von ihnen bald darauf, des Christenglaubens willen, den Märtyrertod, während ihre Leidensgefährten, (auf eine Schaar von 700 zusammengeschmolzen,) — längst zu Männern herangereift, unter dem glühenden Sonnenbrande Egyptens, im Besitze des Sultans Maschemach, noch Jahrzehnte hindurch, als Sklaven ihr Dasein fristeten.

Spät erst erreichte eine allwaltende Gerechtigkeit die Verräther und Menschenverkäufer Ferreus und Porcus. Eines meuchlerischen Anschlags auf das Leben Kaiser Friedrichs II. und geheimen Zettelungen mit Mirabelli, einem Sarazenenfürsten in Sicilien, und dessen beiden Söhnen, überwiesen, erlitten sie in der Folge mit ihren Mitverschworenen den Tod von Henkershand. *)

Weniger tragisch, jedoch ebenso abenteuerlich und mit dem Stempel krankhafter Nachahmungssucht belegt, war das Unter-

---

*) „Traditores autem reliquas quinque naves usque Bugiam et Alexandriam perduxerunt, et ibi omnes infantes illos Principibus Sarracenorum et mercatoribus vendiderunt de quibus Califas in parte sua quadringentos emit, omnes clericos, quia ita eos ab aliis segregare voluit inter quos erant octoginta omnes presbyteri, et honestius omnes suo more tractavit. Iste est Califas, de quo superius dixi, qui in habitu clerici Parisiis studuit, et ea quae nostra sunt, ad plenum didicit, ...

Duo quoque supra dicti traditores, Hugo Ferreus et Guilelmus Porcus postea venerunt ad Principem Sarracenorum Siciliae Mirabellum, et cum eo traditionem Imperatoris Friderici facere voluerunt, sed Imperator de iis dante Deo triumphavit, et Mirabellum cum duobus filiis et istos traditores in uno patibulo suspendit, et post annos octodecim addidit qui hoc retulit, quod Maschemach de Alexandria adhuc bene custodiebat septingentos, non jam infantes, sed fortioris aetatis homines." a. a. O.

nehmen, welchem im gleichen Zeitraum — Deutschlands unreife Jugend sich in die Arme warf. Ein anderweiter Haufe von Knaben schaarte sich, unter Führung eines gewissen, noch nicht zehnjährigen, Nicolaus, in Cöln am Niederrhein zusammen und ergoß sich, — mit Kreuzen geschmückt und Fahnen schwingend, landeinwärts, laut erklärend, sie zögen gen Jerusalem, das heilige Land zu erobern. Diejenigen, welche elterliche Fürsorge nicht von dannen lassen wollte, weinten ohne Unterlaß und nur zu wahrheitsgetreu sind die Worte eines thüringer Volksdichters, der den Knabenkreuzzug u. a. mit den Worten zu schildern sucht:

„Sie hält nicht Fleh'n noch Bitten,
Nicht Kerkerzwang zurück!"

In der That begannen sich die nämlichen Vorgänge abzuspielen, wie sie uns aus Frankreich dargestellt werden. Gleich jenem räthselhaften Unbekannten, Stephanus genannt, so hatten sich auch hier in kürzester Frist Tausende von Kindern, Knaben und Mädchen, hauptsächlich aus dem Hirtenstande, gesammelt und ihr Führer verkündete, einem Propheten gleich, das Meer werde vor ihnen zurückweichen, um sie trockenen Fußes ins gelobte Land gelangen zu lassen.*)

Aber auch Söhne ritterbürtiger Geschlechter schlossen sich dem Zuge an, wie eine Chronik, ominös und bezeichnend, hierauf berichtet, — „von losen Dirnen begleitet." — —

Das Volk wollte in den jugendlichen Wallfahrern begeisterte Werkzeuge der Vorsehung erblicken, — man leistete ihnen in jeder Weise Vorschub und beschuldigte die hohe Geistlichkeit, welche laut das Unternehmen als sündhaft und sinnlos verwarf, des

---

*) Vgl. „Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen," 21. Band. S. 3. Böhme, Fontes, 3, p. 24. Annal. Scheflar. ad an. 1212. „Quellen zur baier. und deutschen Gesch." 1. 379. — Es mag allerdings sehr zur Ernüchterung dienen, bei dem Mitherausgeber des obcitirten Archivs, Georg Zappert, die Ansicht ausgesprochen zu finden, daß jener fanatische Führer des deutschen Knaben-Kreuzzuges **„ein geübter Wassertreter"** gewesen sei! —

Unglaubens, — des Neides und der Habsucht, — aber demun erachtet nahmen die Dinge ihren anscheinend ungestörten Fortgang, denn noch mehr wie in Frankreich gesellten sich Greise, Männer, Frauen und Mädchen, selbst kleine Kinder, („infantes,“) in Pilgertracht, mit Stab und Tasche, dem Zuge an! — Neben der Regung religiöser Schwärmerei machten sich aber auch Leidenschaften niederer Art, meist des Betrugs oder gröbster Sinnlichlichkeit geltend, denn während die Pilgerschaaren allenthalben in Städten und Dörfern gelabt und mit reicher Spende unterstützt wurden, trieben verkappte Gauner, Beutelschneider oder gleißnerische Verführer ihr Wesen dergestalt, daß noch in Cöln wenigstens Einer derselben von wohlverdienter Strafe erreicht werden konnte.*)

Mehr aber noch als menschliche Tücke führten übermäßige Anstrengung, Mangel, Ermüdung und Sonnenbrand den kläglichen Ausgang des Unternehmens herbei. Viele der jungen Pilger ließen beim Alpenübergange das Leben und ihre Gebeine moderten in den Felsschluchten der Hochgebirge. — Längst war der Zusammenhang im Zuge gestört worden und nur einzelne Haufen erreichten Italien; — nach Angabe einer neueren Quelle schickte ihnen Papst Innocenz Cardinäle (oder Legaten,) bis Treviso entgegen, um sie zur Rückkehr zu vermögen und zweifellos scheint es, daß diese Vermahnung wenigstens theilweise nicht ohne Erfolg blieb. — Einzelne Pilgerhaufen lösten sich auf und die unglücklichen Kinder mußten, Obdach und Nahrung suchend, sich habgierigen Landesbewohnern der Lombardei dienstbar machen. — Eine von Nicolaus geleitete Schaar gelangte, 7000 Köpfe stark, am 24. August 1212 nach Genua, wo ihnen die Regierung des Freistaates jedoch, unter dem Vorwande einer in Sicilien und Apulien herr-

*) Aber auch des Räthselhaften und Unerklärbaren so Manches wurde gleichzeitig beobachtet, und die Stadesche Chronik erzählt z. B.: „Nudae etiam mulieres circa idem tempus nihil loquentes, per villas et civitates concurrerunt. Vgl. Alberti Abbatis Stadensis chronik. ad an. 1256. In Scriptores rerum Germanicarum, ed. Joh. Schilterus. Argentorati, 1702. fol. p. 300, bei Häser a. a. O. im Anhange 47 ff.

schenden Hungersnoth — und desfalls zu besorgenden Theuerung, nur auf eine Woche Aufenthalt gewähren wollte.

Jedenfalls war es Mißtrauen gegen die ganze abentheuerliche Erscheinung, vielleicht Sorge vor Nachahmung oder Anschluß an dieselbe, — weit weniger aber, wie behauptet wird, — die Befürchtung: Anwesenheit der jungen Wallfahrer könne das Mißtrauen des Gegenkaisers Otto, des Feindes des Papstes und Genuas, erregen! — — denn nur zu wohl wußte man, wie unmächtig der Wille oder Unwille des Reichsoberhauptes auf der Halbinsel beschaffen war.

So mag es denn gekommen sein, daß sich die Mehrzahl der unglücklichen Kinder aus der Ligurischen Hauptstadt rasch verlor, Viele sich blindlings Seefahrern anvertrauten, die sie theilweise wieder nach der Heimath zurück, theilweise nach entlegenen Küsten schleppten. — Noch Andere gelangten, langsam weiterpilgernd, gen Rom, wo die reiferen unter ihnen das Gelübde, später gegen die Ungläubigen zu kämpfen, erneuern mußten; — wenig Vereinzelte nur, angeblich „vornehmen deutschen Geschlechtern angehörend," fanden in Genua eine Freistatt, wo sie Begründer angesehener Familien wurden, unter denen uns die Vivaldi genannt werden.

In versprengten kleinen Haufen, nicht wie vordem unter begeisterten Gesängen und frischen Muthes, sondern schweigend, barfuß und halb verhungert, — verspottet und mit Hohnreden überschüttet, kehrten die Unglücklichen ins Vaterland zurück, Stumpfsinnigen gleich, die über das Geschehene keinerlei Auskunft zu geben vermochten! —

Nimmer wird es gelingen, das Räthsel zu lösen oder den Schleier zu lüften, der über den geschilderten Vorgängen gebreitet liegt! Was andere Autoren von Vincenz von Beauvais und Roger Bacon an, was die Chronisten erläuterungsweise vorzubringen suchen, gehört vollständig ins Gebiet der Vermuthungen, wo nicht der Fabel. — Siegestrunken konnten die Moslem der Zu-

kunft entgegenblicken, in der nur wenig nachdrückliche Versuche mehr gewagt wurden, ihnen das Grab des Erlösers und das gelobte Land zu entreißen, im Gegentheile, — vor dem blutigen Halbmond hatte die europäische Menschheit zu zittern gelernt.

Was also hätte die „Machthaber des Orients" bewegen können, einen so colossalen, so unerhörten Betrug ausführen zu lassen, um einen Menschenhandel zu bewerkstelligen, dem gemäß sie den „ritterlichen Arm des Abendlandes, den sie so schwer empfunden, durch Entführung tausender blühender Knaben und Jünglinge zu lähmen vermochten?"

Daß Seefahrer, wie Porkus und Ferreus, aus dem Gebahren der fanatisirten Massen, aus dem unbedachten Treiben der Wallfahrer Nutzen zu ziehen gesucht, daß deutsche Knaben von genuesischen Seeleuten, gleichfalls als Sklaven verkauft wurden, das sind Thatsachen, wie sie sich in der vorchristlichen Zeit schon, und das ganze Mittelalter hindurch, nur allzuoft wiederholt haben, *) — eine Connivenz mit den Häuptlingen oder Führern der Sarazenen zu einem so abgefeimten Streiche wird sich, wir wiederholen es, nimmer nachweisen lassen, — wohl aber trifft der gerechte Vorwurf den Theil des Clerus, welchem die Erziehung und Ausbildung der Jugend anvertraut war, die Lehrer an den Domschulen, — und wir halten es für möglich, ja für wahrscheinlich, daß gerade von ihnen aus durch feurige Rede und Ermunterung die leicht erregbaren Gemüther ihrer Schüler und Novizen entflammt wurden, als der Gedanke in den Häuptern jener gelahrten Herren zur Reife oder zum Durchbruch gelangt war, durch das Beispiel der Kinder und unreifen Knaben noch einmal die Massen in Bewegung zu setzen, auf diese Weise beredter noch einen Kreuzzug zu predigen, wie es weiland Peter von Amiens

*) Wie Häser, dessen wörtlich angedeuteter Meinung wir hier offen entgegentreten, selbst a. a. O. S. 182, mit den Worten zugesteht: „Außerdem ist bekannt, daß Griechen und Venetianer das Gewerbe des Kinderhandels ganz öffentlich trieben."

gethan. — Der Vorwurf trifft aber auch ferner noch die zahlreichen städtischen Obrigkeiten, geistlichen wie weltlichen Machthaber, durch deren Lande jene Pilgerschwärme ihren Weg nahmen; — als ob es nicht ein Leichtes gewesen wäre, denselben die Thore der Städte, in denen sie sich sammelten oder formirten, wie z. B. in Cöln, zu sperren, Brücken abzubrechen, Engpässe auf ganz friedfertige und unschädliche Weise zu verlegen oder offene Landstraßen durch ein Paar Reitergeschwader zu sperren! — Man war eben gleichgültig gegen die Verirrung, die sich auf so eigenthümliche Weise kundgab, wie man es in unsern Tagen noch so lange war, wenn Jahr aus, Jahr ein, Spieler sich und ihre Familien am grünen Tische zu Grunde richteten, oder ein Rudel abgefeimter „Gründer" unerfahrenen Capitalisten gründlich die Tasche fegt!

Wenig Worte genügen zur Beleuchtung jener Fabel, die Vinzenz von Beauvais „anführt": Der Alte vom Berge, (Hassan-ben Sabbah el Homeian, Gründer der mohamedanischen Sekte der Assassinen, habe zwei Clerikern, die er in Haft hielt, unter der Bedingung die Freiheit wiedergegeben, daß sie ihm die Jugend Frankreichs zuführten. Von jenen Geistlichen, so glaubte man, seien die Knaben, unter falschen Vorspiegelungen göttlicher Erscheinungen, („falsis rumoribus visionum,") und eitlen Verheißungen verlockt worden, das Kreuz zu nehmen. — Aehnlich sind die Aeußerungen Roger Bakos, der behauptet, kein Verständiger habe gezweifelt, daß die Anführer der Kinderschaaren „Abgesandte, (soll wohl heißen: Werkzeuge und Helfershelfer) der Tartaren und Sarazenen gewesen!"

Aber Thatsache ist es, daß jener „Alte vom Berge", Oberhaupt der blutigen Genossenschaft der Haschischim, (vom Genusse des berauschenden Bilsenkrauts, Haschisch, also genannt,) bereits im Jahre 1124 als Siebenziger gestorben war, also 88 Jahre nach seinem Tode — kein Complot mehr anzetteln konnte! — Die furchtbare Brüderschaft der Assassinen, deren Burgen und feste

Schlösser in dem Gebirge südlich vom Kaspischen Meere, (Dschebal,) und in den Höhenzügen Syriens, (Massiat,) befindlich, stand im Zeitraum der beiden Knabenkreuzzüge unter einer Dynastie, deren Glieder, in tödtlichem Zwiespalt befangen, bereits ihren gefährlichen Charakter verloren hatte. Daß Mohamed II. sogar dem Christenthum geneigt und geraume Zeit in Unterhandlungen befangen war, um sich und seine Untergebenen zu unserer Religion zu bekehren, ist durch die Forschung ebenso sicher festgestellt wie jener Meuchelmord, der seinem Leben ein Ende machte und lassen es alle diese Umstände bei dem Mangel an jedem Anhaltepunkte doch wohl gänzlich zweifelhaft erscheinen, in welchem Zusammenhange jene Abkömmlinge des „Alten vom Berge" mit dem hier besprochenen Bubenstück gestanden haben sollen.

Es hieße, uns in Wiederholungen ergehen, wollten wir, hieran anknüpfend, des ferneren Auftretens jener psychischen Epidemien gedenken, die wir in den Geißlerzügen und sogenannten Knabenfahrten, welche krankhafte Nachahmungssucht in der Normandie, den Rheinlanden und Thüringen hervorrief, bereits sattsam darzustellen gesucht. Das 13., 14. wie 15. Jahrhundert hat in seinen Annalen, wiewohl in geringerer Ausdehnung, der plan- und zwecklosen Unternehmungen ähnlicher Art eine ganze Anzahl zu verzeichnen gehabt und jener Auszug Erfurter Kinder aus dem dortigen Löberthore gen Arnstadt, wo im Jahre 1237 Hunderte jener Kleinen, tanzend und springend, von unsichtbarer Gewalt fortgetrieben wurden, hat mit den Kreuzzügen oder Menschenverkauf nichts gemein, sondern wurde schon damals von Aerzten und Chronisten als Akt des Wahnsinns oder der Seelenstörung bezeichnet, für den man später die Benennung „Veitstanz", (chorea Viti,) adoptirt hat.

Es führen uns diese Vorkommnisse auf die unter dem Namen

Tanzwuth

weit verbreitete, in ihren Abzweigungen bis in die Gegenwart hereinragende Sucht, dem Drang der Gefühle durch Springen

Tanzen und wohl auch heftiges Gestikuliren Ausdruck zu verleihen, — („körperliche Wirkungen ekstatischer Seelenzustände, wie sie zu allen Zeiten durch den Mysticismus und Religionsfanatismus erregt worden sind!"*)

Schwer ist es daher auch hier den ersten Ursprung dieser räthselhaften Erscheinung zu entdecken und festzustellen:

Leidenschaftlich erregte Tänze, wie sie noch tagtäglich bei südlichen Völkern vorkommen, bildeten bei den Germanen zur Zeit der jährlichen Sonnenwende, (des sog. Juulfestes,) einen Theil oder eine Beigabe der gottesdienstlichen Gebräuche und ihr Vorkommen in gemilderterer Weise hat sich noch in den Johannistänzen der Schweden und Norweger, wie in den Johannisfeuern der Aelpler bis auf unsere Tage forterhalten.

Die Forschung hat sich nun bestrebt, nach Constatirung jener krankhaften Erscheinung im Schooße anderer Nationen, bei jenen Letzteren die gleiche Ursache oder Entstehung nachzuweisen. Neben Hecker's unübertroffener Monographie**) hat auch Wicke***) nicht nur namhaft gemacht, was noch im Bereiche der Gegenwart bei uncivilisirten Männern, z. B. Samojeden, Ostjäken und Lappen, an derartigen befremdlichen Vorkommnissen zu verzeichnen ist, „aber auch die epidemische Tanzwuth des Mittelalters zusammengestellt mit der Erscheinung der Convulsionärs" am Grabe des in Folge seiner überspannten Ascese (1727) gestorbenen Franz von Paris im vorigen Jahrhundert†), mit den religiösen Tänzen

*) Wörtlich bei Häser, a. a. O. S. 182 ff.

**) Bei Häser, a. a. O. S. 174, unter Rückbeziehung auf Hecker, „die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter." Berlin, 1832.

***) Wicke, Versuch einer Monographie des großen Veitstanzes 2c. Lpz. 1844.

†) Hierunter ist das Treiben einer schwärmerischen Sekte unter den Jansenisten in Frankreich gemeint, deren Versammlungen auf dem Kirchhofe des heiligen Medardus in einer Pariser Vorstadt, beim Grabe ihres hiererwähnten, für heilig angesehenen Genossen abgehalten wurden. Hierher ergossen sich ungeheure Volksmengen, um schwärmerischen Reden und Prophezeiungen ein williges Ohr zu leihen, — und hier geschahen angebliche Wun-

der fanatischen Jumpers in Nordamerika, ebenso ist durch Erdmann*) der Beweis angestrengt worden, daß jene unter dem Namen des Veitstanzes verstandene Krankheit „nicht vom heiligen Veit", sondern den Tänzen her, („Feiß,") welche dem gottesdienstlichen Cultus der fanatischen Brüderschaft der Sufis im Orient angehören,"**) abzuleiten und zu verstehen seien. —

Endlich haben auch die genannten Autoren an die Aehnlichkeit der in unserem Vaterlande wiederholt epidemisch herrschend gewesenen Tanzwuth mit dem im 15. Jahrhundert in Italien, namentlich in Apulien, viel- und weitverbreitet gewesenen Tarantismus gemahnt. —

Wie dem aber auch sein möge und wie wenig nun zu bezweifeln, daß die Quelle, die Grundursache jener krankhaften Erscheinung, sowohl im Süden wie im Norden, auf jeder der beiden Hemisphären, im Bereiche der Seelenstörungen zu suchen, — unmöglich dürfte es bleiben, einen Zusammenhang jener befremdlichen Vorkommnisse bei Völkern unseres Erdballes nachzuweisen, die von ihrer gegenseitigen Existenz kaum eine Ahnung gehabt, — wohl ausschließlich nur das Resultat dürfte als Ergebniß der

---

der, deren Wahrheit selbst der früher frivole, spottsüchtige, daselbst von Convulsionen erfaßte Parlamentsrath de Montgéron dem Könige in einem Buche nachzuweisen suchte. Namentlich 1731 steigerte sich die Begeisterung bis zu dem Grade, daß Beter, die sich auf das Grab des Heiligen legten, in Zuckungen ausbrachen. Diese ekstatischen Erscheinungen erreichten erst in der Revolution ein Ende, nachdem längst jene Schwärmer deren Ausbruch jener Letzteren prophezeiht hatten.

*) Erdmann, „Der Veitstanz, keine Krankheit", Kasan, 1843. 8. Die hier citirte Mittheilung bei Häser, a. a. O. S. 176.

**) Eine Art durch Said-abul-chair, 820 n. Chr. begründeten Mönchsordens oder eine Brüderschaft, deren Anhänger im Arabischen Ssufis, d. i. Wollbekleidete genannt worden. Der Grundgedanke der Lehre dieser Sekte ist ein religiöser Mysticismus, der neben Anschauung und Bewunderung der allumfassenden Gottheit jede andere Persönlichkeit und Individualität als nichtig erkennt; — befremdliche Ansichten, die jedoch in vielen Theilen des Orients, namentlich in Kleinasien und Persien, langandauernde und weite Verbreitung fanden.

Forschung anzunehmen sein, daß eine unzähligen Erdenkindern innewohnende, krankhafte Nachahmungssucht Mittel und Beweggrund zur Verbreitung eines der heutigen Generation schwer begreiflichen Uebels gewesen ist.

Das erste, aus dem deutschen Mittelalter bekannt gewordene Beispiel desselben, von der Sage anscheinend absichtlich entstellt, obwohl die zu Grunde liegenden Thatsachen bereits im Jahre 1021 vorgefallen sein sollen, wird in nachfolgender Weise berichtet:

Auf dem Friedhofe der Klosterkirche zu Kolbig im Anhaltischen störten zwölf, (muthmaßlich arg berauschte) Bauersleute die Christmette durch Tanzen und Poltern so lange, bis der sein Amt versehende Priester Ruprecht sie mit dem Fluche belud, ein ganzes Jahr lang unaufhörlich zu tanzen und zu schreien — und demgemäß mußten sie nun den begonnenen Reigen rastlos, ohne Trank und Speise fortsetzen, bis sie an die Knie in die Erde, (den Sand der Elbniederungen ?) versanken. — — Nun erst erlöste sie „Fürbitte zweier Bischöfe"; aber aus dreitägigem Schlafe, in den sie sämmtlich verfielen, erwachten nur acht der Ruhestörer wieder und behielten zeitlebens ein krankhaftes Gliederzittern*), (genau so wie dasselbe bei jenen Erfurter Kindern nach der bereits erwähnten unwillkürlichen Wanderung beobachtet wurde.)

In vielleicht noch höherem Grade fabelhaft erscheint auf den ersten Blick der Bericht über jene 200 Menschen, die sich im Jahre 1278 in Utrecht, auf der Brücke des Altrheins, plötzlich von der Lust zu tanzen und zu rasen ergriffen fühlten, und nicht eher aufhören zu wollen oder zu können vermeinten, als bis ein geweihter Priester ihnen den Leib des Herrn vorübertragen werde, — „worauf denn (in der That) jene Brücke zusammenbrach und die (tolle) Gesellschaft ertrank." — Wer erkennt nicht auch hier das sinnlose Gebahren einer mehr wie stark angeheiterten Zech-

---

*) Vgl. Häser, a. a. O. S. 171 ff. unter Rückbeziehung auf Hecker, a. a. O. S. 14, unter Angabe der Quellen.

genossenschaft, wie sie sich bei den zahlreichen Festen des Mittelalters, (den Narrenfahrten, den Eselsfesten u. s. w.) zusammenfindet und in wahnwitziger Ausgelassenheit ihre Orgien feiert? — Es tritt aber auch hier wieder **jener Zug von Verspottung der Kirche** und ihren Lehren recht deutlich zu Tage, welche bei all jenen Tanz-, Geißler und sonstigen Gesellschaften der Art, den ganzen Zeitraum hindurch augenfällig bleibt! —

Zeitgenössischen Darstellungen gemäß wiederholten sich derartige Auftritte gegen Ende des folgenden Jahrhunderts, namentlich im Sommer d. J. 1374; (nach anderer Lesart 1375,) wo sich „durch Teufelsmacht und List eine abenteuerliche Sekte von Männern und Frauen jeden Alters von Utrecht, Lüttich und Aachen aus über die Rhein- und Moselgegenden und bis nach Holland zurück verbreitete. Halbnackt, mit bekränzten Schläfen, und die Hände ineinander verschränkend, überließen sie sich auf Straßen, öffentlichen Plätzen, in Kirchen wie Privathäusern, oft halbe Tage lang einer blinden Tanzwuth, wobei sie, so wurde behauptet, in ihren Gesängen Dämonen anriefen, — bis sie endlich von so heftigen Brustbeschwerden ergriffen, (halbbesinnungslos) niederstürzten, und, auf dem Rücken liegend, jämmerlich schrieen, sie müßten sterben!

Zeugen dieser Vorfälle pflegten ihnen dann oft den Leib mit Linnentüchern festzuschnüren, sie mit Füßen zu treten oder mit Fäusten zu bearbeiten, — ein Beweis, daß man sie für „vom Teufel besessen" hielt, — (eine, unseres Erachtens, schon in der vorchristlichen Zeit sich kundgebende Meinung,) zu der sich (nunmehr auch) der Wahn hinzugesellte, daß jene Leute ohne Exorcismus getauft seien. Befremdlich erscheint uns die Behauptung: „Einige hätten durch Geschrei ihren Abscheu vor den damals (wie in mehreren Perioden des Mittelalters) gebräuchlichen Schnabelschuhen zu erkennen gegeben, so daß man sich in Lüttich veranlaßt gesehen, die Verfertigung derselben zu untersagen.*)

*) Vergl. Häser, a. a. O. S. 172. Die Schnabelschuhe gehörten bekannt-

Thatsache bleibt indeß, daß man jene Besessenen oder Tanzsüchtigen der kirchlichen Fürsorge überantwortete und die Geistlichkeit, — (vermuthlich wohl nach Anwendung ärztlicher Maaßregeln, —) zu feierlichen Exorcismen gegen sie verschritt und Erfolg damit erreichte, denn es wird ausdrücklich hervorgehoben, die Patienten hätten, — nach Befreiung von ihrer Plage, erklärt, ihnen sei während jener Anfälle zu Sinn gewesen, als ständen sie in einem Strome Bluts und deshalb seien sie so hoch gesprungen! Im Widerspruche mit sonst höchst achtbaren Quellen berichtet der Chronist Pistor, es hätten sich vorzugsweise Leute aus den niederen Ständen, — die ärmsten Classen und Leichtgläubige, („levis opinionis",) bei jenen sonderbaren Auftritten betheiligt und unter die Tanzsüchtigen gemischt. Priester und Wohlhabende dagegen nur selten unter jenen Anfällen zu leiden gehabt.*)

---

lich geraume Zeiten und wiederholt zur alltäglichen Tracht beider Geschlechter, und selbst wenn keine eigentlichen Schuhe oder Stiefel getragen wurden, und der sogenannte „Hosenstrumpf" blos mit einer Ledersohle versehen war, durfte die lange Spitze daran nicht fehlen, ja gerade dann sah man Schnäbel, die um mehr wie 12 Zoll die Fußzehen überragten. Daß in diesen Fällen und auch in Lederschuhen solche Spitzen mit Wolle, Werg u. s. w. ausgestopft gewesen, läßt sich nachweisen. Im Verlauf der Zeit ging man aber noch weiter, man versah die aufwärtsgekehrten und bisweilen sogar aufwärts geketteten Schuhschnäbel mit Metall, mit Klauen, Hörnern, menschlichen Gesichtern. Fürstliche Personen, (muthmaßlich auch sonstige Angesehene,) brachten sodann auch Schellen daran an, — um ihr Herannahen schon von Weitem zu verkünden. — Rasch verbreitete sich jene Mode über das ganze Abendland und es ist denkbar, daß bei Gelegenheit eines solchen Hexensabbaths das Klingen der Schellen an den Schuhschnäbeln geeignet war, die Aufregung zu steigern.

*) Vergl. Sprengel, a. a. O., S. 606: „Auch die Geschichte zweier epidemischen Krankheiten, die in jenem Jahrhundert ausbrachen, bestätigt die fortwährende Herrschaft des Aberglaubens und den Mangel medicinischer Aufklärung; die eine war ein epidemischer Veitstanz, der durch ganz Deutschland herrschte und alle Geschlechter, Stände und Alter ergriff. Man hielt die Kranken für Anhänger einer besondern Sekte, die vom Teufel besessen seien und trieb den Dämon durch Sprüche der Bibel aus," — (die oberwähnten und nachmals von uns berührten Exorzismen!) Vergl. beim genannten Autor: Bzovius, ann. 1374, n. 13. p. 1501. Raynald, 1374, n. 13, p. 527.

Aber mit jenen geistlichen Ceremonien war dem Uebel keineswegs auf die Dauer abgeholfen; im Gegentheile, nach einiger Zeit verbreitete sich dasselbe bis Cöln, wo man 500, dann nach Metz, wo man über 1100 Befallene zu verzeichnen hatte. Immer häufiger gesellte sich das ganze lose Volk von der Heerstraße, Bettler, Strolche, Diebe, das Heer der sog. Landfahrer, an dem das Mittelalter so reich war, zu den Tanzsüchtigen, um frech jeder bösen Lust zu genügen. — Nicht zu bezweifeln steht, daß der Leidenschaft eine Hauptrolle auch bei diesen Vorgängen zuzuschreiben, um so mehr, als ja, (wie gesagt,) jene Paroxismen kein Lebensalter noch Geschlecht verschonten — und geraume Zeiten hindurch nichts sich zur Abwehr unersättlicher Begierden erhob, — bis endlich der Unfug zu einer so bedrohlichen Höhe steigend, die Kirche wie die Gesellschaft zu ernstlichen Maaßregeln trieb!

Mit ungekannter Heftigkeit brach das Leiden im Jahre 1418 im Elsaß aus.**) Viele hundert Männer und Frauen begannen plötzlich ohne äußere Veranlassung auf öffentlichen Plätzen ihren tollen Reigen, und Kleinlawel's „Reimchronik von Straßburg" beschreibt diese Auftritte mit den Worten:

„Ein seltzam sucht ist zu der Zeit
Vnder dem Volk umb gangen,
Dan veel Leut auß Vnsinnigkeit
Zu Danzen angefangen,
Welches sie allzeit Tag und Nacht
Ohn unterlaß getrieben,
Biß das sie fielen in ohnmacht, —
Viel sind Tod drüber blieben."

Am Tage Mariä-Magdalenä, (als am 14. Juli des erwähnten Jahres,) hatte sich das Uebel zuerst bei einer Frau gezeigt. — Die Väter der alten Reichs- und Bischofsstadt ließen sie zur Capelle des heil. Veit bei Zabern und Rotenstein bringen, wo sie sich (in der Stille des Gebets) beruhigte. — Aber in derselben Weise brach die Tanzplage noch bei vier und dreißig Per-

**) Nach Bericht der handschriftlichen Straßburger Chronik von Schadäus, bei Häser, a. a. O. S. 173.

sonen verschiedenen Geschlechtes aus. Die städtische Obrigkeit hatte ihnen Anfangs — sonderbarer Weise — mehrere Säle eingeräumt, um dort ihre krankhafte Lust zu büßen, — was natürlich nichts half! Um so dringender ward jetzt alle rauschende Musik, ja selbst Trommeln und Pfeifen untersagt; — man lud die Patienten auf große Wagen und führte sie gleichfalls nach der Veitscapelle, (einer ungeheueren Felsenhöhle, die sich, ein natürliches Tonnengewölbe bildend, an 200 Meter über der Thalsohle erhebt).

Dort begann, (nach dem einen der erwähnten Chronikenberichte,) die tolle Gesellschaft abermals um den Altar herum zu tanzen, — ja die Zahl der Besessenen erhob sich binnen wenig Tagen auf 200. — Man las ihnen die Messe und stellte wiederholt den feierlichen Exorcismus mit ihnen an, führte sie dann um den Altar und ließ sie von ihren (eingesammelten) Almosen ein Geringes, — einen Pfennig, opfern. —*)

Was nun ferner noch berichtet wird, gemahnt uns, (seiner Unglaublichkeit halber,) in der That an das finsterste Heidenthum, wofern es nicht geradezu ins Gebiet der Fabel oder Sage zu verweisen ist: Kranke, die an der fallenden Sucht litten, hysterische oder unfruchtbare Frauen opferten dort Sankt Veit zu ihrer Heilung eiserne Kröten; — eine Sitte, ein Wahnglaube, der sich angeblich Jahrhunderte entlang erhalten und erst unter dem Cardinal von Rohan, also im Zeitraum vor Ausbruch der Revolution, beseitigt worden sein soll.

Augenfällig bleibt, daß sich solcher eisernen Kröten eine

---

*) Diese aktlich feststehende Thatsache scheint der obentwickelten Ansicht Sprengel's zu widersprechen und die andern Autoren dahin zu bestätigen, daß fast ausschließlich nur die Hefe des Volks vom Uebel befallen ward. Die anscheinend dem städtischen Archive entnommene „Instruction der armen dantzenden Personen, so zu Sant Vit geschitt, Veneris post Madalene MCCCCXVIII,“ findet sich abgedruckt bei Häser, a. a. O. im Anh., XX. S. 44.

„Bedenken anfenglich die armen menschen in den dryen Huffen wie sy den gerodt werden zu behalten . . . .“

ganze Anzahl noch in der Kapelle vorfinden und noch bis auf heutigen Tag Wallfahrten, als wirksamstes Mittel gegen Epilepsie, zum Altare des heiligen Veit unternommen werden!

Langsam und allgemach erlosch das räthselhafte Uebel der Tanzwuth und es mag nicht unglaubhaft sein, daß man an einzelnen Orten aufs Härteste und Grausamste gegen die Besessenen verfuhr, in denen man gefährliche Sektirer erblickte, gegen die des Zeitalters Verblendung kein wirksameres Mittel wußte, als gleiches Schicksal mit dem edlen Märtyrer Huß.*)

Auf diese Weise vermag man indeß das Seltenerwerden und Rückschreiten der Krankheit zu erklären, die zur Zeit des Paracelsus, († 1541,) bereits viel milder und harmloser auftrat. Bei Häser finden wir namentlich erwähnt, daß vor Allem „das Symptom der Trommelsucht fehlte, das thierische Heulen, Schreien der Patienten fand nicht mehr statt und selbst während der Anfälle waren dieselben keineswegs ihrer Sinne unmächtig, sondern folgten dem Zureden der Aerzte und sonstigen wohlmeinenden Personen. Im Verlauf der Zeiten trat der noch heute bekannte Veitstanz in seinen beiden Hauptformen an die Stelle, den Seelenheilkundigen wie Medizinern ein offenes Feld der Wirksamkeit lassend.

Aber noch ein anderes aus jener seltsamen Plage herdatirendes, namentlich für manche Vorgänge der neuesten Gegenwart nicht völlig unerhebliches Moment hat seinen Einfluß bis auf unsere Tage erstreckt, — jene Springprozession nämlich, — die, alljährlich sich wiederholend, in unmittelbarer Verbindung mit der hier dargestellten Epidemie der Vorzeit steht. Zu Echternach begeht das Volk noch heute, so oft der Maymond wiederkehrt, jenes Fest „der springenden Heiligen," dessen Ursprung direkt ins Jahr 1376 hinaufreicht, im Verlaufe dessen das ganze Luxemburger Land von

---

*) Vergl. Börsch, „Essay sur la mortalité à Strasbourg," Straßburg 1836. 4. p. 120 ff., jedoch ohne Angabe der Quellen in Ansehung der Behauptung über Vorkommen der Strafe des Feuertodts, wie bei Häser hervorgehoben wird.

mörderischer Pestseuche verheert wurde, (einer jener Rückfälle des großen Sterbens, das wir ausführlich besprochen) und genau mit Verbreitung der Tanzsucht zusammenfällt!

Gewiß schon sehr oftmals ist diese merkwürdige Wallfahrt zum Grabe des heiligen Willibrod in Echternach geschildert worden, so daß es wohl genügt, ganz kurz zu erwähnen, wie alljährlich Tausende sich zwanglos zusammenfinden, um an ihr theilzunehmen. In Reihen oder vielmehr Rotten von vieren oder fünfen formiren sich die Andächtigen in Colonne, fassen dabei aber gegenseitig Tücher an, vermöge welcher sie sich untereinander verbinden, (statt sich an der Hand zu halten). — Unter dem Klange der Glocken, rauschender Musikbegleitung, schreiten sie dann, Psalmen oder Litaneien singend, von einer Brücke, welche die Preußische Grenze bezeichnet, zur Kirche am jenseitigen Ufer, indem sie, (wohl auf Commando,) einen Sprung rechts, dann links und einen vorwärts thun. — — —

Nicht hierher gehört es, einen gottesdienstlichen Akt oder dessen Werth zu beleuchten, der mindestens ebenso räthselhaft wie jene ekstatische Tanzwuth in einer durch Vorurtheil wie Aberglaube so sehr umdüsterten Zeit, einer Periode, wo Ascese und schwärmerische Selbstverleugnung einem crassen Egoismus gegenüberstanden, welcher mit dem heutigen Treiben der sogenannten Welt mindestens rivalisiren könnte; — noch weniger soll des Unfugs gedacht werden, der beim Zusammenströmen Tausender von Wallfahrern, die ohne zuvorige gehörige Einübung, — nach dem Takte der Musik sich in Sprüngen ergehen, wohl ganz unausbleiblich sein mag, — wohl aber, (wenn wir auch noch so sehr den schönen Gedanken im Princip nur billigen, der dem gemeinsamen Hinwallen nach hochgelegenen Kirchen, einsamen Kapellen, dem Beiwohnen des Gottesdienstes in des Schöpfers freier, frühlingsschöner Natur zu Grunde liegt und den Gläubigen Wesen und Charakter unserer irdischen Pilgerlaufbahn zu vergegenwärtigen so geeignet ist,) müssen wir aufrichtig beklagen,

daß noch im heutigen Deutschland, unter dem Volke der Denker, Aberglaube und Verblendung straflos von einzelnen Leitern genährt und gefördert, ja ausgebeutet werden dürfen! — —

Es liegt uns ob, nach langer Pause, den Faden unserer Darstellungen wieder aufzunehmen — und dürfen wir, nachdem wir uns über das pharmazeutische Fach und das Verhältniß der Staatsgewalt zu den ausübenden Jüngern der Wissenschaft und den Handel mit Medikamenten verbreitet, wohl daran begeben, der Bäder und des vor Zeiten so ausgedehnten Gebrauchs derselben zu gedenken:

Die Germanen, (und unter ihnen vor Allem die Franken,) galten als treffliche Schwimmer, sie waren Freunde kalter Fluß- oder Seebäder, dagegen verachteten oder scheuten sie Warmbäder.*) Früh jedoch lernten sie von den Römern den Gebrauch dieser Letzteren kennen und schon Plutarch erwähnt jenes Umstandes aus dem Zeitraum des Kampfes der Teutonen und Ambronen mit den Römern bei den bekannten Bädern, Aquae sextiae genannt, dem heutigen Aix in der Provence.**) Nichts desto weniger wohnte noch geraume Zeiten den Germanen auf ihren Kriegs- und Wanderzügen Verachtung und Widerwille gegen Gebrauch warmer Quellen inne, und so lesen wir, daß im Jahre 234 Baden-Baden, wo sich ein Römerbad befand, von den Allemannen und Plombières im Wasgau, 350 von den Franken zerstört wurde. Später erst, so berichtet uns Cassiodor, labten sich die aus Asien heimkehrenden Gothen an den „aquis calidis" der Provinz Rumili. Von jenen Thermen sagt er, daß sie „sub imo sui fontis igne" hervorkämen und unter allen Heilquellen der Welt zur Herstellung

---

*) Tacitus, „Germania", edt. Gerlach, 2, 129.

**) „Plerique hostes aut lavabantur aut a balneo jam prandebant; sunt enim eis in locis calidarum aquarum fontes, iisque sese dilectantes et securius ob voluptatem et amoenitatem loci agentes barbaros Romani assecuti erant." (Marius, II. 56.)

geschwächter Gesundheit am kräftigsten seien. Theodorich, der Ostgothenkönig, (525) in seiner Jugend als Geißel am Hofe von Byzanz, badete, der Sage nach, gewöhnlich zu Verona am Fuße seiner Burgveste, in einem Römerbade am Etschufer und spricht sich brieflich mit Entzücken über die Schwefelbäder von Abano aus*) Einst geschah es, daß er, (vom offenen Bade aus,) ein Stück Wild ersah. Alsofort ergriff ihn die alte Jagdlust, er sprang aus dem Wasser, eilte dem Wilde nach — und wurde nicht wieder gesehen.**)

Athalarich, der Enkel des vorgenannten Gothenführers, nahm die Bäder am Golf von Neapel in Schutz, jene „pulcherrima lavacra, quae sunt in miraculis plena et salutis qualitate pretiosa“, wie er sie bezeichnet. Die Longobarden endlich bedienten sich römischer Bäder***) und es mag wohl nicht leere Vermuthung sein, daß die Burgunder, beim Uebersteigen des Wormser oder Stilfser Alpenjochs, ihre neue Hauptstadt **Bormio**, unweit der Addaquellen, in der Nähe der berühmten **Therme** gründeten, die noch heute jenen Namen trägt.

Die Vandalen badeten auf ihren mit dem Schwerte erworbenen italischen Landsitzen in reichgeschmückten Bädern nach Römerart.†) — Auch im Herzen Deutschlands hatte sich durch Verkehr mit den Lateinern inzwischen der Gebrauch der Warmbäder heimisch gemacht. So finden wir bereits im Gesetzbuch der Bayern, (511—535,) die Stelle: „si quis incendio traditerit — balnearius, pistoria, coquina“ etc.††) Im Allemannischen Rechtsbuche ist eine ähnliche Bestimmung zum Schutze der Bäder aufgenommen:

*) Vergl. Cassiodor. Varior. II, ep. 39. (edt. 1679.)

**) Leo v. Rozmital, „Reise“, 1455—1467. (Bibl. d. lit. Ver. Stuttgart, 7,122.) Vergl. Grimm, „deutsche Heldensage“, 39.

***) Paul Warnfried, († 799,) de gest. Longob. Muratori, S. R. Ital. I. 487, cl. 1 c. Rosamunde reicht ihrem dem Bade entsteigenden Gemahl Helmichis den Giftbecher.

†) Vergl. Burmann, „Antholog.“ 1. 6, epg. 17, p. 180. Procop. de bello Vandalico, II. c. 6.

††) Vergl. Leges Bajuvar. (edt. Mederer. Beitr. 5. p. 168.)

„Si quis stubam, (eine Badestube) ouile, porcaritiam domum alicuius concremauerit . . . .“*)

Deutlich erkennt man hieraus, wie der siegreiche Germane sich Brauch und Sitte des besiegten Volkes unterwirft, seine Lebensweise und Heilmittel annimmt, wo sich Gelegenheit dazu bietet, während noch im vorhergehenden Zeitraum der römische Eindringling, im Schutze seiner Legionen und des großen Walles, die deutschen Thermalquellen ausschließlich zum eigenen Nutzen verwendet. —

So stoßen wir in der Schweiz, in Süd- und Mitteldeutschland wie den Donauländern bis zum Niederrhein auf die Trümmer römischer Badeanstalten. Erst vor einem Jahrzehnt etwa fand man zu Aachen die außerordentlich festgefügten Grundmauern und den (Mosaik-) Fußboden eines Römerbades in unmittelbarer Nähe der erst späterhin sobenannten „Kaiserquelle“.

Zu Ems, innerhalb des von Tiberius angelegten Römercastells, ward gleichfalls die Heilquelle gefaßt und von den dort lagernden Kriegern jener in Britannien wie Judäa siegreichen XXII. Legion, („pia, fidelis,“) benutzt.

Außerdem kannten und gebrauchten die Römer auch Säuerlinge am Laacher-See, wie die Quelleneinfassungen aus ihren Tagen deutlich darthun und vor Allem war es Wiesbaden, gleichfalls von Tiberius erbaut, das sie eifrig besuchten und wo römische Cultur, Gewerbe mancherlei Art sich unter ihrem Schutze entwickelt haben sollen. — Zu weit würde es führen, all jener Heilquellen einzeln gedenken zu wollen, welche unsere einstigen Feinde und Unterdrücker, weit über dritthalb Jahrhunderte lang in der gesicherten Hut ihres mächtigen Walles und Pfahlgrabens, in jenem reichgesegneten Winkel Deutschlands zwischen Mosel, Rhein, Main und Donau auffanden, und zu Trink- wie Badezwecken mit baulichen Anlagen versahen. Hierher gehören, — beiläufig bemerkt, — nicht nur die berühmten Thermen Baden-Badens,

*) Leges Alemanor. Tit. 81. c. 3. 1.

Badenweiler, Baden im Canton Aargau, Schrießheim bei Heidelberg, die Trinkquelle zu Vilbel, (villa bella) unweit Frankfurt, das im Lauf der Zeiten oft genannte Jagsthausen, Baden in Oesterreich, Gleichenberg in Steiermark, das Wildbad Gastein und Andere mehr. —

Allgemach müssen jedoch, wie ja schon weiter oben angedeutet, Fälle vorgekommen sein, wo auch bei uns die Eingeborenen sich der fremden Sitte fügten, vielleicht durch römische Aerzte oder das Beispiel römischer Krieger belehrt, einer warmen Badekur unterwarfen. So wird uns berichtet, daß der römische Feldherr Severus, unter Kaiser Valentinian, (364—375,) in den aquis Mettiacis, also zu Wiesbaden, den Allemannenfürsten Makrian aufsuchte, der sich Krankheitshalber dort aufhielt.

Eine anderweite Wendung nahm das Badewesen in der christlichen Zeit. Wollen wir auch nicht einstimmen in die Behauptung Derjenigen, die uns belehren, das Baden der Pilger und Wallfahrer in den Flüssen und Quellen des heiligen Landes habe einen anderen Zweck als den der Pietät oder leiblichen Erquickung gehabt, so müssen wir doch als unwiderleglich feststehend, erachten, daß sich schon sehr frühzeitig Klöster und Hospitien im förmlichen Besitze von Heilwassern befinden und namentlich sind es die Jünger des H. Benedictus, welche in allen Theilen des Abendlandes den Gebrauch warmer Bäder verbreiten und verordnen. Manche Klöster auch werden absichtlich oder fürsorglich in der Nähe kräftiger Heilquellen errichtet. So gründet der H. Columban, († 615,) das Kloster Luxueil in unmittelbarer Nähe der dortigen heißen Bäder. Im Jahre 676 überläßt König Dagobert dem Kloster Weißenfels gewisse Heilbäder, welche einst die Kaiser Antoninus und Hadrian mit Baulichkeiten versehen.*) Wo es indeß

*) „Balnea illa trans Rhenum in pagio Aucicensi sita, quae Antoninus et Hadrianus quondam imperatores suo opere aedificauerunt.“ Vergl. Mon. Boic. 31, P. 1. p. 5. An manchen Orten jedoch scheint man die von Römern errichteten Bäder, vielleicht der darin befindlichen Statuen halber, — von

an warmen Quellen fehlt, da legen die frommen Väter Vorrichtungen zur Erwärmung des Badewassers an, wie z. B. in St. Gallen, wo das Bad gleich an die Küche stieß und zwischen dieser und dem Refektorium lag. — In Kloster Farfa war die bauliche Lage oder Vorkehrung eine ähnliche und es befanden sich dort zwölf mit Badekufen versehene Kammern,*) doch wie ausdrücklich bemerkt wird, gleich den Taufbecken von kreisrunder Form.

Während hin und wieder, in jener, noch immer sehr frühzeitigen Periode, die angedeutete Eigenthümlichkeit des Klosterlebens in Abnahme kam und durch einzelne Verfügungen wieder erneuert werden mußte, schienen Bäder und Badeleben unter dem großen Kaiser Karl einen unerwarteten Aufschwung nehmen zu wollen. Wohl unterliegt es auch keinem Zweifel, daß er auf seinen Zügen nach Italien durch den Anblick und Gebrauch noch vorhandener römischer Thermen, ja vielleicht im Verkehr mit Mauren und Arabern, den Gedanken faßte, an seiner Lieblingsstätte, den schon von Pipin von Heristal benutzten Heilquellen zu Aachen, neue Badeanstalten zu gründen.**)

Dämonen besessen angesehen und daher gescheut zu haben. Vergl. Monach. S. Galli. c. 883, Mon. German. 2, 785. I. 34.

*) Vergl. Kämmereirechnungen des regl. Chorherrnstifts Klosterneuburg: „It. pro Scofulis novis magnis et parvis XXXVI. dn." — „It. pro refectione dolium et antiqua scafula XVI. dn." — „Cryptae duodecim et totidem dolii praeparati. Guidonis Discipl. Farfensis ap. Herrgott Vet. discipl. p. 88.

**) Derselbe prachtliebende Kaiser, der durch Eynhardt bekanntlich einen goldenen, mit Edelsteinen geschmückten Thron, einen goldenen Tisch mit dem Bilde des alten Rom in musivischer Arbeit ausführen ließ, hat zweifellos auch seinem vertrauten Biographen und Rathgeber in allen Bauangelegenheiten die Gründung der Aachener Bäder überantwortet. Eynhardt selbst schreibt: Vita Caroli magni: „Dilectabatur vaporibus aquarum calidarum naturalium, frequenti natatu, (nach bekannter Frankensitte,) corpus exercens, cujus adeo peritus fuit, ut nullus ei juste poterit praeferri: ob hoc etiam Aquisgrani Regiam exstruxit, ibique extremis vitae annis usque ad obitum perpetim habitavit, et non solum filios ad balneum, verum et optimates et amicos, aliquando etiam satellitum et custodum turbam invitavit, ita ut nonnumquam centum vel eo amplius homines una lavarentur."

Nach chronistischen Berichten stiftete er übrigens auch ein Armenbad und ließ zu mehrerer Bequemlichkeit der Badenden auch noch eine kalte Quelle zuleiten.*) Während er mit besonderer Lust dem Gedanken nachhing, aus dem bisher wenig bedeutenden Aachen die Hauptstadt seines weiten Reiches, eine zweite gewaltige Roma zu schaffen, legte er dagegen auf sonstige abgelegene Heilquellen keinen weiteren Werth und gehört es nur ins Gebiet arger Anachronismen (oder vielmehr Fabeln,) ihm Einrichtung des Carlsbades in Böhmen zuzuschreiben. Die Thermen der in jenem Zeitalter zum deutschen Reiche gehörigen Römerstadt Arles schenkte er 786 einer dortigen Benediktinerabtei.

Daß ihm selber, am Abend seines thatenvollen, reichbewegten Lebens, das Baden nicht mehr gut bekam, nachdem Fieberschauer und Gichtanfälle seine Kräfte geschädigt, ist ebenso bekannt, als daß er im Spätherbst 813 sich noch im Ardennerwalde mit der Jagd ergötzte, zu Beginn des Folgejahrs in Aachen wieder kurmäßig zu baden begann, von einer Lungenentzündung ergriffen und nach einwöchigem Krankenlager weggerafft wurde! Mit Recht sagt ein Autor der Gegenwart:**)

> „Karl leuchtet wie ein Meteor im Badewesen jener Zeiten, das schnell verschwindet und nur in der Erinnerung fortlebt. Bald nach seinem Tode fiel seine geliebte Pfalz mit ihren Bädern in die Hände barbarischer Horden.“

*) Vergl. Albericus, Chron. Belg.

**) Dr. B. M. Lersch, „Gesch. d. Balneologie, Hydroposie und Pegologie 2c.“ Würzburg, 1863, S. 143. „Die Restauration der Aachener Thermen bei Erbauung der Kaiserpfalz war ein epochemachendes Ereigniß für das Badewesen, das von einem Dichter der damaligen Zeit in folgenden Versen geschildert wird:

> „Hic alii Thermas calidas reperire laborant,
> Balnea sponte sua ferventia mole recludunt,
> Marmoreis gradibus speciosa sedilia pangunt,
> Fons nimio bullientis aquae fervore calere
> Non cessat, partes rivos deducit in omnes
> Urbis.“

(Vergl. Pertz, „monumenta“, II.)

Merkwürdig und bezeichnend bleibt, wie mit Hintritt des großen Monarchen dessen geniale Schöpfung, — sein Reich, seine Dynastie, an ihrem Bestande, ihrer Dauerbarkeit Einbuße erlitt; im Gefolge jenes Rückschritts aber auch das gesammte Heil- und Badewesen — gleich der Cultur des Zeitalters in Abnahme gerieth.

Ueber Anwendung und Gebrauch der Heilwasser in Deutschland während zweier vollen Jahrhunderte haben wir nichts zu berichten, während bei Arabern und auf Anordnung der Arabisten ebensowohl wie in Italien jener wichtige Zweig der Gesundheitspflege keineswegs Rückschritte macht: Nach Sprengel's Angabe trägt der Perser Ali Abbas die Lehre von den Mineralwassern deutlich und anschaulich vor, er tritt sogar als Schriftsteller auf, während auch Avicenna gleichfalls und in noch bedeutenderem Maaße sich über Trink- und Wasserkuren, Bäder u. s. w. verbreitet, auch bereits die Arsenikbäder empfiehlt. —

Erst unter Kaiser Lothar (1118) vernehmen wir, daß derselbe Linderung von Schmerzen, durch Nierenstein verursacht, vermöge der Heilquelle zu Burgbernheim unweit Nürnberg sucht.

Baden in der Schweiz lag im genannten Zeitraume noch in Ruinen, dagegen kommen unter Kaiser Friedrich dem Rothbart (1152) die Aachener Bäder wieder in Aufnahme*), die Warm-

*) Wie die Bäder zu Aachen zur Zeit der Kaiserkrönung Barbarossas beschaffen waren, schildert der Benediktiner Güntherus Ligurinus in folgenden Versen:

„Inde per Ardennae saltus pervenit ad illum
Usque locum, cui nomen Aquis posuere priores.
Quae ratio facti, vel quae sit nominis hujus
Causa, requirenti solum hoc opponere possum:
Sunt ibi secreti terrae coecique meatus,
Dissimilique modo tacita tellure latentes
Ejaculantur aquas. Alias nam sulphure vivo
Ferventes undante ferunt erumpere fumo;
Ast alii gelido veluti de fonte liquores
Emanant. Tunc ducta cavis canalibus unda
Confluit in quandum mira ratione lacunam.
Regia sic calidis miscentur balnea thermis,

brunner Thermen werden 1175 entdeckt und wenig Jahre früher auch Töplitz als Heilbad in Gebrauch genommen.

Außerdem mag sich die Sitte des Badens im Allgemeinen erhalten haben und gestaltete sich sogar förmlich zur „Pflicht der Hospitalität", dem ermüdeten Gastfreund, dem Heimkehrenden überhaupt, ein Bad zu bereiten, so erquickte man sich aber auch (von freien Stücken) nach mühe- oder entbehrungs voller Zeit durch ein solches, insbesondere bei Rückkehr vom Turnier*), sowie aus Kampf und Fehde, aus enger Kerkerhaft oder nach Befreiung als Geißel aus ritterlichem Gewahrsam. So wird u. A. auch vom H. Gerhard († 994,) berichtet, daß man ihn aus dem Kloster hervorzog, wo er in strenger Ascese gelebt, ihn gebadet, gelabt und neugekleidet habe, um ihn dann zum Bischof von Toul zu proclamiren**). Auch im Bereiche der Heldensage und Dichtung wird dieses Brauches gedacht: Der von der Greifeninsel glücklich heimgekehrte Hagen erweist sich gegen die mit ihm geretteten drei Jungfrauen besonders aufmerksam und außer kostbaren Gewändern läßt er ihnen auch häufig Bäder zubereiten: „baden ze allen ziten ers vliziclichen hicz."***)

Auch als Vorbereitungsmittel zur Reise,†) wie bei jeder nur

Marmoreosque gradus veterum solertia circum
Artificum posuit, per quos descendat in undam,
Quantum quisque volet, gelidas hinc inde calentes
Invenit, arbitrioque suo sibi temperat undas.
Hos illis secreta locis natura vapores
Addiderit, manumque labor, queratur ab illis,
Qui loca nota colunt; caussas secretaque rerum
Majores fido possunt audisse relatu."

*) Vergl. Breint v. Gavenberg, Wigolais, c. 154, v. 30.

**) Perz, monument. German. 6. 493. I. 37.

***) Gudrun, p. 17. 162, edt. Vollmer und ebendaselbst 1301, 1303.

†) Nicht nur als Stärkungs- und Belebungsmittel, („si fatigatio accidit in itinere — cum ad hospitium peruenerit per unam horam quiescat, deinde, balneum interet et in eo maneat donec caro lenis et rubea fiat," heißt es bei Arnald de Villa nova, (1300—1360,) man hielt aber auch auf Befolgung der ärztlichen Vorschrift: „Merche ob y(e)mant lang rays oder weg fertig will werden — oder in streit — der schol von erst sein leib

irgend denkbaren Veranlassung sehen wir den Gebrauch des Bades empfohlen. Die (Minne-) Dichter des Zeitalters erwähnen namentlich auch der Sitte, die Badestube mit Rosenblättern zu bestreuen. In ärztlich verordneten Bädern nehmen neben Chamomillen auch Rosen eine Stelle ein.*) So mag es denn wohl glaubhaft erscheinen, daß bereits in jenem Zeitraum in deutschen Landen Bräutigam wie Braut vor der Hochzeit, zuweilen nach derselben mit zahlreichem Gefolge nach der öffentlichen Badestube zogen und dort beim Klange der Musik ein heiteres Mahl gehalten wurde. Erst später, nach der Epoche der Kreuzzüge, des Interregnums und der Pestzeiten scheinen die mannigfachen Ausschreitungen stattgefunden zu haben, die eine Menge Beschränkungen und Verbote im Wege der Gesetzgebung hervorriefen, auf welche wir in der Folge zurückkommen werden.

Ein entschiedenes Hauptmoment im gesammten Badewesen Deutschlands und des Occidents bilden die Kreuzzüge wie bereits die Wallfahrten nach Palästina, und der nachmalige Aufenthalt der Heere wie der Pilgerschaaren im fernen Osten. Die häufig über Constantinopel gehenden Züge, wo zu jener Zeit einundzwanzig öffentliche Warmbäder in Gebrauch waren,**) machten ebenso wie die in Palästina allgemein verbreitete Sitte des Badens unsre Landsleute mit Einrichtung und Gebrauch jener Anstalten vertraut. Aber weit mehr noch brachten oder schleppten vielmehr die nach der Heimath zurückgekehrten Kreuzfahrer nicht

---

furben vnd raynigen mit tranch vnd mit aderlozzen mit pad." Vergl. Cod. pal. Vindob. (S. XIV.) Nr. 2864, fol. 67. Uebersetzung des englischen Arztes Bernhard Gordon († 1305) „Lilium medicinae", p. 123, edt. Francf. 1617.

*) Biterolf, (edt. Hagen,) p. 125, v. 12377. Parcival, st. 166, v. 26. Ulr. v. Lichtenstein.

**) Vergl. Du Cange, Constantinopel. Christ. L. 1 p. 91—95. edt. Paris. 1680. Banduri, Imper. Orient. 2. 819. — Willhelm Tyrus, († p. 1178,) Histor. L. 47. p. 949, L. 11. edt. Bongass. Reissbuch in das h. Land. p. 291. Nürnberg, 1659.

blos die Gewohnheit häufigen Badens, aber wie wir schon früher umständlich hervorgehoben, auch jene entsetzliche Geißel des Menschengeschlechts, den Aussatz, aus dem Orient ein. — Hatte man zwar die Seuche auch schon vorher im Abendlande gekannt und derselben zu wehren gesucht, so trat sie doch erst jetzo mit so entschiedener Schärfe auf und hatte sich bald allenthalben eingebürgert. — Dies Umsichgreifen der Lepra mußte sofort auf vermehrten und sorgfältigeren Badegebrauch hinweisen und kamen besonders im nördlichen Theile des Abendlandes rasch die Schwitzbäder in um so stärkerem Maaße auf, als man, wie schon erwähnt, den Glauben oder die Sorge hegte, daß Baden in Flüssen und Bächen gefahrvoll und der Seuche förderlich sei! —*)

Die Schwitzbäder dagegen galten schon kurze Zeit darauf für kräftigste Gegenmittel, ein förmliches Präservativ wider den Aussatz. So finden wir in des erwähnten, englischen Arztes und Lehrers an der hohen Schule von Montpellier mehr erwähnter Uebersetzung des „Lilium medicinae", die bedeutungsvolle Stelle:

> „Ob y(e)mant spreche ob suzzez (süßes) wazzer pade, in der auzetzichayt tauget. So sprich ich — daz es nicht enfügt daz ist war — Dorvmb so wedurfen wir starcher Dinge als ist das swayz pad mit chreutern.**)

In romanischen Ländern scheint man für Schwitzbäder zum Theile die Einrichtung der römischen Caldarien beibehalten zu haben. Der nach Römerart hiermit eng verknüpfte Gebrauch der Abkühlung im Kaltwasserbehälter, („labrum",) jedoch, wurde vermieden. So schrieb Bernhard Gordon, diese Einrichtung näher darstellend: „Stupha, (also die heißen Badestuben,) ubi debent esse tres domus lapideae, ita quod in prima fit aer temperatus aut parum excedens, in secunda magis calidus manifeste in

*) Vergl. Gordon, a. a. O., Lilium medicinae, p. 817.

**) Cod. palat. Vindobon. (S. XIV.) Nr. 2864. fol. 53b. Uebersetzung des Bernhard Gordon, Lilium medic. p. 126.

tertia multum calidum, et hoc balneum magis competit in praeservativa."

Auch in Deutschland bediente man sich (neben Wasserbädern) vermuthlich bis zur Zeit des XII. Jahrhunderts jener Art Schwitz-Bäder, in denen man durch die in geschlossenen Räumen erhitzte Luft die Transpiration hervorrief. Man kannte jedoch auch bereits derartige Anstalten, wo man den gleichen Erfolg durch heiße Dämpfe hervorrief, ein Verfahren, das aus nordöstlichen Gegenden eingeführt und bei uns verbreitet worden zu sein scheint. So erzählt Nestor, (einer der Kirchenväter,) vom Apostel Andreas, der längs des Dneper zu den Slaven gelangte: „Er sah die Sitte der dortigen Leute, wie sie sich in Bädern waschen und mit Badequästen schlagen, und wunderte sich darüber." Nach Rom gelangt, berichtet er dort: „Ich sah hölzerne Bäder und darin steinerne Oefen, die sie scharf heitzten. Sie begießen sich die Haut mit lauem Wasser und nehmen Ruthen oder zarte Baumzweige und fangen an, sich damit zu peitschen, gießen indeß Wasser auf die Steine und peitschen sich so arg, daß sie kaum lebendig herauskriechen, wo sie sich (hinwiederum) mit kaltem Wasser begießen. (Und) dies thun sie alle Tage." — Diese Sitte fand in unserm Vaterlande Eingang durch die auf Handelsreisen nach Rußland dringenden deutschen Kaufleute, so z. B. durch Regensburger Kiewfahrer, nach Wien. Die früheste Anwendung einer derartigen Anstalt in einer deutschen Stadt findet man in Lübeck, wo bereits im Jahre 1240 eine Verordnung des Raths nöthig erachtet wird, welche die Anlage von Badestuben und Backhäusern ohne dessen ausdrückliche Bewilligung untersagt.*)

Die nächstältesten Erwähnungen von Schwitzbädern datiren aus Speier 1241, Brünn 1244, Hamburg 1248, Brieg 1250, Liegnitz 1252.**)

---

*) Vergl. Pauli: „Lübeckische Zustände zu Anfang des 14. Jahrhunderts", 41.

**) Vergl. Zappert: „Ueber das Badewesen mittelalterlicher und späterer

Von jenen mehrerwähnten russischen Dampfbädern unterschieden sie sich indeß auch noch dadurch, daß man sich am Schlusse des Bades nicht mit kaltem, sondern nur mit lauem Wasser und Seifenlauge übergießen ließ. Hiermit wenigstens scheint die Darstellung des Hypolit Guarinonius, Arztes im Frauenstift Hall und Physikus zu Steyer, übereinzustimmen:

> „Durch gantz Teutschland ist nichts gemeineres, nichts bekannteres, nichts geübteres als diese Leib-Ringerung durch den Schweiß — schweiß — vnd dampfbaden — darauf der gemeine Pöffel, und vil ansehnliche Burger — dermassen steiff vnd stark halten, daß sie vermeynten viel verloren zu haben, wann sie nit alle Sambstag vor dem Sonntag oder alle Feyrabend vor den Fest- vnd Feyrtägen, in das gemeine heil oder besondere Schweißbad gehen, schwitzen, sich reiben, fegen, butzen und abwaschen lassen.“*)

Ueberhaupt kam unter den Deutschen die Vorliebe für starkgeheitzte Wohnstuben auf und Anton Guaineri, († zu Pavia ums Jahr 1440,) äußert sich dahin, die Deutschen hätten nicht in Folge übermäßigen Trinkens, wie viele wähnen, zerkerbte Augenliderränder, (oculus scarpellatos“,) sondern vom Aufenthalte in übermäßig geheitzten Wohnstuben, („stuffarum inhabitatione“,) rühre jene auffällige Erscheinung her.**) — Auch Erasmus, der bekannte Gelehrte des Reformationszeitalters, beschreibt in gleichem Sinne eine Gast- und Schenkstube, in der man Reisende aller Classen zusammengepfercht findet: „vehementius accenditur hypocaustum, etiamsi alioqui sol aestu sit molestus. Haec apud illos praecipua pars est bonae tractationis si sudore difluant omnes.“

Zeit“, im Archiv für österreichische Geschichtsquellen, XXI, 29 f. Mone, „Zeitschrift für die Gesch. des Oberrheins, XII. 19.

*) Vergl. Guarinonius: „die Grewel der Verwüstung, Ingolstadt“, 1610. p. 898.

**) Vergl. Anton Guaineri, opera praecl. fol. 207b., cl. 2, Lugd. Batav. 1534.

— Verträgt Einer den Qualm nicht, und öffnet ein Fenster, so rufen Alle: „Zugemacht!“*)

In diesen Tadel stimmt auch (im Verlauf der Zeiten Andreas Lacuna, einer von Kaiser Karl's V. Leib- und Reiseärzten, mit den Worten ein: „Hypocausta Germanica ad tuendam sanitatem non probo.“**) Neben den öffentlichen Badestuben fanden übrigens in allen deutschen Landen auch Privat-Schwitzbäder, — jene von den Lateinschreibern des Zeitalters, wie erwähnt, sogenannten „stuffae“ oder „stuphae“, — Badestuben, allgemeinste Verbreitung.***) Zu Heilzwecken wurden in einer überdeckten Wanne heiße Steine mit einem Kräuterabsud übergossen.†) So hatten nicht nur die Privathäuser wohlhabender Bürger, aber auch Handwerker- und sogar Bauernwohnungen in abgelegenen und waldreichen Gegenden jene Einrichtung.††) In Ulm z. B. zählte man ums Jahr 1498 neben acht öffentlichen 168 private Badestüblein. Die-

*) Vergl. Erasmi opera I. 717. a, b, edt. Lugd. 1702.

**) „Victus ratio“: mih. fol. 12b. Coloniae, 1550.

***) Vergl. Ryff, Badenfart, fol. 4a. Würzburg 1542 und Guarinonius, „die Grewel der Verwüstung“, a. a. O. p. 903.

†) Joachim Vadian: „Ein kurz und trüw vnderweiss. wider die Pestilenz.“ fol. 6b. Basel 1519. Es wurden heiße Backsteine oder Kiesel in die Wanne gelegt. Guarinonius, a. a. O.

††) Noch im Jahre 1754 waren die Schwitzbäder im Odenwalde sehr gebräuchlich, wie Klein in seiner Geschichte der Grafschaft Erbach, („De aëre, aquis et locis agri Erbacensis,“) erwähnt: „Hypocausta nostrates peramant praefervida, ignea quasi, ligna enim, licet cariora jam sint, ac olim, nondum aestimant, sicque ad fornacem corpora quasi torrent. Assati jam, ut ita exprimam, mox iterum libero, ventoso, pluvioso, algido, se exponunt aeri (si opificii ratione istis non continuo inhaerent) laboribusque vacant necessariis; dein iterum ardentes quaerunt fornaces. Nil dicam, quod in conclaviis horum humilibus et aestuantibus exhaltationes insalubres coacervatim inspirentur et cum sumtis deglutiantur quoque. Ubi quis aegrotat, mox auxilium curamque in aestuoso reponunt hypocausto: magis adhuc, ubi puerpera sit, unde pluries purpura progignitur: certius, si vinosa, eaque crocata, exhibeant juscula.“ Rheumatische steckte man in ein Bett, das durch 11 oder 13 eben aus dem Ofen gezogene Brode erwärmt worden war. Diese Letzteren wurden unmittelbar zuvor herausgenommen.

selben enthielten terrassenförmig aufgestellte Bänke, auf welche die Badenden sich mit der bloßen Haut hinlegten, und deren jede einen höheren Grad von Hitze mittheilten; — doch gab es auch Abarten jener Einrichtung und es wurde sogar der Backofen sowohl zu Dampf-, als Luftschwitzbädern verwandt. Zu ersterem Zwecke goß man Wasser in den noch erhitzten Backofen,*) oder man schob den Kranken, (meist Wassersüchtigen,) nachdem er „abgebacken" war, in den Backofen, wobei der Kopf außerhalb der Mündung desselben zu liegen kam. Der soeben citirte Autor berichtet hierüber erläuterungsweise: „Ist ein newer Badformb erdacht worden, nemlich der gemein Becken oder Backofen, die lassen sich durch die Beckenknecht, nachdem das Brod abgebachen vnd vff dem ofen gezogen, auff ein Laden — nach der Leng niederlegen vnd ausdenen, als dann fein höflich mit den Füßen zuvor an, in den Ofen stossen, alsdann das Ofenloch zulucken, vnd den ganzen Leib, außer dem Kopf — nit anders als ein Pasteten, wol abdampfen: sie befehlen dann dem Bäckerknecht, daß er sich für einige Zeit entferne, (wohl damit ihnen jede Gelegenheit abgeschnitten werde, sich aus dem Ofen herausziehen zu lassen)".**)

Trotz dieses qualvollen Verfahrens und mehrfach wiederholter tödtlicher Ausgänge desselben, wurden derartige Bäder auch von alternden Frauen, Behufs Beseitigung der Runzeln und Gesichtshaare, benutzt***), ob mit Erfolg, mag wohl sehr dahingestellt bleiben.†)

*) Ryff, a. a. O.

**) Vergl. Savanarola, Pract. canon. fol. 122 cl. et 2 f.: „Quare homines hypropicos tales in furno locant capite exterius situato —" — Pract. major. fol. 19, cl. 1. 9. „hydropici et proprie hyposartici ponuntur in furno post extractionem panis. Vergl. außerdem Joh. Guinther. Comment. de baln. Argentor. 1565. p. 168.

***) Vergl. Gilbert Anglius, Compend. medic. fol. 78a, et cl. I. edt. 1517: „In primis se balneet ut pori aperiantur et mollescant radices pilorum, deinde se stuphet et sudet." Vergl. außerdem Bernh. Gordon, a. a. O., p. 181 und De secretis mulierum ap. Renzi Collect. Salernitana, 4. p. 26, v. 14 seq.

†) Gilbert Anglicus, (S. XIII. ext.) Compend. medic. fol. 78a. et I edt.

Auch die in unsern Tagen mehrfach empfohlenen heißen Sandbäder waren der damaligen Generation bereits bekannt. Man grub die Patienten zur Mittagszeit, während der Hundstage, bis zum Kopfe in den heißen Meeressand, außerdem kam es vor, daß man dieselben auf einen mit glühenden Kohlen erhitzten Ofen in Birkenlaub legte, oder ihnen ein Lager zwischen zwei Feuern anwies, mit dem tröstlichen Zusatze: „patiens volvatur undique donec incipiat fumare, fricetur fortiter et ita curabitur, si Deus voluerit.“

Als der Khalif Watek Billah an der Wassersucht gefährlich darniederlag, versprachen ihm die Aerzte noch fünfzig Jahre Lebensfrist. Zu wiederholten Malen schoben sie ihn desfalls in einen heißen Ofen, bis er seinen Geist aufgab.*)

Aus allen vorhandenen Mittheilungen geht heror, daß die gesammte Einrichtung jener Schwitzbäder an vielen Orten eine höchst einfache, ja dürftige war, oft sahen sich die Patienten oder Badegäste nur auf eine oder zwei Stuben beschränkt, zu denen vielleicht noch ein Ankleideraum kam, der zu Zeiten schlecht überwacht wurde, da die Entwendung oder Vertauschung von Gewändern zu den alltäglichen Vorkommnissen gehörte, — daher denn auch, aller gesetzlichen Strafandrohungen**) und Vorkehrungen unerachtet, — die wenigstens bei den niedern Ständen — —.

1517 und Bernhard Gordon, a. a. O. p. 181 und „de secretis mulierum op. Renzi Collect. Salernitana, a. a. O.

*) Vergl. Lersch, „Gesch. der Balneologie,“ Würzburg, 1863, unter Rückbezug auf Gordon, de reg. acut. (1305) und Abufred, II. 182.

**) Daß es in jenem Zeitalter weder an frevlerischen Eigenthumsentfremdungen noch an förmlichen, gewerbsmäßigen Badedieben fehlte, geht aus einer ganzen Anzahl Gesetzesstellen hervor: „Wer des Anderen suert oder cleid, oder Becken oder scermess uon dem stouen dreget,“ verfiel nach Stader und Bremer Stadtrecht in die schwere Strafe, mit dem entwendeten Gute und auf den Rücken gebundenen Händen zum Galgen geführt zu werden. Vergl. ferner Sachsenspiegel, III. 90, ed. Sachse, Rupprecht v. Freisingen, Stadt- und Landrecht, p. 281, v. Maurer und Rößler, Stadtrecht v. Brünn, p. 394, Nr. 198. Münchener Stadtrecht v. Jahre 1547, p. 130, Art. 333.

sehr weit getriebene Naivetät, in einem Aufzuge das Bad zu besuchen, der mit der heutigen Sitte und dem Anstande im allerschroffsten Widerspruche steht. — Originell auch blieb die Art und Weise der öffentlichen Ankündigung des Moments, wo die Bäder in der und jener Anstalt zum Gebrauche fertig zugerichtet waren, was nicht nur durch lautes Ausrufen, aber auch durch Hornsignale zu geschehen pflegte, eine Sitte, die, wie uns angedeutet wird, vielleicht aus Frankreich zu uns herüberkam.

„Ich horte daz der bader blies“,

ist die von den Balneologen unserer Tage mehrfach citirte Stelle, auf welche sie desfalls Bezug nehmen, während der französische Ausdruck:

„Corner l'eau“

uns den bei unsern westlichen Nachbarn allgemein üblichen, namentlich den bei Hof und in jedem größern Hause eingeführten Brauch versinnlicht, vor der Mittagstafel oder vor Festmählern sich die Hände zu waschen.*) An manchen Orten verkündete indeß auch der Klang der Badebecken dem Publikum Tag und Stunde des Bads,**) so z. B. in Eger, wo ein gedungener Ausrufer mit einem Klöppel auf ein Messingbecken schlug und die Menschen zum Eintritt lud. In Paris gingen nach Dülaures Chronik die (Lehr-) Jungen zu bestimmter Stunde mit einer Klingel auf und ab und riefen oder sangen die Worte:

„Seignor quar vous allez baigner,
Et eztaver
(estuver vom deutschen Wort „Stube, Badestube“, also soviel wie **schwitzen**,)
Li bains sont chaut, c'est sanz mentir!“

---

*) Namentlich waren es wohl die Bader Wiens, die die Badegäste durch Hornsignal einluden. Sie bezeichneten, aus Mangel einer anderweiten Ankündigungsart, den Burgwächtern gleich, die früh den Sonnenaufgang durch Hornfanfare meldeten, das dampfende Bad.

**) Vergl. Lersch a. a. O. unter Rückbeziehung auf Wildvogel. Unseres Wissens waren auch die öffentlichen Bäder durch Aushängen eines metallenen Baderbeckens kenntlich gemacht, was im Verlauf der Zeiten da und dort zu Irrungen und Streitigkeiten mit den Scherern führte. So durften in Frank-

Uebrigens wurde, (ganz beiläufig gesagt,) zu Paris im XIII. Jahrhundert den Badern behördlich untersagt, jenen Unfug und ihr schlafstörendes Geschrei wie bisher schon mit grauendem Morgen zu erheben!

Von diesen Sonderbarkeiten oder Eigenthümlichkeiten ab, wenden wir uns mit um so größerem Interesse der das Zeitalter aufs glänzendste charakterisirenden Mildthätigkeit und Nächstenliebe in Bezug auf Gesundheitspflege durch Baden und Benutzung von Heilquellen:

Dem Baden und Abwarten des dürftigen und des ermüdeten Wandersmannes, des Wallfahrers, des vom Grabe des Erlösers oder aus Rom heimkehrenden Pilgers, schloß sich schon nach dem Beispiele unseres Heilands die Sitte der Fußwaschung an.*)

Andere trugen Sorge, daß wenigstens nach ihrem Hintritt jenes Liebeswerk an Armen und Hülflosen geübt wurde. Jene Mildherzigen stifteten von ihrer Habe, damit alljährlich bei Wiederkehr ihres Sterbetags oder blos nach ihrem Hinscheiden Bedürftigen ein Bad bereitet werde. Solche Bäder führten die Benennung „Seelbäder", denn die durch jene Erquickung, der meist ein Mahl zu folgen pflegte, Bedachten sollten an jenem Tage an des Stifters Seelenheil gemahnt oder erinnert werden.

Zu weit vielleicht für den engen Raum dieser Schrift würde

---

furt a. M. die Bader das Scheren besorgen, nicht aber jenes Zunftzeichens sich öffentlich bedienen. Vergl. Kirchner, „Gesch. der St. Frankf." 1. 580. Aehnliches geschah in Wien u. a. Städten des Reichs.

*) So wusch die h. Elisabeth wiederholt Sieche und Aussätzige, verrichtete einem preßhaften Greis beim Baden jeden Liebesdienst und legte denselben schließlich in des Landgrafen eigenes Bett. Der h. Germanus, Bischof von Auxerre († 448) reichte ankommenden Gästen eigenhändig das Fußbad, die h. Hedwig ging so weit, das Wasser zu trinken, in welchem sie Mönchen und sonstigen frommen Vätern eigenhändig die Füße gewaschen hatte. — Graf Ansfrid, verwitwet auf den Bischofsstuhl von Utrecht berufen, (995,) verpflegte täglich zweiundsiebzig Arme; — im Alter erblindet, trug er den auf einem Berge wohnenden Kranken unter Leitung seines Kämmerers, eigenhändig das Badewasser zu. Vergl. Thiedmar († 1018) Chron. ap. P. Monum. Germ. 7. 778.

es führen, auch nur eines kleinen Theiles jener schönen und edeln Stiftungen einzeln zu gedenken; — wir müssen uns darauf beschränken, hier zu erwähnen, daß auch die städtischen Obrigkeiten in jenes Streben hülfreich eingriffen. In Würzburg z. B. durfte die Badestube (vor dem Jahre 1342) nächst dem Bürgerspital nur unter der Bedingung errichtet werden, daß die armen Sondersiechen zweimal wöchentlich unentgeltlich gebadet werden.*) Es kam ein Beispiel vor, daß die Stadt Geroldshofen (Gerolzhoven) sogar klägerisch wider ihren städtischen Bader auftrat, weil er jetzo nur dreimal wöchentlich Bäder bereite, „wodurch die Leute alle mit Iren Kinde gerewenlichen nicht gebaden können — sondern werden vber einander, als ob ein Seelbad were geschlagen."**) An Stelle des altgermanischen Wergeldes trat aber auch je zuweilen, auf Ausspruch der Strafrechtspflege, die Verpflichtung, zur Sühne wegen begangenen Todtschlags und zum Heil der Seele des Verblichenen ein Seelbad zu stiften.

In Nürnberg hatte Anfangs des XVI. Jahrhunderts die Zahl der gestifteten Seelbäder bereits eine solche Höhe erreicht, daß man (vielleicht unterm Einfluß reformatorischer Bewegungen) an maaßgebender Stelle beschloß, fernere derartige Stiftungssummen andern wohlthätigen Zwecken zuzuwenden: „Sich werden auch die alten gestifften Spenden vnd Seelbadt mit der zeyt auch inn die almosen geben, was aber hinfür von Spenden vnd seelbadt geschafft werden" u. s. w.***) Noch bis im Verlauf unserer Tage gaben einige Zünfte in München zu Quatember und andern Zeiten zum Seelenheile ihrer verstorbenen Mitglieder solche Bäder zum Besten.†) Folgende Verkündigungsformel des Stadtrathes

*) Vergl. Heffner, im Archiv des histor. Vereins von Unterfranken, 12. 1. Heft, 109.

**) Vergl. Dreyhaupt, „Beschreibung des Saalkreises", 1, 820; wie ausdrücklich bemerkt wird, zum Heil der Seele des Verblichenen.

***) Vergl. neue Ordenunge der Bettler Inn der statt Nürnberg, 1522, fol. 3b.

†) Vergl. Schmeller, „Baier. Wörterbuch", III. 226.

in Zwickau erscheint uns noch von besonderem Interesse: „Dergleichen hat der Radt uff morgen montag ayn selenbadt zu der oberen Stuben bestellen lassen, wer um Gotte willen baden will, mag sich dahin (ver)fugen.*)

Merkwürdig bleibt, daß mit der Reformation die Stiftung von Seelbädern entschieden in Abnahme gerieth, obwohl Luther solche durchaus nicht getadelt, vielmehr lebhaft empfohlen hatte. So spricht er sich in einem Briefe an Hans von Minkwitz, einen sächsischen Edelmann, aus, der ihm eine von seinem Vater gegründete Stiftung näher darstellt:

> „Das fünfte Stücke mit dem Seelbade gefällt mir auch wohl, ohne daß ich's nicht ein Seelbad für die Seelen sein lassen wollte, sondern ein Exempel Christi, da er seinen Jüngern im Abendmahl die Füße wusch."**) —

Längst wäre es an der Zeit gewesen, hier der Baderzunft zu gedenken und die Thätigkeit ihrer Mitglieder zu beleuchten:

Bekannt ist es, daß dieselben (meist aus leibeigenen, wendischen Knechten bestehend,) im Allgemeinen anrüchig waren. Als durstige Leute wurden sie arg verschrieen. — „Er trinkt als ein Bader", war ein weitverbreitetes Sprichwort. Oftmals recrutirten sie sich aus der Reihe verkommener Studenten, die sich mehr auf Völlerei wie auf Studien verlegt hatten: „diese ziehen nachmals inn dem Land herumb, der ein wird Gaukler, oder Spielmann, der dritt ein Theriakskrämer, der virt ein Bader."***) Gleich den Webern hatten sie in den städtischen Bruderschaften keinen Zutritt, durften keinerlei Waffen tragen, nicht einmal lange Dolch- oder Hiebmesser.

In einem Hildesheimer Geburtsbriefe vom Jahre 1660 heißt es noch: „Auch nicht Balbierer, Bader, Zöllner . . . ." Im

---

*) Vergl. Klotzsch, „Sammlung vermischter Nachr. z. sächs. Geschichte" 4. 361.

**) Luthers Schriften, 22, p. 42, Leipzig 1740.

***) Vergl. Johann Geyler, (1498,) „Weltspiegel," fol. 99a. Basel, 1574.,

Jahre 1548 wurde es zu Augsburg getadelt, daß es etlicher Orten im Gebrauch sei, Leineweber, Barbiere, Schäfer, Müller u. s. w. nicht in andere Zünfte als die ihrer Eltern aufzunehmen. Dieser von thörichtem Vorurtheil diktirte Gebrauch*) wurde noch in mehreren späteren Edikten, zufolge des heiligen römischen Reichs Polizeiordnung, aufgehoben.

Bekannt ist auch ferner, daß Kaiser Wenzel die Zunft der Bader auffällig begünstigte, denn eine Bademagd war es gewesen, die ihm, (1406,) als die böhmischen Landstände ihn auf Schloß Wiltberg in Haft hielten, zu einem Kahne und zur Flucht verhalf, worauf er jene Erstere Anfangs zur Geliebten nahm, später aber sich (wohl heimlich) mit ihr trauen ließ. — Demzufolge erklärte er aus Dankbarkeit das ganze Baderhandwerk für ehrlich und rein, stellte es andern Gilden gleich, suchte es durch Androhung schwerer Vermögensstrafen vor Hohn und Schmähungen zu schützen und versah dasselbe mit einem Wappenbriefe.**)

---

*) Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß das allgemeine Reichsgesetz, gleichfalls in Folge Vorurtheils, den Israeliten den Besuch der öffentlichen Badestuben verbot, wie dies Kaiser Wenzel (1406) bestätigt hatte. Nach kanonischem Rechte war es übrigens längst den Christen verboten, sich mit ihnen gemeinsam zu baden, und zwar den Laien bei Strafe der Excommunication, den Geistlichen bei Strafe der Degradation. In Marseille gestattete man den Israeliten nur Freitags den Besuch der Badestuben, während die Christen dieselben nicht betreten durften. Diese Absonderung mag allerdings einerseits durch die zwischen Anhängern verschiedener Glaubensbekenntnisse obwaltenden feindlichen Gesinnungen ebenso sehr wie die dem Semitischen Stamme von Manchen, selbst schon von den Römern, schuldgegebenen Eigenthümlichkeit hervorgerufen worden sein (Vergl. Juvenal, Satyr. V. 86.) Dies gab indeß Veranlassung, daß in vielen Städten die Israeliten sich eigene Bäder anlegten, wie z. B. in Wien, Augsburg (1290), Erfurt, Bamberg (im 14. Jahrh.), Andernach u. A. m. Auch scheinen die Israeliten vom 12. Jahrhundert ab eigene Baderegeln befolgt zu haben: vergl. Tad. Chasaka, Hilchoth, Death. c. 4. Bei Lersch, a. a. O. 159 ff.

**) W. in Gold, eine in Knoten geschlungene, blaue Baderschürze, von einem Psittig begleitet. Da jedoch Wenzel bereits sechs Jahre zuvor von den Reichsständen der Krone verlustig erklärt worden war, so gaben die deutschen Zünfte wenig auf jenes Privileg und erst Carl V. war es vorbehalten, vermöge Reichstagsabschiedes v. Jahre 1548 die Ausschließung der Bader von

Die Baderzunft umfaßte die Bader mit Gesellen und Jungen. Letztere mußten „ehrlicher Geburt, gebührlichen Alters, feinen Verstandes, im Lesen und Schreiben wohl geübt und gute Christen sein.“

Die Bader-Lehrzeit dauerte 3 Jahre; — nach erfolgter Lossprechung wurde in üblicher Weise die Wanderschaft angetreten. Wichtiger wie die soeben erwähnten Privilegien war die Berechtigung des Haltens der vielbesuchten Badestuben, das Setzen der Schröpfköpfe, das im Laufe der Zeiten jedenfalls auch schon vor dem 14. Jahrhundert aufgekommen war, auch das Putzen auf nassen Bänken, das Rasiren und Haarabschneiden in den Bädern, (zum Verdruß der ihnen wohl aus Brodneid feindlichen Scheererzuft).*) Dagegen durften sie sich nur mit Heilung alter Schäden abgeben, nicht mit frischen Wunden, die in den Wirkungskreis der Chirurgen und Barbiere gehörten. Demuneracht konnte sich jedoch ein Bader zum Wundarzte aufschwingen; Beinbrüche und Verrenkungen zu heilen, war ihnen ohnehin erlaubt, (noch 1699). Manchen Orts waren sie auch verpflichtet, bei Feuersbrünsten für Wasser zu sorgen. Nach uraltem Brauche mußte der Bader einen einkehrenden Wandersgesellen oder Lehrjungen eine Nacht beherbergen und ihm die nöthige Atzung reichen**).

Lepröse, wie auch solche mit jenem bedenklichen, räthselhaften, durch örtliche Infektion sich fortpflanzenden Uebel behaftete Kranke waren sie der Obrigkeit anzuzeigen verpflichtet, doch wurde diese

---

anderen ehrlichen Zünften zu verbieten. Vergl. (Goldast, Reichssatzung, II. 82. Ferner die unter Kaiser Rudolph II. im Jahre 1577 zu Frankfurt a. M. publicirte Reichspolizeiordnung, Tit. 38, § 1,) eine Bestimmung, die jedoch nur sehr zögernd aufgenommen und befolgt wurde. Ueber die von K. Wenzel (jedenfalls heimlich) geschlossene Ehe, sowie die von Letzterem den Badern ertheilte Berechtigung, mit weißem Wachs zu siegeln, vergl. Lersch a a. O.

*) Indeß gab es auch Ausnahmen: In der Abtei Neustadt a. M. heilte 1624 des Klosters Bader Wunden, ließ zur Ader und schor den Novizen den Kopf.

**) Vergl. Geraer Baderordnung und Sachsen Weimarische Baderordnung bei Lersch a. a. O. S. 154.

Maaßregel mit geringer Aufmerksamkeit oder Gewissenhaftigkei
gehandhabt.*)

Starb ein Bader, so konnte dessen Wittwe das Geschäft un
beirrt fortsetzen und führt uns dies zur Erwähnung der Sitte
weibliche Aufwartung in den öffentlichen und Männerbädern zu
halten, wie endlich auf das häufig gemeinsame Baden beider
Geschlechter in ein und demselben Wasserbehältniß und in der
nämlichen Wanne. Schon mit dem Aufkommen der näher be
sprochenen Seelbäder hatten sich „Seelnonnen“ und „Seelschwestern“
gefunden, die es sich zur Pflicht machten, Armen, Kranken und
Siechen die erforderlichen Dienste zu leisten, um Gottes willen
— — und von diesem Gesichtspunkte aus muß man jene
Eigenthümlichkeit des Mittelalters ins Auge fassen, das nach den
Worten der Schrift:

„Dem Reinen ist alles rein!“

in opferfreudiger Erfüllung der Pflicht der Nächstenliebe nichts
Arges erblickte.

Hierzu kam denn auch die ungleich größere Naivität und
Sitteneinfalt des Zeitalters, die nicht nur den Menschen aus
den niederen und selbst mittleren Volksklassen bei hellem Tage
in einem Aufzuge — dem Hornrufe des Baders Folge zu leisten

---

*) Nicht ohne Mühe entdeckten wir eine Erfurter Baderordnung vom
Jahre 1512, in der es wörtlich heißt:

„§. 18. Item ein jeglicher Meister oder Knecht sol seyn bey de
Weihfastenmesse, von Anfang des evangelium bis zum Ende der Messe
welcher ohne laube der Vormünder davongeht, soll so offt ein Pfund
Wachs Buße geben.

§ 19. Item es soll ein jeglich Meister vnd Knecht auch frawen
und Mägde ihren Vormündern gehorsam sein, was sie die Von eine
Erbaren Raths wegen vnd uffs Befelch heißen, auch fortwas von de
Handwergs wegen das einem Handwergk zustehet vnd gebühret, befohlen
oder gebotten wird, zu leisten vnd zu halten, wer das nicht also thete
der soll das mit 5 schilling verbüßen.

§. 23. Auch sollen die Bader ihren Gezeugk, vogert vndt Bänke
scheermesser, (Ader-) laßeysen vnd laßköpfe rein halten, wer das nicht
also thete, der sol das mit 5 schilling verbüßen.“

verstattete, den Wesenheit der Anschauung und Anstandsgefühl unserer Tage arg verdammen müßte, aber auch jenes gemeinsame Baden, weibliche Bedienung und Gewandhüterinen völlig arglos gutthieß. Seiner Zeit fand eben kein Mensch etwas Unpassendes darin, wenn auf den Burgen ein fremder Ritter als Gast vorsprach und die Hausfrau ihm, nach der ersten Begrüßung, ein Bad anbot, bei welchem entweder sie selbst oder doch eines der ihr dienenden oder zu ihrer Umgebung gehörenden Frauenzimmer die Aufwartung in allen ihren Theilen übernahm.*)

Mag dies nach den meist verbreiteten Ansichten der Geschichtsforschung einen Vorwurf auf jenen gesammten Zeitraum hinlenken und die gerühmte Sittenstrenge, vorab im deutschen Bürgerstande, stark in Frage stellen. Immerhin glauben wir, daß außer der bereits erwähnten Sitteneinfalt weit mehr noch die gemeinsame Gefahr, die allgemeine Furcht vor den fort und fort wiederkehrenden oder umherschleichenden Epidemien, dem Aussatze, dem schwarzen Tode wie einer ganzen Zahl der Pestseuchen, vielleicht selbst noch dem Petechialtyphus, — den Verdacht frivoler oder sträflicher Nebenabsichten sehr vielfach ausschloß. Frühzeitig jedoch erhoben sich bereits Stimmen gegen jene „Seelnonnen" und Bademägde und fehlte es nicht an zeitgenössischen Stimmen, die geradezu von Schlupfwinkeln und Höhlen des Lasters sprachen.**)

---

*) Vergl. Hartmann v. d. Aue, Jwein, Wolfram v. Eschenbach, Parzeval. Ueber eine bildliche Darstellung, in der ein greiser Ritter von vier Frauen im Bade bedient wird, vgl. Hagen, in seiner Abhandlung der Berl. Akad. 1844, 307, auch bei Leo über mittelalterliche Burgen in Raumer's histor. Taschenbuche. Jener allgemein bräuchlichen Form gedenkt auch, (beiläufig gesagt,) Cervantes in seinem berühmten Roman, wo eine fürstliche Dame den kaum angelangten „Ritter von der traurigen Gestalt", im Gesicht tüchtig einseifen läßt, da derselbe den Harnisch nicht ablegen will oder kann, um ins dargebotene Bad zu steigen.

**) Vergl. Guarinonius, a. a. O. 944—957. Schon der fahrende Ritter und Sänger Tannhäuser, der bekanntlich unter den letzten Herzögen von Oesterreich, Babenberger Stammes, lebte, und den bekanntlich die Sage in den thüringer Hörselberg bannt, (1230—1246,) hatte die Kostspieligkeit, (soll

Demnach mangelt es nicht an historisch feststehenden Fällen, aus denen klar erhellt, daß es auch Orte gab, wo jede Unsitte öffentliche Entrüstung wachrief! So berichtet man: Als einst der Geheimschreiber des Erzbischofs von Magdeburg, Konrad Schütze, auf dem Wege ins öffentliche Bad, eine ihm zufällig begegnende Bürgersfrau in muthwilligem Scherze frug, ob sie ihn begleiten wolle, erhob diese — ob jener Zumuthung — ein solch Geschrei, daß mehrere Männer, Zeugen des Vorfalles, über den (muthmaßlich längst öffentlich verhaßten oder verschrieenen) Vertrauten ihres geistlichen Landesherrn herfielen und ihn auf offener Straße erschlugen.*)

Dahin zielen auch zweifellos die sehr zahlreichen Verbote und Gesetzesvorschriften zur Abstellung jeden Unfugs in den Badeanstalten.**)

Im Verlaufe der Zeiten scheint man förmlich gegen das ge-

---

wohl heißen Frivolität,) in den Wiener Badestuben kennen gelernt. (Vergl. Hagen, Minnesänger, 2. 96, Nr. 3. So klagt aber auch Savanarola († 1462), de baln. fol. 119 (Venetiae, 1561:) „Magna quippe fuit apud antiquos nostros de balneis aeris humidis observantia — a graecis venerantur, quam Arabes diligunt et modo latini negligunt, sic solita consuetudine in praesentiarum non potenta, addo praeterea, quoniam lupanaria facta sunt! Gleiches Bedauern legt Ryff. (1542,) an den Tag. Vergl. dens. a. a. O. Nach den Darstellungen in seiner „Badefahrt" waren die Bäder und Badestuben geradezu Stätten der Zügellosigkeit. Wir enthalten uns indeß geflissentlich, seine eigenen Worte zu wiederholen. In Wien kam es vor, daß in einer Badestube der Bader und mehrere Personen ermordet wurden.

*) Der Zusammenhang läßt sich wohl auch dadurch erklären, wenn man ins Auge faßt, daß die bekannten fahrenden Frauen des Mittelalters sich allerdings vorzugsweise gern an Badeorten und in Badeanstalten aufzuhalten pflegten. Vergl. Bonnin, Regest. Visitat. Archiepiscop. Rothomag. (1552) p. 139. cnf. Martene, Anecdot. 4. 585. Meibom. Script. K. G. 2. 344. Vergl. Mone, Zeitschr. für Geschichte des Oberrheins, 1, 158, Nr. 3.

**) Der Verordnungen zur polizeilichen Ueberwachung der Badeanstalten gab es eine große Menge, doch scheinen sie wenig beachtet worden zu sein. Man beschränkte z. B. in Baden-Baden die Zeit, während welcher die Bäder gebraucht werden durften, auch in sanitätischer Beziehung sollten sie, nach Kaiser Ferdinands I. Polizeiordnung, d. d. Wien 1527, behördlich überwacht werden.

meinsame Baden und den Mangel an ungesonderten Ankleideräumen eingeschritten zu sein.*)

Aerzte traten dem übermäßigen Besuche der Badestuben als gesundheitsschädlich entgegen, aber auch geistlicher Seits wurde aus Sittlichkeitsgründen gegen sie geeifert, — wie es scheint und aus einer Reihe noch vorhandenen Predigten aus dem Reformationszeitalter erhellt, weil der Celotismus entdeckt hatte, daß die Badegäste da und dort lose ketzerische Reden geführt hatten.**) Faßt man die Sitte ins Auge, daß (bekanntlich) in jenen Anstalten auch vielfach wacker gezecht wurde und es ohnehin nahe lag, daß unbedingteste Redefreiheit herrschte, so mag es nur ganz richtig sein, wenn die Forschung in jenen Zusammenkünften, wo viel, ja maaßlos geschwatzt wurde, (die religiösen wie politischen Tagesfragen zur Verhandlung kamen,) einen nicht unwichtigen Faktor in der die große Kirchenspaltung vorbereitenden Bewegung entdecken will.

Erst auf der Neige des Mittelalters, als die bis dahin verbreitetsten Epidemien jener gesammten Periode in den Hintergrund zu treten begannen, mit ihnen also auch die Scheu vor denselben abnahm, und statt dessen **das angedeutete, verruchte Uebel** sich mehr und mehr verbreitete, als Fälle vorkamen, wo nicht nur Heilkundige ihre Patienten vom öffentlichen Baden abmahnen mußten, die Strafrechtspflege aber auch die Bader mit schwerer Ahndung bedrohte, welche jenen Kranken den Zutritt nicht verwehrten, —

---

*) Vergl. Gothaische (Bade-) Ordnung, P. 2. Const. 3. tit. 24 §. 3. (S. XVIII): Unde weil in gemeinen Badestuben zuweilen viel Ueppigkeit vorzugehen pflegt, so sollen die Obrigkeiten fleißigere Aufsicht haben, daß in denselben der Orth, da die Mannspersonen, der Orth, da die Weibspersonen baden, genugsam unterschieden sei. — Man vergl. ferner die hierauf bezüglichen Verordnungen des Magistrats zu Deventer vom Jahre 1464 u. f. im Almanach voor Oudh. en Letteren, 1844, 187.

**) „Von dieser Bad-Vnzucht — von welcher ein ansehnlicher Prediger in einer fürstlichen Stadt Teutschlands entlich vnd zweinzig Predig nach einander gethan." Vergl. Guarinonius, a. a. O. P. 948.

der hierdurch genährten Furcht vor Ansteckung, unerachtet aber, die unglücklichsten Infektionen vorkamen,*) zog sich das gesammte Badewesen in gewisse Schranken zurück.

Man ging sogar in vielen Gegenden soweit, die öffentlichen Bäder während der Dauer der verschiedenen Epidemien sämmtlich zu schließen, was um so mehr Platz griff, als im Widerspruche mit den früheren Ansichten der Mediciner, die Aerzte nunmehr den Gebrauch offener Bäder sowohl wie das Schwitzen widerriethen, weil dasselbe die Disposition und Gefahr der Ansteckung durch die Pest fördre und vermehre.**) — Die bei jenen Zeitläuften eintretende

---

*) Die Sorge vor Ansteckung entzog den öffentlichen Badestuben einen nicht geringen Theil besonders der vermögenden Besucher. So berichtet Erasmus, († 1536,) von den niederländischen Anstalten jener Art: „Atqui annos viginti quinque, nihil receptius erat apud Brabantos, quam Thermae publicae, eae nunc frigent ubique. Scabies enim nova docuit nos abstinere." Vergl. Erasmi opera, 1, 717b, edt. Lugd. Batav. 1702. Der Rath zu Nürnberg trug nicht Bedenken, im Jahre 1496: „Allen Padern bei einer Pön von zehn Gulden zu gepieten, (die strengste Untersuchung aller Badegäste vorzunehmen,) „damit die Menschen, die an der Newen Krankheit — — nicht gepadet. Vergl. Waldau, vermischte Beiträge. 4. 409. Diomed Cornarius, Leibarzt Kaiser Maximilian's, berichtet einen Fall, wo ein siebenzigjähriger Greis im (öffentlichen) Bade mit dem Contagium behaftet wurde. Vergl. Observation. medicinal. p. 41 und Jordan erzählt, daß der größte Theil Derjenigen, die am 13. December 1577 das am Fuße des Spielberges zu Brünn gelegene Schwitzbad besuchten, und dort sich Schröpfköpfe setzen ließen, gleiches Loos ereilte (Vergl. Thom. Jordan, Brunogallicus, p. 19. Frankof. 1583).

**) Vergl. „Regimen Albici archiepiscop. pragens," im Anzeiger für die Kunde deutscher Vorzeit, 1832. cl. 303: „Auch meydet bat gemeynschaft der lewte; vnd vil reden mit den levthen; worum? eyne mensche wirt von dem andirn vorgift." Franc Joel, Prof. zu Greifswalde, S. XV. p. m. op. S. 46 edt. Amsteld. 1663. Cod. pab. Vindobon. S. XV. Nr. 2963, fol. 35b und 37b. („Anweis. wider die Pest.") „daß man in Sonderheit die Schwitzbäder schließe. Item, du solt die Badstuben meiden, jn ein wasserbad magst du ein wenig schwitzen." Instruct. wider die Pestilenz fol. 7 ff. Memmingen, 1484. Hayn, Repert. Bibl. Nr. 6581. „Darumbe nach meiner lere, ich dir das baden were, Denn selten da du bist allein, so nymme ein schweißlein gar klein, da nit vil leüte sy" u. s. w. Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte, 1. 280: „Balneatio in loco publico et in aqua calida omnino uitanda est." Joh. Salius, de praeserv. a pestilentia. Viennae

Schließung sämmtlicher Anstalten lieferte zudem den Beweis, daß
eren häufiger Besuch keineswegs unerläßlich zur Erhaltung leib-
ichen Wohlbefindens sei und gar Manche mögen demzufolge sich im
Besuche derselben entweder beschränkt oder ihnen selbst ganz ent-
agt haben.

Fast gleichzeitig kam indeß wieder die Benutzung natürlicher
Thermen und Heilwasser, der sogenannten **Wildbäder** auf. Aachen,
Wiesbaden, Gastein, Plummers, (Plombières,) Pfeffers in der
Schweiz, Baden nächst Wien, Carlsbad, erfreuten sich zu Anfang
es XVI. Jahrhunderts wieder lebhaften Besuchs und es treten
uch wieder mehrere Balneologen auf, die sich über die Heilkraft
ner Wasser verbreiteten. So zählt Thomas Jordan in seiner
Schrift: „De aquis medicat. Moraviae", zwölf Mährische Mineral-
uellen auf. Ihm nach citiren seine Berufsgenossen die öster-
eichischen und böhmischen Bäder und liefert endlich der öfters-
enannte Tabernoemontanus in seinem: „Neuen Wasserschatz",
Frankfurt an der Oder, 1584,) Angabe von hundert und zwei
Mineralquellen in allen deutschen Landen. Von entschiedenem
Einfluß erwiesen sich jetzo auch die Ansichten italienischer Heil-
undiger und namentlich die ohne jede Berücksichtigung unseres
auhen, nordischen Klimas von ihnen empfohlenen Frühjahrs-
der vielmehr Maybäder*), womit man übrigens Kaltwasser-

---

astr. 1510, fol. 10b.) „Baden in offnen Beder, ob sy schwitzen oder wasser-
den, ist ja alweg schädlich, nach dem Auicenna spricht, das alle Menschen
fast badent zu Pestilenz geschickter sind dann yemants anders. Wo aber
Gewohnheit groß war — mag man schwitzbad im Huss zurichten." Vergl.
ach. Vadian, „Ein kurz vnd trüwlich vnderricht wider die Pestilenz." fol.
.; Basel 1519.

*) Vergl. Regimen sanit. Salernitan. (edt. Dünzer) v. 375. M. Savana-
la, († 1462,) Practica canonica, 134b, cl. 2 Venet. 1561, auch fol. 126,
9. Man besitzt noch ein in metrischer Form gehaltenes Lob des Weins,
welchem derselbe: „Du sues Mayenpad meiner Zungen" genannt wird:
ergl. altdeutsche Blätter, herausgeg. v. Haupt und Hofmann, 1, 104. „Hie
am ich stolzer may, mit chluegen pluemen mancherlay. In diesem monad
an warm paden soll, auch tanzen vnd springen vnd leben woll." Vergl.
od. palat. Vindob. ann. 1475. Nr. 3085. fol. 4a.

und Regenbäder im Gegensatz zu Schwitzbädern bezeichnete. Mit gleicher Gewissenhaftigkeit warnten auch deutsche Aerzte, — gleichfalls „in verba magistri", — vor dem Baden im Monat July, einzig weil ihre italischen Collegen jenen Gebrauch verboten oder in Bann gelegt hatten! — So darf es uns denn in der That auch nicht Wunder nehmen, wenn die auf Italiens Hochschulen studirenden deutschen Mediziner von dort den Enthusiasmus für Gebrauch der Mineralquellen mit in die Heimath brachten, dessen Zeugen sie gewesen waren. Fortan pries man jene Heilwasser als „Universalmittel wider jegliches Uebel oder Gebrechen."

„Es sind derjenigen nit wenig, welche dafür halten, es seye der Sauerbrunn vnd andere Bäder gleichsam eine Panacea, das ist eine solche Artzney, die alle Gebrechen des Leibs heilen könne, bedauert ein zeitgenössischer Fachschriftsteller,*) es machte sich aber auch, gleich wie in unsern Tagen, — der Brodneid — unter der Maske des Localpatriotismus geltend und die öffentlichen Lobpreisungen in Wort und Schrift kamen in lebhafte Zunahme. So kamen denn die Badereisen oder Badefahrten fürstlicher Personen, regierender Herren und sonst angesehener Leute in Aufnahme. Als Kaiser Friedrich III. nach Schluß des Augsburger Reichstages nach Straßburg zog, weilte er eine Zeit lang in Baden-Baden und benutzte die dortigen Heilquellen, wo bereits seine Gemahlin, die Kaiserin Eleonore, nach einem Wochenbett 1466 die Cur mit Erfolg gebraucht. Mathilde, die Tochter des Pfalzgrafen Ludwig IV., in zweiter Ehe vermählt mit Herzog Abrecht VI. von Oesterreich, († 1480), gebrauchte die Bäder zu Calv in Württemberg. Die fürstlichen Badefahrten mit zahlreichem und glänzendem Gefolge wurden förmlich Modesache, wie z. B. als Herzog Ludwig von Ober- und Niederbayern 1539 und der Salzburger Erzbischof Wolf Dietrich ums Jahr 1591 die Quelle zu Gastein besuchten. Herzog Christoph von Württemberg be-

*) Melchior Sebitz, „Beschreibung Etlich Mißbräuche, so bishero in den Sauerbronnen und andern Bädern vorgegangen." Straßburg, 1647.

nutzte mit vielem Erfolge das Wildbad im Schwarzwalde und sein Vater, jener vielgeprüfte Herzog Ulrich, schrieb demselben (muthmaßlich in guter Laune,) (1545,) die etwas derben Worte: „wenn auch das Bad zum allerbesten geriethe, so ist kein andere Vermuthung, als daß du nach solchem Bade so feist werdest wie eine Mastsaw.“*)

Diese und andere Aeußerungen, wie namentlich auch ein Verbot an Cisterzienser und Mitglieder ein und des andern geistlichen Ordens, jene Heilbäder zu besuchen, da dort Neuerungen gefördert würden, scheinen darauf zu deuten, daß die Badeorte schon damals nicht gerade Förderungsmittel ascetischer Lebensweise und patriarchalischer Sitten waren. Immerhin war der mittelalterlich-fromme Sinn, die warme Nächstenliebe noch nicht erloschen. So wurden z. B. in Nürnberg bedürftige Kranke, die sich einer Badekur unterziehen wollten, mit einem Wildbadalmosen aus städtischen Mitteln versehen. Das große Bad zu Baden-Baden war 1480 „von alter her armen ellenden Menschen vmb Gottes willen allweg fry.“**) In der Stadtordnung für Münnerstadt wird ums Jahr 1527 verboten, Landstreicher oder Bettler zuzulassen, „Es wäre denn ain armer, der notturft halbenn seines Leibs artzney zu suchenn, zu badenn durchzieht,***) desgleichen soll auch der Bettelvogt dheinen bettler, der badens halb alher (Baden-Baden) kompt und des Badens nottürftig ist, vun(d) sonder verwilligung des schultheißen — zu betteln nit gestatten, 1528.†)

Im Verlaufe der Zeit gestalteten sich indeß viele der deutschen Heilquellen allmälig zu Vergnügungsorten, „so auch die jhenen, die bisher alhie zu Baden ihrer notturft oder ins lybs wollust

*) Vergl. Rieke, „Würthembergische Jahrbücher“, (1839,) p. 159, — allerdings eine mehr wie starke Aeußerung aus der Feder eines Herzogs und über die Persönlichkeit seines Erbprinzen!

**) Vergl. Kriegk, von Hochfelden, „die beiden Schlösser zu Baden“, p. 164.

***) Vergl. Archiv für den Untermainkreis, 3. Heft, 3, 144.

†) Mone, „Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins“, 1. 158.

gebadet."*) Vom lustigen Leben in Baden bei Zürich erzählte [illegible] reits der Italiener Poggio, 1414, daß weder Zeit zum Lesen n[illegible] zu vernünftigem Thun vorhanden gewesen sei.**) — Ferner wi[illegible] berichtet: „Manche scheuven sich nicht, ganze durchgehende Näch[illegible] zu Zächen, zu schreyen, zu jählen, zu rasseln vnd zu spielen, hab[illegible] auch bis an den hellen lichten Morgen Spiel Leuth bei sich.***) Um sich die Zeit zu kürzen sangen Manche während des Bade[illegible] und war diese Sitte so allgemein geworden, daß man eine gan[illegible] Anzahl „landläufiger Badegesänge" hatte, von denen noch einzel[illegible] Fragmente auf uns gekommen sind:

„Wol uf im Geist gon (vermuthlich gen) baden,
Dahin hat uns geloden des vaters günstikeit, —
Der Herbst und ouch der meie, hant sie Kraft mancherlei. —
Min Sel du solt dich küeln und bade nit ze heiß, —
Trag zwischen deinen Brüsten göttlicher minne Sweiß —
Din badebule sie die allerschönst Marie.†)

Auch das Zechen und schmausen vor, während und nach de[illegible] Bade war allgemein an die Tagesordnung gekommen, obglei[illegible] die Aerzte vor Ersterem dringend zu warnen pflegten.

In Wort und Bild wird uns diese Sitte vorgeführt un[illegible] dürfen wir aus Sprüchwörtern jener Periode schließen, daß Ver[illegible] stöße gegen die Badeordnung in einer noch heute unter Studirende[illegible] beim Kneipen üblichen Weise, („pro pöna",) mit einem Trun[illegible] Weins oder auch Bier im Bade gebüßt werden mußten:

„Nimm mit dir ein voll wein kandel
Und bekommst du in pad einen Handel
So sei stäts willig und bereit
Zu bussen mit dem kandel dein tumpheit"

---

*) Mone, a. a. O. 4, 303, unter Angabe des Zeitraums von 1507.

**) Vergl. Poggio, epistol. op. p. 299, Basel, 1538: „Neque enim vel legendi, vel sapiendi quicumque tempus erat, inter symphonias, tubicinas, citharas et cantus undique circumstrependes."

***) Vergl. Melchior Sebitz, „Beschreibung etlicher Mißbräuche", p. 65. Straßburg, 1647.

†) Ein geistl. Lied von Tauler, bei Hofmann v. Fallersleben, „Gesch. des deutschen Kirchenliedes", p. 109.

und ferner:

> „Noch ist zu merken zu der letz,
> Ein nütz und nöthig Badgesetz,
> Daſſ wer allda will sitzen ein,
> Der bring mit sich ein flaschen wein" u. s. w.

ingleichen:

> „Auſſig Waſſer, inne Wein,
> Laßt uns alle fröhlich sein."*)

Einen tiefen, jedoch nichts weniger wie erquicklichen Einblick in das häusliche und Familienleben jener Tage gewährt die nur einigermaßen genaue Ermittelung des Badewesens im beregten Zeitraum. Die von der Pest vorübergehend gebotene Enthaltsamkeit, die von den Aerzten verordnete Benutzung natürlicher Heilwasser schienen nur eine erhöhte Lust am fröhlichen Treiben der Curorte und am Bade selbst geweckt zu haben. Früher war das Sprüchwort gäng und gebe gewesen:

> „Wilt Du ein Tag fröhlich sein? Gehe ins Bad! — Wilt Du ein Wochen fröhlich sein? Laſſ zur Adern, Wilt Du ein Monat fröhlich sein? Schlacht ein Schwein. Wilt Du ein Jahr fröhlich sein? Nimm ein jung Weib."**)

Baden galt als eine Art Volksbelustigung, an vielen Orten richtete man an einzelnen Tagen, z. B. dem Fastnachtsdienstag, Freibäder zu. — Jetzo waren die theuern Badefahrten vielmehr Sache oder Sitte der Wohlhabenden und Reichen geworden. Vor Allem betrachteten die Frauen dieselben als eine Art Vorrecht, zu dessen Ausübung sie jederzeit aufgelegt waren: „dieweil besunder alle Frawen gen baden ze faren, neigung und begier haben."***)

---

*) Vergl. Waldau, „vermischte Beiträge", 4, 230: Ein schöner Spruch v. d. Wildbad zu Nürnberg, 1581.

**) Vergl. „Schertz mit der Wahrheyt", Frankfurt, 1501, p. 4. Bei Andreas Musculus: „Wider den Eheteufel", hieß es: „Wer will einen Tag wol leben, der würg' eine Geiß, Wer will acht Tag wol leben, der schlacht ein Schwein, Wer aber vier Wochen ein gut leben haben will, der nemme ein Weib!" —

***) Vergl. Georg Pictorius, „Badebüchlein", 1560, in der Vorrede.

Jetzo durfte dreist hinzugefügt werden: „frewet sich eines des andern abwesens, der Mann weiß das Weib lieber in der Badestuben als im Haus.“ — Allerdings verordneten die Aerzte schon damals vielen Frauen, — denen der Kindersegen mangelte, Gebrauch von Heilquellen, namentlich zu Gastein und Baden bei Wien; aber auch der schon früher angedeutete Wunsch, sich ein jugendliches Aussehen zu erhalten oder zu bewahren, gab Veranlassung zu Badereisen neueren Styls!*) Bitter genug äußert sich der von uns mehr citirte Guarinonius, wenn er entrüstet ausruft: „daß die Weiber viel weniger als die Gänns vnd Enten des Wassers entrathen könnten, und jede irgend eine Krankheit **vorzuschützen** wisse, um vom häuslichen Herde nach einem Badeort zu entschlüpfen, damit sie dort: „lustig ihren Ehemännern eine waxene Nase träen künden.**) Bald schon galt es als tyrannische Willkür, wenn „herzlose Ehemänner“ es wagten, sich dann und wann jenen Badefahrten zu widersetzen, mit andern Worten, die Mittel zu denselben zu verweigern. Später, längst nach Schluß des von uns beleuchteten Zeitabschnittes, ließen Bräute im XVIII. Jahrhundert, namentlich in Frankfurt a. M., aber auch in Wien und andern Städten, sich die Gestattung einer alljährlichen Badereise ehecontractlich, aber auch womöglich gerichtlich sicherstellen und verbriefen, — ein Akt, der in der That das schlagendste Licht auf die Gesinnungen solcher Damen wirft, — die, (aller vorgeschützten, höchst triftigen Beweggründe uner-

---

*) Vergl. Laurent Joubert, (1587). Des erreurs populaires, 1, p. 89, (edt. 1601) ferner: Martin Ruland, Hydriatice, (1568,) fol. 6b., fol. 24. Ueber jenen Beweggrund zu Badefahrten, vergl. v. Lassberg, „Liedersammlung“, 3, 522, v. 128: Es ist manig altes wib, De fürwet ihren lib — Man sech jr doch die runzeln an.“

**) Vergl. Guarinonius, a. a. O. Poggio, Flor. epist. Beschreibung des Badelebens in Baden, op. 300: „Multae earum corporum simulantas aegritudines cum animo laborant.“ Noch viel heftiger spricht sich Glauber in seiner Schrift: „des Teutschlands Wohlfahrt“, aus, 4, p. 73, Amsterdam, 1656. Etliche junge Weiber ziehen auch gern in die Sauerbrunnen vnd warmen Bäder, weilen ihre Männer zu alt und kalt sind“ u. s. w.

achtet,) sich dennoch auf die Dauer vor dem öffentlichen Urtheil nicht anders als auf solch schlaue Weise in ihrem sogenannten „Rechte“ zu behaupten wußten. —

Nichts ist daher geeigneter, die Zeit und die Ansichten, die Auffassungsweise derselben zu charakterisiren als jener Zug: — Vor Schluß des Mittelalters erblicken wir die Bäder als Schauplätze der Lebenslust und eines üppigen Treibens ohne jeden Rückhalt, aber immerhin bildet die Familie, der häusliche Herd und das häusliche Glück ein ungefährdetes unangetastetes Feld. — Braut und Bräutigam werden von Freunden und Verwandten nach dem städtischen Bade geführt, wo Jedes für sich leiblicher Erquickung theilhaftig, dann mit Feierkleidern versehen wird und im Kreise fröhlicher Genossen den Vorabend des kommenden Ehrentages bei Schmaus, Tanz und Spiel verbringt. — Man hatte sich, — und wohl mit Recht, darüber aufgehalten, daß bei solchen Gelegenheiten, — „den Braut- oder Hochzeitsbädern“, des Guten zuviel gethan würde, die Zahl der Gäste, aber auch die Gerichte obrigkeitlich normirt werden, und der Rath der guten Stadt Erfurt seiner Zeit ein strenges Verbot gegen mehr wie 33 Schüsseln zur Hauptmahlzeit am Hochzeitstage und 16 zum sog. „Vssbade“ erlassen mußte,*) und demuneracht an manchen Orten die „jungen

*) Vergl. Regensburger Stadtbadeordnung v. J. 1320: „Swelich burger die hab, der schol ze denselben hochzeit mit im Hincz pade nicht mehr nemen danne XXIII seiner Genozzen, daz er vnd die Prawt sol selb acht Frawen dar gen mit kheiner mer.“ (v. Freiberg, „Liedersammlung“, 5. p. 19.) Zu München: „Zu Pette und ze pade sol man haben jedweders tails niur sechs frawen. (Auer, „Münchener Stadtrecht“ p. 282, Nr. 60.) Vergl. ferner: Siebenkaes, „Material zur Nürnberger Geschichte“, (1340,) 2. 399, (1485, 1526, p. 472,) und zu Augsburg: „Es soll auch ein jeglich Brut fünf frawen mit ihr gen Bad führen und ein jeglich Brautgeb (Bräutigam,) nit mehr denn fünf man.“ (Augsburger Statuten, XIII. ff.) ferner: C. F. Walch, „Vermischte Beiträge“, 4. 290: „So der Preutgam vnd Braut, nach dem Breutelbad, ain Zech wöllten halten, soll jnen vergunnt sein yedem tail acht Personen“ u. s. w. (Augsb. Hochzeitsordnung, p. 1562, 3b.) Preutelbad Hochzt. Ord. v. J. 1550. fol. 2b. — Vergl. endlich Erfurter Zuchtbrief v. J. 1351, in den Mittheilungen des th. Vereins, 7. Heft, 2, 127. Ebenso zu Görlitz:

Gesellen" im Verlauf jener Zechgelage Tänze aufführten, gegen welche gleichfalls obrigkeitlich eingeschritten wurde, so konnte dies Alles doch wohl für den Uebermuth gelten, der (nach den freieren ungebundenen Sitten des Mittelalters) — an einem — Polterabende nichts Verletzendes enthielt, geschweige denn das zukünftige Familienglück des Braut- oder neuen Ehepaares in Frage stellte.

Längst aber hatten sich in größeren Städten wie namentlich im ganzen Westen unseres Vaterlandes die Sitten unserer dortigen Nachbarn eingeschlichen und festen Fuß gefaßt. Vergeblich eiferten gute Patrioten, vergeblich erhob sich manchen Orts die Volksstimme verurtheilend. — Und so sehen wir denn — selbst in den Zeiten des Entsetzens und Elends, bei Schluß des dreißigjährigen Kriegs, wo halb Deutschland in Asche oder Trümmern lag, jenem verderblichen, den häuslichen Frieden und die Familienwohlfahrt vernichtende Treiben keinen Einhalt geboten! — In einem jener ewig denkwürdigen Epoche angehörigen, von Kupferstichen begleiteten Schrift über die Heilquellen Deutschlands, liefert eine jener Illustrationen ein anschauliches Bild des gerügten Gebahrens mit dem begleitenden Sinnspruche:

„Der Mann schafft Tag und Nacht, er badt in seinem Schweiß,
Alles die Frau verzehrt in ihrem Bad mit Fleiß."*)

Zu weit würde es uns führen, wollten wir noch näher auf jenen traurigen Gegenstand eingehen, der ohnehin mit Recht nicht ins Bereich unserer Darstellungen gehört. — Wohl aber dürfen wir diesen Letzteren noch hinzufügen, daß die mittelalterliche Sitte des Gebrauchs städtischer warmer Bäder als Labsal, Erquickung und zur Belustigung Gesunder im Herzen wie im östlichen Theil Deutschlands noch bis unmittelbar vor der von uns bezeichneten

---

„Item so sullen sie ouch nicht, (jedes der Brautleute,) mehr denn czehn Person vor der Hochczeyt vnd ouch darnach zu dem bade füren." Der Erfurter Zuchtbrief schreibt ausdrücklich vor: „Man sol zu keiner Hochzeit mehr haben dan zwo und XXX Schüsseln vnd XVI zu dem bade."

*) Stricker, „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte, 1856, p. 436.

Schreckens- und Trauerepoche forterhielt und mit von jenem Zeitpunkte ab jene Verbote und Beschränkungen datirten, wie wir solche in einzelnen Auszügen bereits mittheilten. Mit der Katastrophe des großen Religionskriegs, mit der Vernichtung bürgerlicher Wohlfahrt und allgemeinen Wohlstandes trat auch das Badeleben, wie wir es hier zu schildern gesucht, in den Hintergrund, um endlich gänzlich zu verschwinden — und modernen Sitten Platz zu machen.

Nur langsam und allmälig rang der Fortschritt in den verschiedenen Zweigen der Heilkunde sich Bahn, — „aus dem Halbdunkel der mittleren in die Klarheit der neueren Zeit!"*) — Immerhin mußte das Erscheinen des Humanismus, die steigende Bildung, durch Auffindung neuer Erdtheile, — einer neuen, unbekannten Tropenwelt, den Gesichtskreis des damaligen Geschlechts mächtig erweitern. Daher denn auch die größere Selbständigkeit im Urtheile, daher „die Zertrümmerung des Jochs der Autoritäten" und die Wiedereinführung des Rechts selbständiger Beobachtung, — „das Verdienst einer neuen, in den Schulen der Philologen erlernten Wissenschaft, — der Kritik. Mit gleicher Sorgfalt wie in den Schriften der neubelebten Alten las man nunmehr im Buche der Natur."

Indeß hatte die europäische Menschheit kaum begonnen, sich von den Schrecknissen der entsetzlichen Seuche zu erholen, der die damalige Generation in wohlgerechtfertigter Beklemmung, den Namen des „schwarzen Todes" ertheilt, — hatte in sorgloser Zuversicht wieder aufzuathmen gesucht, als von Neuem, — gleichfalls durch erschütternde Naturereignisse, befremdliche Erd- wie Himmelserscheinungen wie durch Theuerung und Hungersnoth ange-

*) Diese und die beiden zunächstcitirten Stellen wörtlich bei Häser, a. a. O. S. 315.

kündigt oder begleitet überall so zahlreiche und heftige Volkskrankheiten ausbrachen, — **Abarten** jener mörderischen Bubonenpest, daß die Darsteller noch heute zum Theil zweifelhaft sind, ob sie das Ende „jenes großen Sterbens" in der Mitte oder gegen Schluß des vierzehnten Jahrhunderts annehmen oder den Beginn einer neuen Epidemie verzeichnen sollen! —

In der That bestätigen die Aufzeichnungen, welche man in einzelnen Theilen unseres Vaterlandes wie außerhalb desselben vorgenommen hat, nur zu sehr die Schwierigkeit, wo nicht Unmöglichkeit, eine Art chronologischer Ordnung in die Geschichte der Jahre so schwerer Heimsuchung zu bringen. Vergleicht man demgemäß die nachstehenden Tafeln*), hebt außerdem die Perioden hervor, wo auch die bewährtesten Fachmänner wie Häser, Sprengel, Ozanam u. A. die Existenz des erwähnten epidemischen Uebels mit Bestimmtheit nachweisen, so ist man allerdings ge-

*) Pestjahre in Oesterreich und Süddeutschland: 1326, 1337, 1340, 1341, 1342, 1345, 1347, 1348, 1349, 1350, 1351, 1355, 1356, 1357, 1358, 1359, 1360, 1361, 1365, 1367, 1368, 1369, 1370, 1371, 1374, 1376, 1381, 1382, 1390, 1391, 1392, 1393, dann 1400, 1401, 1403, 1406, 1408, 1419, 1420, 1426, 1428, 1431, 1433, 1435, 1436, 1438, 1439, 1444, 1446, 1448, 1450, 1451, 1456, 1457, 1460, 1461, 1462, 1464, 1472, 1473, 1474, 1477, 1482, 1483, 1484, 1486, 1489, 1491, 1492, 1493, 1494, 1495, 1499, 1500, 1501, 1502, 1503, 1504, 1506, 1507, 1511, 1512, 1515, 1516, 1520, 1521, 1523, 1529, 1531, 1538, 1539, 1541, 1542, 1546, 1554, 1555, 1556, 1560, 1564, 1570, 1575, 1576, 1578, 1579, 4580, 1582, 1585, 1586, 1592, 1596, 1601, 1618, 1624, 1630, 1632, 1634, 1645, 1654, 1679, 1680, 1681, 1689, 1707, 1708, 1709, 1715, 1720, 1737 und 1739.

Vergl. Scheible: „Die gute, alte Zeit; auf Grund von A. W. v. Reinöls handschriftlichen und artistischen Sammlungen," II. 911, der Abschnitt von Pestzeiten."

Bei Ozanam, a. a. O. finden wir sämmtliche Pesten, welcher die Zeitbücher auch schon in den vorchristlichen Tagen Erwähnung thun. Wir beschränken uns nur darauf, diejenigen Jahrgänge zu notiren, welche deren Auftreten in Deutschland bestätigen:

„543, en France, en Italie et en Allemagne, 618 en Allemagne, 1013 par toute l'Europe, 1022 id. 1091 en Allemagne, 1125 en Allemagne, 1335 en Europe, 1391 en Allemagne, 1460 en Allemagne. (1554 en Transylvanie, 1564 en Suisse.) 1572 en Allemagne, 1580 en Europe, 1596 à Hambourg,

neigt, im Widerspruch mit des Erstgenannten wiederholter Meinung, daß die Pesten des späteren Mittelalters „nur ein chronistisches Interesse bieten," — **an eine kaum unterbrochene Kette von Katastrophen zu glauben!** — Und dennoch, es war mit der Neige des 14., dem Aufgange des 15. Jahrhunderts eine **andersgestaltete** Zeit angebrochen, es hatten sich zu neuen Anschauungen auch **neue Krankheitserscheinungen** hinzugesellt! —

Noch nicht zwei Jahrzehnte nach jenem mehrerwähnten großen Sterben finden wir bereits die Bezeichnung italienischer Aerzte: „pestis orientalis seu anguinalis", („Anguinaglia",) also vom Sinnbilde des Schreckens, **der Schlange**, herrührend, aber auch gleichzeitig die Benennung „inguinalis", („Inguinaglia",) also Leistenpest! — Unter diesem Namen behandelten sie Aerzte und beschrieben sie im Jahre 1357 Chronisten, sowohl in Brabant als den Donauländern, zwei Gegenden, die untereinander in keinerlei Berührung oder Verkehr standen. Während des Winters breitete sich das Uebel über Friaul und Slavonien aus, wo dasselbe bis zum nächstfolgenden Frühling ebenso wie im deutschen Reiche, Böhmen und anderen Landstrichen unseres Erdtheils herrschte.

Viele glaubten schon damals in den Zügen der Türkenheere dessen äußere Ursache erblicken zu müssen, obwohl zu Ende des 14. Jahrhunderts Sultan Bajazeth im Kriege mit König Sigismund von Ungarn, vom Glück verlassen, selber dem Mongolen Timur zum Opfer, ein Theil seines Reiches dem Sieger zur Beute anheimfiel.

Der Gedanke an Einschleppung der Krankheit im Verlauf der

1635 à Nimègue, 1654 à Breslau, 1657 en Allemagne, (1708, 1755 en Transylvanie)." Hierbei ist ausdrücklich die Zeit des schwarzen Todes oder großen Sterbens nicht mit inbegriffen, welcher der genannte Autor, S. 366 des IV. Bandes, eine besondere Rubrik, unter richtiger Angabe des Jahres 1348, widmet.

verschiedenen Heereszüge hat demuneracchtet Manches für sich, wie die Ansicht Sachverständiger, daß die Bedingungen des Entstehens der Epidemie sich nur an das Klima unter heißem Himmelsstriche bänden, gleich den verwandten Pocken, im Einklang mit historischen Thatsachen zu stehen scheint! — Wie dem auch sein möge, wir können mit Gewißheit annehmen, daß es die noch heute dann und wann im Orient auftretende Drüsen- und Bubonenpest war, die sich damals so furchtbar machte.

Französische Aerzte, wie Fernel, Quercetanus, (du Chêne), Gemma, Forestus und Palmarius beschrieben die Pest ums Jahr 1450, als diese aus Kleinasien, anscheinend durch Seefahrer, eingeschleppt, an der Dalmatischen Küste ausbrach, sich von dort aus ebenso rasch nach Ungarn wie Italien verbreitete, — ungehemmt ins deutsche Reich drang, Belgien, Frankreich und Spanien endlich erreichte, überall Entsetzen, Trauer und Verzweiflung hervorrufend. In zwei Monaten raffte sie in Paris mehr wie 60,000 Menschen weg. — Todesgewißheit oder Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich der Erkrankenden in so bewältigendem Maaße, daß sie sich von freien Stücken in Grabtücher hüllten, ruhig des raschen Todeskampfes gewärtigend.*) —

Auch jetzo beobachteten die genannten Mediciner brandige oder gleichsam verkohlte („charbonieuses") Geschwüre als Hauptsymptom, dagegen hatte das entsetzliche Leiden schon bei seinem ersten Wiederauftreten mehrfach den Charakter gewechselt: Im Gegensatz zum schwarzen Tode, welcher am schlimmsten unter der ärmeren Volksclasse gehaust, wurden (schon in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts) nun besonders die vornehmen und wohlhabenden Stände befallen; Kinder starben in unendlicher Zahl, Frauen wenig, dagegen räumte die Pest um so gewaltiger unter der

*) Vergl. Ozanam, a. a. O. IV. 11, wo wir diese Spezialität und die Erwähnung eines Grabtuchs: „suaire", vorfinden.

Geistlichkeit auf*) und auch die Juden blieben nicht länger verschont, —, ja gerade bei ihnen fand man die Krankheitsformen mit am ausgeprägtesten! — Bemerkenswerth war aber außerdem noch, daß die Seuche nicht mehr den Gesetzen einer reinen Contagion folgte, sondern einzelne Städte in der Nähe der Schreckensorte völlig verschonte; auch ihren Zug, ihre Richtung schien sie ein- und das anderemal verändern zu wollen, denn ums Jahr 1360 wurde deutlich wahrgenommen, daß sie aus Deutschland und den nordischen Gegenden nach Süden schritt, Anfangs sich nur mäßig ausbreitend, dagegen in den wärmeren Climaten unseres Erdtheils um so mörderischer wüthete.**)

Wie unglaublich auch auf den ersten Blick dieser Umstand erscheint, so klärt doch die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit der Einschleppung durch Seefahrer aus der Levante das Räthsel um so mehr auf, als uns ja die ausgebreiteten Seehandelsverbindungen unserer hanseatischen Landsleute nicht fremd sind.

Vielleicht mag dieser oder ein ähnlicher Umstand dem Forschertrieb der Aerzte und Beobachter ein erneuter Stachel gewesen sein, denn mit gleicher Genauigkeit wie in der früheren unglücklichen Periode, suchte man dem Quell und Ursprung des Leidens nach.

Vom Glauben an einen verderblichen Einfluß der Gestirne waren die Aerzte, **zum Theil wenigstens**, bereits zurückgekommen und das Unlogische jener Schlußfolgerung war Vielen, — des herrschenden Aberglaubens unerachtet, — klar geworden***), dagegen

---

*) Diese Stelle unter Benutzung von Häser, a. a. O. S. 165. In Avignon waren ums Jahr 1361 nahe an 2000 Personen, darunter hundert Bischöfe und fünf Cardinäle weggerafft worden.

**) Häser, a. a. O. S. 165.

***) Allerdings war und blieb die Astrologie noch sehr geraume Zeiten in Geltung und Jacob Ganivet, ein Minoritenmönch und Professor der Theologie zu Vienne in Frankreich gab noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein Werk heraus, das als Ursache der Epidemien die nachtheilige Conjunction der Planeten nachweisen sollte; auch leitete er jede

hatte man außer den Hungersnöthen oder Theuerungen häuf[illegible]ge miasmenerfüllte **Nebelmassen**, das plötzliche Erscheinen un[illegible]b= sehbarer Schwärme, vielleicht Wanderschwärme — von Insek[illegible]en wahrgenommen und zu den Vorzeichen oder Vorläufern der Seu[illegible]che gerechnet. — „Für die einzige Ursache der Ausbreitung hatte ber[illegible]its Chaulin de Vinario im Jahre 1382 lediglich die Ansteckung du[illegible]rch persönliche Berührung erklärt**) und demgemäß wohl mag jen[illegible]em berühmten oder trefflichen Arzte **mit** das Verdienst der frühes[illegible]ten Absperrungs= und Prohibitivmaßregeln zuzuschreiben sein. A[illegible]ber auch diese blieben schon wegen ungenügender Ausdehnung d[illegible]er= selben, nur menschliches Stückwerk und **momentanes** Hemmn[illegible]iß, denn Jahr für Jahr oder Jahrzehnt für Jahrzehnt forderte, [illegible]wie wir aus den Tafeln bereits ersehen, der unerbittliche Tod sei[illegible]nen Tribut ein.

Fallopia in Padua, ein gleichberühmter Mediziner, beschr[illegible]ieb die Krankheitserscheinung wie deren Verlauf zu Anfang des vi[illegible]er= zehnten Jahrhunderts:

> „Leichtes Frösteln, von brennender Hitze gefolgt, die [illegible]ich während des Hauptstadiums erhielt, bildete den Vorläu[illegible]fer desselben; — unerträglicher Kopfschmerz gesellte sich hin[illegible]u, von lechzendem Durste begleitet. Die Zunge erschien trock[illegible]n,

---

Krankheit des einzelnen Menschen vom Stande der Planeten in der Stu[illegible]nde seiner Geburt her. Dagegen waren aber doch Einzelne, wie Picus [illegible]on Mirandola, der hochberühmte Kanzler Gerson und Andere m. in geleh[illegible]ten Streitschriften gegen jenen thörichten Wahnglauben aufgetreten und h[illegible] auch die Pariser theologische und philosophische Fakultät in gleichem Si[illegible] ein förmliches Verdammungsurtheil gegen die Sterndeuterei, als eine Teuf[illegible] kunst, erlassen. In Venedig wurde 1488 die Alchymie förmlich verboten, [illegible] freilich nur momentane Folgen hatte. Bedeutungsvoller blieb die B[illegible] Benedict's XIII., welche die heidnische Magie als Ketzerei verdammte! Vergl bei Sprengel, a. a. O. II. S. 653. — Muratori, scriptor. rer. I[illegible] vol. XX. p. 1070. Tiraboschi, vol. VI., p. 1 u. 328. Fleury hist. ecc[illegible] vol. 24, p. 181.

*) Häser a. a. O. S. 166, mit den Worten: „Ex neutra causa [illegible] aliunde quam contagione mala transeunte."

geschwärzt und aufgesprungen (oder geritzt, gercée)*), Bluthusten, Spannung des Leibes und Schmerz in der Magengegend waltete ob; — am dritten Tage stellte sich Delirium beim Patienten ein, das jedoch aufhörte, sobald etwa die Natur den Krankheitsstoff mehr oder minder gewaltsam ausstieß, in welchem Falle überhaupt auf Heilung mit annähernder Gewißheit zu rechnen war. — Auch Taubheit konnte als günstiges, — die Geschwulst der Ohrendrüsen, („les parotides tuméfiés,") dagegen, als verderbliches Vorzeichen gelten. — Hitzblätterchen, („les phlyctènes,") an den Füßen endlich aber, als sichere Todesbotschaft! — Das Fieber war im Ganzen nicht besonders heftig, der Puls rasch und doch unterdrückt. Bläschen, („vesicules",) welche sich auf der Haut zeigten, arteten („dégeneraient") in Kohlen, (wohl eine brandige Schorfe,) aus; — ihrem Ausbruche und dem der Drüsen oder Leistenbeulen schritten gewaltsame und entsetzliche Anstrengungen voran, sich der Krankheitsstoffe oder des Inhalts der Digestionsorgane zu entledigen. Heftiger Ausdünstung unerachtet, die sich schon von Weitem verrätherisch kundgab, erstarrte der Körper vor Kälte und nahm eine gelbe (oder fahle, „livide",) Färbung an; — inmitten eines Deliriums oder im Zustande gänzlicher Lethargie hauchte der Kranke seinen Geist aus."

Die Beobachtungen eines Felix Plater**) während der wiederholten Pestepidemien zu Basel 1539, 1551 und 1563, deren Ozanam ausdrücklich näher gedenkt, haben für die Diagnose des mörderischen Uebels keinen Werth, ertheilen uns dagegen den nicht unwichtigen Aufschluß, daß das Theriakwasser, (l'eau thériacale".) als schweißtreibendes Mittel mit Erfolg angewandt wurde und bestätigen außerdem aufs Glänzendste jene nicht hinlänglich zu würdigende Lehre, daß der moralische Muth bei

*) Vergl. Ozanam a. a. O. IV. S. 12.
**) Observationes medic. in Febr. III. bei Ozanam a. a. O. IV. 12.

Ausübung des ärztlichen Berufs oder der Krankenpflege und die gründliche Verachtung der Gefahr vor Ansteckung schützt! — Der obenerwähnte Autor sah im erstgenannten Jahre zwei seiner Schwestern weggerafft, in der folgenden Periode erlag seine dritte Schwester, im Schlußjahre mußte er seine beiden Eltern ins Grab sinken sehen, ohne helfen zu können. Bei seinem Vater hatte sich ein Karbunkel („ἄνθραξ") und ein Leistengeschwür, bei seiner Mutter dagegen sechs jener Letzteren ausgebildet. Plater, in seinem Berufe unermüdlich, behandelte auch andere Patienten und zog sich beim Pulsfühlen eines bereits mit jener kalten Ausdünstung behafteten Unglücklichen ein Geschwür am Daumen zu, das den nämlichen Charakter wie die seiner Kranken besaß, aber inmitten von 4000 entseelten Opfern, die das Pestjahr 1563 in der enggebauten Stadt gefordert, blieb er dennoch gesund und überlebte die drei Katastrophen noch geraume Zeit! — Der furchtbaren Geißel sah er indeß mit jenen Ereignissen kein Ziel gesetzt, denn als zwölf Jahre später ein Eilbote auf der Reise aus Italien, wo die Pest gerade wüthete, in Basel anlangte, hatte man ihre vierte Einschleppung zu erleben. — Endlich zeigte sie sich noch 1582, 1593 und 1609, ließ auch nicht vor dem Jahre 1611 nach! Von 6408 erkrankten Einwohnern erstand nur etwa der dritte Theil!

Noch ist des vom Epidemiologen Cordou im Jahre 1539 beobachteten Umstandes zu gedenken, daß die in der Stadt verweilenden Franzosen und sonstigen Fremden von der Seuche verschont blieben.*)

Weiter suchte man auch die Bahnen zu verfolgen, die die

*) Eine Eigenthümlichkeit, welche übrigens nicht völlig isolirt dasteht und in nicht unähnlicher Weise bei Ausbruch der, unter dem Namen „sudor anglicus" aus England datirenden Militairepidemie, zur Zeit der in Nordfrankreich stattfindenden Einschleppung, zunächst und ausschließlich bei den Occupationstruppen sich gezeigt hatte. Man vergleiche die Darstellung jenes Uebels im Anhange.

Krankheit beschrieb. Meist war die Bewegung von Osten nach Nordwesten die vorherrschende; — theils von Egypten, theils von Constantinopel aus, (Ausgangspunkten großer Verkehrs- und Handelswege,) schritt sie an allen Küsten des Mittelmeers entlang und verbreitete sich von diesen in die Binnenländer Europas, an die Ufer der Ost- und Nordsee und öfters wiederholt nach England, aber nach den neuentdeckten Welttheilen über Meer zog sie nicht, obwohl, wie durch Aufzählung der vielen Pestjahre nachgewiesen, genügend feststeht, daß sie lange nach Entdeckung Amerikas noch epidemisch wieder und wieder kehrte. Auch im hohen Norden, den arktischen Regionen, fand sie keinen Eingang.

Zeitgenössische Autoren suchten die Ursache der Verbreitung auf die vielen Mißjahre und Perioden gänzlicher Hungersnoth*)

*) Höchst auffallend bleibt und kann der Beachtung gar nicht genügend empfohlen werden, in welchem Maaße das Mittelalter von Mißjahren und Hungersnoth heimgesucht worden. Der Grund mag mit in der irrationellen Bewirthschaftung des Bodens zu suchen sein, dem Mangel an Hackfrüchten, der Unkenntniß des Anbaues von Futterkräutern, der Schwierigkeit beim Transport von Cerealien in den Binnenländern und vor Allem in Gebirgsgegenden! — Meiners, in seiner „Vergleichung der Sitten des Mittelalters", schreibt:

„Bei den schlechten Verfassungen, (soll wohl heißen: Mangel an „staatlicher Fürsorge", jener Zeit war es nicht zu verwundern, daß Theuerung, Hungersnoth und Seuchen damalen häufiger als in den letzten Zeiten waren. Ich habe mir die Mühe gegeben, aus den Chroniken des Gregor von Tours, des Lambert von Aschaffenburg, der Limburger, Frankfurter und Speierer Chronik, sowie der von Königshofen, aus Mezerays „Geschichte von Frankreich" und einem Theil des Hume'schen Geschichtswerks (über England) die Jahre auszuzeichnen, in welchen Hungersnoth oder Seuchen in Frankreich, Deutschland oder England herrschten und ich kann nach diesen Daten versichern, daß vom 11. Jahrhundert an meistens kein Jahrzehnt und nie ein Menschenalter verfloß, wo nicht in allen diesen Ländern Hungersnoth und Seuchen ausbrachen und bald den zehnten, bisweilen den vierten Theil der Einwohner von ganzen Reichen oder Provinzen wegrafften. Die meisten Menschen waren in eben dem Fall, worin der Verfasser der Limburger Chronik war, welcher von sich erzählt, daß er wenigstens viermal großes Sterben und Pestilenz erlebt." Vergl. Meiners a. a. O. I. 541, ff. und A. v. Lersner's „Frankfurter Chronik", (1706 und 1734,) I. 2. Theil, S. 37 und II. 4. Theil,

zurückzuführen, und wenn auch diese Faktoren in keiner Weise zu leugnen sind, ja, — wenn selbst erwiesen, daß Elend, Mangel, Unreinlichkeit beim gesammten Proletariat, das Beisammenwohnen der Menschen in hochummauerten Städten, „unter der Dächer quetschender Enge", das Beisetzen der Todten in den Kirchengrüften, die Anlage von Friedhöfen dicht bei städtischen Hospizien, Lazarethen oder um dieselben, Empfänglichkeit der Contagion erhöhten, so ist, unserer Ansicht nach, das dunkle Räthsel ebenso unvollständig gelöst geblieben wie bei jener früheren Seuche, die man als ein Strafgericht des Himmels und als Vorbote eines „allgemeinen Weltunterganges" betrachten wollte! —

Erst viel späteren Zeiten und den eingehendsten Forschungen ist die Entdeckung zuzuschreiben, daß die Pest sich aus andern, ursprünglich gar nicht gefährlichen Uebeln, wie z. B. den moldauischen Wechselfiebern oder gewöhnlichem Typhus entwickelte. Vor Jahrhunderten beschränkte sich die Ansicht der Aerzte darauf,

S. 36.) — Eine ähnliche Ansicht finden wir bei Häser a. a. O. S. 317 entwickelt: „Wie groß war noch immer das Elend der niederen Classen," sagt der letztgenannte Autor; — „wie sehr wurde noch lange in Dörfern und Städten die erste Bedingung der Gesundheit, Reinlichkeit, vermißt! — Noch im 17. Jahrhundert wurden selbst in den größten Städten der Niederlande, Antwerpen und Amsterdam, gegenwärtig Muster von Sauberkeit, die Straßen durch jeden Regenguß zu Morästen. Sogar in den Häusern der Wohlhabenden waren Fenster und Thüren klein, Fensterglas und Schornsteine wenig gebräuchlich. Die Nahrung der höheren Stände war roh und unzuträglich; der Arme lebte von Gersten- und Haferbrod, an der Küste von Fischen. Dazu endlich die allgemein verbreitete Trunksucht und jede Art Zügellosigkeit!" — und dennoch ist es wahr, daß Deutschland bevölkerter gewesen als zu Ende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, daß ein zahlreicherer Viehstand existirte wie heutiges Tags, daß die Anzahl der Wirthschaftshöfe größer war und **erst seit dem Religionskrieg** in Abnahme kam, daß endlich großer und außerordentlicher Wohlstand sowohl in den Hansestädten als auch auf den Wohn- und Regierungssitzen der Prälaten und geistlichen Reichsstände, wie endlich in einem beträchtlichen Theil der Reichsstädte herrschte, daß Handel und Gewerbe blühte, und dem deutschen Namen, dem deutschen Fleiße und Wissen Jahrhunderte entlang bis zu den entferntesten Zonen der damals bekannten Erde Achtung verschaffen halfen. Es dürfte fürwahr schwer sein, ein völlig richtiges Urtheil zu fällen!

daß man das Leiden und dessen Fortpflanzung nicht allein der örtlichen Berührung mit den Kranken oder mit inficirten Gegenständen, Kleidungsstücken u. s. w. zuzuschreiben habe,*) der Ansteckungsstoff aber auch in Form tödtlicher Miasmen in der Luft liege. Daher bedeckten die Mediciner das Gesicht mit einer Pestmaske, die Hände mit dicken Handschuhen; auf den Kopf stülpten sie über eine enganliegende Kapuze einen breitgeränderten Hut und von den Schultern bis auf die Knöchel umhüllte ein weiter Talar ihre ganze Gestalt. Schon allein der Anblick einer solchen Pestmaske,**) welche monströse Formen wies, konnte genügen, einem Leidenden die ganze Hoffnungslosigkeit seines Zustandes vor die Seele zu führen, wie denn der ganze Aufzug eines also

*) Aus der großen Anzahl merkwürdiger Beispiele wollen wir hier nur eines einzigen Erwähnung thun, obwohl dasselbe dem von uns so sehr gerühmten Zuge der Verachtung der Gefahr widerspricht: Als bei Gelegenheit der Kriegsvorbereitungen zwischen dem deutschen Reich und König Franz I. von Frankreich im Jahre 1545 dieser Letztere seinen Lieblingssohn, den Herzog von Orleans, mit gen Abbeville in der Picardie nahm, kam dieser junge Prinz auch nach Fort Moutier und durch böse Fügung in ein Bauernhaus ins Quartier, wo vor Kurzem drei Personen an der Pest gestorben. — Leichtfertig und prahlerisch spottete der Genannte aller Vorstellungen. — „Niemals ist ein Prinz von Frankreich an der Seuche gestorben." Mit seinem Bruder, dem Dauphin, schritt er in das Haus und trieb seinen Muthwillen so weit, daß er das vorgefundene Federbett mit dem Degen umstörte, so daß die Flaumen umherstoben und ihn bedeckten. Von diesem Augenblick an zeigten sich an ihm Spuren der Ansteckung und nach wenig Tagen war er eine Leiche. Vergl. Gaillard, „Histoire littéraire", T. IV. I. VI. CiX. p. 341. sequ.

**) Ohne Zweifel findet sich noch in Sammlungen und Antiquitätencabineten eine Anzahl derselben vor. Die einzige, die dem Verfasser jemals zu Gesichte kam, befindet sich in dem Museum, welches der verewigte Graf Franz zu Erbach auf seinem Schloß im Odenwalde anlegte. Sie zeigt an der Stelle der Nase eine Gestalt, die halb Rüssel, halb Schnabel zu sein scheint. Diesen Raum pflegte man mit stark duftenden Spezereien zu füllen. Ueber der Nase, bezüglich auf dem Schnabel trugen die Aerzte Brillen von starkem Crystall. In Händen hielten sie ein Stäbchen, mit welchem sie auf die Gegenstände deuteten, Medicamente oder Speisen, die der Patient nehmen sollte. Die Abbildung einer solchen Figur findet sich in Reinöls Sammlungen, II. 938.

costümirten Pestarztes selbst auf Gesunde sofort den entschieden perniciösesten Einfluß ausüben mußte.

Die Möglichkeit des in der Atmosphäre befindlichen Infektionsstoffes ist keineswegs ausgeschlossen, da ja beim mörderischen Umsichgreifen der Krankheit häufig Tausende von Leichen unbeerdigt liegen blieben, es an Todtengräbern fehlte, und ganze Ortschaften bis auf ein oder zwei Individuen ausstarben.**)

Sehr vielfache Züge sind uns aufbewahrt aus diesen Zeiten immer wiederkehrender Heimsuchung, welche füglich das heutige Geschlecht mit seinem Loose, mit der Gesetzgebung und unserem gegenwärtigen Habitus aussöhnen könnten, ja, die Schreckens- und Jammerscenen in den verschiedenen Landen Europas schienen einander förmlich an Grauen und Entsetzen überbieten zu wollen. Und dennoch konnten die Sachverständigen unter sich nicht einig werden über Wesen und Bezeichnung des Uebels. Gleich in dem ersten Theil des sechszehnten Jahrhunderts (bis 1509) und der nächstfolgenden Periode, wo die Pest in Deutschland und den Niederlanden herrschte, unterschied man auf's Strengste die ächte Seuche, („pestis legitima",) welche u. A. die Rheinlande entvölkerte, von der „falschen" („caeca et notha pestilentia") in Thüringen und Meißen, was sich wohl unzweifelhaft aus dem Umstande erklärt, daß andere Leiden, wie Scorbut, Wechselfieber, Ruhren, typhöse Lungenentzündung sich gleichzeitig einmischten.**)

*) Immerhin datirt ein Experiment, das man zur Erörterung dieser Frage anstellte, aus ziemlich später Zeit, — aus dem Jahre 1680. — Man hing nämlich in Wien einen Hund über eine der großen Gruben auf, in der man eine Masse von Pestleichen verscharrt hatte. Nach drei Stunden war das arme Thier an den giftigen Exhalationen, die es einzuathmen gezwungen war, verendet, was zum Aufschichten neuer Erdmassen auf das gemeinsame Grab Veranlassung gab. Vergl. Happelius, „Kernchronik", II. Jahr 1680, April, S. 23. Fuhrmann, „Alt- und Neuwien", II. 998.

**) Auch von den besten und bewährtesten Epidemiologen werden Manzoni's „Schilderungen der Pest" in dessen berühmtem Romane, „die Verlobten", als richtig und vorzüglich gepriesen und darf man somit wohl unbedenklich das nachfolgende Citat aufnehmen, das unsere soeben geäußerte Ansicht nur vollständig bestätigt: „Gegen Ende März (1621) vervielfältigten sich anfangs

Dies, wie die Individualität der Patienten selbst, verbunden mit climatischen und sonstigen äußeren Umständen, wie der Lebensweise, den Sitten u. s. w. scheinen es erklärlich zu machen, daß das Uebel da und dort einen verschiedenartigen Charakter an sich trug und einander widersprechende Resultate lieferte.

Zu den bereits bei Ozanam vorgefundenen und von uns reproduzirten zwei Krankheitsschilderungen kommen beim nämlichen Autor noch eine ganze Anzahl fernerer vor, welche mit äußerster Gewissenhaftigkeit ausgearbeitet sind, in ihren Grundformen jedoch mit jener durch Manzoni skizzirten, — mehrfach übereinstimmen: Zu den Kopf- oder Hirnaffektionen gesellt sich Schlaflosigkeit, Delirium, Gliederkrämpfe, scharfes Jucken in der Nase, Herzklopfen Athemlosigkeit (oder Beklemmung, „dyspeneé," glühendes) Brennen der Eingeweide, Bluthusten und die übrigen bereits dargestellten Symptome, jedoch fügt er hinzu, daß die Regellosigkeit, (vielleicht richtiger gesagt: Unberechenbarkeit,) derselben der Erfahrung wie der Forschungen und Schlußfolgerungen („raisonnemens") der Aerzte spotteten. — — Am fünften oder siebenten Tage kehrte der Tod ein, wofern nicht die Körperkräfte eines Patienten dem Uebel Widerstand zu leisten vermochten, in welchem seltenen Falle jedoch erst mit dem sechs- oder siebenundzwanzigsten Tage die Wiederherstellung erfolgte.

---

in der Vorstadt des Thores gegen Morgen, (in Mailand,) dann in allen Vierteln der Stadt Krankheiten und Todesfälle von seltsamen Erscheinungen, von Krämpfen, vom Zucken aller Glieder, vom Starrschlafe, von Irreden begleitet, dabei mißfarbige Flecken und Beulen; meist ein schnelles, gewaltsames Hinsterben, (verriethen) nicht selten auch plötzlich, ohne eine vorhergehende Anzeige von Krankheit den Tod. Die Aerzte, welche sich bisher gegen alle Ansteckung erklärt, mochten jetzt nicht gestehen, was sie früher verspottet; da sie aber für das neue Uebel, das bereits zu allgemein und zu weltkundig geworden, um unbezeichnet zu bleiben, einen eigenen Namen ausfindig machen mußten, sprachen sie von bösen, pestartigen Fiebern, **ein jämmerliches Ausweichungsmittel, ein Gaunerspiel mit Worten,** welches bei dem Allem viel Unheil stiftete!" — Im Uebrigen vergleiche wegen des Obigen, Häser, a. a. O. S. 318 ff.

Beachtenswerth namentlich scheint der Contrast, den das Uebel bei den Anfällen auf zornmüthige, gallige Personen und den, welchen es auf Melancholiker hervorrief: „Während bei den Ersteren förmliche Hirnwuth, (frénésie) Schlaflosigkeit und lechzender Durst vorwaltete, herrschten Schlafsucht und Bewußtlosigkeit bei den Letzteren, indeß allgemeines Siechthum im Gefolge der übrigen Krankheitsmomente eintrat! — Längst wäre es an der Zeit gewesen, eingehender von Behandlung der Kranken zu reden, bei der gleich auf den ersten Blick die Fortschritte der Heilkunde offen zu Tage treten, obwohl auch jetzo noch, wie schon erwähnt, das Leiden der ärztlichen Kunst zu spotten pflegte.

Wie bemerkt, raffte der Tod seine Opfer im Zeitraum bis zum siebenten Krankheitstage fort; — „suchte man nun," sagt Ozanam, „die Natur in ihren Anstrengungen, sich vom Krankheitsstoffe zu befreien, auf allbekannte Art zu unterstützen, so beschleunigte man nur den verhängnißvollen Ausgang durch Zerstörung oder Herabstimmung der Körperkräfte („en débilitant les malades, avanceaient le terme fatal,") dagegen riefen adstringirende Mittel jene Hirnwuth („délire frénétique") hervor; viele Patienten büßten außerdem die natürliche Körperwärme wie ihre Kräfte ein und erlagen dem Leiden. Auch Aderlässe erwiesen sich als tödtlich! —

Demunerachtet scheint man doch bei diesen Mitteln lange stehen geblieben zu sein, — wenigstens aus Italien wird berichtet, daß noch gegen Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts außer der hier angedeuteten Methode, China- oder Fieberrinde, eisenhaltiges Wasser, je nach Umständen angewendet wurden — wiewohl nur mit geringem Erfolge. — Indeß kamen auch Fälle von Rettung und Genesung vor, denn eine Streitfrage blieb es zu allen Zeiten, ob ein und dasselbe Individuum zweimal oder gar öfter noch von der Seuche befallen werden könne? Dagegen lenkte sich die Aufmerksamkeit der Menschen, der Laien wie der Aerzte, auf den Umstand, daß, bei ganz gleicher Empfänglichkeit in allen Schichten der Gesellschaft die Oelträger im südlichen

Europa und Egypten davon ganz und gar verschont blieben und leitete diesen Umstand ohne Zweifel auf das wichtige Präservativmittel der öligen Einreibungen, — deren Aufnahme unser oberwähnter Gewährsmann jedoch erst in das erste Drittel des siebzehnten Jahrhunderts verlegt wissen will. Von Interesse erscheint dessen eingehende Schilderung des Verfahrens, das z. B. in Lyon beobachtet wurde:

Man reichte den Kranken Oliven- oder geschlagenes Bucheckernöl, („l'haile d'olives ou de noix battues",) mit lauem Wasser und einigen Tropfen Essig vermischt, um ein gewaltsames Ausstoßen des Krankheitsstoffes herbeizuführen, sodann brachte man dieselben auf warme Lagerstatt, ließ sie lauwarmes Wasser oder Saft von Cardobenedicten, („chardon béni", also eine Distelart,) Vergißmeinnicht, Ringelblumen, („soucy",) von Rauten, („rhue")*) oder Scabiosen trinken**) — auch etwas Theriak in mäßigen Gaben, um die Hautthätigkeit möglichst zu fördern. Nach Beobachtung aller ordentlichen Vorsichtsmaßregeln ließ man sie das Lager wechseln und gab ihnen Bouillon, welcher man mit Cichorien, Citronensaft oder Essig einen säuerlichen Beigeschmack verliehen, wie man denn überhaupt, sobald die Kranken Durst empfanden, das ihnen darzureichende Getränk mit Citronensaft oder Essig zu säuern trachtete: auf die Pestbeulen legte man Umschläge, („pensait avec des cataplasmes",) von Zwiebeln, die unter der Asche geröstet („cuisait") worden, sowie mit Theriak oder Milch mit Eigelb oder Sauerteig von Weizenmehl vermengt waren. Die verkohlten Geschwüre öffnete man, benetzte sie mit

---

*) Die Schreibart „rue" macht es zweifelhaft, ob unsere Uebersetzung richtig! Im Lateinischen heißt rhus, rhois, (rhun, rhum bei Plinius,) eine Pflanze, dem griechischen ῥοῦς gemäß, Sumach oder Färberbraun, (das Hebräische כֶּבֶב).

**) Unsern Vorfahren scheint Nutzen und Heilkraft jenes Krautes bekannt gewesen zu sein, da der übliche deutsche Name, dasselbe als Mittel gegen den Ausschlag bei Kindern oder Erwachsenen bezeichnet.

etwas siedendem Oel und legte dann einen Balsam auf, der aus Eigelb, Oel und Salz bereitet war." —

Auch in Deutschland fehlte es inmitten aller Schrecknisse nicht an Bestrebungen und Mitteln, die man zur Abwehr des Uebels aufbot, das während dreier Jahrhunderte wieder und immer wiederkehrte. — Die erste Nachricht, die uns desfalls persönlich aufgestoßen, findet sich in einem alten Erfurter Zeitbuche vom Jahre 1463.*)

Aber höchst unzulänglich nur waren die Mittel und Wege, der Seuche zu begegnen, denn erst nach einem Jahrhundert, im Jahre 1563, wurde eine Schrift verfaßt: „Arzneischule, wie der neuen, jetzt regierenden, erschrecklichen, giftigen und bedenklichen Pestilenz durch ein ordentlich Regiment zu begegnen;" (Erfurt, 1563, (4) 7 Bogen) — und doch, — wo ist dieses Buch geblieben? — Niemand weiß es, und selbst der verdienstvolle Verfasser der „Bibliotheca Erfordensis", Stadtrath Hermann daselbst, erklärt rückhaltslos, daß er jenes Werk nicht entdecken könne. Noch mysteriöser ist das gleichfalls nicht auffindbare Buch des näher nicht bekannten Autors Trebel, welches unstreitig für eine der ältesten Pestschilderungen aus Deutschland gilt: „Hecatostichon elegiacum de peste Isenacensia", (soll wohl heißen: „Isenacensi", 1506, zumal genaue, vom Verfasser angestellte Nachforschungen constatiren, daß in jenem Zeitraum gar keine Pest in genannter Stadt geherrscht. — Auch die Schrift des Johann Wachs: „De pestilentia anni praeteriti et ejus cura. Magdeburg, 1507, vermuthlich 1537, neu verlegt von Dryander, wird rühmlich erwähnt, dabei jedoch ausdrücklich zu bemerken, daß der erwähnte Pestarzt zwar ein Deutscher von Geburt, seine Ausbildung in Italien erlangt hatte und aller freimüthigen Gesinnung unerachtet, welche Häser an ihm preist, vorzugsweise der italienischen Curmethode huldigte, bei welcher der Theriak, der von uns schon

*) „Bibliotheka Erfordensis", Erfurt 1863.

vorerwähnte Mithridat, die Pillen des Rufus, der armenische Bolus und der Salmiak die Hauptrolle spielten.*) Die deutsche Behandlung scheint sich nicht allein auf Anwendung der Chinarinde, des Opiums und der Merkurialmittel wie auch verschiedener Säuren erstreckt zu haben, wir finden bei Sprengel auch neben dem Bolus, den Bezoar, auch die Verwendung der Edelsteine erwähnt. Die Benutzung des Ersteren suchte Crato von Kraftheim zu bekämpfen, empfahl dagegen die Siegelerde. Während der Pest, die Böhmen im Jahre 1562 durchzog, finden wir ferner den Spießglanz angewendet, welchen der vielgenannte Paracelsus eingeführt zu haben scheint.*) — Die Aerzte pflegten den Patienten

---

*) Wenig glaubhaft will uns die Angabe Ozanams erscheinen, daß in Mailand 1576 auch eine Art Lauge: „l'eau des cendres bouillies" zur Verwendung gelangte. Vergl. Ozanam, IV. S. 18.

**) Vergl. Sprengel, a. a. O. III. S. 264, daselbst wörtlich: „Man sagt, Paracelsus habe die Bereitung des Spießglanzes von Basilius Valentinus gelernt. Seine Bereitungsart, (de renovatione et restaurat. p. 829,) führt darauf, daß er sich der Spießglanzbutter und des Safrans bedient habe. Von diesen rühmt er, (de vita longa, lib. 3. c. 6 p. 850,) daß sie das höchste arcanum aller Mineralien enthalten und das Leben verlängern. Merkwürdig bleibt, daß der von den erleuchtetsten Denkern drs Zeitalters bereits gründlich widerlegte Einfluß der Gestirne auf die Pest, „das Dogma vom Einfluß feindlicher Constellation", (sagt Häser), durch Wiedererweckung des Platonismus und die neuplatonische Lehre des Paracelsus eine (wenngleich vorübergehend) mächtige Förderung erfuhr. Wörtlich lehrte und behauptete dieser Letztere: „Nun hat Gott den Schulmeister und Henker im Himmel gelassen, den Saturnum über die pestem, das sein Ruhten sey." (Vergl. bei Sprengel, a. a. O. III. 255, das Citat: „de peste cum additione", lib. 2, Tr. 2, c. 1, p. 381.) „Mit dem Saturn hange der Schwefel zusammen, und dieser sey die wichtigste materielle Ursache der Pest. Weil es nun dreierley Schwefel gebe, den Spießglanzschwefel, den Arsenikschwefel und den Markasitschwefel, so könne man sich daraus erklären, daß die Pest auch an drei Stellen des Körpers vorzüglich ihre Wirksamkeit ausübe, nämlich an den Achseln, Weichen und Ohren. — Dann spricht er umständlich und räthselhaft (genug) von der Entwickelung des unbelebten Saamens der Pest im Himmel — durch Imagination des Menschen. „Die Imagination des Weibes", sagt er, wird unordentlich: also kann auch die Einbildungskraft des Makrokosmus unordentlich werden und eine übele Bildung durch Beulen, Drüsen u. s. w. hervorbringen. Das Wasser wird dann zuerst inficirt: dies ist die prima materies woraus sich die Pest entwickelt. „Wie ihr sehet, daß im Element Wasser der

die Pestbeulen aufzuschneiden und bei den alsdann offenen Wunden beizende Mittel anzuwenden. In der Frankfurter Apothekerordnung vom Jahre 1491 finden wir schon erwähnt: „Alfogine communes pestilentiales“, Salben, Pflaster oder dergleichen ludt der Taxe vom Rade (Rathe) gesetzt zu verkaufen.“ Erst im Jahre 1575 empfahl ein deutscher Arzt, Andreas Langner, die Oeleinreibungen, — dieselben sollen lauwarm benutzt worden sein; bei Ansteckungen wurden jedoch auch Gaben von 4 bis 8 Unzen eingenommen und den Kranken eine starke Dosis Fliederthee verabreicht.

Unter den Heilkundigen erhielten sich, aller Unzulänglichkeit und Fruchtlosigkeit der üblichen Verfahren unerachtet, die aus der galenisch-arabistischen Schule herrührenden Dogmen noch lange und erst einem späteren Zeitalter blieb es vorbehalten, bessere Lehren und deren Anwendung an die Stelle zu bringen, — während feststeht, daß namentlich die von den Jüngern der Wissenschaft starr behauptete „entleerende Methode der Menschheit mehr Opfer gekostet, als die blutigsten Kriege.“*)

Und hieraus erklärt sich deutlich das ungestörte, mörderische Umsichgreifen der Seuche, die nur dann in ihrer unerbittlichen Wuth momentan oder wenigstens vorübergehend nachließ, wenn die Möglichkeit gebrochen schien, weitere Erndte zu halten, hierdurch aber ungeheuren Menschenverlust, der Städte und Länder fort und fort entvölkerte, — hierdurch endlich wohl auch jene so räthselhafte, gleichsam sprungweise Wiederkehr der Krankheit.**) —

Schnecken Schale eine Form hat, also hat auch die Pest eine Form. — Daraus folgt, daß der Schneck auch ist ein attractivum, so da an sich zeugt das Gift pestis.“ (Vergl. de pestilitate, tr. 1. p. 334 und 335.) An einer andern Stelle vergleicht er die Entstehung der Krankheit durch die Conjunction der widernatürlichsten Elemente: Daher enthalten beide das stärkste Gift und pestis ist basiliscus Olympi.“ — Diese wörtlichen Aeußerungen genügen wohl, um die Ansichten des Zeitalters zu kennzeichnen! —

*) Die hier citirte Stelle wörtlich bei Häser, a. a. O. S. 324.

**) Bei Sprengel a. a. O. III. S. 244 findet sich deßfalls das nachfolgende merkwürdige Citat: „Et est stupenda res quod hec plaga nunquam

Vergebens nur blieb es daher, wenn alle, denen die Möglichkeit geboten blieb, die Stätte des Schreckens zu fliehen, in zagender Furcht das Weite suchten, denn der Tod trat ihnen überall wieder entgegen. — So berichtet man von einem reichen Handelsherrn, der in bleicher Angst den Stadtthoren enteilt und gleich beim Betreten der Landstraße von einem kranken Bettler, der sich mühsam weiterschleppt, um eine Gabe angesprochen wird. Wie er demselben nun rasch ein Almosen zuwirft, fallen ihm Briefschaften aus der Tasche; — dienstbeflissen bückt sich der Nothleidende danach, um sie dem Geber wieder darzureichen, aber dieser Letztere wird durch die einfache flüchtige Berührung angesteckt und muß nach kurzer Frist seinem Unstern erliegen.

Dennoch ergriffen in allen größeren Städten unseres Erdtheils reiche Leute die Flucht,*) Andere sperrten sich ab, als man in einer oder der andern Periode das Leiden wieder einmal wahr-

totaliter cessat, sed omni anno regnat jam hinc nunc alibi, de loco in locum de provincia in provinciam migrando, et si recidit aliqnamdiu tamen post paucos annos et circuitum revertitur et juventutem interim natam in ipso flore pro parte majore amputat." Jo. Lange, chronic. Numburgense in Menken. scriptor. rer. Germanic. Saxon. vol. 2 col. 88. Auch bei Häser a. a. O. S. 320 findet sich dieses Citat mit veränderter, auch von uns adoptirter Interpunktion abgedruckt.

*) Dies bestätigt z. B. auch Ozanam, a. a. O. IV. 14, durch einen Bericht aus Lyon, wo die Pest von 1581 bis 1587 gewüthet hatte, und im September 1628 aus der Provence wieder eingeschleppt wurde. Die Sterblichkeit war so ungeheuer, daß alle Gemüther von Entsetzen befallen wurden: die angesehensten Bürger, („principaux bourgeois",) die Vorsteher, Schöffen, („échevins",) ja die Aerzte selbst flüchteten aufs Land, — mit alleiniger Ausnahme eines Wundarztes, der edel, muthig und furchtlos fortfuhr, die Kranken zu behandeln. Der Handwerker- oder Arbeiterstand sah sich in einem Maaße zum Aeußersten getrieben, da jede Geschäftsthätigkeit eingestellt worden, — daß die Brodlosen sich gemeinsam („avec") mit den Pestkranken nach dem St. Lorenz-Hospital begaben, um Nahrung zu erlangen, doch fanden sie dort nur Krankheit und Tod. Was aber am Sonderbarsten erscheinen mußte, war, daß die unsaubersten Häuser, die engsten, unreinlichsten Gassen am wenigsten der Ansteckung ausgesetzt blieben. Frauen erlagen seltener wie Männer, 40,000 Menschen starben, darunter nur 7 bis 8 Leute von Distinktion, gänzlich verschont blieben die Bewohner des Armenhauses.

nehmen wollte, daß die Seuche zumeist die ärmeren Classen heimsuchte.

So leitete denn der tägliche Jammer und wie es schien, maaßloses Unglück, das sich auf Schritt und Tritt unter tausenderlei Gestalt nahte, auch die Bewohner der Binnenlande auf die Prohibitivmaßregel der Absperrung oder Sonderung*), aber man beschränkte sich hierauf nicht! — In den Straßen mancher Städte zündete man große Feuer an, in der Hoffnung, dadurch die Atmosphäre zu reinigen; — war doch auch die Ansicht aufgekommen, „der Luft gebräche es an Salpeter". — —

Thatsache blieb, daß es schwer hielt, die Flammen zu erhalten, man wollte beobachtet haben, daß kleine Vögel mühsam nach Luft schnappten und größere, weit schwerfälliger denn sonst, die Flügel zu rühren vermochten; — von den Wällen fester Plätze löste man (daher) allwöchentlich ein oder mehrmal die Geschütze, in der Hoffnung rascher ein Resultat zu erreichen. — Rasch auch verbreitete sich die Sitte, rothe Kreuze an die Hausthüren zu malen oder Inschriften anzubringen, wie: „Herr, erbarme Dich

*) Wir finden bei Ozanam, a. a. O. IV. S. 17, eine Mittheilung, welche drastisch genug lautet: Ein Senator aus Monza kam im Verlauf der Pestzeiten nach Mailand, um den Durchmarsch deutscher Kriegsvölker mit anzusehen, — war so unvorsichtig, von einem ihm unbekannten Soldaten einen Hut zu kaufen, und verfiel schon nach wenig Stunden in ein Delirium, dem die übrigen Krankheitserscheinungen auf dem Fuße folgten, die noch vor Sonnenuntergang tödtlichen Hintritt zur Folge hatten. Seine, wie eines besuchenden Freundes Familie wurden angesteckt und starben ihrer zehn Personen im Zeitraum weniger Tage in den Lazarethen, wo man sie untergebracht. Ein anderes Individuum aus Cornusco, das sich (zur nämlichen Zeit) im Gasthof zum heiligen Gervasius einlogirte, erlag der Seuche so urplötzlich, daß nicht einmal die äußere Veranlassung zu enträthseln war und der Wirth sich scheute, seinen Tod zur Anzeige zu bringen, vielmehr dem Leichenbestatter und Todtengräber einen Theil der beim Entseelten vorgefundenen Baarschaft aushändigte und vorgeben ließ, ein Schlagfluß habe seinen Gast hingerafft. Aber nur allzubald wurden des Wirthes Bruder, wie auch der Koch des Hauses von der Pest ergriffen und die Behörden sahen sich darum genöthigt, dessen Thüren schließen und alle Insassen ohne Ausnahme ins Hospital schaffen zu lassen.

unser!" — In den Straßen vernahm man bald nichts Anderes, als das Jammern der Sterbenden, das Wehklagen ihrer Angehörigen, das Geläute der Glocken für die Todten und den schaurigen Ruf derjenigen, die sich zum letzten Dienste noch hergaben: Schafft Eure Leichen heraus!"

In Wien war die Stadt, die Vorstädte, die Gassen und Plätze, ja Gärten und Weinberge von Kranken und Verscheidenden erfüllt, unter denen freilich auch Flüchtlinge aus fremden Orten, die Hülfe suchend herbeigekommen, befindlich waren, oder Solche, die von der Seuche jählings erfaßt, wohl selber den Ansteckungskeim eingeschleppt hatten! Da soll es denn so manchmal geschehen sein, daß noch Lebende zu den Todten auf die Wagen geworfen wurden und man sie in stumpfsinniger Gleichgültigkeit nach der letzten Ruhestätte schaffte.

„Bei diesem Elend war es erbärmlich anzusehen, wie oft der Vater zum Hause hinausgetragen wurde, die Mutter in den letzten Zügen lag, der Säugling an ihrer erstarrenden Brust unter Tönen des Jammers sich wand, indeß die älteren Kinder verzweifelnd nach Brod schrien. Haufenweise liefen die unglücklichen Kleinen dem Todtenwagen nach, auf welchem ihre Eltern hinausgeführt wurden;" — mit herzzerreißendem Geheul geleiteten sie sie bis zu den Gruben, um mit Entsetzen zu sehen, wie die Erde sich erbarmungslos über ihren Beschützern und Erhaltern schloß. —

Längst war aus der Kaiserstadt der Hof entflohen, und ihm nach der ganze Schwarm Derer, die ihm entweder angehörten oder ein gesichertes Asyl in der Ferne zu suchen vermochten. — „Der Magistrat mußte die unglücklichen Verwaisten auf Wagen setzen, und auf ihre Unterkunft an sicheren Orten vor der Stadt Bedacht nehmen, allein es starben doch fast alle zusammen."*)

*) Vgl. v. Hormayer, „Wiens Geschichte", XII. Heft, S. 144 f. und Anton, Edeln von Geusau, „Geschichte der Stadt Wien", 1793. IV. 160 ff.

Wie bei allen Epidemien war eine Zunahme bis zu einem gewissen Culminationspunkte wahrzunehmen, wo das Uebel in der Regel binnen vierundzwanzig Stunden die Kranken fortraffte, und man hat die genauesten Aufzeichnungen über die Zahl der Opfer, die in den Metropolen unseres Erdtheils, in Wien, in London, Paris, in Frankfurt a. M., in Prag, in Salzburg bis herab zu manch kleinen Orten selbst, ein Raub der Seuche wurden.*) „Die sieben Thore der Stadt", ruft schaudernd ein Wiener Chronist aus, „schienen nicht mehr zu genügen, um die Todten hinauszulassen!"

Höchst eigenthümlich sah es um die Krankenpflege aus, z. B. in Wien, wo der Orden der Reuerinnen, die Franziskaner, Capuziner, Schotten, barmherzigen Brüder, Carmeliter, Serviten, ja selbst Weltpriester in edler Selbstverleugnung sich der Unglücklichen annahmen, — hatten Laien, — (wie schon angedeutet,) alle Fassung verloren. „*Zum Kochen, zum Warten war niemand mehr vorhanden.* Unter Trommelschlag wurde reicher Lohn Allen geboten, die sich zu Todtengräbern, Krankenwärtern wollten gebrauchen lassen;" — allein in der weiten Kaiserstadt an der Donau „**fand sich Niemand**". Die Stadtguardia mußte das herren- und dienstlos umhervagirende Gesinde zusammenfangen, — die rathlos und *verzweifelnd verharrenden Aerzte mit Gewalt*, — *mehrere Wundärzte sogar* **gefesselt** *in die Hospitäler führen*. — Ja zuletzt wurden die Kerker geöffnet und — *um*

Der Kaiserhof floh jedoch erst nach Ablauf von acht Monaten auf den Leopoldsberg und späterhin nach Prag. Dies und die nachfolgenden Thatsachen schienen das Zeichen zur allgemeinen Fassungslosigkeit zu geben, denn von da ab steigerte sich das Unheil täglich! —

*) In Wien starben z. B. im Zeitraum von 1408 bis 94 und von 1521 bis 41 der dritte Theil der gesammten Einwohnerschaft. Von 1560 bis 70 verendeten täglich 40 bis 50 Menschen, 1618 bis 34 jede Woche 600. 1679 jedoch, wo die *große* Pest in der Kaiserstadt herrschte, begrub man 122,849 Todte innerhalb eines Jahres. Danzig verlor im Jahre 1427 die kaum glaubliche Zahl von 63,646 Einwohnern an der Pest. Vergl. Curricke, „Historische Beschreibung der Stadt Danzig", 1688, Seite 210 und 428.

den Preis der Freiheit vielleicht, — die auf den Tod oder sonst Angeklagten und Verhafteten zu jener schweren Arbeit gedungen.

An kleineren Orten, selbst bei uns in Thüringen, scheinen außerhalb der Dörfer und Städte, — da wo es irgend anging, vereinzelte kleine Häuschen zur Aufnahme von Pestkranken bestimmt und mit Pestbetten versehen worden zu sein, was aus dem Tagebuch eines Geistlichen hervorgeht, der während der ersten Schreckensperiode des dreißigjährigen Kriegs das Unglück hatte, seine Familie von Croaten und Schweden aufs Grausamste und Bübischste mißhandelt, seine Gattin und Töchter fortgeschleppt zu sehen, und ihren Spuren folgend, auf seiner Wanderschaft, Abends spät vor Ermattung in einer jener (verödeten) Herbergen oder Pesthütten Unterkunft suchte und auf ein Pestbett niedersank. — Wunderbarer Weise blieb er von der Seuche gänzlich unberührt, — wie schon früher bemerkt, wohl der deutlichste Beweis, daß Unbefangenheit und Richtung des Gemüths auf ganz andere Gedanken und Sorgen, unter allen Umständen ein untrügliches Schutzmittel gegen die Ansteckung bildet.

In Erfurt trat die Pest während dreier Jahrhunderte zu oft wiederholten Malen auf. Die erste Nachricht, die uns, wie schon erwähnt, aufgestoßen, findet sich in einem Werke vom Jahre 1463.*) Aber nur gering, wir wiederholen es, waren die Mittel und Wege, der Seuche irgend zu begegnen. — Fürwahr eine Bestätigung jenes mit so großem Rechte von Hecker gethanen Ausspruches:

> „Die Aerzte (jenes Zeitalters) überließen die Wahl und Anordnung der hygienischen Vorschriften der Obrigkeit und die Aufzeichnung derselben den Chronikenschreibern, fest an den Satzungen haltend und sich sorgfältig hütend, in Schriften Dinge zu berühren, die über den Inhalt und die Auslegung der kanonischen Bücher hinauszugehen schienen."

*) Vergl. Bibliotheca Erfordensis, Erfurt, 1863.

Daher auch dürfen wir uns erklären, daß neben der so beträchtlichen Anzahl ausgezeichneter Epidemiographen des Auslandes, namentlich Italiens und Frankreichs, nur verhältnißmäßig wenig deutsche Fachmänner namhaft zu machen sind, die uns ihre Erfahrungen und Wahrnehmungen hinterlassen. Neben dem viel beurtheilten Paracelsus, dessen abenteuerliche Ansichten wir bereits erwähnt, haben wir eines Jodocus Willich, Cirenberg, Agricola, des schon obcitirten Bochus und jenes Andreas Langner zu gedenken, der sich wie gesagt, wenn gleich spät, durch seine Inunctionstheorie ein so wesentliches Verdienst um Bekämpfung der Krankheit in deutschen Landen erworben.*)

Auch jetzo, in dem langen Zeitraume eines, wie es scheinen wollte, immer wiederkehrenden, also endlosen, Jammers, klammerte sich das Volk mit der Kraft der Verzweiflung an den Gedanken, daß nur höhere Fügung der schweren Heimsuchung ein Ziel setzen könne und suchte daher in jenen geistlichen Uebungen und Andachten, deren oftmals die Chronisten wörtlich gedenken, Trost und Abhülfe!

So auch entnehmen wir einer Stelle des sog. „Rechenbuchs" der Stadt Frankfurt, (abgedruckt in Lersner's mehrfach erwähnter Chronik):

„1418 that man unserm Hergott einen Dienst vor die Pestilencie."

„1419 trug man das Sacrament bynnen der Stadt für die Pestilencien zu biden."

„1420 ging man Samstags vor Georgii mit dem Sacrament durch die stad vur die Pestilencien unsern Herrgott zu biden; desgleichen that man am Samstag vor Simon und Judaea ein procession und bat unsern Herrgott von des sterbins wegen."

Diese Bittgänge und Wallfahrten wurden, ihrer Bedenklich-

---

*) Vergl. A. Langner, Promptuarium. Wie zur Zeit der Pestilenz ein jeder Gesunder und Kranker, Jung oder Alt u. s. w. sich mit Allem preserviren und curiren soll. Leipzig 1575.

keit, ja Gefährlichkeit unerachtet, in sämmtlichen Pestjahren bis 1461 fortgesetzt und selbst weit später noch. — Bekannt ist z. B., daß der Wiener Magistrat im October d. J. 1679 eine Votivsäule mit dem Bilde der heiligen Dreifaltigkeit „auf dem Graben" aufrichten ließ, bei welcher am 18. jenes Mts. alles in der Kaiserstadt noch lebende Volk sich mit großer Andacht einfand, und den folgenden Tag in feierlicher Prozession wallfahrtete. — In gleichem Sinne belehren uns die Erfurter Nachrichten, daß auch nach Einführung der Reformation gottesdienstliche Andachten an den Nachmittagen abgehalten wurden, wo der Klingelbeutel für arme, verlassene Kranke umhergereicht wurde; — ja, man richtete von Zeit zu Zeit förmliche Bußwochen ein, um die bedrückten Gemüther wie die Trauernden auf die Allmacht und Barmherzigkeit unseres himmlischen Vaters zu verweisen!

Gleichfalls in späterem Zeitraum am 9. Juli 1682, installirte der Erfurter Magistrat drei Pestpfarrer, unerschrockene Geistliche, die ihrem Seelsorgeramte mit Selbstverleugnung und Opferfreudigkeit oblagen. Den hoffnungslos Darniederliegenden reichte man die Sterbsacramente in besonderen Pestkelchen, von denen einer, — unseres Wissens, — noch in der Hauptkirche zu Saalfeld vorgezeigt wird, — und stellte sogenannte „Gassenmägde" an, welche durch die Stadt gehen, nach den Kranken sehen und ihnen Medicamente, Speis' und Trank verabreichen mußten. Inficirte Straßen und Stadtviertel sperrte man mit Ketten ab, legte ausgestorbene Wohnungen unter Schloß und Riegel und etablirte endlich die Wochenmärkte auf Plätzen in gewisser Entfernung vor den Stadtthoren, wo Schranken zwischen Käufern und Verkäufern Städtern und Landleuten errichtet wurden;*) — aber auch dies Alles blieb nur Palliativmittel, während gleich dem Ausspruch eines finsteren Verhängnisses, das unabwendbar über jenem Zeit-

*) Der gleichen Prohibitivmaßregel begegnen wir 140 Jahre später in Marseille. Vergl. Ozanam, a. a. O. IV.

alter obschwebte, die Geschicke ihrer Erfüllung anheim zu fallen schienen.

Dem Bilde mannigfacher, wenn auch fruchtloser Anstrengungen in Orten von Mittelgröße gegenüber starrt uns das Gemälde eines Chaos von Schrecken, Entsetzen und Greuel jeder Art in den volkreichen Städten unseres Erdtheils entgegen.

„Wer auf der Straße ging", äußert der Wiener Chronist, „eilte gleich einem verfolgten Mörder davon", — „halb verhüllten Angesichts prallten die innigsten Freunde vor einander zurück!" Selbst Kirchen und Beichtstühle wurden als Schreckensorte und Brutstätten der Ansteckung geflohen. — Oeffentliche Plätze zeigten fast vor jedem Hause Haufen weggeworfener Habseligkeiten, abgestreifter Kleidungsstücke, so daß Prunkgewänder, mit den Lumpen der Bettler in buntem Gewirre, sich den Blicken Vorüberkommender darboten, aber auch Hausgeräthe mancher Art lagen durcheinander gewürfelt, gleichsam Raub und Habgier herausfordernd.

Und doch bildeten sich während der jedesmaligen Pestzeiten Banden von Strolchen, die aller Gefahr Hohn sprechend, die Hand nach fremdem Gute ausreckten und gerade während der späteren Perioden mußten in Wien z. B. Galgen für solche Missethäter vor den Stadtthoren errichtet werden.*) — Aber nicht allein

---

*) Einem solchen verbrecherischen Wagniß in späterer Periode (1720) hat man eines der wichtigsten Prohibitivmittel, den sog. Vierräuberessig, (Vinaigre des quatre Voleurs".) zu verdanken. Desselben, (aus Wermuth, Salbei, Rosmarin, Lavendelblüthen, Wachholderbeeren, Zimmet, Nelken und mehreren ähnlichen würzhaften Pflanzentheilen, welche mittels starken Weinessigs ausgezogen worden, bereitet,) bedienten sich im erwähnten Zeitraum, während der Schrecknisse der Pest in Marseille vier Gauner, um die Kranken und Sterbenden ohne Schaden für sich selbst ausplündern zu können, nachdem sie heuchlerisch vorgaben, jenen Unglücklichen Hülfe und Beistand zu leisten. „Il est inutile", sagt Ozanam, a. a. O. IV. S. 30., „de parler du traitement de cette peste, il fut purement empyrique. — Ce fut de cette occassion que le vinaigre aromatique, appellé des Quatre-Voleurs acquit une grande vogue comme prophylactique."

unter dem Schleier der Nacht und in der Grabesstille ausgestorbener Wohnstätten erhob das Verbrechen sein Haupt! Wiederholt mußten Spittelmeister, Pestknechte, und selbst Krankenwärter u. A. der sog. „Oberwärter" eines Wiener Lazareths, verübter Bubenstücke halber, zur Verantwortung gezogen und in Haft gebracht werden; hatte doch einer jener Gauner die allgemeine Bestürzung und Fassungslosigkeit dazu ausgenutzt, 246 Personen mehr in den Hospitallisten aufzuführen, als ihrer wirklich verpflegt worden und auf diese und andere Art eine Summe von 20,000 Gulden erschwindelt. — Aber auch in wüster Schlemmerei erging sich der Theil des großen Haufens, der sich nicht gläubig in die Arme der Religion und Kirche geflüchtet, — oder rechtzeitig das Weite gesucht. Die Feder sträubt sich, das Treiben Derjenigen auszumalen, die, fast sinnlos, nur darauf Bedacht nahmen, ihre letzten Lebenstage in wüstem Taumel zu durchschwelgen, — und dennoch glauben wir jenes Spielmannes, eines seiner Zeit in Wien allbekannten Sackpfeifers, gedenken zu müssen, der aus wüster Zechgesellschaft taumelnd, in seinem gewöhnlichen Rausche am Wege liegen geblieben und von den Siechknechten, jenen zum Auflesen der Sterbenden und Todten angeordneten Wächter, bereits als leblos angesehen worden war. Ihn hoben sie auf einen Leichenwagen und warfen ihn häuptlings mit einem Haufen Entseelter in eine jener weiten Gruben, die erst am folgenden Tage gefüllt werden sollten. — Hier schlief der Trunkenbold, von den erstarrten Leibern der von der Pest Hingerafften bedeckt, — seinen Rausch aus, wurde dann in der Morgenfrühe, nachdem er sich glücklich wieder hervorgearbeitet, — aus dem noch offenen Grabe herausgezogen und blieb frei von Ansteckung, ja er lebte noch eine Reihe von Jahren! —

Wohl klingt es völlig unglaublich und dennoch verbürgt es die eingehendste Forschung und der Name der geachtetsten Fachmänner: Solche Beispiele standen durchaus nicht vereinzelt da. — „Die Grausamkeiten, die zu Pestzeiten gestattet wurden,"

sagt Möhsen in seiner Geschichte der Wissenschaften 2c. in der Mark Brandenburg,*) „waren ganz unmenschlich.“ In langwierigen Pesten wurden die Menschen hier in der Mark des öfteren Begrabens müde; man nahm nicht nur die Todten, sondern auch die, mehr vor Hunger als Pest Entkräfteten, um sich die öfteren Fuhren zu sparen, mit, — warf sie untereinander in die Gruben, ließ sie darin umkommen, oder verscharrte sie lebendig, ungeachtet wohl noch mancher hätte gerettet werden können.“

Ebenso grausenhaft lautet die fernerweite Mittheilung des nämlichen Autors, die uns in ebenso schlagender und haarsträubender Weise die Verzweiflung der Menschen vor Augen führt, als das Uebel seinen Höhepunkt erreicht hatte:

„Wie man endlich bemerkte, daß das freye Herumtreiben der Pestkranken die Seuche entsetzlich vermehrte, so fiel man an manchen Orten aus Unverstand in eine entsetzliche Grausamkeit, um die Gemeinschaft der Gesunden und Kranken zu verhüten. Sobald die Pest in einem Hause ausbrach, so wurden die Thüren und Fenster vernagelt und wohl vermauert. Die Kranken starben hülflos dahin und die Gesunden mußten (in jener Kerkerhaft — jenem Grabe vielmehr,) für Hunger und Kummer in dem Leichendunste mit umkommen; und wenn man nach Jahr und Tag dergleichen Haus wieder öffnete, so wurde die abnehmende Seuche durch den herausbrechenden Qualm wieder erneuert.“

Auch dem Aberglauben warf sich zuletzt der große Haufe in die Arme, und wer am Ende konnte es dem zu Tode geängsteten, halb wahnsinnigen Pöbel verdenken, wenn in deutschen Landen die Kunde umging, „der römische Kayser habe gesandt zum heiligen Vater, um Rath wider die Pest“ und dieser Letztere geschrieben, „daß man diese heilige Nahmen über sich tragen soll:

„Jesus, Maria, Anna, Michael, Bernardus, Nic(o)lajus,

*) Dr. Wilhelm Möhsen, „Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg, besonders der Arzneiwissenschaft u. s. w.“ Berlin und Leipzig 1781. S. 256 ff.

Sebastianus, Christophorus, Martinus, Silvester, Rochus, Fredericus und Gertrudis,

auch solle man lesen fünfzehn Pater noster und fünf ave Maria und 17 Rosenkränz, innerhalb 9 Tagen soll man dies einmal thun.

Das wil Gott und unsre liebe Frau und seine gebenedeiete fünf Wunden, welche nicht geschwollen noch geschworen, also hoffe ich, daß diese Pest auch nicht soll schwellen. In dem Namen des Vaters + (? wohl in Andeutung auf das griechische „χριστός?") des Sohnes + und h. Geistes."

Auch an geweihten Amuletten, Kerzen, Reliquien der Heiligen fehlte es nicht, obwohl ja der Augenschein tagtäglich belehren mußte, daß wohl inniger Glaube und blindes Vertrauen in Gottes Vorsehung, nicht aber todte Denkzeichen oder priesterliche Weihesprüche zu retten vermochten! —

Nicht mehr gegen die unglücklichen, meist doch waffenlosen Hebräer, welche zu Zeiten des schwarzen Todes dem Haß, der Raubsucht der fanatisirten Massen zum Opfer gefallen, — nein, **gegen die Todtengräber**, — — da, wo es überhaupt noch deren gab, richtete sich die Verfolgungssucht eines wahnwitzigen Janhagels, im Irrglauben, die Leichenbestatter hätten die Seuche **hervorgerufen** oder gefördert, — — um ihr Geschäft in Flor zu bringen.*)

In solchen Tagen mag sich die unter dem Namen der „Fraternität" bekannte, verdienstvolle Gesellschaft in Leipzig gebildet haben.**) In den Momenten der Verzweiflung rafften sich Männer

*) Vergl. Möhsen, „Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg", 265. Sugenheim, „Geschichte des deutschen Volkes und seiner Cultur", III. 281, berichtet das nämliche Factum aus einer früheren Periode und nennt ausdrücklich die Städte Leipzig, Plauen, Brieg, Reichenstein u. a. wo man die Todtengräber der Brunnenvergiftung beschuldigte, durch die Folter zu Geständnissen zwang und dann verbrannte.

**) Vielleicht nach dem Muster der fast gleichnamigen „Confraternita" in Florenz, welche die gleichen Zwecke bereits im Verlauf der ersten Pestzeiten im Mittelalter verfolgte.

aus den, wenn auch muthmaßlich sehr gelichteten Reihen des Schriftsteller- und Gelehrtenstandes auf, stellten sich die schöne Aufgabe, verlassenen Kranken beizuspringen, sie zu warten, zu pflegen und die Todten auf gemeinsame Kosten zu begraben. Nur studirte, den Wissenschaften angehörige Männer, (mit Ausschluß Angehöriger aller andern Schichten der Gesellschaft,) wurden aufgenommen; — mit edler Verachtung der Gefahr begab sich der Verein an sein Werk und der Himmel segnete sein Thun, — die rohe, in haltloses Zagen verfallene Masse suchte sich zu ermannen und die wankend gewordene, öffentliche Autorität die Zügel wieder in die Hand zu nehmen! —

Aber die Vorsehung selbst erachtete das Maaß des Leids, des Entsetzens und der Heimsuchung wenigstens momentan für gefüllt, auch diesmal begann die Seuche allgemach zu schwinden und die Todessichel ihr schreckliches Werk einzustellen; erlöst von schwerem Bann, suchte die Menschheit wieder aufzuathmen zu „des Daseins süßer Gewohnheit"! Schon nach kurzer Frist sah man neue Einzügler die verödeten Städte wieder beleben, auf den verschiedensten Fahrzeugen, so melden die Zeitbücher, schwammen aus dem Reiche ganze Colonien Ansiedler die Donau, nach Wien hinab. Meist zwar wandte sich die Stimmung der Ueberlebenden noch dem Höheren zu, an manchen Orten aber, wie z. B. in München, brach laute Fröhlichkeit, — so lange schon zurückgehalten, sich schrankenlos Bahn. Aus den Tagen der verschwundenen Gefahr, (im Jahre 1517,) datirt der dort noch heute wohlbekannte „Metzgersprung" und der gleichfalls öffentliche „Schefflertanz", Volksfeste, in denen sich die ganze Unverwüstlichkeit des deutschen Humors kund gibt. Allenthalben aber und ausnahmslos gewahren wir am Schlusse oder im Gefolge jeder beendigten Pestepidemie eine ungewöhnlich gesteigerte Heirathslust. So meldet man aus Ulm, das im Jahre 1635, nach der großen Pest, welche daselbst geherrscht, 15000 Menschen eingebüßt, an einem einzigen Sonntag 60 Ehen verkündigt und innerhalb zweier

Tage 32 Paare copulirt wurden, im Jahre 1636 aber, und aller Schrecknisse des Religionskriegs unerachtet, 479, und zwar allein am 9. Februar 24 Hochzeiten stattfanden.

In Zürich starben 1611 7000 Personen an der Pest und von Martini dieses Jahres bis zu Martini 1612 wurden hierauf 470 Ehen in dieser Stadt geschlossen, und in der ersten Zeit täglich in einer Kirche 4, 5, 6, 7 bis 12 Paare getraut.

Im kleinen Städtchen Eilenburg an der Elbe erlagen (im Jahre 1637) 4480 Einwohner der Seuche. Im folgenden Jahr 1638 wurden dagegen 138 Paare getraut und zwar deren sieben in einer Stunde.

In Frankfurt am Mayn stieg die Zahl derselben ungefähr im nämlichen Zeitraume auf 489, ja, selbst Eisenach hatte am Schluß der Pestzeit, im Jahre 1578, an einem Sonntage 59 kirchliche Aufgebote anzuhören.*)

Fragt man sich indeß, welche Folgen das entsetzliche Uebel noch weiter geäußert, so ist bei allem Ernste, ja selbst der Fassungslosigkeit der Zeiten, noch vermehrt durch die Schrecknisse der Religionswirren und der Kriegsläufte der Fortschritt ein unverkennbarer. — Schon die Unmöglichkeit, Massen von Leichen in die Kirchengrüfte oder engen Kirchhöfe der Städte zu bergen, zwang zur Verlegung der Begräbnißplätze außerhalb der Mauern. Faßt man ferner die Verordnungen ins Auge, welche zu Nutz und Frommen des Gesammtwohls von den öffentlichen Autoritäten fortab mit Strenge eingeführt wurden und vermöge deren vielleicht zum erstenmale Reinlichkeit und frische Luft, unverdorbenes Wasser zur Hauptbedingung der leiblichen Wohlfahrt erklärt wurden, so ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß sich das damals lebende Geschlecht den gesammelten entsetzlichen Erfahrungen in keiner Weise verschlossen hatte.

*) Nachrichten von der Stadt Ulm, 8. S. 1 u. ff. Bluntschli, Memorabilia Tigurina. S. 446. Eulenburgische Chronik, 4. Leipzig, 1696 S. 704. Junker, „Eisenachische Geschichte“, S. 196.

Wichtiger erscheint die Ausbildung der Quarantaineanstalten an allen Hafenplätzen des Mittelmeeres, ein Beweis, daß man dort über den Entstehungs-Ursprung, Heimath und Wesenheit der verheerenden Seuche zu ebenso klarer Einsicht gelangt war, wie über die Unerläßlichkeit strengster prophylaktischer Maaßregeln, — hier indeß steht die Umsicht und Vorsorglichkeit der damaligen Behörden in unserm Vaterlande weit hinter der der Bewohner südlicher Länder zurück, und es bleibt auffallend, daß weder die Niederländer noch auch die Hanseaten eine Hafensperre für anlangende levantinische Fahrzeuge einführen.

Und hieraus dürfen wir die Folgerung ziehen, daß der Zeitpunkt des völligen Erlöschens des Uebels im Abendlande und vorzugsweise im Norden Europas sich noch weit über die Periode des Mittelalters hinauszieht und bis an den Schluß des vorigen Jahrhunderts gränzt.*)

---

*) Vergl. Häser a. a. O. S. 369. „Die Pest im 17. Jahrhundert", S. 411, „die Pest der Jahre 1700–1722", S. 416, „die Pest in der Provence, 1720—1722", S. 436; „die Pestseuche der Jahre 1738 und 1743", S. 469; „die Pest in den Jahren 1770—1800". W. v. Reinöls Sammlungen, 1. Bd. 23, Zelle, Seite 911 ff. von Pestzeiten und S. 948, Anhang zur Pestgeschichte.

Der Verfasser hat sich vielleicht dem schwierigsten Theile seiner Aufgabe genaht und fühlt lebhaft, wie ungenügend seine Darstellung erscheinen muß! — Als kaum lösbares Problem darf es jedoch erachtet werden, sich über das Nachfolgende zu verbreiten, ohne das Zartgefühl der Leser zu verletzen und sich, wenn auch nur streng wissenschaftlich, über ein Leiden auszusprechen, vor dessen Bezeichnung auch der Ungebildete zurückschreckt. —

Während noch natürliche Blattern und heftige Ruhrepidemien da und dort in unserm Vaterlande verderblich auftraten, war noch kurz vor dem Zeitpunkt der Entdeckung der westlichen Hemisphäre eines der grauenhaftesten Uebel den Bewohnern der alten Welt aufs Neue zugetragen und aus südlichen Climaten nach Deutschland verschleppt worden, — jene Krankheit, für die unsere Schriftsprache niemals einen rechten Namen gefunden hat, welche sie vielmehr noch bis auf unsere Tage nach unserm jetzt überwundenen Erbfeinde und westlichen Nachbar zu umschreiben sucht.

Wie alle Seuchen des Mittelalters, deren wir ausführlicher schon gedacht, von Sonnenaufgang ihren Weg zu uns genommen, langsam, täglich meist die Länge einer Tageswanderung innehaltend, selten nur sprungweise von der eingeschlagenen Richtung abirrend, immer aber wieder unerbittlich weiterschreitend, wiederkehrend wie ein heimtückischer Waldbrand, den vereinte Kräfte da und dort erst getilgt, — im Rücken der Löschenden aber aufs Neue wieder ausbricht, so hatten sie Alle, — jene

Geißeln des Menschengeschlechts, die Schaaren ihrer Opfer, — die Todeshekatomben sich erkoren.

Aber als die erschrocken zagenden Völker sie von dannen ziehen sahen, gen Abend, an die Küsten des Weltmeers, in dessen Fluthen die Sonne des Tages und der Zeiten mit den Sorgen, dem Kummer, mit der Trauer um all die Dahingeschiedenen, auch das Leiden selbst hinabziehen und begraben zu wollen schien, — da sollte von eben jenem Westen, über See her, — dem Wahnglauben oder dem Mährchen Nahrung gegeben und dasselbe weiter verbreitet werden, die tückischste aller Krankheiten sei aus jener neuen Welt in die Mauern europäischer Städte, in das stille Heiligthum der Familie getragen worden. — —

Es soll nichts allgemein Bekanntes zur Wiederholung gelangen, und noch weniger wollen wir uns in Darstellung eines Uebels hier ergehen, dessen rückhaltslose Nennung und Besprechung des Verfassers Werk nur Eintrag thun kann! —

Dennoch, wenn wir ein vollständiges Gemälde der Volkskrankheiten wie der Heilkunde im deutschen Mittelalter liefern wollen, müssen wir wohl einer Landplage und Schickung näher gedenken, welche der Vorsehung unerforschliches Walten schon über die ältesten Völker des Erdballes verhängt und eine unenträthselte Fügung nach ihrem Zurücktreten oder theilweisen Verschwinden wieder in die Nähe des Ausgangs jener Geschichtsperiode gestellt hat, aus der sie noch, — zum Vorwurf und zur Schmach unserer bürgerlichen Einrichtungen! — bis in unsere Tage hineinreicht. —

Aus der reichen Literatur, die wir über diesen traurigen Gegenstand besitzen, müssen wir vor Allem als besonders bezeichnend hervorheben, daß gerade beim Auftreten jenes Leidens im grauen Alterthum sich die Ansicht unter den Menschen geltend machte, daß man jenes Erstere als ein Verhängniß von der Hand der beleidigten Gottheit ansah, wenn man auch kein Hehl daraus machte, daß Zügellosigkeit und Unbedacht als dessen

äußere Veranlassung zu betrachten sei*) und die davon Betroffenen mit der Geißel der Satyre verfolgte. Daher denn auch **bereits damals**, wie noch bis in unsere Tage, die Verheimlichung des Uebels in so vielen Fällen und „Behandlung desselben durch Pfuscher, Rhizotomen und heilkünstlerische Weiber!"**) —

Auch Moses, als er sich dem schwierigen Werke unterzog, das Volk Israel aus Egypten zu befreien und nach der Heimath zurückzuführen, mußte, nach dem Zusammenstoß oder Berührung mit den Völkerschaften Canaans **Zeuge jenes Uebels** in seiner ganzen Schrecklichkeit werden, so daß im Verlaufe der Neuzeit die Schlußfolgerung geäußert worden ist, — **dasselbe müsse so alt sein als der Völkerverkehr überhaupt.**

Und demungeachtet findet der erhabene Prophet, Gesetzgeber

---

*) Vgl. Dr. Friedrich Wilhelm Müller, „Quellenmäßige Erörterungen zur Geschichte der — (hier berührten) — Krankheiten — im Alterthum", Erlangen 1873, S. 1 f. Cf. Natalis Comes, „Mythologiae sive explicationum fabularum libri decem", Venetiis, 1581, Lib. V. cap. 13, pag. 328, 15, p. 347. **Susruthas, Sûtrasthâna**, (Susruthas Ayurvedes.) Id est medicinae systema a venerabili D'hanvantare demonstratum a Susruta discipulo compositum. Nunc primum ex Sanskrīta in Latinum sermonem vertit introductionem annotationes et rerum indicem adjecit Dr. Franciscus Hessler. Tomi III. Erlangae, 1844, 47, 50. (System der altindischen Medicin,) Tom. I. p. 60—61: „Morbi rursus septemplices sunt hac ratione: a generationis vi orti, a partus vi orti, ab humorum corruptorum vi orti, a laesionum vi orti, ab anni temporum vi orti, a deorum vi orti, a propriae naturae vi orti. Qui morbi a deorum vi orti sunt, ii propter injuriam diis illatam a Brahmanis et portentis effecti sunt."

Aul. C. Celsus (Praefatio:) „Eodemque auctore disci potest, morbos tum ad iram deorum immortalium relatos esse et ab iisdem opem posci solitam"

Hippokrates, de morbo sacro liber, cap. I.

Bekanntlich findet sich auch schon in der heiligen Schrift die gleiche Ansicht ausgesprochen:

„Unglücksfälle und Krankheiten aller Art pflegten überhaupt im Alterthum als unmittelbare Schickung der Nationalgottheit oder als Werk böser Dämone aufgefaßt zu werden." — Vergl. Moses II. 15, 26. IV. 12, 13. IV. 16, 41. V. 7, 15. V. 27—28 ff. Buch Samuelis, I. 2. 6, I. 6. 19. II, 24.

**) Müller, a. a. O. S. 2.

und Historiograph seines Volkes keinen Namen für die unter seinen Schutzbefohlenen herrschende Seuche.

Er bedient sich des Wortes Plage, des hebräischen „Nagaf“, (נֶגֶף) und haben demgemäß die Ueberseßer der heiligen Bücher, bezeichnend genug, das lateinische Wort „plaga“, das griechische: ἡ πληγή, endlich den deutschen Ausdruck Plage angewendet, ohne daß bis auf die Gegenwart eine bessere Ueberseßung entdeckt werden konnte.*)

Wir finden übrigens den weisen Geseßgeber des israelitischen Volkes der Heimsuchung gegenüber rathlos; — wohl eifert er gegen den bösen Sinn seiner Schutzbefohlenen, wohl tadelt er aufs Bitterste, daß sie sich dem Dienste des Midianitischen oder Moabitischen Gößen Baal Peor**) und allen Zügellosigkeiten, die

---

*) Plaga, πληγή, bedeutet nicht allein den Schlag, plaga Dei von der Hand Gottes, es wird dies Wort aber auch mit „Wunde“ überseßt, plaga mediocris pestifera, findet sich bei Cicero, de officiis, 1. 24, 84. Schließlich wird es aber auch bekanntlich mit Jägerneß, Schlinge, Gewebe, Spinngewebe überseßt, — ganz im Sinne unserer heutigen Aerzte, welche in dem Uebel eine Parasitenpflanze erkennen, die ihr Opfer umspinnt, dessen Kräfte absorbirt und verzehrt! Die Worte der heil. Schrift נֶגַע (Nega) und נֶגֶף (negef) finden sich häufig angewandt, um einen Stoß oder Schlag zu bezeichnen. Das Wort נֶגַע, welches vom Verbum נָגַע (nâga,) stoßen, schlagen, plagen, verhängen, abzuleiten, bedeutet vorzüglich Schläge Gottes, d. h. verhängte Krankheiten, wie Aussaß, Pest u. s. w. Vergl. Genesis, 12, 17, Exodus, 11, 1. Außerdem kann es indeß auch gedeutet werden als Ausschlag oder Aussaßmal, weil es auch hier als Schlag Gottes betrachtet wird; daher auch נֶתֶק (néteq) Schorf, (vergl. Leviticus, 13, 31) oder, wie von uns schon früher erwähnt, durch das Wort: צָרַעַת (Zârâth,) Aussaß näher erläutert wird. Schließlich läßt sich נֶגֶף durch Anstoß überseßen und wird wie נֶגַע in der Bedeutung: verhängte Strafe, Tod, Unfall, (Exodus, 12, 13. Numeri, 17, 11, 12,) angewendet.

**) Baal-Peor, griechisch Βεελφεγώρ hebräisch בַּעַל פְּעוֹר oder zuweilen nur Peor: פְּעוֹר, der Name des Midianitischen und Moabitischen Gößen, dessen Wesen offenbar dem des Priapus der Römer entsprach. — Die Rabbinen leiten auch den Namen vom Zeitwort פָּעַר pâar, öffnen ab, was ein drastisches Streiflicht auf den ganzen Gegenstand wirft. (Vergl. Creuzer, Symbol. II. 376,) Wäre die rabbinische Ableitung richtig, so würde der Göße dem Berge (Peor,) wo der Siß seines Dienstes oder seiner Wohnung war, den Namen

damit verbunden sind, ergeben, aber dem Uebel selbst, — den vielleicht unvermeidlichen Folgen, weiß er nicht anders zu steuern, als daß er Alle, die davon behaftet gefunden werden, in summarischster Weise umbringen läßt.

Nichts desto weniger ist das Leiden damit nicht getilgt, sondern dauert in einer Anzahl von Fällen heimlich fort, wie dessen später Josua ausdrücklich gedenkt, in den Psalmen, im 1. Buch Samuelis und endlich noch im ersten Corintherbriefe nachträglich bestätigt wird.*)

Auch beim Zusammentreffen oder der Berührung der Israeliten mit den Philistern wird des Vorkommens jener Seuche ausdrücklich Erwähnung gethan und ihr häufiges Auftreten macht es somit erklärlich, wenn in jener erhabenen Dichtung, die uns in Gestalt der Leiden Hiob's vorgeführt wird,**) das Uebel „aus Bos-

---

gegeben haben, möglich ist aber, daß dieser selbst von dem Berge die Bezeichnung erhielt.

*) Vergl. Numeri, (Moses, IV. 25, 1, 2, 3):

וַיֵּשֶׁב יִשְׂרָאֵל בַּשִּׁטִּים וַיָּחֶל הָעָם לִזְנוֹת אֶל־בְּנוֹת מוֹאָב׃ וַתִּקְרֶאןָ לָעָם לְזִבְחֵי אֱלֹהֵיהֶן וַיֹּאכַל הָעָם וַיִּשְׁתַּחֲווּ לֵאלֹהֵיהֶן׃ וַיִּצָּמֶד יִשְׂרָאֵל לְבַעַל פְּעוֹר

Vergl. ferner die Verse 4, 5, 6 u. s. w. desselben Capitels, sowie Buch Josua, Cap. XXII. 17. 1. B. Samuelis, V. 6 und 1. Samuel, V. 12, Psalmen, CVI. 28—30, Proph. Osee, Cap. IV, 10. Brief Pauli an die Corinther, I. cap. X. 8. Am wenigsten läßt I. Samuel, V. 6 noch einen Zweifel über alles Zuvorgesagte, wir geben daher die Worte des Urtextes:

וַתִּכְבַּד יַד־יְהוָֹה אֶל־הָאַשְׁדּוֹדִים וַיְשִׁמֵּם וַיַּךְ אֹתָם בַּעְפָלִים אֶת־אַשְׁדּוֹד וְאֶת־גְּבוּלֶיהָ׃

hier ist zu übersetzen: schlug sie mit Beulen, denn das bedeutet בַּעְפָלִים von עֹפֶל (ophel,) der Hügel, die Beule, (Bühl). Einige übersetzen aber geradezu mit Warzen, Pestbeulen und lesen: בַּטְּחֹרִים, (soviel wie „mariscae“).

**) Das Nachfolgende wörtlich bei Müller, a. a. O. S. 10, unter Rückbeziehung auf Kuppermann: „De Philistaeorum plaga“, Jenae, 1713. Wedel, „De morbo ani Philistaeorum“, Jenae, 1720. Chr. T. E. Reinhardt, „Bibelkrankheiten, welche im alten Testament vorkommen“, nebst Augustin Kalmet's, (eines Benediktinermönchs,) „Abhandlung vom Aussatze der Juden“. Fünf Theile in 3 Bdn. Frankfurt und Leipzig, 1767, 3. Bd 2. Buch, § 194, p. 75: „Was indessen Hiob anbetrifft, so glauben wir, mit einer Art Gewißheit, daß ihm weder Unrecht gethan, noch aus Neid (!) nachgesagt werde, wenn

heit, durch Teufelsmacht über den Hals geworfen worden sei!" — jedenfalls ein Beweis, daß die Ansicht: jene Krankheit sei, (vielleicht schon in Form von Miasmen oder Infektionsstoffen unstät dahin und dorthin getrieben,) auch den reinsten, unschuldigsten Personen, gleich einer Prüfung und Heimsuchung von Oben, auferlegt worden, oder nach Ansicht der Forscher einer sehr frühzeitigen Periode, „Produkt einer epidemischen Constitution gewesen, bei der etwa Pest, Scharlach und Aussatz sich vereinigt und unter völlig eigenthümlicher Form gezeigt."

Aber auch den Völkern des alten Europa, vor Allem den Griechen, war die verderbliche Krankheit wohlbekannt und fand in Hipokrates einen gewissenhaften Beobachter und Darsteller, dessen Scharfblick keine ihrer Formen entging, — ja Cleopatra, Egyptens üppige Königin selbst, verbreitete sich in einer fragmentarisch noch erhaltenen Schrift über jenes Leiden bei den Frauen in ihrem Zeitalter.*)

Nächst ihr war es ein berühmter Zeitgenosse, Aulus Cornelius Celsus,**) der sich in eingehendster Weise über dasselbe in allen

---

wir so dreist sind und behaupten, daß ihm diese so abscheuliche wie grausame Seuche aus Bosheit durch Teufelsmacht über den Hals geworfen worden ....., da alle diese Stücke mit dem Aussatz ungemein viel Aehnlichkeit haben, so muß man nothwendig auf den Einfall gerathen, daß die Seuche eine Art Aussatzes sei, wenigstens kann er mit ihr verschwägert sein." — Aus dieser Ansicht mag auch die im Mittelalter verbreitete Ansicht datiren, in Hiob den Schutzpatron der unglücklichen Kranken betrachten zu dürfen.

*) Vergl. bei Müller, a. a. O. S. 28 ff. Cleopatra schrieb über Weiberkrankheiten (γενίσια) und über Kosmetik (κοσμητικόν.) Letztere Schrift ging verloren, erstere dagegen ist in Bruchstücken erhalten. Das Zeitalter derselben wird von Häser in das 2. Jahrhundert vor Christi geburt (?!), von Krüger („synchronist. Tabelle zur Gesch. der Medic.", Berlin, 1840, S. 9.) in das Jahr 40 v. Chr. versetzt. Gruner bemerkt hierüber wörtlich: „Aetas ejus non satis constat. Meminit tamen ejus passim Galenus, ideoque hinc quando vixerit, conjecturalis nota est. Certe ad Cleopatram reginam hasce reliquias pertinere vix crediderim." Bezeichnend sagt der obcitirte Autor, die Königin gehöre durch ihre Schrift in die Kategorie der ἰατρῖναι."

**) „Aulus Cornelius Celsus, Encyclopädist, lebte unter der Regierung der Kaiser Augustus, (63 vor bis 14 n. Chr.) und Tiberius, (14—37) ungefähr von 25 vor bis 45 oder 50 nach Chr. in Rom, fungirte wahrschein-

verderblichen Formen aussprach und von ihm finden wir, neben einer Menge — heutigen Tags jedenfalls wenig wirksamer Medicamente*) aber auch bereits jene heroischen Mittel verzeichnet, welche die Seele mit Grauen erfüllen müssen. Der gelehrte Verfasser bekennt indeß offen, daß schon vor ihm die Heilkundigen den krebsartigen Charakter des Leidens in seiner Grundform aufgefaßt und erwähnt „der allgemeinen Regel, nach welcher man" (nach dem Ausschneiden der parasitischen Erscheinungen) „die Wunde ausbrennen müsse."**)

Geflissentlich enthalten wir uns der übrigen Epidemiographien näher zu gedenken, wie derer die Dioscorides, Aretäus und andern

lich als Hofmeister und Sekretär des Tiberius und starb daselbst in ziemlich vorgerücktem Alter; nach Einigen im Jahre 38, nach Andern im Jahre 45, oder noch später; (vergl. Häser). Er schrieb ein encyclopädisches Werk unter dem Titel „Artes" oder „De artibus", in 20 Abschnitten, das sich auch über Philosophie, Rhetorik und Kriegswissenschaften rc. verbreitete. Hiervon sind nur die 8 Bücher über Arzeneikunde erhalten, welche den 6. Abschnitt des ganzen Werks gebildet hatten und mit größtem Fleiß aus griechischen Schriften gesammelt sind. Zumal in Bezug auf Chirurgie und Augenheilkunde, (Steinschnitt, Bruchschnitt, Staar, Frakturen, Luxationen) sind dieselben von großem Werthe. Gewiß übte Celsus die Heilkunst nicht berufsmäßig aus, sondern betrieb sie nur als einen Gegenstand der Forschung." (Aurelii Cornelii Celsi, De re medica libri octo, operis ab eo scripti, „de artibus" pars sexta. — Coll. Steph. p. 1—195.

*) Vergl. Celsus, a. a. O. VI. 18: „Si vero ulcus latius atque altius serpit, eodem modo elui debet: imponi vero aut aerugo aut omphacium cum melle: aut Andronis compositio; aut marubii, myrrhae, croci, aluminis scissilis cocti, rosae foliorum aridorum, gallae singulorum p.) — (I. minii sinopici p.) — (II. quae per se singula primum teruntur, deinde juncta iterum melle adjecto, donec liquidi cerati crassitudinem habeant; tum in aeneo vase leniter coquuntur, ne superfluant . . . ." (De obscoenarum partium vitiis.) §. 2. De colis morbis.

**) Vergl. Celsus, VI. 18. De colis morbis. „At si cancer ipsum colem occupavit inspergenda aliqua sunt ex adurentibus maximeque id quod ex calce chalcitide, auripigmento componitur. Si medicamenta vincuntur, hic quoque scalpello, quidquid corruptum est, sic ut aliquid etiam integri trahat, praecidi, debet. Illud quoque aeque perpetuum est, exciso cancro vulnus esse adurendum." —

„Nonnunquam etiam id genus ibi cancri quod φαγέδαινα a Graecis nominatur, oriri solet. In quo minime differendum, sed protinus iisdem medicamentis et si parum valent, ferro adurendum."

Fachmännern jenes Zeitalters zuzuschreiben sind. Man staunt, wenn man auch nur Bruchstücke aus ihren Darstellungen zu Gesicht bekommt, wie vertraut die damalige Generation nicht nur mit einem Leiden, aber auch mit manchen Hülfsmitteln gegen dasselbe war, das in einer uns viel näher stehenden Periode hin und wieder für völlig unheilbar gehalten wurde, — aber auch Laien, Dichter wie Geschichtsschreiber, zogen die Krankheit ins Bereich ihrer Schilderungen, sei es im Gewande beißender Satyre, wie Martial und Juvenal,*) sei es vermöge ernster, treffender Bemerkungen eines Plutarch, sei es in Berichten eines Flavius Josephus oder eines Plinius.

Ja, daß wir es rückhaltslos aussprechen, die Reihe der Berichterstatter und Kritiker aus alter Zeit ist damit noch nicht geschlossen, vielmehr hat neuere Forschung ihre Spur selbst noch tief in die Periode der christlichen Zeitrechnung verfolgt, wobei uns, wie schon angedeutet, wiederholt die Anschauung der Fachmänner vor Augen tritt, daß man sehr geraume Zeiten die Krankheit mit dem Aussatze zu verwechseln pflegte.

Daher auch erklärt es sich, daß in den frühesten, mit von Griechen herrührenden, ärztlichen Nachrichten über jenes Leiden, dasselbe oftmals bald unter dem Namen der „Elephantiasis, bald der Leontiasis oder Satyriasis“ beschrieben wurde und unter jenem Namen auch unter den Heilkünstlern bis tief ins Mittelalter hinein bekannt blieb.

Die Wahl dieser Bezeichnung war aber in sofern eine un-

*) M. Valerius Martialis, Epigrammaton libri ed. F. G. Schneidewin, Lipsiae, 1866. Lib. I. epigr. 65 (66) p. 26. — Decimus Junius Juvenalis, Satirar. libri V Rec. C. F. Hermann, Lipsiae, 1865, Lib. 1, 2, 12—13.

Vgl. bei Müller, a. a. O. S. 66. Plutarchi Chaeronensis, quae supersunt omnia . . . ed. J. G. Hutten, vol. VIII. Tubingiae, 1796. Nr. XIV. *Περὶ Δεισιδαιμονίας*, (De superstitione,) c. 9. p. 76. Ferner, Flavii Josephi operum tomus tertius . . . per Sigismundum Gelenium . . . Lugduni, 1557. (De antiquitate Judaeorum contra Apionem, lib. II.) p. 706, endlich C. Plinii Caecilii Secundi Epistolae (libri X. — ed. M. Döring., Tom. II. Freyberg, 1843. Lib. VI. ep. 24. 2. Bd. p. 48.)

zweckmäßige, als die Arabisten jenes Zeitraums mit eben derselben ein vollkommen **anderes** Leiden, den von uns eingehend beschriebenen Knollenaussatz*) zu begreifen pflegten, dergestalt, daß sich die abendländischen Uebersetzer der arabischen Schriften jenen Ausdruck mit dem griechischen Worte: Lepra zu übersetzen veranlaßt fanden, was den Irrthum, wo nicht die Verwirrung im bedenklichsten Maaße steigern mußte. —

Und dies vor Allem ist es, was uns in jene schon wiederholt erwähnte und besprochene, anscheinende „Zunahme des Aussatzes zur Zeit der Kreuzzüge“ Einblick eröffnet. — Den Fachgelehrten wie den Laien jener Tage war das eigentliche Verständniß oder Diagnose der Krankheit bereits wieder verloren gegangen. — Viele, mit mannichfachen chronischen Hautübeln Behaftete wurden als „Aussätzige“ zur Aufnahme in die Leproserien verurtheilt, — vor Allem aber, da die verschiedenen Stadien der Entwickelung die Heilkundigen rathlos fanden, einer ungenügenden oder zweckwidrigen Behandlung und damit also einem entsetzlichen Schicksale preisgegeben!**)

Obwohl nun die Aerzte jenes Zeitraums Uebertragung des Leidens vermöge Berührung beider Geschlechter richtig erkannten und da und dort in ihren Schriften davor warnten, so raffte sich doch die Gesetzgebung nur in vereinzelten Fällen zu heilsamen oder strengen Vorkehrungen und Maßregeln auf, — deren Durchführung oder Aufrechterhaltung höchst zweifelhaft bleibt.

Hierher gehören vor Allem die Decrete Herzog Wilhelms IX. von Aquitanien, Grafen von Poitiers, vom Jahre 1118***), das

*) Man vergleiche unsere frühere Darstellung der Leprosenepidemie. Die Arabisten nannten bekanntlich jenes Uebel جذام

**) Vergl. bei Müller, a. a. O. S. 112, die Worte in der Anmerkung: „Ein Umstand, der bei der Contagiosität jener Krankheit den Einfluß der Kreuzzüge auf die Zahl der Leprosen erklärlich macht.“ Im Zusammenhang mit jener Ansicht stand daher muthmaßlich auch der Sinn des Gesetzes, nach welchem Vorhandensein der Leprose einen Ehescheidungsgrund abgab.

***) Vergl. Ozanam, a. a. O. IV. 122.

Edikt König Ludwigs von Frankreich vom Jahre 1270, sowie der 7. Artikel der Friedensgesetze, welche Kaiser Barbarossa auf seinem zweiten Zuge nach Italien erließ.*)

Zwar hatte in Süddeutschland wie in Frankreich die Romantik des Mittelalters in der Periode der Troubadours und Minnesänger die Zügellosigkeit der Neigungen und Sitten einigermaßen gemildert und in Schranken gehalten,**) auch Kirchengesetze mochten (da und dort wenigstens) äußerlich in gleichem Sinne gewirkt haben! — Jedenfalls — und wenn auch billig in Zweifel zu ziehen sein darf, daß jene platonische Richtung nur Blendwerk gewesen, wie neuere Forscher behaupten,***) widerstanden die germanischen Stämme, überhaupt die nordischen Völker am Längsten und erst allmälig erlagen auch sie, obschon in ungleich geringerem Grade, der allgemeinen Verwilderung!

Und gerade die Kreuzzüge waren es gewesen, welche jener Letzteren den entschiedensten Vorschub geleistet. — Unter die Kreuzfahrer hatten sich Schaaren abenteuerlicher Gesellen und Strolche gemischt; mußte doch schon die allgemein verbreitete Annahme, daß Betheiligung an einer Heerfahrt gegen die Ungläubigen jeden Lehensdruck, jede Dienstbarkeit aufhöbe, mächtig wie verderblich einwirken. — Im Orient wurden die europäischen Krieger mit den üppigen Sitten der Eingebornen vertraut — und verschlossen sich keineswegs denselben, wozu sich denn noch der Umstand ge-

---

*) Bezeichnend für die damaligen Zustände wie für die auch von uns adoptirte Ansicht, (der Uebertragung der Krankheit durch Infektionsstoffe in der Atmosphäre oder wenigstens **ohne persönliches Verschulden** des davon Befallenen.) bleibt der Umstand, daß auch Könige und Kirchenfürsten von derselben erfaßt wurden und ihr erlagen, wie z. B. König Lothar im Jahre 988, (vergl. Schnurrer, „Chron. d. Seuchen", II. 36. Häser, 1839, 196,) sodann Bischof Johann v. Speyer † 1104, König Wentzel II. † 1305, König Ladislaus von Polen † 1410 oder 1414. Wir werden auch in der Folge weitere Beispiele dieser Art namhaft machen.

**) Vergl. Häser, a. a. O. S. 194 ff.

***) Vergl. Moritz Carrière, von der Minne, (in Westermann's Monatsheften, Nr. 74, August 1860.) und Sugenheim, „Geschichte des deutschen Volkes und seiner Cultur. Bd. III.

sellte, daß in den Gauen der Heimath ununterbrochen blutige Fehden die Zahl der wehrhaften, rüstigen Männer, in bedenklicher, in unerhörter Weise verminderten und sich hierdurch ein außerordentliches Mißverhältniß der Ueberzahl beim andern Geschlecht ausbildete, welches man mit als Ursache erhöhter Unsittlichkeit betrachten will*) und einerseits nicht nur zur bedeutenden Vermehrung der Nonnenklöster und weiblichen Orden beitrug, andererseits aber auch auf Begründung jener halb geistlichen, halb weltlichen Beguinengesellschaften und nachmals der sog. Seelschwestern Einfluß geübt haben soll.

Auch hier hat die Forschung soviel nachzuweisen sich gemüht, daß dem Zweifel wenig Raum bleibt, daß mindestens in manchen Fällen ebensosehr die Berufskrankenpflege zum Deckmantel der Zügellosigkeit, als die zahlreichen Badeanstalten, (deren wir bereits Erwähnung thaten,) zu Herbergen oder Schlupfwinkeln derselben gestaltet worden seien. Der hohe wie niedere Clerus hatte schon längst begonnen, in den Schlamm der Sittenlosigkeit zu tauchen und gewöhnte sich daran, selbst das Bewußtsein seiner Schmach von sich abzustreifen.**)

Innerhalb wie außerhalb der Klöster, — unter Gelehrten wie Laien, erhob sich daher der Vorwurf gegen die Priesterschaft, Verbreiter und Förderer der Immoralität, unnatürlicher Entartung, — wie selbst jenes Uebels zu sein, für das wohl sogenannte Heilmittel, aber in jenen Tagen keine Abhülfe zu finden war und rückhaltslos durfte noch unter König Heinrich VIII. von England (1530) eine förmliche Anklage in jenem Sinne erhoben und durchgeführt werden.

Allerdings ging von südlichen Landen, von Italien und Frankreich, Lockerung der Sitten aus und von dorther sahen

*) Vergl. Häser, a. a. O. S. 194 ff.

**) Wer sollte es wohl glauben, der hohe Clerus machte die Schlupfwinkel der Schande zu Quellen der Einnahme; (vergl. S. Sugenheim, a. a. O.

wir die ersten einigermaaßen nachhaltigen Vorkehrungen ins Leben gerufen, um dem Unheil wenigstens einigermaßen zu steuern.

Namentlich ist hierhin die Polizeiordnung der Königin Johanna von Neapel, geborenen Gräfin v. Avignon, d. d. den 8. August 1347,*) zu rechnen, welche alles von uns über jenen Gegenstand bereits Dargestellte vollständig bestätigt.

III. S. 490 ff. Das canonische Recht „verbot bekanntlich alles Zinsennehmen und der Clerus hatte ebenso bekanntlich die vielen Judenmetzeleien, die er während des Mittelalters theils veranlaßte, theils beschönigte, hauptsächlich mit dem (schon damals bedrohlichen) Wucher der Israeliten, mit seiner sittlichen Entrüstung über denselben motivirt und entschuldigt. Diese sittliche Entrüstung hätte sich aber vor Allem gegen die vielen Geistlichen kehren müssen, die notorisch bereits im XIII. Jahrhundert ganz schamlos Wuchergeschäfte trieben, was selbst von Bischöfen, (z. B. Bulle Clemens V. vom Jahre 1311, bei Ughelli, Italia sacra, I. 387, ed. Coleti: Sane nuper ad nostrum pervenit auditum, quod Bartholomaeus episcopus Aquilanus pecuniam suam per mercatores distribuit ad usuras; zu der Rüge, daß jener Kirchenfürst auch **a meretricibus publice prositutis** in civitate praedicta **quolibet mense recipit pecuniarum pensionem, et sic ipsas manutenet et tolerat** in prostibulis earundem, war indessen niemand weniger berechtigt als Clemens V., da das von ihm selbst und seinen Nachfolgern, selbst während des Exils in Avignon, geschehen ist.“ Vergl. Baluze, Vitae Paparum Avinion. I. 809. Die Abschaffung jener originellen Steuer und des ganzen mit derselben verbundenen schamlosen Unfugs während seiner Regierung war eine der ersten Reformen seines Nachfolgers, Benedikts XII. Vergl. Chron. Aul. Reg.: Dobner Monument. hist. Bohem. VI. „den Professoren des Kirchenrechts zu Bologna, (Bulle Papst Nicoläus V. v. Jahre 1292, bei Sarti, de clar. archigymnas Bononiensis Professor. I. 2. 96,) **wie überhaupt von Clerikern jeden Ranges sich nachweisen läßt.“** Die geistlichen Herren waren eben dies: wie jenseits der Alpen bereits Kleinhändler, Inhaber von Wein- und Bierschenken wie Herbergen des gemeinsten, nichtswürdigsten Gesindels.

„Bereits eine französische Synode v. J. 1233: (Mansi, Concil XXIII, 276,) klagte darüber, daß so viele Welt- und Klostergeistliche Weinschenken unterhielten, in welchen sie pro medio quaestu et turpi introducunt, vel introduci permittunt personas turpes et inhonestas, vel historiones, jaculatores, talorum lusores et etiam publicas meretrices!“ — — —

*) Vergl. Art. IV. dieser Verfügung bei Ozanam. a. a. O. IV. S. 122: „Etiam clemens regina nostra jubet ut omni sabato Baglivia cum chirurgo a consulato praeposito omnes inspiciant . . . .; ac si quaedam ex his libidinis luem contraxerit, statim ab aliis segregetur.“ Vergl. ferner die deutsche Uebersetzung bei J. P. Frank, „System einer medizinischen Polizei“, Mannheim, 1780, III. S. 33.

Aber auch in baldiger Folge noch hatten Aerzte beider Länder, (in Frankreich Gerard de Berry, in Italien Velascus von Taranta,) das Uebel in seiner ganzen vollen Gräßlichkeit beobachtet und warnend beschrieben. Beide wußten die Aufmerksamkeit wenigstens gelehrter Zeitgenossen darauf zu richten, wie (vermöge örtlicher Berührung) erst parasitische Erscheinungen und zuletzt eine gänzliche Zerrüttung und Abzehrung des gesammten Organismus, „*Καχεξία*,“ ja selbst Fäulniß einträte.*)

Und demungeachtet scheint es, daß die Heilkunst bereits hie und da einen Ausweg kennen gelernt und erfaßt hatte, denn während Laien, (Satyriker), sich über besonders augenfällige Symptome in ihren Schriften lächerlich machen, z. B. des Einsinkens der Nase höhnisch gedenken, weist die Forschung nach, daß italienische Chirurgen sich bereits in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts damit befaßten, in solchen Fällen für künstlichen Ersatz zu sorgen.**) Nicht so gar viel später stoßen wir auf die ersten Spuren des Unheils in unserm Vaterlande und begegnen einer wider dessen Verbreitung gerichteten Maßregel, die uns Häser als „unwiderleglichtes Zeugniß“ hierfür andeutet,***) — das Stiftungsprotokoll von St. Victor in Maynz aus dem

*) Vergl. Häser, a. a. O. S. 203, ff., namentlich in der Anmerkung 5 unter Rückbeziehung auf Magister Thomas Gascoigne, der das tragische Absterben des Herzogs v. Gount in jenem Zeitraume in der hier angedeuten Weise berichtet: „ . . . et ante mortem suam jacens sic infirmus in lecto, eandem putrefactionem regi Angliae Ricardo secundo ostendit, cum idem rex in sua infirmitate visitavit, et dixit mihi, qui ista novit. . . . “ (Bei Becket, Philosoph. transactions, XXXI. p. 47. seq. Noch bezeichnender lautet was beim Tode des oberwähnten Königs Ladislaus von Polen beobachtet und berichtet wurde, mit dem Zusatze: „ . . . ut per quae peccarat per ea puniretur, ...“ Vergl. Raynaldi Annal. ecclesiastic. ad an. 1414. Tom. VIII, p. 377, bei Häser, a. a. O.

**) Vergl. bei Müller, a. a. O. S. 120, in der Anmerkung 585, unter Rückbeziebung auf Schnurrer, „Chronik der Seuchen“, I, 28. Naumann, S. 103 und Häser, 1839, S. 202.

***) Vergl. Häser, a. a. O. S. 223 und in den Anmerkungen auf S. 227. Dort wird übrigens der deutliche Nachweis geliefert, daß bereits in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts deutsche Heilkundige ihren auswärtigen

J. 1472 verhängt nämlich zu jenem Zeitpunkte die Aussonderu eines Chorsängers vom Kirchendienste, — weil er an der Krankheit leidet.

Demunerachtet hat die Wissenschaft ebensowohl wie allgemei Annahmen unter dem Troß der Laien, lange Zeit, bis noch unsere Tage hin, **nicht an die Fortpflanzung desselben vom urältest Beginn des Völkerverkehrs glauben wollen**, ihr vielmehr, — w bekannt, — einen wunderbar räthselhaften Ursprung zu vindicir gesucht.

„Der 4. März 1493", so hieß es, vielleicht zunächst nach Au sage spanischer Fachmänner,*) sei der unglückliche, in der Geschich der Menschheit denkwürdige Tag gewesen, der jenes Uebel

---

Fachgenossen wenigstens in Erkenntniß der Gefahr und des Charakters d Krankheit keineswegs nachstanden: „Pustulae formicales vel assafatica dictum „malum franciae", quae nunc ab anno 1457 usque ad praesente annum 1500 de regione in regionem dilatatae sunt cum saevis accidentibus. Vergl. Widmann bei Fuchs: „Die ältesten Schriftsteller . . ." u. s. w. 32 Das Nähere über den oberwähnten Chorsänger findet sich bei Bodman „Rheingauische Alterthümer", Maynz, 1819, 4. S. 199 und bei Häser, a. a. im Anhange, XXII: „Supplicans, ut a choro sequestratus in domo sua continere possit propter fetulentam morbum, qui dicitur „Mala Franzos Vergl. Fuchs, „Ulsenii vaticinium. p. 4 und 26. Ebensowenig ist zu übe sehen, daß Erasmus Francisci in seiner „Lustigen Schaubühne", (III. S. 19—63, bei Charakterisirung des Leidens die rückhaltslose Erkenntniß nicht nur b Gelegenheit des zweiten neapolitanischen Kriegs unter den französischen un spanischen Truppen, aber auch bereits während eines früheren Feldzugs i Unteritalien, 1456, nachzuweisen sucht.

*) „Die früheste Andeutung des amerikanischen Ursprungs der Krankhei findet sich im Jahre 1513 bei Massa, welcher anführt, „daß nach Mit theilungen der Europäer, welche die westindischen Inseln besucht, sie dor ebenso verbreitet sei, als in unserm Welttheile die Blattern." Im Jahre 151 bezeichnete Leonhardt Schmaus, Arzt zu Salzburg, die Ansicht vom ameri kanischen Ursprunge; des Uebels als die allgemein angenommene, obschon er selbst „Mitwirkung allgemeiner epidemischer Verhältnisse" sub sumirt." Vergl. Häser, a a. O. S. 250; dagegen Müller, a. a. O. S. 146, 147, welcher auf den bekannten Spanier Diaz de Isla als Verbreiter jener längst widerlegten Meinung hinweist. Die (l. c. Anmerkung 604,) besonders accen tuirte Meinung, der Beweis über Vorhandensein jener Seuche unter den Tropen der alten Welt und der Contakt der spanischen Entdecker mit den Insulanerinen sei nicht erbracht, läßt demnach manchem Zweifel Spielraum.

„aus der neuen Welt nach Europa brachte.“ — Mit 90 Personen war Columbus an Bord gegangen und 38 hatte er auf Hispaniola zurückgelassen, so daß er, da zweifelsohne mehrere derselben auf der Hin- und Rückreise gestorben sein mögen, mit kaum 50 Mann zurückgekehrt ist.

Mit vielem Scharfsinn knüpft der von uns hier so oft citirte Forscher hieran die Bemerkung: Wäre das Leiden wirklich durch einige Soldaten (oder Matrosen) des kühnen Entdeckers der westlichen Hemisphäre hinübergebracht worden, „so müßte es mit einer nur der Pest oder den akuten Exanthemen eigenen Contagiosität einhergezogen sein, um bei den damaligen Verkehrsverhältnissen bereits in Mitten des J. 1495 eine solche Verbreitung in Deutschland gewonnen zu haben, daß es die Aufmerksamkeit des Kaisers Max I. aus dem Wormser Reichstage am 7. August 1495 auf sich zu ziehen vermochte.“*)

Dieser letzteren Thatsache ist Manches hinzuzufügen aber Weniges nur entgegenzuhalten; vor Allem ist nochmals des schon vor jenem Zeitpunkt berichteten epidemischen Auftretens jener Seuche zu gedenken und sind fast alle zeitgenössischen Berichterstatter darin einig, daß auch die Neige des fünfzehnten Jahrhunderts durch ungewohnte Naturereignisse getrübt wurde. Schon in den Jahren 1477 bis 1479 hatten die langwierigsten Regengüsse, namentlich in Südeuropa die Sorge erweckt, daß eine neue Sündfluth zu befürchten sei, — Ströme und Bäche traten aus ihren Ufern und bildeten unabsehbare Wasserflächen. Tiber, Po, Etsch, Rhone, Garonne, Mosel und Rhein, in Spanien Ebro und Tajo begruben weite Landstrecken in ihren Wellen, während unerträgliche Hitze stets in unmittelbarstem Gefolge jener Ueberschwemmungen, bis zur Schwelle des neuen Jahrhunderts, in vielen Landstrichen giftige Miasmen hervorrief, welche einen epidemischen Ausbruch der Scorbutkrankheit, (des Scharbocks) bewirkten, wie uns

*) Vergl. Müller, a. a. O. S. 147 und Odoricus Raynaldus, Annales ecclesiastici.

Chroniken und ärztliche Denkschriften überliefern.*) Zu diese[r] gesellten sich noch „Pocken" in Spanien wie in verschiedene[n] Theilen Deutschlands, welche da und dort mit der unter de[m] Namen des schwarzen Todes bekannten Bubonenkrankheit übe[r]raschendste Aehnlichkeit hatten. — Obwohl nun diesmal gerade di[e] auf der pyrenäischen Halbinsel wohnenden heimlichen Juden, die sog. Marannen, stark von derselben befallen wurden, so ge[]schah es eben dennoch, daß sich die Volkswuth gegen sie richtete und (1492) zur Flucht in die Nachbarlande, selbst über Mee[r] nach Afrika trieb; — aber auch nach Genua, wo man ihnen Niederlassungen in der Nähe des Hafens, Behufs Ausbesserung ihrer Schiffe, verstattete, und nach Rom wendeten sich Schwärm[e] jener Flüchtlinge und brachten ein dem großen Haufen, wenigstens dem Charakter nach, unbekanntes Uebel mit, das, obwohl vo[m] Anfang an nicht eigentlich **pestartiger** Natur, dennoch arg unter ihnen aufräumte, gegen Frühling des Folgejahrs jedoch deutlic[h] Wesenheit der Letzteren blicken ließ, da bei den Kranken die unver=kennbarsten Spuren jener mörderischen, weiter Oben beschriebenen Seuche auftraten, so daß in der Hauptstadt Liguriens eine unbe=zweifelte Pestepidemie grassirte, — mit ihr aber, — gleichsam Hand in Hand, jenes **andre** namenlose Leiden!**) Auch in Rom wurden die gleichen Vorfälle — noch in höherem Grade — beobachtet und zwei Jahre lang forderte das Verhängniß seine

---

*) Vergl. Spangenberg, „Mansfelder Chrönik" und Paullini „zeitkürzende (!) erbauliche Lust", I, 13—25 geben das Jahr 1486 als dasjenige an, wo die Scorbutkrankheit in Thüringen herrschte.

**) Ad ann. 1492. „Venerunt in urbem nostram (Genuam) plures (Judaei) diutius tamen non moraturi. — Concessum tamen est, ut naves, quibus vehebantur, reparari possent. — — Inter ea multi apud molem moriebantur, quae regio juxta mare tantum recipiendis Judaeis fuerat deputata; nullus tamen metus a peste fuit. Appropinquante vere ulcera (jene Beulen oder Geschwüre,) coepta sunt apparere quae hieme latebant: quod malum diu in urbe nutritum pestilentem proximum annum fecit." Vergl. bei Häser a. a. O. S. 207, Anmerkung 8. Barthol. Senavaga, bei Muratori, XXII. p. 50.

neuen Hekatomben, nachdem jene Marannen in den Mauern der ewigen Stadt festen Fuß gefaßt.

Aus allen diesen Gründen, (zu denen sich, wie ja leicht erklärlich, auch Nahrungsnoth hinzugesellte,) folgern denkende Aerzte „das Auftreten völlig neuer, bis dahin noch unbekannter epidemischer Erkrankungsformen*) und eine allgemeine Umgestaltung des epidemischen Charakters derselben, unter dessen Einfluß jenes neue Uebel zur Herrschaft gelangt sei!“

Wie dem nun sein möge, so beharren zwar mehrere unserer Chronisten**) mit voller Bestimmtheit dabei, daß das Uebel nach dem ungewöhnlich heißen Sommer 1493, (also doch nur wenige Monde später als die „Sage“ dessen Ausbruch in Spanien berichtet,) epidemisch in Deutschland aufgetreten, — begegnen indeß dem Widerspruch einer ganzen Anzahl zeitgenössischer Berichterstatter, die den Moment seiner Ausbreitung unter unserm Volke bald früher***), (zur Zeit der Heeresfahrt König Carls VIII. von Frankreich nach Italien,) als ins Jahr 1494, — bald ein halbes Jahrzehnt weiter hinaus datiren.

Wir haben dem erstgenannten Ereigniß und der verhängnißvollen Betheiligung deutscher und eidgenössischer Soldtruppen eine längere Betrachtung in der zweiten Abtheilung unserer Schrift gewidmet und gedenken also hier nur zunächst der Darstellung des Agricola, der an und für sich keineswegs unglaubhaft zu vernehmen gibt: „Da Kaiser Max kriegete mit Ludovico Gibboso, König von Frankreich und mit den Venedigern, (1498,) brachten die Unsern diese Plattern aus Lombardien ins deutsche Land,

*) Vergl. Häser, a. a. O. S. 206 ff. Die Folgerungen finden sich bei jenem Autor noch weiter ausgedehnt und dem Petechialtyphus ebenso wie dem 1486 auftretenden englischen Schweiße der Einfluß vindicirt, „in die allgemeineren Stimmungen des Krankheitscharakters in seiner auffallenden Richtung nach der Haut“ eingegriffen zu haben.

**) Vergl. Paullini, „zeitkürzende, erbauliche Lust“, I. 13—25. Franzisci „lustige Schaubühne“, III. 49—63. Spangenberg's „Mansfelder Chronik!“ —

***) Vergl. Häser, a. a. O. S. 224, unter Rückbeziehung auf Benedetti und Beniveni, die ersten italienischen Beobachter des Leidens.

davon sie noch heutiges Tags (nach unsern Feinden) heißen. Die Aerzte, so bei uns sind, wissen derselbigen kein Namen zu geben, wissen auch kein Kraut dafür, allein das Quecksilber, damit sie der Kranken Glieder schmieren.*)

Faßt man die sehr richtige Ansicht ins Auge, daß namentlich die Kriege zur Verbreitung des Leidens im allerhöchsten Grade beitragen, legt man das rechte Gewicht auf den Umstand, daß gleich im ersten Theile des hier beregten Zeitraums dasselbe in der Provinz Narbonne, dem an Spanien angrenzenden Theile Frankreichs, aufs Aergste wüthete, so wird man wohl der Auffassung des deutschen Volks eine gewisse Anerkennung nicht versagen, wenn dieselbe sich auch in dem abenteuerlichen Gewande der Behauptung oder Sage erging, zunächst unsern westlichen Nachbarn die Quelle so vielen Unheils zuzuschreiben. Sehr vielfach wurde geglaubt, daß Franzosen, sei es Gefangenen oder Söldnern im Dienst ihrer Könige, sei es Kranken oder Gesunden Wein dargereicht hätten, der mit dem Blute Aussätziger vermischt gewesen, und vom Genusse solch verderblichen Tranks die damals alltägliche Verbreitung des Uebels datire. Welchen Werth man nun auch den Heereszügen einander feindlicher Nachbarvölker, der Verschleppung anderer, akuter und ansteckender Krankheiten, der durch furchtbare Naturereignisse gesteigerten Disposition beimessen muß, so ist doch immerhin das Räthsel nicht gelöst und gerade die Fülle der Untersuchungen, wie Meinungsäußerungen über dasselbe, dürfen uns belehren, daß wohl niemals der Schleier über jenes Schreckniß, dessen Entstehung wie Verbreitung, vollständig gelüftet werden wird! —

Ebenso wie im grauen Alterthum erhielt sich die Ansicht eines von Gottes Vorsehung verhängten Strafgerichts und das bereits erwähnte, von Kaiser Max in Worms am 7. August 1495 erlassene Edikt richtet sich vorzugsweise gegen die Gotteslästerer

*) Vergl. Johann Agricola, „Sprichwörter", Eisleben, 1529, II. Nr. 477, S. 78b.

(blasphemi",) in welchem „Hunger, Erdbeben und vielerlei Plagen, besonders die neue und schwere Krankheit, welche gemeiniglich „malum Francium" heißt", als Heimsuchung über die Sünder und Gottlosen bezeichnet wird.*)

Möglicherweise war es eben Hoffahrt und gespreiztes Wesen, unsinnige Kleiderpracht, die den Sittenrichtern, (einem Theil der Geistlichkeit) jener Periode Anlaß zu scharfem Urtheil gaben. So hat uns der Dominicanermönch Herb ein geflügeltes Wort aus jenen Tagen aufbewahrt, welches an die gleichzeitige Modetracht und die Entdeckung Amerikas anknüpfend, die neue Krankheit als Strafe Gottes darstellt! Dasselbe lautet:

„Neues Gewand, neue Schand,
neuer Fünd, neue Sünd,
neuer Schwur und Spott,
neue Strafplage von Gott."**)

Fürwahr, ein entsetzliches Verhängniß, so schien es, äußerte seine Macht über die Menschheit, denn selbst die Unschuldigsten, — Ehefrauen, Kinder, selbst Säuglinge, wurden, (anscheinend ohne jegliche direkte Veranlassung,) von dem Leiden ergriffen,***) so daß Aerzte oder Stadtbehörden anfangs keinen andern Rath wußten,

*) Vergl. Golbast, Constit. imperial. II. p. 110. „Quod antehac propter talia delicta fames, terraemotus et pestilentiae aliaeque plagae in orbe terrarum factae sint et adhuc nostris temporibus (ut manifestum est,) cum tales, tum aliae multae variaeque plagae ac poenae fiunt, praesertim novus ille et gravissimus hominum morbus nostris diebus exortus, quem vulgo malum Francicum vocant, post hominum memoriam inauditus, saepe grassetur." In einer freien, deutschen Uebertragung heißt es: „daß Gott die Menschen deshalb mit schweren Plagen heimsucht vnd sonderlich in diesen Tagen schwär Krankheiten den Menschen gesandt, genannt die pösen plattern, die vormals bei Menschen gedechtnuß nye gewesen, noch gehoret sein."

**) Die so charakteristische Stelle aus den Aufzeichnungen des genannten Dominicanermönchs ist in Senkenberg's „Selecta juris", II. 28, abgedruckt, doch steht im noch vorhandenen Manuscripte: „Nuv gewandt nev schant, Nev fündt, nv sünt, Nve schwor vnd spott, nv straf plag von gott!"

***) Vergl. die aus den Akten der vormals freien Stadt Frankfurt entnommenen Fälle, bei Krieg, a. a. O. S. 32.

als die Unglücklichen abzusondern und abzusperren, während es demungeachtet häufig vorkam, daß die Heilkünstler nicht zu helfen vermochten, die Krankheit ihre Opfer langsam und nach jahrelangem, grauenhaften Siechthume hinraffte, und wohl ist es verstattet, anzunehmen, daß man es noch in jener Periode nicht wagte, die von den Arabisten überkommenen Merkurialmittel auch äußerlich anzuwenden, indeß mancher Organismus dem äußerlichen Gebrauche derselben unempfänglich gewesen sein mag. Zwei Beispiele sind es vor Allem, die dem Geschichtsfreunde besonders in die Augen fallen: Ulrich von Hutten, der furchtlose Kämpfer für Gewissens- und Gedankenfreiheit, der ritterliche Gelehrte, einer der edelsten und besten Männer, deren das Vaterland sich rühmen darf, dessen sittlicher Ruf bei Hoch und Niedrig fleckenlos erachtet wird, — er erlag dem Uebel in des Wortes eigentlichstem Sinne, nachdem er fruchtlos nicht nur Hülfe einer berühmten Heilquelle in den Alpen, aber auch jene ebenangedeutete italienische Inunctionscur gebraucht. — Von allen Qualen gefoltert, die menschliches Denken nur zu ersinnen vermag, mußte er seine Feder dazu herabwürdigen, Beschwerden über Mißgriffe der Aerzte, Oberflächlichkeit, Gleichgültigkeit und Mangel an staatlicher Fürsorge, — sowie Warnungen für Mit- und Nachwelt aufzuzeichnen.*) — Wir haben diesem traurigen Gegenstande, (wie schon erwähnt,) eine ausführlichere Besprechung im zweiten Abschnitte dieses Buches gewidmet; es möge nur genügen, hier zu erwähnen, daß der unglückliche Dulder ausdrücklich selbst bekennt, das Leiden und ein damit verbundenes Gliederzittern von seinem leiblichen Vater, der einst damit behaftet gewesen, überkommen zu haben.**)

*) Unter den Heilmitteln, die er anräth, befindet sich auch Dinte u. s. w.

**) Vergl. bei Häser, a. a. O. S. 229, 237, 238, 239. Hutten's eigenhändige Niederschrift, S. 280 bei Lusinus (de Lugini,) de morbo gallico omnia quae extant apud omnes medicos cujuscunque nationis et Venetiae 1566, 67, fol. 2. Vol. cum appendice. (Venet. 1599.) Lugdun. Batavor. 1728, fol. Abdruck der Venetianer Ausgabe mit wichtiger Vorrede von Boerhave.

In ähnlicher Weise fiel das Loos des Fürstbischofs Lorenz von Bibra, (1495—1519,) Herzogs in Franken, — eines Prälaten, dessen Weisheit, Milde, Gerechtigkeitssinn und Mäßigung seiner Zeit allgemein anerkannt worden. Die Krankheit überkam ihn, haftete ihm, dem Hochbetagten, während seiner ganzen Regierungszeit an, bis ihn, den Halberblindeten, der Tod erst erlöste. Allerdings mangelt es nicht vollständig an Beispielen, daß es Unglückliche gab, deren Natur mit dem Uebel kämpfte, deren Organismus zäh genug beschaffen, einen Zeitraum zu überdauern, in welchem wirksame Mittel erst spärlich bekannt und gebräuchlich waren. So besitzt man die Autobiographie des spanischen Priesters Delgado (vom Jahre 1526,) der offen eingesteht, dreiundzwanzig Jahre lang mit jenem Leiden behaftet gewesen zu sein und endlich noch in Italien, vermöge der mit dem aus Amerika eingeführten Gujakholze — neuaufgekommenen Heilmethode, seine Gesundheit wiedererlangt zu haben. —*) Hinsichtlich der Zähigkeit mancher ergriffenen Organismen dürfte es wohl angemessen sein, hier der Wahrnehmung damaliger Aerzte zu gedenken, welche hervorheben, daß jene Kranken in der Regel — aller Leiden unerachtet, bei gutem Appetit blieben und selbst zur Eßgier neigten.**)

*) Das bekannte Guajak- oder Pockenholz, (guajacum officinale,) auch Lignum guajaci vel sanctum, die bekannte, zur Familie der Zygophylleen gehörige Pflanzengattung, welche Bäume mit hartem dichtem Holze, porig-gefiederten Blättern und zehn am Grunde nackte Staubgefäße in den fünfblätterigen, blaßblauen Blüthen enthält, wurde zunächst von den westindischen Inseln eingeführt und soll bei der dort herrschenden Epidemie die besten Dienste geleistet haben, den Europäern auch als Heilmittel von den Eingeborenen bezeichnet worden sein, erhielt bei uns sehr bald den Namen „Franzosenholz" und fand, gleich dem Harze, das aus den Blöchen gewonnen wurde, vielfache Verwendung. Seiner gedenkt bekanntlich ganz offenherzig Benvenuto Cellini in seiner Lebensbeschreibung, im Zeitraum des Jahres 1532, — in Anlaß eines häßlichen Augenübels, mit dem Bemerken: „die Aerzte wollen das Uebel nicht anerkennen, gegen ihren Willen nahm ich das Holz und nach fünfzig Tagen war ich geheilt und gesund wie ein Fisch."

**) Vergl. Häser, a. a. O. S. 238 und 241: „Appetitus non est debilitatus nec corruptus: imoplures eorum habent appetitum fortem, declinantem ad appetitum caninum."

Faßt man ins Auge, daß unsere Aerzte, auf Grund fremder Forschung wie eigener Erfahrung, mit Bestimmtheit Charakter und Wesen des Leidens mit der Parasitenpflanze vergleichen, welche nicht nur die Säfte und Knochen zerstört, das Mark derselben aussaugt, so kann jenes Symptom uns nicht mit Unrecht auf die schon ziemlich frühzeitig in Deutschland in Aufnahme gekommene Hungercur hinleiten, deren Verdienst man dem Regensburger Arzte Mathias Ulianus, (geb. 1456,)*) zuschreiben will. Von ihm wird wörtlich berichtet:

„Es ward sein Lob fürnehmlich gemehret, weil damahlen umb das 1510. Jahr die neuwe schädliche Krankheit der bösen Blattern u. s. w. in Teutschem Land gemein, also daß Sie den Doktoren unbekannt und viel Menschen gestorben. Dann dieser Mathias hat mit besonderem Glücke die Körper erstlich durch Abbruch ausgetrückent und ganz glücklich geheilet."

Ein schlagender Beweis, daß die überwiegende Mehrzahl der Mediciner Anfangs keine richtigen Heilmittel kannte, liefert, — außer den bereits citirten Beispielen, das langwierige und qualvolle Siechthum König Franz I. von Frankreich, dessen Zusammenhang wir wohl, — als allgemein bekannt, — füglich übergehen dürfen — — — Dieser, den heftigsten Leidenschaften unterworfene Monarch, der Deutschlands Zerrissenheit, Schwächung und Demüthigung sein ganzes Leben lang bezweckt, sah sich am Ende seiner Thaten und vom Schlusse des Jahres 1538 ab, zu achtjährigem, qualvollem Hinsterben verurtheilt. — Ob es wirklich wahr ist, daß er vor jenem Zeitpunkt, **im Wege der Gesetzgebung** eine Bestimmung getroffen, die den Racheakt förmlich provocirte, dem er zum Opfer fiel, wie da und dort behauptet wird, erscheint unbestimmt. Thatsache aber bleibt, daß trotz aller und aller ärztlicher Bemühungen der königliche Kranke nie wieder einen ge-

*) Vergl. Heinrich Pantaleon, „Heldenbuch", III. 374, Reinöl, „Sammlungen", II. 522 ff.

funden oder frohen Tag gehabt.*) — Zum öffentlichen Spott war er geworden. In den Niederlanden traten z. B. Gaukler, bei Gelegenheit von Jahrmärkten und Volksfesten auf, nachdem sie den staunenden Zuschauern verkündet, sie würden in acht verschiedenen Zelten den politischen Zustand der Hauptländer Europas, (vermöge „lebender Bilder",) darstellen. — Nachdem nun im Zelte, welches „das heilige römische Reich deutscher Nation" bedeuten oder versinnbildlichen sollte, eine grauenhafte, haarsträubende Confusion zu sehen gewesen, und die Vorhänge des Zeltes von „Frankreich" gelüftet wurden, erblickte man Franz I. „allerchristlichste Majestät" auf ihrem Schmerzenslager ausgestreckt, umgeben von Leibärzten und Chirurgen, die ihn mit glühenden Messern operirten, ein Beweis, daß die weiter oben von uns erwähnte, von Aulus Cornelius Celsus als in sehr frühen Zeiten schon allgemein üblich**) bezeichnete heroische Curmethode sich in Kraft erhalten hatte. — Franz, einst der Abgott der Damen, war zum wandelnden, mißgestalteten Krüppel, seine Stimme heiser und unverständlich geworden und ein jüdischer Arzt, den man aus Constantinopel geholt, mühte sich ab, des Königs Tage durch die verordnete Anwendung von Eselsmilch hinzuhalten, indeß jener bekannte Ferron aus Marseille, **jedenfalls ein Advokat, denn wie sollte ein so wohl meditirter Racheplan im Hirn eines gewöhnlichen Menschen entstanden sein?** vermöge glücklicher Fügung und rechtzeitiger ärztlicher Hülfe seine Gesundheit wieder erlangte und **als Witwer** noch geraume Zeit fortlebte.***)

Aus alledem dürfen wir schließen, wie so sehr ungleich be-

---

*) Man vergleiche diese von den Biographen des französischen Monarchen mit der von Häser a. a. O. herrührenden oder entwickelten Darstellung, deren im Anhange, bei Gelegenheit der Militairepidemie, ausführlicher gedacht wird.

**) Man vergleiche unser früheres Citat aus den Schriften des Celsus und die über jene Schaustellung in Raumer's historischem Taschenbuche enthaltene Schilderung.

***) Vergl. Gaillard, „Histoire de François", I. Tom. IV. C. V. C. I. p. 8. ff.

reits jenes Leiden auftrat, wie die Contagion oder das von vielen Kundigen behauptete oder vermuthete Miasma, das sie Mittel- und Nordeuropa zugetragen, bereits in den Hintergrund getreten war und die glücklichen Curen nicht mehr zu den Wundern und Ausnahmen gehörten. — Den traurigen Ruhm, zuerst des Uebels spotten zu lernen, gewann das leichtfertige Volk der Franzosen und ein cynisches Sprichwort ist von ihnen aufbewahrt, das allein genügen könnte, um Widerwillen und Abscheu gegen ihre Sitten und Denkungsart zu begründen,*) aber noch weit wichtigere Folgen als Geringschätzung der Gefahr sollten sich an die hier besprochene Zeitperiode knüpfen.

Vor allem, so behauptet die Forschung, trieb Sorge und Angst die Masse zaghafter Gemüther zur Vorsicht und Enthaltsamkeit, und, so wird gelehrt, habe eine Regung zu sittlicherem Lebenswandel sich der überwiegenden Mehrzahl bemächtigt.**) Indeß fehlt es doch nicht an Stimmen, welche geradezu auch **das Gegentheil** behaupten und so gibt z. B. der große Historiker Menzel ausdrücklich an, jenes (hier besprochene Uebel und dessen Verbreitung in den Heeren deutscher Söldner) habe die alte Kraft und Wehrhaftigkeit unserer Altvordern mächtig untergraben und verzehrt, namentlich stellt er auch die Abnahme der Unsittlichkeit, (also zügellosen Treibens!) entschieden in Abrede, was er durch eine ganze Reihe von Beispielen darlegt. Einzelne Regungen oder Versuche zum Bessern gewähren uns Enthüllungen, die uns Erröthen abnöthigen und dabei doch mit einer Art von Genugthuung für die Gegenwart erfüllen. So berichten uns die Verordnungen, welche Herzog Eberhardt im Bart in Württemberg,

*) Vergl. die Anmerkung 1, bei Häser, a. a. O. S. 288, wo im französischen Sprichwort das Uebel mit einem Backofen verglichen wird. —

**) Vergl. wörtlich bei Häser, a. a. O. S. 284 den Ausspruch: „Vor Allem hat sie, (die Krankheit,) mächtig beigetragen zu der Verbesserung der öffentlichen Sittlichkeit, welche seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts als eine zweifelhafte Thatsache uns entgegentritt." — Allerdings stellte sich diese Wirkung nur sehr allmälig ein.

1489, gegen die Nonnen zu Offenhausen erlassen mußte,*) die gleich denen zu Gnadenzell in Bayern und so manch anderer Klöster den zügellosesten, ärgerlichsten und widerlichsten Lebenswandel führten. — Bekannt ist ferner jener Zug, der den tiefsten Einblick in den Unbedacht jener Zeiten thun läßt, wo der Magistrat der freien Reichsstadt Regensburg thatkräftig gegen das fremde, lose Frauenvolk, die sogenannten „Hübschlerinen", wie der Volksmund die Bezeichnung jener „Vestalinen" euphemistisch umschrieb, — aufgetreten und sie sämmtlich aus seinen Mauern verwies, aber der ritterliche Kaiser Max schwach und thöricht genug war, zu gestatten, daß sich der ganze Troß jener Abenteuerinen an die Steigbügel seines Sattels, die Mähnen und den Schweif seines Rosses, seine Satteldecke oder die seines großen reisigen Gefolges anklammerten und festhielten, und auf diese Weise gemeinsam mit ihm feierlichen Wiedereinzug in die Thore hielt, die sich kaum zuvor hinter ihnen geschlossen hatten; wahrlich ein würdiger Beginn des ausgeschriebenen Reichstages! — Bekannt ist ferner, welche Folgen das Aufhören des Cölibats bei den Nonnen häufig nach sich zog und wir brauchen kein weiteres Wort darüber zu verlieren.**)

Denker, Verständige und lenksame Charaktere mögen allerdings schon damals in der Enthaltsamkeit das wirksamste Schutz-

---

*) Vergl. Wolfgang Mentzel, „Geschichte der Deutschen", S. 530, 531, 550: „die Augsburger schickten den Pfaffen Frischhans, der einem unreifen Kinde Gewalt angethan, gefesselt ihrem Bischof zu. Dieser aber ließ ihn nicht nur frei, sondern that auch die Bürgerschaft in den Bann, — weil sie sich an einem — Priester vergriffen. Gasser, „Augsburger Chronik"

**) Bei alle dem war indeß das Laster der Schlemmerei rückhaltsloser zu Tage getreten wie je, die üppigsten Tage im alten Rom abgerechnet. In seiner Ermahnung an die Städte schrieb Dr. Martin Luther wörtlich: „Der gemeine Mann thut hier nichts zu. Fürsten und Herren sollten's thun; aber sie haben auf dem Schlitten zu fahren, zu trinken und in der Mummerei zu laufen und sind beladen mit hohen merklichen Geschäften des Kellers, der Küche und der Kammer!" Vergl. ferner Wolfgang Mentzel, a. a. O. S. 526, 621 und 622.

mittel gegen das grauenhafteste aller Leiden erblickt haben und „was die Lehren der Weisheit und Tugend nicht vermocht, bewirkte bei Unzähligen die Furcht.“ —*) Nicht minder wurde, da wo der Zügellosigkeit oder Unsitte Herbergen oder Schlupfwinkel bereitet waren, endlich eine allgemeinere staatliche oder sanitärische Aufsicht eingeführt.

Sehr mächtigen Einfluß übte allerdings die **kirchliche** Reformation in den Städten wie auf dem Lande nach jener Richtung; schon Aufhebung des Cölibats bei den fast zahllosen Welt- und Klostergeistlichen, (Freigebung der Ehe,) entrückte jede Veranlassung zur Verletzung der Sittlichkeit und verlieh fortab dem ganzen Stande die Möglichkeit, den Gemeinden zum treuen Vorbilde zu dienen.

Auch die öffentlichen **Bäder** und die in denselben eingerissene Schlemmerei oder Schwelgerei kamen, wie bereits erwähnt, merklich in Abnahme, ja, selbst Diejenigen, welche das Bad nur zur Erquickung oder aus sonstigen Gesundheitsrücksichten gebraucht, mieden (von jenem hier berührten Zeitraum ab,) jedes öffentliche Bad, da man erkannte, daß namentlich der Mitgebrauch der in denselben benutzten chirurgischen Instrumente, Behufs Aderlasses oder sonstiger Blutentziehung, sich als Vehikel zur Verbreitung der Ansteckung erwiesen hatte, obwohl gesetzliche Bestimmungen und Vorkehrungen aufs Dringendste zu Vorsicht und Reinlichkeit mahnten, bis schließlich das Eingehen der überwiegenden Mehrzahl aller öffentlichen Badestätten vielem Unheil gründlich abhalf.

Abgesehen von manchen im Verkehr der Menschen unter einander auffallenden Neuerungen, dem vermehrten Gebrauch wohlriechender Essenzen u. s. w., dem Abkommen vertraulicher Formen beim Begrüßen Befreundeter, machte sich der Einfluß der

*) Vergl. Häser, a. a. O. S. 284, wo dieser Passus theilweise wörtlich zu finden.

Krankheit auf die Aerzte und ihre Stellung, ihr äußeres Ansehen mächtig geltend. — Mit der epidemischen Verbreitung des Uebels, mit der Aufnahme der aus Italien herdatirenden Inunctionscur, der äußerlichen Anwendung der Merkurialmittel, hatte sich die Zahl der sogenannten Heilkünstler, der Medikaster, in Stadt und Land sehr ansehnlich vermehrt, zumal der Verkehr oder die vertrauliche Einholung von Rath und Hülfe bei jenen Quacksalbern **den Patienten** Beschämung oder Verlegenheit zu ersparen schien! — „Neben den Inhabern von Einreibungs- und Schwitzanstalten traten aber auch sehr früh Solche auf, welche sich unter großem Geschrei anheischig machten, das Uebel zu heilen, ohne solche lästige Proceduren und ohne den Kranken an das Zimmer zu fesseln,"*) — so mußte es freilich geschehen, daß viele Aerzte sich in gekränktem Selbstgefühl zurückzogen, um, — wie Häser bezeichnend hinzufügt, nicht mit jenen Pfuschern verwechselt oder identificirt zu werden, die man in Frankreich und in den der dortigen Sprache mächtigen Kreisen „panseurs de la vérole",**) nannte. — Bald aber schon erfolgte nach dieser Seite ein mächtiger Umschlag, da die bisherigen Heilsysteme und Ansichten, — die Lehren der Galenischen Schule wie der Arabismus, **gestürzt** wurden. — Was bereits in früheren Perioden zur Schreckenszeit des schwarzen Todes, erschüttert worden, „was die Aerzte schon an zwei Jahrhunderte zuvor auf die Ohnmacht ihrer Kunst eindringlichst hingewiesen", das sollte den Jüngern der Wissenschaft **jetzo** rückhaltslos klar werden, daher bezeichnet denn auch die Forschung jene ewig denkwürdige Periode als den Zeitraum der Reformation, nicht nur auf kirchlich religiösem, aber auch auf dem Gebiete der Heilkunde!**)

*) Wörtlich bei Häser, a. a. O. S. 286.

**) Ebendaselbst. Man verwechselte — absichtlich oder nicht, die Krankheit oder deren Benennung mit den Blattern. Die Erscheinung ist indessen, wie wir bereits angedeutet, nichts weniger wie neu, sondern herkömmlich und bezeichnend genug, das Uebel niemals bei einem rechten Namen zu nennen, sondern stets zu umschreiben. In gleichem Sinne äußert sich Häser, a. a. O.

Noch andere Faktoren sollten sich indeß hinzugesellen, die erwähnten alten Zustände und mit ihnen eine Zeit der Finsterniß zu stürzen oder in Dämmerung und nachfolgendes Tageslicht zu wandeln. Die Periode des Mittelalters, der wir unsere letzten Schilderungen entnommen, hätten wir vielleicht schon früher durch Hervorhebung oder Kritik der zahllosen Vorurtheile, des Aberglaubens, — dem finstersten Heidenthum entstammend, — gehörig kennzeichnen, und namentlich die ganze Fülle von Hemmnissen anschaulich machen sollen, der die Forschung unterworfen war.

Noch glaubte man an Zaubersprüche, Segensformeln*) und

S. 220: „die vulgären Namen . . . bezeichneten die Meinung des Volkes von der geographischen Herkunft der Krankheit.“ In Frankreich erhielt sich lange die Bezeichnung: „la grosse vérole oder vairolle oder la gorre, im Altfranzösischen bekanntlich soviel wie „cochon!“ —

*) Viele derselben entstammten unzweifelhaft der Heidenzeit und enthielten sogar zuweilen noch die Namen der alten (germanischen) Gottheiten. Gewöhnlich aber traten an der Letzteren Stelle die **christlicher Heiliger.** Die beiden ältesten und merkwürdigsten deutschen Segensformeln wurden 1842 in einer Handschrift des 10. Jahrhunderts aufgefunden, sind aber noch durchaus heidnisch und um Jahrhunderte früher entstanden als jene Aufzeichnung. Die eine ist ein Zauberspruch zur Lösung von Fesseln; die andere gegen Verrenkung der Glieder gerichtet; sie lautet: „Phol und Wodan begaben sich zum Walde; da ward dem Balder's Fohlen sein Fuß verrenkt: da besprach es Sinthgunt und Sunna, ihre Schwester; da besprach es Freya und Volla, ihre Schwester; da besprach es Wodan, wie er wohl verstand: so die Beinverrenkung, wie die Blutverrenkung und Gliederverrenkung, Bein zu Beine, Blut zu Blute, Glied zu Gliedern, als ob sie geleimt seien.“ — Und gerade diese Formel lebt in christlicher Verkleidung noch heute in mehreren weit entlegenen Gegenden, so z. B. in Dänemark: „Jesus ritt zur Haide; da ritt er das Bein seines Fohlens entzwei. Jesus stieg ab und heilte es; er legte Mark in Mark, Bein in Bein, Fleisch in Fleisch, er legte darauf ein Blatt, daß es in derselben Stelle bleiben solle!“ — Aehnlich in Schottland: „Der Herr ritt und das Fohlen glitt; er stieg ab und richtete gerade, legte Gelenk zu Gelenk, Bein zu Bein und Sehne zu Sehne. Heile in des heiligen Geistes Namen! Auch in Deutschland haben sich Trümmer dieser Fassung handschriftlich erhalten: „Gott wurden vier Nägel in Hände und Füße geschlagen, da er an dem heiligen Kreuze hing. Die fünfte Wunde ihm Longinus stach. Am dritten Tage gebot Gott dem Leichnam, der in der Erde lag, Fleisch zu Fleisch, Blut zu Blute, Adern zu Adern, Bein zu Beine, Gliedern zu Gliedern, jegliches an seine Statt. Bei demselbigen gebiete ich Dir, Fleisch zu Fleisch . . .“ u. s. w.

Verwünschungen, noch legte man Werth auf Amulette, noch hielt man sich gegen Gefahren und Gewaltthat gefeiht, durch Beisichtragen von geschriebenen Beschwörungen und sogenannten Passauer Zetteln oder sogenannten „Charaktéren". Bösen wie guten Dämonen, mit denen die Phantasie des damaligen Geschlechts gewissermaßen das All, die ganze Natur bevölkerte oder als belebt ansehen wollte, vertraute man in allen kritischen Lagen, die das Leben mit sich brachte. Selbst beim Suchen und Sammeln heilkräftiger Kräuter oder deren Anwendung mußten unsichtbare Geister, bald Heilige, bald Teufel ihr Recht oder die Hand im Spiele haben.*)

---

*) So z. B. nahm man den 15. August, den Tag Mariä Himmelfahrt, (auch Mariä Würzweihe und Büschelfrauentag" genannt,) als besonders wichtig an und die Priester der römischen Kirche sollen angeblich an jenem Feste die Kräuter feierlich geweiht haben; mit ihm begann und beginnt noch heut zu Tage in einzelnen Gegenden Süddeutschlands, u A. am Lechrain, der sog. „Frauendreißigst", der mit dem Tage der Kreuzerhöhung, (den 14. September,) endet.

Nach allgemein verbreitetem Volksglauben freuten sich auf den erstgenannten Festtag alle Kräuter, blühten und dufteten schöner und besaßen eine weit größere Heilkraft als zu andern Zeiten. Vorschriftsmäßig, nach den Satzungen der „Kundigen" oder „Heilkünstler" mußte dann das zu weihende Kräuterbüschel „aus neunerlei Kräutern bestehen": zunächst dem Rainfarre, („Tanacetum vulgare",) auch als Tannkraut und „Muttergottesstab" bekannt. Er sollte gegen Hexen und Zauberer dienen. Ihm schloß sich der Alpranken, („solanum dulcamarum") an, es folgte das Laabkraut, („galium verum",) welchem gleichfalls die Kraft beigemessen wurde, die Hexen in Respekt zu setzen. „Unsre liebe Frau", so erzählte die Legende, „legte es dem Christuskinde unter die erste Bekleidung." — Herannahende Gewitter sollte es durch angenehmen Duft verkünden und den unschuldigen Kindlein gegen das Beschreien von Nutz und Frommen sein, dagegen auf den Kachelofen der Schenkstuben gelegt, recht unerquickliche Wirkung äußern, denn sobald das Kraut warm geworden, die Köpfe der Zecher mit heißem, bösem Dunste erfüllen, Anlaß zu Händeln und Raufereien geben, — eine gefährliche Eigenschaft! — — — Noch mehr! Zum wunderthätigen Büschel gehörte auch der bittre Wermuth, („Artemisia absinthum",) dem man die Kraft beimaaß, verzauberte Schußwaffen wieder treffähig zu machen, — in die Schuhe gelegt, zur Eßlust zu reizen und gegen Alp- und Herzbeschwerde zu helfen. Allerdings hatten schon unsere germanischen Altvordern jenes Kraut hoch in Ehren gehalten, schmückte man doch in den Urzeiten Todtenbahren und Gräber der Verstor-

Noch stand man am ersten Anfange anatomischer Studien und erst gegen Mitte des sechszehnten Jahrhunderts war es, als eine Reihe italienischer, und zum Theil vielleicht französischer Aerzte, einen Vesalius, Eustachi, Colomb u. A. an der Spitze,

---

benen damit, gab den Leichnamen gefallener Helden Büschel desselben auf den Holzstoß mit, ehe man diesen Letzteren den Flammen überlieferte. — Salz, Asche, Getreide und Wermuth sollen angeblich noch in unsern Tagen abergläubische Bauern am Niederrhein in die für die Grundmauern eines neuzuerrichtenden Hauses gezogenen Gruben werfen. Zur Abenraute, („Artemisia abrotonum“,) gesellte man den Beifuß, (Artemisia vulgaris“,) welcher (bekanntlich) im griechischen Alterthum der Artemis oder Diana, der Schützerin kreißender Frauen, geweiht war und während des ganzen Mittelalters als besonders heilkräftig in Frauenkrankheiten galt. Dieser Pflanze schrieb der Aberglaube jener Tage die Kraft zu, alle (bösen) Geister, die unter Eheleuten Zwist und Hader anstiften, oder ihnen Schaden zufügen wollten, zu bannen, gleich praktischen Einfluß aber auch auf alles die Speicher heimsuchende Ungeziefer auszuüben und schließlich noch der Jugend traurigste Krankheit, die Schwindsucht, zu heilen. —!—

Weder die Naturkundigen der ältesten Zeit noch die Römer in den Tagen eines Plinius kannten das Heilkraut Baldrian, dessen heutige officinelle Benennung, „Valeriana“, nur euphemistisch dem Deutschen entnommen ist und auf die mythologische Persönlichkeit des Balder oder Baldur zurückgeführt wird. — Sicher ist, daß man im germanischen Alterthum die Ansicht festhielt, die Göttin Hertha auf ihrem mit Hopfenranken gezäumten Edelhirsch einherreitend, halte einen Baldrianstengel als Gerte in Händen. (Auch den mythischen Namen „Velardsurt“ führte man auf den kunstreichen Schmied Wieland zurück, der bekanntlich den Ruf eines geschickten Arztes genoß und der Sage nach häufig den Baldrian zu seinen Heilungen benutzte. — Zu Pestzeiten ging in Oberfranken die Sage um, die sogenannten Holzfräulein oder Moosweiber, (wilde Waldfrauen nach Art der Druden,) seien aus den Dickichten der Berge gekommen und hätten warnend gerufen:

„Eßt Bimellen und Baldrian,
So geht Euch die Pest nicht an.“

Andererseits wollte man ähnlichen Spuckgeistern, den Elfen, feindliches Treiben gegen Brautleute schuld geben und schützte diese Letzteren durch Baldrianblüthen die man ihnen zusteckte. — Allerdings verkannte man unter dem Landvolke zu allen Zeiten die Heilkraft jenes Krautes nicht, das (nach weit verbreiteter Ansicht) nicht nur das Fieber zu vertreiben vermochte, aber auch kranke Hausthiere heilte und den Bienenstöcken Schutz verlieh und erscheint es glaubhaft, daß der süddeutsche Bauersmann beim Mähen seiner Wiese den Baldrian nicht mit der Sense berührt, vielmehr zu schonen trachtet. — Weiter bleibt des Hirschkrautes, („Eupatorium cannabinum“,) zu gedenken,

Galen's Autorität nach hartem Kampfe völlig überwand, das thörichte Vorurtheil gegen die Leichensektion siegreich über den Haufen warf. An sie erst reihten sich die großen Entdeckungen eines Galilei und Keppler auf dem Gebiete der Astronomie und

dessen deutsche Benennung auf den Umstand zurückgeleitet wird, daß verwundete Hirsche sich damit heilen sollen und endlich des sog. „Odinskopfes“, („Inula Helenium“,) der dem Sonnenbilde ähnlich, in die Mitte des heilkräftigen Büschels gesteckt wurde. Diese Pflanze, auch „Alant“ geheißen, sollte den „Alp verscheuchen, Zauber und Behexung verhüten — und vor dem Wetterschlage schützen.

Die Römer sollen den Alant „herba britannica“ genannt haben und es wäre derselbe dann identisch mit dem „Rumex aquaticus“,) dem Wasserampfer. (Vergl. Plinius, hist. natural. XXV. Cap. 3.) — Der Fabel, daß jene Pflanze vor dem ersten Donner des Frühjahrs gesammelt werden müsse, um dann gegen Halsleiden und Schlangenbisse zu schützen, reiht sich die jedenfalls unrichtige Behauptung an, Cäsar habe bei einem seiner beiden Rheinübergänge, „in der Nähe des Meeres“, eine schädliche Quelle aufgefunden, deren Wasser zuerst Mundfäule (vermuthlich wird Scorbut gemeint sein, eine Folge anhaltender Anstrengungen und Entbehrungen bei feuchter Kälte!) und dann ein Leiden in den Kniegelenken hervorrief. Dagegen half nur der Alant — mit dem die biederen Friesen die erkrankten römischen Legionssoldaten heilten. — Wenn diese Thatsachen von Drusus Germanikus und seinem — in der That mit den Friesen gegen die Chauken verbündeten Heere, das 66 Jahre später viel nachhaltiger bis tief ins Herz Deutschlands eindrang, behauptet würde, möchte sie weniger unsinnig erscheinen! — — Wem die weiter obgenannten „neunerlei Kräuter“ noch nicht genügten, fügte wohl noch Schafgarbe hinzu, dies Specificum der „wilden Medicin“, dem man „Wunderkraft gegen Rippengeschwulst der Kinder, gegen Pest und — Viehseuche“ zuschrieb. Diese Pflanze sollte, so hieß es im Volksglauben, besonders da gedeihen, wo man nach dem Essen am Weihnachtstage — das Tischtuch ausgeschüttelt hatte. — Auch die Weinraute, der man gleich dem Alant die Kraft beimaß, den Alp zu verscheuchen, pflegte man zu jenen Heilkräutern zu fügen, hieß es doch, daß sie vor „dem Mahr und dem Nachtvolke“ schütze, das in der Nacht vor „Frohnfasten“ das Land unsicher mache. So oft man dies, wie das Benediktenkraut grub, mußte man dazu sprechen:

„Ich brech' euch edle Kräuter schon
Durch des himmlischen Vaters Kron'
Und durch den heil'gen Geist;
Daß ihr behaltet Kraft und Jugend mit ganzem Fleiß,
Daß ihr mir seid eine Sicherheit
Vor dem Teufel und allen Zauberleut',
Im Namen des Vaters, Sohnes“ u. s. w.

Die erwähnten Kräuter galt es rechtzeitig zu sammeln, d. h. am Donnerstage vor Mariä Himmelfahrt, vor Sonnenaufgang und ohne daß

Physik, — während, wie ja schon erwähnt, die Findung neuer Erdtheile, gleich der Kirchenreformation die gewichtigsten Momente abgaben, um Weltanschauungen von Grund aus zu wandeln. — Sie trafen aber auf ein vielfach unvorbereitetes, ein noch im Zwie-

---

ein Messerschnitt die Arbeit erleichterte. Selbstverständlich wurden die vollsten, reichsten Blüthen erwählt und zum Strauße gewunden, den kaum die Hand umfassen konnte.

Der stärkere Aberglaube mancher Gegend und zweifellos auch dessen reichere Flora erhöhte noch die Zahl wunderthätiger Kräuter von 9 auf 15 und fügte man besonders den sogenannten Himmelbrand, („verbascum".) hinzu, eine Pflanze, die man auch mit dem Beinamen der „Unholdskerze" zu bezeichnen suchte, — weil man böse Geister mit ihr zu bannen vermeinte. Der durch schlankaufstrebenden Wuchs weitab schon kenntliche „Himmilbrando" heilte durch Berührung mit seinen Blüthen die Wunden, sobald man zuvor das Kreuz über der blutenden Stelle geschlagen und den Segensspruch dazu gemurmelt hatte:

„Unsre liebe Frau geht dreimal über Land,
Sie trägt den Himmelbrand in ihrer Hand."

Aengstliche Gemüther oder noch crasserer Aberglaube hielt nicht nur an diesem Hauptbestandtheil des wunderthätigen Pflanzenbüschels fest, gesellte ihm aber auch noch 76 andere Kräuter hinzu, unter denen sich vor Allem die Wegwarte, („Cichoreum",) befand, von der die Sage bekanntlich, (im Sinne der Ovidischen Metamorphosen,) jene Behauptung aufgestellt, eine auf Heimkehr des Geliebten aus dem Kriege sieben Jahre fruchtlos harrende Jungfrau sei von Kummer und Unwillen, eine andere Wahl treffen zu sollen, zur Feldblume am Weg verwandelt worden. — In einem Theile der Schweiz, dem Frickthale bei Basel, wurde auch dem unheimlichen Stechapfel, („Datura stramonium") dessen Einführung in Europa man den Zigeunern zuschreiben wollte, die Ehre der Aufnahme zu Theil. Seinen Samen benutzte man zu Räucherungen, um Gespenster und Kobolde zu verscheuchen, oder auch um Geister zu citiren. — Abenteuerlich genug klang es, wenn man behaupten hörte, „daß alle Künste der Zigeuner, (also arge Betrügereien!) vorzüglich in der genauen Kenntniß der Säfte des Stechapfels bestünden." —

Dieser gesammte Wahnglaube hatte lediglich seinen Ursprung im altgermanischen Heidenthum: Zu den drei hohen Zeiten („Sunerblut, Sonnenopfer, Sühnopfer",) gehörten vor Allem die Weihnachtszeit, gleichsam die Mitternacht des ganzen Jahrs, die zwölf dunkelsten Nächte während des Wintersolstitiums, — „in dieser heiligen Zeit stieg die ganze Götter- und Geisterwelt zur Erde nieder!" — In diesen sogenannten „Rauchnächten", (nämlich vom jetzt „St. Thomastag" benannten kürzesten Tage an bis zum jetzt sog. „Dreikönigsfeste",) jener Zeitspanne voll Schauer und Geheimniß, sollte die Anwendung der Wunderkräuter besonders erspießlich sein, — „man legte davon in die Betten und die Borne, aus denen Pferde und Rinder

lichte der Dämmerung umhertastendes Geschlecht von Aerzten, das in Mysticismus versunken, statt auf selbständiges Denken und Naturbeobachtung seine Praxis zu gründen, ängstlich festhalten wollte an den ihm überlieferten Theoremen, oder es fuhr fort, fremdartige, über natürliche Dinge in seinen Berufskreis zu ziehen, durch Annahme dämonischer Krankheiten, Subsumtion von Teufelsbesessenheiten, Irrthum wie Aberglauben zu fördern und ihr Streben trifft der verdiente Vorwurf, sträflichen Vorurtheilen, wie vor Allem den Hexenprocessen, förmlich in die Hände gearbeitet zu haben. Die Jünger Aesculaps waren so sehr bemüht, canonisirt zu werden, daß die Kirche selbst jenem Unfuge zu steuern suchte und die Bedingungen einer Wundercur durch eigene Dekrete festsetzte: nämlich, „die geheilte Krankheit muß sonst unheilbar sein, die Genesung dagegen plötzlich geschehen — und die Theorie die Heilung auf natürlichem Wege nicht zu erklären im Stande sein.“ —

getränkt wurden“, oder mengte sie mit Wachholderbeeren und Weihrauch, warf sie auf eine glühende Pfanne und räucherte damit das ganze Haus, — doch erst dann, wenn die Kühe gemolken und die Pferde gefüttert waren, — weil es nach der Räucherung Jedem untersagt war, die Ställe zu betreten. Es war dies eben der fort und fort bestehende Wahn, daß dann alle Gespenster Macht hätten und das Böse freien Spielraum! — und irrt man wohl nicht, wenn man annimmt, daß die christliche Geistlichkeit in sehr früher Periode diesem Wahn absichtlich Vorschub leistete, um der Rückkehr zum alten Heidenglauben entgegenzuwirken. In der That wird behauptet, die Geistlichen hätten, beim Hereinbrechen jener sog. „Rauchnächte“, nach dem Abendläuten, eine glühende Pfanne in der Linken tragend, das (Gottes-) Haus mit Weihrauch erfüllt, — um es vor dämonischen Einflüssen zu behüten. — Vorschriftsmäßig hätten sie auch in der Rechten ein Stück „geweihte“ Kreide gehalten und damit auf alle Thüren die Buchstaben „C. M. B.“, (Caspar Melchior, Balthasar,) und die Jahreszahl hinzugeschrieben, vermöge welchen Attes alle Hexen und Druden abgehalten, und Vieh wie Feldfrüchte geschützt werden sollten.

Auf diese Weise mag denn der Aberglaube nicht wenig genährt und gefördert, — die Gesetzgebung sogar durchdrungen und im Lauf der Jahrhunderte vielleicht Tausende Unschuldiger qualvollem Tode auf dem Scheiterhaufen preisgegeben worden sein! Gerade jene Räucherungen vermochte man im Schwung oder Gebrauch zu erhalten — und mit ihm die Thorheit, Geschwülste, Flüsse und andere Krankheiten bannen zu können.

Der Heilberuf, nicht so ernüchtert wie in unsern Tagen, wandte sich aufs Neue den Sternen des Himmels zu, suchte diese wie geheime Naturkräfte zu seinem Dienste zu beschwören. Astrologie wurde fortab ein allgemeines Mittel ärztlicher Thätigkeit, ja ein Zweig der Heilkunde. Der Arzt stellte das Horoscop und strebte die Krankheit aus dem Stande der Gestirne zur Zeit der Geb[illegible] — aus der Nativität, herzuleiten.*) — Andre Wirkung, so wähn[illegible]en

*) Es ist wohl kaum nöthig, daran zu erinnern, wie so sehr lange [illegible] sich jener Wahn, in der Absicht, das versiegelte Buch der Zukunft zu erschlie[illegible]en, forterhielt und welch traurigen Einfluß derselbe namentlich durch das wun[illegible]er bare Eintreffen mancher jener sogenannten „Weihsagungen", noch bis [illegible] in unser Jahrhundert ausübte, welches Unheil derselbe gestiftet. Nicht unerw[illegible]nt wollen wir jene Voraussagungen des Alchymisten Nostradamus lassen, [illegible]er nicht nur König Franz I., aber auch dessen Sohne, Heinrich II. sowohl [illegible] ein Lebensschicksal, als auch jene merkwürdige Todesart, in Folge eines ung[illegible]ick lichen Turniers (mit dem Grafen Montgomery,) lange zuvor verkündete.

In Folge Aufforderung Franz I. ließ er sich dahin vernehmen:

„Le lion jeune le vieux surmontera,
En champ bellique par singulier duel,
Dans cage d'or les yeux lui crèvera,
Deux plaies une, puis mourir mort cruelle."

Später zum Leibarzt der Königin Katharina, (der Medicäerin), erna[illegible]nt, fuhr er fort, durch seine merkwürdigen Weissagungen eine große Roll[illegible] zu spielen. — So verkündete **er den Untergang des Papstthums**, wel[illegible]chen Ausspruch Pius VI. noch im J. 1781 weiter zu verbreiten ver[illegible]ot, — auch den eigenen Tod, der zu Salon in der Provence am 2. Juli 1[illegible]566 erfolgte, — bestimmte er lange voraus aufs Richtigste und verzeichnete [illegible]ag und Stunde in seinen Schreibkalender mit den Worten: „Hic prope m[illegible]ors est!" — Dagegen erwies sich jenes Prophetenwort über Frankreichs Ze[illegible]fall und Ende als unrichtig:

Anno millesimo	1000
Bis ter centeno	600
Ter quadrageno	120
Bis ter bis nono	24
Finem tibi Gallia pono:	1744.

Hans Sachs, der deutsche Meistersänger, gab sich die Mühe diesen [illegible]usspruch folgendermaßen zu übersetzen:

„Wenn man schreibt tausend an der Zahl	1000
Fortan dreihundert zu zweimal	600
Und wieder vierzig dreimal	120
Dann zweimal drei zu zweimal neun	24
So wird es aus mit Frankreich sein	1744.

jene „Wissenden", soll es ausüben, ob Venus, ob Saturn die Stunde regiert, — anders sollten die Medicamente wirken, je nachdem sie unter einer Constellation zubereitet und eingenommen worden.

Zumal das Aderlassen, aber auch andere, selbst untergeordnete Mittel, mußten sich nach bestimmten astrologischen Zeiten bequemen und auch dem Monde, dem bleichen Gefährten der Nacht, ward seine Rolle zugetheilt, um Heilung und Genesung zu fördern.*)

Damit man ja nicht irre gehe, wurden astrologische Kalender verfaßt, auf Kosten vieler Städte gedruckt, veröffentlicht und blieben weit über ein halbes Jahrhundert in Geltung und Aufnahme, ja, noch bis auf unsere Tage hat sich das Vorurtheil von diesem Wahne nicht völlig losmachen können, und wenn auch die Nekromantie, das Heraufbeschwören abgeschiedener Geister kaum noch von einigen Somnambülen und ihren Genossen prakticirt wird, so hat doch dafür die Chiromantie, mit ihren Wahrsagungen aus dem Lauf der Handlinien noch immer eine Schaar von Gläubigen und Deutern, so daß die Strafgesetzbücher bethörte Einfalt dagegen in Schutz nehmen müssen.

Aber neben der Astrologie und mit ihr im Bunde beherrschte die Alchymie noch weit mehr die Gemüther und während die erstere vorzugsweise ihren Einfluß auf die rohen Massen am längsten ausübte, waren es gerade die Sommitäten der Gesellschaft, Monarchen, geistliche wie weltliche Fürsten, welche zu gläubigen Adepten wurden. — Ja, es waren häufig, sehr häufig Aerzte, welche sich zu Versuchen und Täuschungen hergaben, das weltbeglückende Metall herzustellen, mit ihm den Stein der Weisen aufzufinden und ein Lebenselixir zu bereiten, das ewige Jugend und Gesundheit sichere. — Ueberflüssig wäre es, an so bekannte Thatsachen erinnern zu wollen, an Dinge, die als überwundenes Vorurtheil längst beseitigt, Niemandes Interesse mehr erregen

*) Vergl. Sprengel, a. a. O. III. 308, 309 ff.

können! In dies Getreibe hatte der von uns bereits früher erwähnte, im Lauf der Zeiten so viel und mannigfach beurtheilte Arzt und Forscher Paracelsus*) mit der Derbheit eines Refor-

---

*) „Es ist schwer," so beginnt Sprengel, (a. a. O. III. 430 ff.) die biographische Skizze über denselben, „das Leben eines Mannes zu schreiben, der der Wahrheit zu huldigen und seine Meinungen den Aussprüchen der Vernunft zu unterwerfen wenig gewohnt war!" — In der That ein allzuhartes, wegwerfendes Urtheil über einen jedenfalls ungewöhnlichen sehr vielfach reich begabten Charakter, dessen Verdienste die Mit- und Nachwelt nie wird ableugnen können! —

Philippus, Aureolus, Theophrastus, Paracelsus, Bombastus von Hohenheim, (erhobener Zweifel unerachtet,) einem alten, bereits im 12. Jahrhundert urkundlich erscheinenden, schwäbischen und rheinischen Edelgeschlechte entstammend, das von Hause aus Bombast hieß, sich aber vom Schlosse Hohenheim, (dem vormaligen Eßlinger Hofe oder Weiler nächst dem Dorfe Plieningen bei Stuttgart,) nannte, war Sohn des, 1534, als angesehener Arzt zu Villach in Kärnthen verstorbenen Wilhelm Bombast von Hohenheim. (Nicht ohne Interesse ist [grade den durch Haller angeregten Zweifeln und der Behauptung gegenüber, daß er eigentlich Höhner geheißen] die erwiesene Thatsache, daß mehrere Mitglieder des Hohenheim'schen Geschlechts der Bombaste dem Johaniterorden angehörten, wie z. B. Wilhelm B. v. H. † 1547 und Georg B. v. H. der die Würde eines Großpriors in Deutschland 1553—1567 zu Heitersheim bekleidete). Den Vornamen „Paracelsus" scheint er sich eigenmächtig zugelegt zu haben: „quasi superior Celso", wie er das griechische παρα überhaupt gern vorsetzt („paramirum, paragranum etc.")

Geboren 1493 am berühmten Wallfahrtsorte Maria-Einsiedeln in der Schweitz, wo seine Mutter Pflegerin des Krankenhauses der Abtei war, (vergl. Murr, neues Journal, II. 183, bei Sprengel, a. a. O.) soll er als dreijähriges Kind Opfer ruchloser oder roher Verstümmlung geworden sein, was entschieden Einfluß auf seine ganze Lebensrichtung geübt. (Helmont. histor. tartar. 187, bei Sprengel, a. a. O. 438.) Ueber seine Jugendjahre ist ein gewisses Dunkel gebreitet, doch scheint unbezweifelt festzustehen, daß er sie, nach empfangenem Unterricht bei seinem Vater und verschiedenen Klostergeistlichen, nach Sitte der Zeit, als fahrender Schüler verbrachte und — wie Sprengel behaupten will, — die Nativität aus den Sternen und den Linien der Hand stellte, Geister citirte, (?) und — wie viel glaubwürdiger klingt, — allerlei chemische Prozesse vornahm, die er den Hüttenarbeitern und Alchimisten abgesehen hatte (Conr. Gesner, epist. medicor. l. I. f. 1b. bei Spengel, a. a. O.) In etwas reiferen Jahren ging er als Wundarzt in verschiedenen Kriegen mit zu Felde. Unter anderem berichtet er davon persönlich: „daß er im Niederland, in der Romaney, Neapolis, Venetien, Dänemärkischen Kriegen u. s. w. so treffliche Summa der Febrischen aufgebracht und ob den viertzigerlei Leibkrankheiten, so in selbigen funden worden, in Gesundtheydt aufgericht habe. (Vergl. Vor

mators eingegriffen, hatte den Heilkundigen ihren Glauben, ihren Halt an Galen und die Scholastik zertrümmert, **ohne ihnen** durch seine oft unverständlichen zersetzenden Lehren für die geraubte Basis **einen Ersatz** zu bieten. — Rein von der Naturanschauung

rede seines Spittalbuchs, S. 310.) Höchst zweifelhaft dagegen bleibt jedoch, ob er sich wirklich jemals eines akademischen Studiums befleißigt, da seine Unsicherheit in den Elementen der alten Sprachen jenen Umstand wirklich in Frage stellen. Hierzu kommt noch seine stets wiederkehrende Behauptung: „ein Arzt müsse **geboren** werden und alle seine Kenntnisse aus Gott schöpfen;" — auch seine spätere Aeußerung: „das Höchste der gelehrten Aerzte wider mich ist, daß ich nicht aus ihren Schulen komme!" (Vorrede über das Buch „Paragranum", S. 198,) bestätigt jenen Verdacht nur vollkommen, obwohl er von sich selber zu rühmen pflegte, auf deutschen, französischen und italienischen Universitäten studirt zu haben und öfters auch des Eidschwures gedenkt, den er bei seiner Promotion abgelegt. Thatsache dagegen bleibt seine Wirksamkeit als Laborant bei dem reichen Siegmund Fugger, dessen Haus bekanntlich die Bergwerke und Salinen zu Schwatz in Tyrol auf sehr geraume Zeiten vom Hause Oesterreich in Nutzung bekommen hatte, — ob in der Absicht, „das große Geheimniß" (der Goldmacherkunst) „zu lernen", mag sehr dahingestellt bleiben. (vergl. Adami, vita medic. German. 30.), da er wenigstens in späteren Zeiten dem Letzteren entschieden widersprach. Dagegen machte er von seinen weiten Reisen, (nach Sitte jener Adepten) die er vom Erzgebirge durch alle Lande Europas bis in die Steppen der Tartarei ausgedehnt, wie er behauptet, „um den Magnetenberg in der Nähe zu besehen!" viel Aufhebens. — Umständlich nennt er die durchwanderten Gegenden, fügt aber dann offenherzig hinzu: „nicht allein vom Umgange und Unterricht der Aerzte, sondern auch den Künsten der alten Weiber, der Scharfrichter, Zigeuner und Schwarzkünstler Vortheile gezogen und die Wunder der Natur betrachtet zu haben!" Hierbei fehlt es nicht an abenteuerlichen Ausdrücken und Wendungen, die allerdings um so unangenehmeren Eindruck machen, als sie zu verrathen scheinen, daß sie auf Leichtgläubigkeit der Leser oder Hörer berechnet sind. So erzählt u. A. Paracelsus, daß er (jene) verschiedenen Wundertränke von alten Weibern, theils in Griechisch-Weißenburg, theils in Croatien, theils „zu Stockhalma in Dänemark" — — zu verfertigen gelernt! — Wenig glaubwürdig erscheint auch jener Bericht von einer gemeinsamen Reise mit dem Sohne des Chans der Tartarey nach Constantinopel, um sich von dem dort aufhaltenden „Trismosin" die Tinktur, (also wahrscheinlich die „Goldtinktur",) zu verschaffen. (Vergl. Helmont, histor. tartar. 187, bei Sprengel, a. a. O.) Mit Recht zogen daher wahrhaft kundige wie gebildete Aerzte der nachfolgenden wie gegenwärtigen Periode, zieht kritische Forschung die Motive zu jenen Prahlereien vielfach in Zweifel, da ihnen das Eingeständniß, „in vollen zehn Jahren kein Buch berührt zu haben, während seine ganze Bibliothek nur aus sechs Blättern bestehe", den wahren und entscheidenden Stempel aufdrückt, der noch durch

ausgehend, hatte er die einzelnen Ergebnisse seines Strebens untereinander und mit einer allgemein mystischen Weltansicht zu verbinden getrachtet. Im Kampfe mit veralteten Dogmen schien er jede andere Autorität beseitigen zu wollen als die der Erfah-

den Umstand Bestätigung erhielt, daß man beim jähen Tode des vielgeschmähten, nachsichtslos beurtheilten Mannes, außer der heiligen Schrift nur ganz vereinzelte Bücher religiösen Inhaltes vorfand.

Je unerquicklicher aber die angedeuteten Reiseberichte erscheinen und die Behauptung, von einem Adepten mit dem Stein der Weisen beschenkt worden zu sein, desto glänzender bleiben die Resultate seines Strebens auf dem Felde der Praxis und die große Menge der überaus glücklichen, ja, öfters wunderbaren Curen, unter denen sich auch die von achtzehn fürstlichen Herren befinden, in Ansehung derer Paracelsus sich rühmen durfte, jene Patienten, — längst nach Methode galenischer Aerzte verdorben, also hoffnungslos aufgegeben, — hätten sich an ihn um Hülfe gewandt und von ihm Leben und Gesundheit wiedererlangt. (Vergl. Vorrede zum Spitalbuch, 310. und Fragment. medicor. 132, bei Sprengel, a. a. O. III. 438.)

Hier, wo es nicht allein der kühnen und genialen Diagnose bedurfte und Selbstverläugnung wie Mißachtung des eigenen Interesses wahrlich nicht bedurft hätte, legte der Unermüdliche die glänzendsten Beweise von Uneigennützigkeit ab, zur Beschämung so manch anderer Söhne Aesculaps, die auf Grund besserer Vorbildung mit Mißachtung und Gehässigkeit auf ihn blickten, offen an den Tag.

Mit seinem Rufe nahm indeß auch seine Anmaßung zu und die vermessene Behauptung, daß er im Stande, die vorgeblich unheilbaren Krankheiten aus dem Grunde zu curieren, daß ferner seine mineralischen Mittel in den schwersten Fällen die besten Dienste leisteten, auch daß er ein Lebenselixir erfunden, womit man das menschliche Dasein **nach Willkür** verlängern könne, geben uns in der That viel zu denken. (Vergl. Archidoxon, IV. 796, Smet. miscellan, XII. 685. Helmont, ignotus hydrops, 417. Arcana Paracelsi, 624, bei Sprengel, a. a. O. — So mag es denn gekommen sein, daß ihm im Jahre 1526, — also in bewegter Zeit, — die Ehre eines Rufs als Professor der Physik und Chirurgie an die Universität Basel, — angeblich auf des Oekolampadius Empfehlung, zu Theil ward, nachdem, bei Annahme der protestantischen Lehre, die bisherigen Docenten sich genöthigt gesehen, die Flucht zu ergreifen. Hier war es nun, wo gerade seine Unsicherheit in den alten Sprachen Anlaß zu einem ungeheueren Fortschritt gab, — da sie ihn zum deutschen, nur mit einzelnen lateinischen Auslassungen untermischten Vortrag nöthigte! — Dies sowohl, wie die Neuheit und Kühnheit seiner Theorien lockte Schaaren neuer Jünger der Heilkunde, Massen begeisterter Verehrer in seine Hörsäle, obwohl er seine Vorträge gleich mit dem öffentlichen Verbrennen der Werke des Avicenna und Galen begonnen hatte. — Er wollte eben seine Lehren ausschließlich auf Beobachtung und Kunde

rung. Durch lang anhaltendes Glück in seiner Heilthätigkeit, durch Vereinfachung der Arzneimittel, Abstellung zahlloser Mißbräuche, auf seinen vielen Wanderfahrten durch ganz Deutschland wie endlich durch eine seltene Uneigennützigkeit hatte er sich beim

---

der Natur stützen, Alles beseitigen, was nicht unmittelbar aus jener Quelle entspränge. — In diesem Sinne äußert sich auch sein Freimuth in jener Abhandlung; „de lapide philosophorum", (S. 671:) „Ich bezeug' mit Gott, daß ich nit leug, ob's schon der Natur unmöglich scheint, nemlich, daß keiner itzt noch gewesen ist, noch sein wird, der die Natur so tief ersucht hat." — Immerhin fehlte es nicht an Solchen, die (geflissentlich oder nicht,) den ohnehin so vielfach angefeindeten Mann dem strengsten Kriterium unterworfen und selbst sein treuer Famulus Oporin, der im Jahre 1569 diese ganze Periode als Augen- und Ohrenzeuge gewissenhaft darstellt, mag ihn durch Vorlage ins Lateinische vertirter Collegienhefte, die Paracelsus ungeprüft allzeit für correct erklärte, sowie durch Kreuz- und Querfragen bei botanischen Ausflügen, wo Paracelsus manche ihm unbekannte Pflanze mit dem Bemerken zurückwies, sie habe keinerlei officinellen Werth, vielfach blosgestellt oder geschädigt haben.

(Vergl. „Vita Oporini", Argentorat. 1569, bei Sprengel, a. a. O.) Weit mehr aber mußte seine wüste, unmäßige Lebensweise, sein zu Zeiten rüdes Benehmen, die oft in tiefster Nacht zum Ausbruch kommenden phantastischen Regungen, so Manchen in den Reihen seiner begeisterten Anhänger irre machen. Und dieser Umstand mag es auch wohl gewesen sein, — vielleicht weit mehr als der Tod eines podagrischen Patienten, dem er durch Erasmus empfohlen worden,) was ihn aus der geachteten und gesicherten Stellung eines öffentlichen Docenten wieder hinaus in die Welt, auf die Wanderschaft trieb! — Von da geht es unleugenbar abwärts mit ihm und wir finden den rastlosen, arggeschmähten Mann bald im Elsaß, in Mähren, Böhmen, endlich zu Mindelheim im Salzburgischen, wo er, als reisender Arzt und Theosoph wie Schriftsteller, sein Dasein wie in den ersten Jugendjahren fristet. Immer noch unmäßig, nichts weniger wie wählerisch im Umgange mit täglichen Genossen, war es sein Schicksal eines schmerzhaften, gewaltsamen Todes zu sterben und es ist nach Ueberlieferungen sowohl wie den kritischsten Untersuchungen eines Sömmering u. A. m. festgestellt, daß ein gewaltsamer Bruch im Schuppentheil des linken Schläfenbeins, welcher bis in den Grund des Schädels gedrungen war, sein Ende, 1541, herbeigeführt hat. — Ueber die näheren Umstände findet sich eine merkwürdige Nachricht in dem wenig bekannten Buche von Hessling: „Theophrastus redivivus illustratus", (Hamburg, 1663,) wonach behauptet wird: „Er sei von der Doctoren Dienern und andern Sicariis, (also geradezu Meuchelmördern, —) da er sich auf einem Gastgebot befunden, von einer Höhe herabgestürzt und ihm also der Hals gebrochen worden", während Andere sich darauf beschränken, kurzer Hand anzugeben, es hätten ihn Bauern erschlagen. Erwiesen und

Volke unbegränztes Vertrauen und Beifall erworben. — Die ganze bisherige Naturansicht mit unerhörter Dreistigkeit über den Haufen werfend, hatte er die bisher geltenden Elemente auf drei reducirt, entsprechend den drei chemischen Urstoffen: Mercurius, sulphur et sal, sogenannt nach den ihnen am meisten entsprechenden Stoffen. Danach theilte er das ganze Naturreich ein; sofern er aber im Menschen den Spiegel oder kurzen Inbegriff und Auszug, — Mikrokosmus des ganzen Weltalls (Makrokosmus,) sah, brachte er die Arzneikunde auf ein System von Correspon-

---

unleugenbar fest steht, **daß er arm starb**, wie so viele, denen ein verfehltes Leben die Feder in die Hand drängt — und sein Hintritt im Salzburger Hospital zu St. Stephan erfolgte. — Nicht gering ist die Zahl seiner Schriften, deren Letzte, bezeichnend für sein ganzes Streben, den Titel: „de rerum natura" führt und das Letztere gleichsam besiegeln zu wollen scheint! Sein Schädel wurde übrigens auch von Gall untersucht und aus dessen Gestaltung jene merkwürdige Abneigung und befremdliche Mißachtung des anderen Geschlechts erläutert oder nachgewiesen, welche seine Reden und Schriften stets documentirt und den Zeitgenossen bis zur Stunde seines Todes ein Räthsel sein mußte.

Vortheilhafter noch wie seine große Uneigennützigkeit zeichnet ihn vor vielen andern Medicinern ein gläubiger, gottbegeisterter Sinn aus und es wohnt seinem Styl wie seiner mündlichen Ausdrucksweise ein Schwung, eine Erhabenheit inne, die jedes empfängliche Gemüth tief ergreifen muß:

„Gott bleibt in allen Dingen der oberste Scribent", (sagt er in seiner Schrift: labyrinth. medic. 277,) „der höchste und unser aller Text. Und wiewohl die Glosse, die da soll ausgehen aus demselbigen, den er ausgesandt am Pfingstfeyertage, nicht daß derselbige allein sey ein Apostel, ein Theologus. Sondern es stehet in der Geschrift: der wird uns in alle Wahrheit führen, uns alle Dinge lehren. Unter dem alle Dinge ist auch die Arzeney, die Philosophie nnd Astronomie". — „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das andere alles (auch die Arzeneykunst) zufallen. Solches Spruchs mag sich der Arzt nicht erwehren: denn er wähnt falsch, wenn er glaubt, die Natur gehöre nicht zum Reiche Gottes. Und so Jemand Weisheit mangelt, der bitte von Gott, so wird sie ihm gegeben werden." (Vergl. Labyrinth. medic. 266, bei Sprengel, a. a O. III. 451.)

Derartige Lehren löschen wohl die Schatten oder einzelnen Flecken im Wesen und Habitus des seltenen Mannes aus und stellen ihn **hoch** über das Heer **jener Zweifler, die sich nicht entblöden,** ihren leidenden, ja ihren **sterbenden Nebenmenschen** den tröstlichen Glauben und die Zuversicht auf eine allwaltende Gottheit, eine lenkende Vorsehung **und einen Ausgleich** für die Schmerzen dieses Erdendaseins **zu rauben!** —

denzen der Sympathien und Antipathien zurück. Nach seiner Lehre sollte jedes Ding in der Welt auf irgend einen Theil im Menschen, nach Geist, Seele oder Leben, wirken und es kam nur darauf an, das Schädliche oder Nützliche dieser Wirkungen in allen Fällen auszumitteln.

Soviel dies Theorem auch noch zu wünschen übrig ließ, so folgte daraus zunächst für die Heilkunde viel Gutes, vor Allem eine scharfe Naturbeobachtung und Vergleichung, dann Einfachheit der Arzneimittel, (weil bei Vermischungen eine Wirkung die andre gestört hätte,) und endlich eine allgemeine Richtschnur für die Wahl der Medikamente nach den Symptomen jeder Krankheit. — — Die Heilkunst war freilich noch immer so sehr in der Entwickelung befangen, daß, — aller schon ein Jahrhundert zuvor stattgehabten gründlichen Widerlegung durch die bewährtesten Sachverständigen unerachtet, — Paracelsus, (weil er an allseitige Wirkungen in der Natur glaubte,) — selbst die Gestirne von den Einflüssen nicht ausschließen wollte. — Wie weit diese Ansicht irre zu leiten vermochte, kann das Beispiel eines seiner Schüler erweisen, des sonst als bedeutend geltenden Crollius, der die äußere Aehnlichkeit des Arzneimittels mit dem Krankheitssymptome für ein Zeichen der inneren Correspondenz nahm und u. A. die Gelbsucht durch Safran, Hirnleiden durch die dem Hirne ähnlich gezeichnete Knospe der Klatschrose heilen wollte. (!) Demunerachtet war ihm der große Haufe mit Schwärmerei ergeben geblieben, und noch jetzo erkennen alle Aerzte sein Verdienst an, schreiben ihm Verbreitung des Quecksilbers zu, räumen die Unumstößlichkeit mancher seiner Lehrsätze ein und gestatten den Gebrauch vieler von ihm datirenden Mittel. Kein Wunder deshalb, daß er auch unter den Fachgenossen seiner Zeit eine Menge von begeisterten Freunden besaß. — Wer sich aber nicht zu ihm bekannte, bekämpfte ihn und schloß sich um so eifriger der Secte an, die, unter kabalistischen Mysterien, auf der Suche nach dem Stein der Weisen und ewiger Gesundheit umherlaborirte!

Während nun die Epidemien fort und fort die Reihen lichteten, während öfters mehr wie die halbe Generation mit unerbittlicher Hand dahingerafft wurde, fuhr die ärztliche Praxis fort, sich in dem bodenlosen Wirrwarr weiter zu tummeln.

Hier trügerisches Gaukelwerk, Charlatanerie, ja selbst noch Schlimmeres*), dort Schwärmerei, Aberglaube oder haltloser

---

*) Man verzeihe dem Laien dieses freie, rückhaltslose Wort! Die Lösung des Räthsels liegt allein in der Usurpirung ärztlicher Titel und Praxis. Ueber die Medicasterei jenes Zeitalters, (von der wir am Schlusse dieser Anmerkung nur ein einziges Beispiel citiren wollen!) sagte ein damaliges, heut zu Tage den Aerzten noch wohlbekanntes Epigramm:

„Fingit se Medicus quivis idiota prophanus,
Judaeus, monachus, histrio, rasor, anus,
Sicuti, Alchemista Medicus fit aut saponista,
Aut balneator, falsarius aut oculista.
Hic dum lucra quaerit, virtus in arte perit."

Mehr denn einer jener Adepten büßte bekanntlich sein sträfliches Treiben mit dem Leben oder der Freiheit. Einer der Kühnsten war der Magier und Betrüger, Dieb und Gauner, der sich den Namen und Titel „Graf Jeronimo Scoto" aus Piacenza zulegte und erst am kurkölnischen Hofe sein verhängnißvolles Spiel begann, Nativitäten stellte, Erscheinungen vermöge eines Erdspiegels blicken ließ und nachdem Erzbischof Gebhardt, aus dem Geschlecht der Grafen Truchseß von Waldburg, in Folge angesponnener Verhältnisse, Thron und Land eingebüßt, finden wir Scoto inmitten einer großartigen Betrugspraxis am Hofe des Herzogs Casimir von Sachsen-Koburg, wo er 1592 als Adept, Nekromant und Geheimkünstler das größte Vertrauen, namentlich der jugendlichen Herzogin Anna, erworben hatte. Nachdem er den geheimen Kummer dieser Fürstin erforscht und ihr zu helfen gelobt, wußte er ihr, sei es durch magnetische Kräfte, sei es durch einen elektrischen Schlag, das Bewußtsein zu rauben, — eine Scene, in ihrer äußeren Ausstattung, ähnlich der, wie sie Schiller im „Geisterseher" beschreibt! — Diesen Zustand, wie fernere Wiederholungen desselben mißbrauchte er in schnödester Weise und stahl außerdem den kostbaren Schmuck der Herzogin, um alsdann spurlos zu verschwinden. (Vergl. F. D. Köler: „De actis et fatis Gebhardi Truchsessii Archiepiscopi Coloniens. Altorf. ferner „Weimarische Curiositäten" I. 107 ff. v. Schultheiß, „Coburg-Saalfeldische Gesch." (nach Akten und Urk.) „neuer Pitaval", 29. Bd. Dagegen des Verfassers Vertheidigungsschrift für Herzogin Anna (in ihrer 28jährigen Kerkerhaft,) im Auszuge abgedruckt in Gutzkows Unterhaltungen am häuslichen Herd. Jahrgang 1861. Seit Kaiser Rudolf, den man den „Fürsten der Alchymie" nannte, wurde diese „Kunst" vollends in Deutschland allgemein. An Rudolfs Hofe sammelten sich die Adepten schaarenweise. (Bekannt ist auch, daß man unter seinem Nachlaß sehr beträchtliche Goldmassen, in Backsteinform

Empyrismus! Irgend eine Ordnung zu bringen in dieses Chaos wurde mehr und mehr lebhaftes Bedürfniß für begabte Köpfe. — Es geschah! —

Die Ordnung wurde constituirt und erschien in Gestalt von medicinischen Systemen, deren Autorität sich die Wissenschaft und ihre Jünger fügten oder unterwarfen. Dennoch schritt jene Entwickelung nur langsam von Stufe zu Stufe, von Entdeckung zu Entdeckung fort; — dafür aber ließ ein erweiterter Gesichtskreis die Naturkunde und ihre Forschungen täglich mehr zu Ehren kommen. — Mit dem gänzlichen Lossagen von Rom mußte ja

gegossen, vorfand.) und es entstand sogar ein Wetteifer unter den Menschen, sich die Goldköche gegenseitig abzufangen. Nachdem Kurfürst August von Sachsen sein ganzes Leben lang vergeblich experimentirt, zeigte Christian II. denselben Eifer und ließ den unglücklichen Setonius, von dem die Zeitgenossen allgemein glaubten, er besitze das Geheimniß, — zu Tode foltern. Der Einzige, dem sich jener Letztere anvertraut, Sendivogius, wurde nicht weniger von einem Hoflager zum andern gehetzt. Herzog Friedrich von Württemberg ließ ihn einkerkern, da auch von vielen andern Seiten seine Hülfe gesucht wurde. Ueberhaupt waren in jenem Zeitraume die Herren Charlatane ihres Lebens nicht mehr sicher. Der großen Menge von Schriften über den „Stein der Weisen“ soll hier nicht gedacht werden. Wohl aber verdient Erwähnung, wie weit man abirrte in der Wuth, das Geheimniß nicht entdecken zu können. — Ein gewisser Töpfer behauptete in allem Ernst, man müsse das Gold **aus den Juden** machen; aus vier und zwanzig verbrannten Judenleibern werde man ein Loth Gold erhalten! — Nur ein energischer Gegner trat gegen die Adepten auf, Thomas Liber († 1583.) Nebenbei allerdings hoffte eine Anzahl von Aerzten aus dem Stein der Weisen auch eine Universalmedicin und das Lebenselixir zu erlangen. Im Allgemeinen dürstete man aber mehr nach Gold, als nach Lebensverlängerung. Von dem Adepten Trautmannsdorf († 1609) wurde behauptet, er habe sich einhundert sieben und vierzig Jahre durch seine Geheimkunst das Leben gefristet. — Zu welch müssigem und abenteuerlichem Gebahren die damalige Heilkunde sich hinreißen ließ, möge nur aus einem einzigen Beispiel erhellen: Die verwitwete Gräfin Elisabeth von Henneberg, geb. Prinzeß zu Württemberg, litt ums Jahr 1575 an Steinbeschwerden und ward ihr ärztlich angerathen, zur Abhülfe desselben das Fleisch eines Bocks zu verzehren, der 3 Wochen lang mit Wein getränkt worden. Demzufolge mußte es der Apotheker in Meiningen übernehmen, „einen Bock zu diesem Behufe einzustellen, demselben „den allerstärksten Wein“ zu geben und erhielt ihr Rentmeister in jenem Sinne die erforderlichen Aufträge.“ — Urkunde d. d. Zillbach, d. 22. Juny 1575, abgedruckt bei von Schultheß, „Coburg-Saalfelder Gesch.“ I. 202, ff.

die Nothwendigkeit selbständigen Denkens und Prüfens, des Eindringens in jenes bisher verschlossene Bereich sich geltend machen.

Mit dem Sturze der alten scholastischen Medicin, der wir vorhin schon mehrfach gedacht, mit dem Auftreten des Humanismus und dem Aufschwunge der klassischen Studien fehlte es nicht an deutschen Aerzten, die sich als Uebersetzer und Erklärer, Beurtheiler der Alten hervorthaten. Unter ihnen glänzten Koch in Basel, Winther in Andernach, Hagenbuch, Fuchs, Lange, Zwinger u. A. Den meisten Ruhm unter den humanistischen Naturforschern erlangte Conrad Gesener († 1565.) Die Erkenntniß des Blutkreislaufs, die Fortschritte in der Chemie, die Erfindung des Mikroskops,*) ihre Bedeutung für das mehr in Aufnahme kommende Studium der Anatomie, Botanik und Zoologie, die Entdeckung des Gesetzes der Schwere und Bewegung, sie alle deuteten mächtig auf Momente hin, als die Wegweiser aus den abenteuerlichen Bauten der Phantasie oder Labyrinthen des Irrthums, welche der Mensch in oft unbegreiflicher Weise aufgerichtet, um die Natur hineinzuzwängen.

Zwischen allen herrschenden Systemen und Hypothesen gab es immer wieder Männer, welche die Natur unbeirrt durch Theorien, anzuschauen vermochten und statt der Sucht, den Organismus in allen seinen Thätigkeiten willkürlich zu construiren, sich mit der bescheidenen Erkenntniß einzelner Wahrheiten begnügten. Der Geist der Forschung gelangte, wie erwähnt, wenn auch langsam, auf Umwegen, dennoch immer auf richtigere Bahnen, die Wissenschaftlichkeit der Aerzte nahm stetig zu, die Universitäten blühten**), die Bildung wuchs.

---

*) 1590 durch Zacharias Jansen in Middelburg erfunden, — nach einer andern Ansicht erst ein Jahrhundert später, durch Leuwenhök.

**) Nach dem auf so vielen Hochschulen eingerissenen wüsten Treiben — ein höchst erfreulicher Fortschritt! Der bekannte Polyhistor Trithemius hatte sich noch um Mitte des 16. Jahrhunderts über die Sitten, den sog. „Ton", auf der Würzburger Akademie geäußert:

Doch, — im unerforschlichen Rathe der Vorsehung schien es beschlossen, daß den Zeiten des Gedeihens eine Schranke gezogen werde, daß ein Moment verhängnißvollen Stockens im mächtigen Aufschwunge der Forschung eintreten sollte, wie er ja auch kein volles Jahrhundert früher, beim Aufbau jener hohen Dome, jener erhabenen Münster, die noch heute unsre Seele mit heiligem Schauer erfüllen, — in Gestalt einer feindlich störenden Gewalt, Meister und Gesellen auf dem Werkplatz überraschte.

Unter dem Druck, unter dem Pesthauche einer finstern Politik, (jenem glühenden Wüstenwinde vergleichbar, der seinen Weg durch die Thäler und Felsenschluchten der Alpen nimmt,) war der Friede aus deutschen Landen gewichen, die Furie des Kriegs und der fort und fort angefachten innern Zwietracht trieb Fürsten und Volksstämme in die Heerlager; — hinaus auf die Schlachtfelder zog die Blüthe der Nation, sich gegenseitig zu morden, in unglückseligem, verblendetem Haß! Alle Völker unseres Erdtheils ergriffen Partei, und wenn die Reihen der deutschen Krieger ge-

---

„Balnea, cantus, amor, lis, alea, crapula clamor
Impediunt multum Herbipolense studium.“ (!) — — —

und dies ließe sich auf so gar manch andere alma mater des hier erwähnten Zeitalters anwenden. Erst nach geraumer Zeit, — nachdem Hussiten-Bauernkrieg, Brandenburgische Fehde, Pest, die Grumbachischen Händel die ersten Bestände der Würzburger Universität vollends heruntergebracht, sollte ihr eine glorreiche Auferstehung bereitet werden. Im Jahre 1573 kam Julius Echter von Mespelbrunn, aus dem Geschlechte der Grafen von Ingelheim, auf den Bischofsstuhl, ein Kirchenfürst, der selbst auf den Universitäten Maynz, Köln, Löwen, Paris und Pavia den Wissenschaften mit Vorliebe obgelegen hatte. Von ihm datirt die Neubegründung jener Hochschule, deren Dotirung mit den reichen Gütern der im Bauernkriege verwüsteten und eingegangenen Klöster, vor allem die Constituirung der zu allen Zeiten so berühmten und verdienstvollen medicinischen Facultät, die Einrichtung des noch heute fortbestehenden Julushospitals, — welchem Allem zufolge Kaiser Max II. und Papst Gregor XIII. jene Stiftung mit allen Privilegien und Freiheiten der Hochschule Bologna versahen. — Die Zahl der Hörer wuchs und belief sich nach angestellten Ermitlelungen, im Zeitraum von 1582—1617, also binnen 33 Jahren, auf 25,000 und geht aus den Matrikelbüchern hervor, daß Schottland, England, Böhmen, die Niederlande rc. bedeutend zur Frequenz beitrugen.

lichtet, kamen von der einen Seite Spanier, Italiener, Ungarn, Croaten, von der andern Schweden, Dänen, Franzosen und Engländer, — selbstverständlich um hohen Sold auch die biederen Schweitzer, um auf unserem Boden in dreißigjährigem Ringen die Fragen vom Christenglauben, der Nächstenliebe, der Gewissensfreiheit auszufechten.

Mit jenem Momente hatte der große Zeitabschnittt, den wir unter dem Namen des Mittelalters begreifen, seine Endschaft erreicht und mit ihm sank auf lange die so herrlich aufblühende Cultur in das wüste Chaos, dessen wir soeben gedacht. — Doch es war nur eine Pause — von der Dauer eines halben Menschendaseins, ein Athemzug in dem Riesengange der Geschichte, die nach Jahrzehnten und Jahrhunderten rechnet, — und aus der Asche erhoben sich, wenn auch langsam, die Keime neuen Lebens, neuen Fortschrittes, um der Blüthe entgegenzureifen, die vielleicht erst dem heutigen Geschlechte zu schauen beschieden sein wird. —

Zweiter Abschnitt.

Die
Lagerepidemien und Militairkrankenpflege
in den
Kriegen des deutschen Mittelalters.

„Nihil est enim tam populare quam bonitas, nulla de virtutibus tuis nec admirabilior nec gratior misericordia est. Homines enim ad Deos nulla re proprius accedunt, quam salutem hominibus dando."

Cicero, pro Qu. Ligario. c. 12.

„In omni autem honesto, de quo loquimur, nihil est tam illustre, nec quod latius pateat, quam conjunctio inter homines hominum et quasi quaedam societas utilitatum et ipsa caritas generis humani."

Cicero, de finib, bonor. et malor. V. 23.

Einleitung.

I.

Das Sanitätswesen in den Heeren der römischen Imperatoren, die Pflege verwundeter Krieger bei den Germanen. Zug von Grausamkeit in der gesammten frühen Periode, die Verstümmelungen u. s. w. Geistliche und Arabisten als ausübende Chirurgen, die medicinische Schule auf Monte cassino, Kloster Benedikt's v. Nursia und die Salernitanische Lehranstalt.

Wie mühsam auch immer die Quellen in Ansehung der Geschichte der Heilkunde und deren allgemeiner Ausübung in den früheren Zeiträumen zu erschließen, so übertreffen doch die Schwierigkeiten im Entdecken und Ansammeln von Nachrichten über die Militairkrankenpflege in einer von so viel Kampf und Fehde erfüllten Periode jene erstere Arbeit noch im höchsten Grade und nur spärlich, wenn wir die Werke zeitgenössischer Autoren durchforschen, vermögen uns vereinzelte Bemerkungen nachzuweisen, daß auch, (bei sehr häufig mangelhaften Vorkehrungen) dem Mittelalter Vernachlässigung oder Gleichgültigkeit gegen kranke und verwundete Krieger keineswegs vorzuwerfen ist. — Musterhaft für ihre Zeit waren schon die Anstalten der römischen Kaiser in jenem Sinne.*) Jede Legion hatte einen medicus legionis und

*) Vergl. Karl Gottlob Kühne, de medicinae miltaris apud veteres Graecos Romanosque conditione, elf verschiedene Abhandlungen, Leipzig, 1824—1827. Schon früher hatte es übrigens bei den Römern einzelne Militairärzte gegeben, die aber vorzugsweise nur als Leibärzte der Felbherrn aufgefaßt werden können. Wahrscheinlich erst seit Augustus wurden eigent-

mehrere, wahrscheinlich zehn medici cohortium, denen wiederum Gehülfen zur Seite standen. Ja, es gab sogar, wenn die Bestimmungen, die sich in der Taktik des Kaisers Leo finden, praktisch ausgeführt worden sind, Abtheilungen im römischen Heere, welche den Dienst unserer heutigen Sanitätsmannschaften versahen.*)

---

liche Feldärzte den Heeren und Lagern zugetheilt, desgleichen hatte in den Zeiten der Kaiser auch die Flotte ihre Aerzte und zwar gehörte zu jedem Dreiruderschiff ein Arzt. Als Auszeichnung oder Belohnung erhielten Einzelne derselben Doppelsold Dasselbe geschah auch bei den Aerzten des Landheeres.

*) Der byzantinische Kaiser Leo der Weise, (886 bis 912,) hat jedoch nur die Bestimmungen des 582—602 regierenden Kaisers Mauritius erneuert. Die hierauf bezügliche Stelle in „Leonis imperatoris tactica, CXII, §. 51, 53, (edidit, Meursius, Lugdun. Batav. 1612,) lautet: „*προς τούτοις κελεύομεν σοι, ὦ στρατηγὲ, ἵνα ἀφορίσης καὶ μάλιστα εἰς τὴν πρόμαχον παράταξιν τοὺς λεγομένους δηπωτάτους, τοῦτ᾽ ἔστι τοὺς ἐπιμελητὰς τῶν τραυματιζομένων στρατιωτῶν.*

Καὶ καταστήσεις ὀκτὼ ἢ δέκα ἄνδρας καθ᾽ ἕκαστον βάνδον ἐκ τοῦ αὐτοῦ τάγματος ἐλαφροὺς καὶ γοργοὺς ἄνευ ὅπλων τοὺς ὀφείλοντας ὄπισθεν ὡς ἀπὸ ἑκατὸν ποδῶν ταῖς ἰδίοις τάγμασιν ἀκολουθεῖν, ἵνα τοὺς ἐν ταῖς ξυμπλοκαῖς τοῦ πολέμου, ὡς πολλάκις γίνεται, τραυματιζομένους ἐπικινδύνως ἢ ἐκπίπτοντας ἀπὸ τῶν ἵππων καὶ μὴ δυναμένους μάχεσθαι ἀναλέγονται καὶ περιποιοῦνται, ἵνα μὴ καταπατοῦνται ὑπὸ τῆς δευτέρας παρατάξεως οἱ ἀληθῶς γενναῖοι στρατιῶται καὶ ἐκ τῆς ὀλιγωρίας τῶν τραυμάτων διαφθείρωνται, καὶ ἵνα οἱ διασώζοντες αὐτοὺς λαμβάνωσιν ὑπὲρ μισθοῦ ἀπὸ τοῦ ταμείου τῆς βασιλείας ἡμῶν κατὰ ἕνα ἕκαστον στρατιώτην διασωζόμενον παρ᾽ αὐτῶν νόμισμα ἕν.

§. 53: *ἵνα δ᾽ εὐκόλως ἐπὶ τῶν ἵππων ἀναβαίνωσιν οἵ τε λεγόμενοι δηπώτατοι καὶ οἱ τραυματιζόμενοι στρατιῶται οἵ ἀπὸ τῶν ἵππων πίπτοντες πρέπον ἔστιν, ἵνα ὁ δηπώτατος τὰς δυὸ σκάλας εἰς τὸ ἀριστερὸν μέρος τῆς ξέλας ἔχῃ· τοῦτ᾽ ἔστι τὴν μίαν πρὸς τῷ ἐμπροσθοκουρβίῳ καὶ τὴν ἑτέραν πρὸς τῷ ὀπισθοκουρβίῳ, ἵνα ὅταν μέλλουσιν οἱ δύο ἐπὶ τοῦ ἵππου ἀνέρχεσθαι, ὁ μὲν διὰ τῆς σκάλας τῆς ἐμπρόσθεν, ὁ δὲ διὰ τῆς ἑτέρας σκάλας ἀνέρχεται, ἀναγκαῖον δέ ἐστιν τοὺς λεγομένους δηπωτάτους εἰς φλασκεῖα ὕδωρ βαστάζειν διὰ τοὺς πολλάκις λειποθυμοῦντας τραυματίας.*“

Leo befiehlt nämlich, daß dem Heere in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten von der Schlachtlinie je acht bis zehn deputati (δηποὐτατοι —), kräftige, unerschrockene, jedoch unbewaffnete Männer folgen, um die vom Pferde gestürzten aufzuheben und den Verwundeten den ersten Beistand zu leisten. Sie sind mit zwei Leitern statt der Tragbahren versehen, um die Beschädigten darauf fortzubringen oder auch wieder aufs Pferd schaffen zu können, auch führt jeder der „Deputirten" eine Wasserflasche bei sich, um die Lebensgeister der Ohnmächtigen oder Lechzenden wieder zu wecken. — Für jeden Geretteten wird den „deputatis" eine Geldbelohnung aus dem kaiserlichen Schatze ausgesetzt.

Leider ahmten unsere Altvordern das Beispiel der Römer nicht nach, sondern beschränkten sich darauf, die Verwundeten zu Gattin und Mutter zurückzuschaffen, welche sich nicht scheuten, die

Besonders hervorzuheben bleibt noch, daß den reitenden Deputirten geboten war, auf der linken Seite des Sattels zwei Steigbügel zu führen, damit sie die Verwundeten en croupe nehmen konnten. Dagegen gab es beim Fußvolke keine „berittenen Deputirten", und es scheint wenigstens ungewiß, ob bei dieser Truppengattung schon zur Zeit des Kaisers Leo Leute zu gleichem Dienste aus den Zügen auserlesen wurden. Im Verlaufe der Zeit erkannte man aber diese Anordnung als sehr zweckmäßig, so daß sie noch im IX. und X. Jahrhundert, ja wahrscheinlich noch viel später fortbestand. Auffallend bleibt, daß sich nirgends erwähnt findet, daß die Deputirten Verbandleinewand bei sich führten, (wie doch in der ältern Römerzeit bekanntlich jeder Legionssoldat,) und gewiß nicht zu billigen, wenn Kaiser Leo (der Philosoph) die anerkannt schwächsten Leute zum Krankenträgerdienste bestimmte. (Vergl. Leo Imp. tactica, CXII. § 51. p. 49.)

Constantin Porphyrogenitus folgte wiederum seinem Vorfahren Leo, mit dem unbedeutenden Zusatze, daß der Verwundete sich des vordern, der Deputirte aber des hintern Steigbügels bedienen sollte. (Liber tacticus, 1280.) Um diese Zeit waren im griechischen Kaiserthum und den benachbarten christlichen Ländern bereits Klöster und Krankenhäuser in großer Anzahl vorhanden, und gewiß wurden in Kriegszeiten viele Verwundete und Kranke durch Pflege namentlich der nestorianischen Mönche erhalten. Erst unter Manuel Comnenus (1140—1180) wurde durch den Patriarchen Lucas den Priestern und Diaconen die Krankenpflege **verboten:** „οὐδὲ ἀρχιατρους παρεχωρει γινεσθαι τοὺς διακόνους ἢ τοὺς ἱερεῖς" u. s. w. (Enimund. Bonefidii Juris oriental. Lib. II. 78. Paris, 1573. 8.)

Verletzungen zu zählen und zu untersuchen.*) Leichtbeschädigte sorgten für sich selbst oder wurden, wenn weibliche Pflege am heimischen Herde nicht zu erlangen, von einem erfahrenen Waffenbruder verbunden und abgewartet, der sich durch Gewandtheit und Sachkenntniß einen Ruf begründet hatte.

Gleichwie die Dichtung der Helenen den Podaleiros und Machaon preist, so ragt unter den Helden der „Gudrun" der mannhafte Wate allen übrigen an Kenntniß in der Heilkunde voran:

„Er war der Heilkunst kundig, man hat es längst vernommen,
Erlernt hat es der Recke von einem wilden Weibe.
Wohl fristete der Kecke manchen schon am Leben und am Leibe.
Sich entwappnete der Degen, sich selbst er erst verband,
Ein heilkräftig Kräutlein nahm er in die Hand
Und eine kleine Büchse: ein Pflaster war darinnen.
Da fand der Heilkunst Meister viel zu thun umher.
Sollt' er sich Gut verdienen im großen Kriegesheer,
So könnten es Kameele nicht von der Stelle tragen.*)

In den Stürmen der Völkerwanderung unterdrückte die Rohheit der Zeit jede menschliche Regung, und der geschlagene Gegner wurde ohne Barmherzigkeit vernichtet, bis endlich die Wogen sich gelegt und das Christenthum veredelnd auf die Gemüther der Barbaren zu wirken begann. Unsere Religion gebot, jeden Feind zu lieben, sie befahl, des Wehrlosen zu schonen, den Kranken und Verwundeten zu pflegen und zu trösten, — und um deswillen zunächst dürfen wir in den christlichen Sendboten und Priestern die Ersten erkennen, die ihren höheren Beruf auch mit dem ärztlichen verbanden und als leuchtende Vorbilder auf den Schlachtfeldern und am Schmerzenslager der Krieger erscheinen. Aber dem unerachtet wurden in den nächsten Jahrhunderten die Besiegten noch mit einer Grausamkeit behandelt, welche unser Herz

*) Vergl. Tacitus Germania, 7:
„ad matres, ad conjuges vulnera ferunt, nec illae numerare aut exigere plagas pavent."
(Man findet sogar die Schreibart: „exsugere".
*) Vergl. Gudrun, übersetzt von Simrock, 8. Buch, V. 526 f.

erstarren macht! — Was soll man dazu sagen, wenn 585 in Comminges, wohin sich Gundobald, angeblicher Sohn Clothar I., vor seinen Gegnern Gunthram und Childebert geflüchtet, die in die Stadt eindringenden Sieger Alles niedermachen, so daß kein männliches Wesen innerhalb der Mauern übrig bleibt, („ut non remaneret mingens ad parietem“,) und dann die Stadt selbst in Brand steckend, nur den blutgetränkten, rauchenden Boden zurücklassen?*)

Wer nicht muß hier des Kaisers Theodosius gedenken, dem St. Ambrosius, Bischof von Mailand, die Kirchenthüren verschließt, weil er durch Niedermetzeln von 15,000 Tessalonichern so schwere Blutschuld auf sich geladen? — — Selbst Carl der Große, der als Monarch, Staatengründer, Feldherr, wie vermöge eines seltenen Organisationstalents, so hoch in der Geschichte dasteht, — selbst er ist nicht menschlicher als so mancher unter den Heerführern der hier besprochenen Periode, und das im Verlauf der Sachsenkriege oftmals unnütz vergossene Blut gehört eben so sehr ins Bereich der Thatsachen, wie das von ihm gebotene Verfahren gegen normännische Eindringlinge, vermöge dessen er nicht nur streitbare Männer, — Gefangene! — niederzumachen, sondern auch Kinder und Knaben nach dem Schwerte zu messen befiehlt und alle, welche an Körperlänge jenes geringe Maß übertrafen, ohne Gnade zu tödten gebietet.**)

Es würde uns weit, viel zu weit führen für den Raum dieser Blätter, hier des Zuges von Grausamkeit ausführlicher zu gedenken, der das ganze Mittelalter, selbst bis in die Periode der Religionskriege, gleich einem rothen Faden durchzieht.

Wohlthuend und erquickend contrastiren mit jenen eben erwähnten Unthaten, deren Zahl Legion ist, einzelne Handlungen der Menschlichkeit, deren wir nicht vergessen dürfen. So stellt, wie Widukind in seiner Sachsengeschichte, I, 9, berichtet, der Franke

*) Gregor von Tours, VII. 35.
**) Mönch von St. Gallen, II. 12.

Theodrich, (nach Besiegung unseres unglücklichen thüringischen Königs Hermanfried in dem Verzweiflungskampfe bei Burgscheidungen, 532,) die Verfolgung der nach dem Heldentode des Führers flüchtenden Ueberbleibsel des vernichteten Heeres ein und schlägt zum Verbinden wie zur Pflege der Verwundeten ein Lager auf! Das Gleiche geschieht in der Schlacht bei Fontenaille. Dort wird Lothar von seinen Brüdern Ludwig und Carl geschlagen und ein fürchterliches Blutbad ist unter den Flüchtigen angerichtet worden, bis die Sieger, von christlicher Barmherzigkeit getrieben, dem Morden Einhalt gebieten, die Bischöfe beauftragen, die Verwundeten nach besten Kräften zu verbinden, zu pflegen und die Todten zu bestatten.*)

Menschliche Gesinnung beweisen auch die Sachsen, welche nach einer Niederlage Heinrich IV. die Gefangenen pflegen, wenn sie krank oder verwundet sind, und dann nicht nur mit Kleidern versehen, ja — angeblich sogar mit Waffen in ihre Heimath zurücksenden.**)

Heinrich dagegen hat in seinem Ungestüm, 1075, gegen das Fußvolk der Sachsen gewüthet, als ob er eine Heerde Schafe vor sich hätte, während er doch seinen eigenen Verwundeten am Abend nach der Schlacht alle Sorge angedeihen und diejenigen, deren Verletzung Kriegsuntauglichkeit nach sich zog, zur Pflege der Angehörigen nach Hause schicken läßt.***)

---

*) Vergl. Nidhardt's 4 Bücher, „Geschichte", III. 1. Jahrbücher von S. Bertin, II. zum Jahre 841.

**) Bruno's „Sachsenkrieg", 123.

***) Lambert's „Jahrbücher zum Jahre 1075". Wahrscheinlich waren es daher auch nachmals Repressalien, welche gegen jenes 12000 Mann zählende Bauernheer des unglücklichen kaiserlichen Führers geübt wurden, das der Letztere seinen Feinden entgegenstellte, obwohl Neuere, (vergl. Krieg von Hochfelden, „Geschichte der Militairarchitektur in Deutschland", S. 257 und 258,) die Unthat, die an den Gefangenen geübt wurde, nämlich ihre Verstümmelung oder Entmannung **vielmehr**, dem Umstande zuschreiben wollen, daß das Waffenrecht, **„Wehrhaftigkeit"**, kaum erst durch kaiserlichen Machtspruch in der zweiten Hälfte des XI. Jahrhunderts den Städtern, den Bürgern,

Daß es im Kriegsheer des damaligen Gegenkönigs Wundärzte gegeben haben muß, dürfen wir übrigens aus folgender bekannten Thatsache schließen:

Herzog Rudolf, der sog. „Pfaffenkönig", Rival des unglücklichen Heinrich, hatte im Verein mit den Sachsen den Bürgerkrieg gegen das rechtmäßige Reichsoberhaupt begonnen, als nach den beiden unentschiedenen Schlachten bei Mellrichstadt (am 7. August

---

Handwerkern, Gesellen und Lehrlingen verliehen worden, (wie z. B. in der Stadt Worms, am 18. Januar 1074,) daß zwar jenes Recht auch bereits bis zum leibeigenen, an die Scholle gebundenen Bauer herangereicht, derselbe jedoch, — der herrschenden Ansicht zufolge, — nicht wehrhaft gewesen sei und daher die Gefangenen jenem grausamen Akte, den doch nur Wundärzte auszuführen vermochten, unterworfen worden seien.

„Militibus a marchione Bertholdi ducis filio fortiter pugna prostratis et captis, rusticisque, quos per comitatus sibi adjuratos in auxilium undique coëgerant, ex parte **ennuchizatis.**" Berthold. Const. Chron. ad ann. 1078. Pertz, Script. 7, 312.

„Der Gegensatz eines gewöhnlichen Dienst- und eines plötzlich zusammengebrachten Bauernheeres, (zwischen Wehrhaften und Leibeigenen, zwischen Soldaten und Ackerbauern,) wird im Jahre 1075 so ausgesprochen: „secum esse militem lectissimum, qui in faciendis stipendiis aetatem exegisset, et quem singuli principes, diligenti delectu habito, exquisissent; illinc vulgus esse ineptum, agriculturae potius quam militiae assuetum, quod non animo militari sed principuum terrore coactum contra mores et instituta sua in aciem processisset. Lambert, ad h. ann. bei Pertz, 7, 225. Das Bauernheer wird auch „plebeja multitudo" genannt. Ibidem, p. 228, 250.

Dem Verfasser ist nie vollkommer klar geworden, woher jene oben gerügte grausame Operation in Deutschland eingeführt worden sein kann. — Schon im Jahre 930 ereignete es sich, daß Theobald, Markgraf von Camerino und Spoleto die Rebellen von Benevent unterstützte und in seiner muthwilligen Grausamkeit so weit ging, seine Gefangenen, die der griechischen Nation oder Partei angehörten, ohne Erbarmen entmannen ließ und die Verstümmelung durch den diabolischen Scherz verbitterte, er wolle dem Kaiser ein Geschenk mit Eunuchen, den edelsten Zierden des byzantinischen Hofes, machen. Die Besatzung eines Schlosses war bei einem Ausfalle geschlagen, und die Gefangenen wurden zu dem **herkömmlichen** Verluste verurtheilt. Vergl. Luitprand, Hist I. P. 1. p. 453 („ut viris certetis testiculos amputare, in quibus nostri corporis refocillatio" u. s. w.). Individuen, die sich zu derartigen Operationen gebrauchen ließen, scheinen niedere Chirurgie betrieben zu haben. Bei Kriegk, „Deutsches Bürgerthum im Mittelalter", finden wir Seite 13 der Stein-, Bruch- und Hodenschneider, indeß erst vom Jahre 1389 an, Erwähnung gethan.

1078) und bei Dorla und Flarchheim am Haynich, unweit Langensalza, (am 27. Januar 1080,) endlich im Entscheidungskampfe bei Mölsen an der Elster, (am 15. Oktober 1080,) das Rebellenheer aufs Haupt geschlagen wurde.

Herzog Rudolf hatte eine tödtliche Wunde in den Unterleib empfangen und war ihm im Kampfgewühl die rechte Hand so schwer verletzt worden, daß die Heilkundigen auf deren Abnahme drangen. Der Sterbende soll nun, nach Erzählung eines glaubwürdigen Berichterstatters*), das abgetrennte Glied seufzend betrachtet und zu den sein Lager umstehenden Bischöfen geäußert haben:

„Das ist die Hand, mit der ich meinem Kaiser einst Treue geschworen. Nun, wo ich Reich und Leben lassen muß, möget Ihr, **auf deren Rath** ich nach der Krone gegriffen, zusehen, ob Ihr mich den rechten Weg geführt!"

Von einem geordneten Sanitätsdienste war indeß keine Rede! —**) Schon mit Ludwig des Frommen Tode war das

*) Vergl. Ekkehard Uraugiensis, bei Pertz, monumenta, VI. 204. —

**) Für diese Behauptung scheint folgende Thatsache einen Beleg abzugeben:

Beim Erlöschen der ersten oder älteren Grafen von Weimar hatte Kaiser Heinrich V. ihre reichen Lande als verfallenes Lehen einzuziehen getrachtet, der nächste Agnat jener thüringischen Dynastenfamilie, Siegfried Pfalzgraf bei Rhein, dagegen sein Erbrecht mit den Waffen in der Hand geltend gemacht, zumal Heinrich's vormaliger schlauer Kanzler, Erzbischof Adalbert von Maynz, gleich andern thüringischen Landherren, unter welchen auch Graf Ludwig, der sog. „Springer", und der ältere Wiprecht von Groitsch ihn mächtig dabei unterstützten. Dennoch glückte es dem Kaiser, die Verbündeten mit Hülfe des bekannten Grafen Hoyer von Mansfeld gefangen zu nehmen, von dem jenes geflügelte Wort bisher im Schwunge gewesen:

„Ich, Graf Hoyer, ungeboren,
Hab noch keine Schlacht verloren",

als es wiederum den Verhafteten glückte, ihre Freiheit zu erlangen und die verhängnißvolle Schlacht am Welfesholze durch des Mansfelders ungestüme Hitze verloren ging. — Der jüngere Wiprecht von Groitsch, Herzog Lothar von Sachsen, Markgraf Rudolf von Brandenburg und andere Verbündete blieben Sieger. Erbittert über Verwüstung seiner Lande hatte Hoyer sich tollkühn auf die Sachsen gestürzt! Um im Handgemenge besser fechten zu

große Frankenreich in Trümmer zerfallen, und es dauerte lange, bis sich eine neue Ordnung constituirte! — Daß man in den wilden Zeiten des Kampfes wenig für die öffentliche physische Wohlfahrt, geschweige denn für die Militairkrankenpflege gewirkt, liegt in der Natur der Dinge begründet; man mußte froh sein, daß nicht manche vielversprechende Keime gänzlich vernichtet wurden. Jüdische Aerzte und Arabisten standen bei Ausübung der Praxis in hohem Rufe, obwohl sehr viele von ihnen mehr Vertrauen auf Astrologie und Zaubermittel, als auf die Wissenschaft setzten und häufig als Zauberer aus der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßen wurden. — Dennoch erschlossen sich auch damals Zufluchtsstätten für die Pflege medizinischer Studien, wohin besonders das Kloster des heiligen Benedict von Nursia auf dem Monte Cassino, den Trümmern eines alten Apollotempels, zu rechnen ist. Dem von ihm in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts gestifteten Orden der Benedictiner schrieb die Ordensregel vor, „daß er die Wissenschaften pflegen und die Mitglieder in allen zu dem Mönchsstande in Beziehung stehenden Fächern heranbilden solle, nachdem zu diesem Zweck die gelehrtesten und hervorragendsten Männer um reichen Lohn als Lehrer gewonnen worden, daß er aber vor allem und über alles Sorge tragen solle für die Kranken, damit, wie in Wahrheit Christo, so ihnen gedient werde."*)

Bei den Benediktinern suchten und fanden darum die Kranken

---

können und nachdem sein Schlachtroß verwundet, war er aus dem Sattel gesprungen, hatte Wiprecht von Groitsch persönlich aufgesucht und kreuzte mit ihm die Waffen. Ein gefährlicher Lanzenstich, den er in die Brust bekam, erhöhte nur seine Erbitterung, und als der thüringer Graf Ludolf von Hackeborn ihm das (abgebrochene) Speereisen aus der Wunde gezogen, stürzte er mit neuer Todesverachtung ins Getümmel. Der Fall des Gewaltigen entschied die Schlacht. (Wären Aerzte oder Chirurgen am Platze gewesen, so würde wohl einem Laien nicht beigefallen sein, eine Operation vorzunehmen, die für Kaiser und Reich so verhängnißvoll werden sollte.)

*) „Infirmorum cura ante omnia et super omnia adhibenda est, ut sicut re vera Christo, ita eis serviatur."

die Heilung, welche sie indessen wohl weniger dem wunderthätigen „Balsam vom Berge Zion", in dessen Besitz zu stehen die Mönche vorgaben, als vielmehr deren Kenntniß der Heilkunde verdankten.

Sehr frühzeitig bereits hatte man, wie bekannt, in Italien begonnen, diese Wissenschaft emsig und eingehend zu betreiben. Schon Cassiodor hatte den Aerzten des ostgothischen Reichs dazu die nöthige Anweisung ertheilt. „Lernet", hatte er gesagt,*) „die Eigenschaften der Kräuter und die Mischungen der Gewürze mit aufmerksamer Sorgfalt behandeln, aber setzt all Eure Hoffnung auf den Herrn, der Leben ohn' Ende gewährt. Wenn Euch die Sprache der Griechen nicht bekannt ist, so habt Ihr vorzüglich das Herbarium des Dioscorides, der die Kräuter des Feldes mit wunderbarer Zweckmäßigkeit behandelt und abgebildet hat (auszubeuten.) Nachher lest den Hippokrates und Galenus in lateinischer Uebersetzung, d. h. die Therapeutik des Galenus an den Philosophen Glaukon. Studirt ferner die Schrift des Coelius Aurelius über die Medizin und die des Hippokrates über die Kräuter und verschiedene andere über die Heilkunst, welche ich mit Gottes Hülfe in meiner Bibliothek aufgestellt und hinterlassen habe." — Von Italien zog die Bildung mit den Benedictinern in andere Länder ein, besonders nach Frankreich, wo es, trotz der öffentlichen Wirren, hochberühmte Lehrer der Medizin gab. Vor allem ist hier Heribrand zu nennen, zu welchem 991 Richer nach Chartres reiste, um die Aphorismen des Hippokrates zu studiren. Da ihn Heribrand nur in den Kennzeichen der Krankheiten unterrichtete, so bat er, ihm auch das Buch von der Uebereinstimmung des Hippokrates, Galenus und Soranus zu erläutern, welchem Wunsche um so mehr willfahrt wurde, als jener Erstere ausgebreitete Kenntniß in der Pharmaceutik, Botanik und Chirurgie besaß.**)

Nirgends blühten jedoch die medizinischen Studien freudiger,

*) Cassiodori divinae lectiones, lib. 31.
**) Richer, V. 50.

als zu Salerno*), welches bald Pflanzschule aller medizinischen Facultäten in Europa wurde. Hier lehrten im 12. und 13. Jahrhundert jüdische und arabische neben christlichen Professoren, die den Studenten eine förmliche Prüfung abnahmen und darüber ein Diplom ausstellten, in dessen Besitz zu gelangen hoch geschätzt wurde.**) Von den berühmten Curen, die daselbst vollführt wur-

*) Salerno, die Schwesterschule von Monte Cassino, wurde 802 von Carl d. Gr. gestiftet. In reizender Lage am Meeresufer gelegen, von waldumsäumten Bergen umgeben, welche die kräftigsten Heilkräuter hervorbrachten mit vortrefflichen Quellen versehen, mochte, schon seiner gesunden Atmosphäre halber, nicht wenig die Kranken herbeilocken und wurde durch den damaligen Aufenthalt und die Wirksamkeit des berühmten Gelehrten, Reisenden und Arztes Constantinus Afer, Seitens des Herzogs Robert Guischard, (1076,) mit vielen Privilegien versehen. (Gründer, „Geschichte der Chirurgie", S. 115 u. ff.)

**) Mazza, „Urb. Salernit. histor. et antiquit." Vergl. auch Dr. A. W. E. Th. Henschel: „Zur Geschichte der Medicin in Schlesien", Breslau 1837, S. 22, 72 ff. Nach dieses letzteren Autors Ansicht soll indessen Mißbrauch mit Ertheilung der Doktor- und Magisterwürde getrieben worden sein, (wie u. a. auch schon Aegidius von Corbeil in seinem vor der Mitte des 12. Jahrhunderts verfaßten Gedicht, de virtute medic. lib. III, v. 499 und v. 564, behauptet,) ja sogar eine ganze Anzahl Unbefugter bereits diesen Titel zu usurpiren gewußt hatten, trat auch von weltlicher Seite die Forderung für die Creirten ein, sich durch Präsentation und Ausweis über den Besitz ihrer Titel und Würden zu legitimiren. Dies scheint uns wenigstens der wahre Sinn des berühmten, von Roger, Königs von Sicilien, 1140 gegebenen Medizinalgesetzes zu sein, vermöge dessen nicht die in der Promotion enthaltene Würde und Befugniß, sondern der Besitz beider der Untersuchung und Approbation der Staatsobrigkeit unterworfen wird. König Rogers Gesetz lautete: „Quisquis a modo mederi voluerit, officialibus nostris et judicibus se praesentit, eorum discutiendum judicio: quodsi sua temeritate praesumpserit, carcere constringatur, bonis suis omnibus publicatis . . . ." etc. etc. Die hier vorgeschriebene Sistirung und der vor Richtern zu führende Beweis ist vom Einzelnen als eine Art Staatsexamen gedeutet worden, was von Andern, (vergl. Henschel, a. a. O. S. 73,) aufs Entschiedenste bestritten wird, unter dem Angeben, daß wissenschaftliche Prüfungen gar nicht im Geiste jener Zeit gelegen hätten, wie auch mit dem Einwurfe: „Wer hätten denn die Examinatoren sein sollen? bloße Staatsbeamte gewiß nicht, Doctoren, also Salernitaner, das salernitanische Doctorat controlirend? — Schwerlich! —" Immerhin kennen wir den Wortlaut der erlassenen Doctordiplome durch spätere Briefe des Petrus de Vineis, des bekannten Kanzlers Kaisers Friedrich II., doch erlaubt der enge Raum dieser Blätter nicht den Abdruck derselben.

den, möge nur eine hier erwähnt werden. Als es einem Königssohne, Robert, (Sohn Wilhelms des Eroberers,) der auf einem Kreuzzuge ins gelobte Land am Arme schwer verwundet und Anfangs von Wundärzten falsch behandelt worden, gelang, zu Schiffe nach Europa überzusetzen, gab er sich den Salernitanern in Behandlung, wurde glücklich geheilt und veranlaßte dieselben, ihre Gründsätze, das sog. „Regimen Salernitanum", (1101,) zu veröffentlichen, was nicht wenig zum Ruhme dieser würdigen „civitas hippocratica", (wie ihre ältesten Siegel und Inschriften sie nennen,) beitrug und ihren welthistorischen Rang auf immer zu begründen vermochte. Der Zulauf ward so groß, daß selbst Mönche und Priester dahin zogen, — sehr zum Aerger der Päpste, welche besorgten, daß eine derartige Beschäftigung die Geistlichen entweder der Kirche entfremden, oder wenigstens Ideen wecken könnte, welche den herrschenden Dogmen zuwiderliefen! — Bei Strafe des Kirchenbannes untersagte man daher den Geistlichen, Operationen, bei denen Blut flösse; — doch umsonst! — Das Verbot mußte unausgesetzt erneuert werden, und nur so viel erlangte das Haupt der Kirche, daß Geistliche sich endlich dazu bequemten, die Ausübung der Chirurgie weltlichen Collegen oder Laienärzten zu überlassen und sich nur mit dem theoretischen Theile der Medicin und dem nicht wundärztlichen Zweige derselben für die Praxis begnügten.

Seitdem unterschied man, wie wir in unserer vorausgegangen Darstellung hervorgehoben, auch in Deutschland den sog. „Schneidarzt", von dem nur durch Medikamente praktizirenden Berufsgenossen, dem man um so mehr den ersten Rang einräumte, als sich schon damals, (während des Verlaufs der Kreuzzüge,) bei allgemeiner Verbreitung der Sitte des Badens, die Badeknechte oder Bader erst der Ausübung der niedern oder mechanischen wundärztlichen Manipulationen und dann später der wundärztlichen Praxis, namentlich im Felde, bemächtigten.

Einige haarsträubende Operationen aus jener Periode, von

denen uns die Chroniken berichten, werfen das ungünstigste Licht auf jene sog. „Heilkünstler“.

Als z. B. Markgraf Dedo von Rochlitz und Greiz, (1190,) Kaiser Heinrich VI. nach Apulien begleiten soll, scheut er, seiner Fettleibigkeit halber, die Beschwerden der Reise. Ein Sohn Aesculaps, dessen Namen uns leider nicht überliefert wird, — verspricht, ihn von diesem Uebel zu heilen, öffnet, nachdem Dedo sich ihm arglos anvertraut, demselben die Bauchhöhle und nimmt das Fett heraus, ein Verfahren, bei dem natürlich der Patient das Leben einbüßen muß.*)

Bei einem andern schweren Falle wagen die Aerzte eine Amputation nicht zu vollziehen und lassen dieselbe vielmehr von dem — Kammerdiener (oder Kämmerling) des Verletzten — ausführen. Herzog Leopold von Oesterreich ist nämlich am Weihnachtstage 1193 mit dem Pferde gestürzt und so unglücklich gefallen, daß er das Bein bricht und die Knochensplitter aus der Haut hervorragen. Die herbeigerufenen Mediziner wenden zwar ihre Mittel an, aber schon am folgenden Tage ist der Fuß bereits so schwarz, daß man ihn abnehmen zu müssen glaubt. Hierzu hat weder ein Arzt noch ein Verwandter des Herzogs den Muth, und so ergreift denn Leopold selbst eine Streitaxt und setzt sie an den Knochen des Schienbeins, sein Kammerdiener muß mit einem Hammer daraufschlagen und löst so mit dem dritten Schlage den Fuß ab. — Jetzt erst gehen die Aerzte wieder an die Arbeit, finden aber am andern Morgen den Patienten in einem solchen Zustande, daß sie ihm sagen: „Bestelle Dein Haus,

---

*) Vergl. Chronikon montis sereni, (ed. Eckstein,) ad annum 1190: „Heinricus rex ducendae uxoris causa ad partes Apuliae profecturus Dedonem, orientalem marchionem, (es ist das sog. „Osterland“ gemeint,) secum voluit proficisci. Qui itineris illius asperitatem et aëris qualitatem corpori suo, quia crassus erat, contrariam sciens, pro tollenda intestinorum arvina medico adhibito, ventris incisione mortuus est XVII. Kalend. Septembr. et in ecclesia Cillensi, quam ipse fundaverat, est sepultus.“

weil Du sterben und nicht leben wirst",*) wie denn auch wirklich geschieht.

*) Vergl. Guilelmi Neubrigensis historia, ed. Hearnius, Oxonii, MDCCXIX. S. 513. „Cum Leopoldus in natali beati Stephani jam pransus exisset, ut in campo cum suis militibus luderet, forte equus ejus decidens sessorem quoque dejecit pedemque ejus ita comminuit, ut ossa hinc inde confracta rupta cute exterius prominerent. Acciti mox medici tantae laesionis curandae sollicitudinem habuere atque adhibuere, quae expedire credebant. In crastino vero pes ita denigratus apparuit, ut a medicis incidendus decerneretur. Quod cum ipse prae vitae amore fieri postularet, non est inventus vel medicus vel familiaris vel filius, qui hoc patraret. Tandem accitus cubicularius ejus atque ad hoc coactus, dum ipse dux dolabram manu propria tibiae apponeret, malleo vibrato vix trina percussione pedem ejus abscidit. Medici vero appositis medicaminibus, cum eum in crastino visitarent, signis haud ambiguis mortem esse in januis cognoscentes vultu et voce dixerunt: ‚dispone domui tuae, quia morieris tu et non vives."

II.

Dürftige Einrichtungen in den Heeren der Kreuzfahrer, Sanitätsanstalten bei den Muhamedanern zur Zeit der Kämpfe in Palästina.

Dem Einflusse der salernitanischen Schule, der sich zuerst auf die die deutschen Heere begleitenden Aerzte geltend machte, soll es zu verdanken gewesen sein, daß auch in Deutschland die Bildung der Mediziner eine tüchtigere wurde, was zu um so gelegenerer Zeit kam, als schwere Epidemien schon in jener Periode dazu zwangen, der Gesundheitspflege größere Aufmerksamkeit zu schenken.

Welche Einrichtungen dagegen in den Heeren der Kreuzfahrer getroffen wurden, wird uns in den Berichten zeitgenössischer Schriftsteller nur höchst ungenau mitgetheilt. Aehnlich den deputatis unter den griechischen Kaisern finden sich bei den französischen Armeen die Brancardiers, d. h. Verwundetenträger mit Bahren, welche die Nothverbände auf dem Schlachtfelde anzulegen hatten. Bei Rückzügen war es üblich, die Verwundeten auf Lastthieren mitzuschleppen, oder man ließ sie, Falls ihre Zahl zu groß war, zurück —, oder schlug für einige Tage ein Lager auf, um sie wenigstens nothdürftig verbinden zu können!*) — — —

Die Zahl der begleitenden Aerzte muß jedoch gering und unter denselben eine Anzahl Juden gewesen sein, zu deren Kenntnissen man noch immer das größte Vertrauen hatte. Ganz be-

*) Arnold's Chronik, V. 5. Größte, „Jahrbücher von Köln zum Jahre 1217".

sonders werden wir indessen noch eines Falles gedenken müssen, wo einem deutschen Kreuzheere, unter Konrad II., kein einziger Feldarzt folgte.

Unter den wenigen Medizinern, die sich während jener denkwürdigen Periode auszeichneten, müssen wir des Hugo von Lucca erwähnen. Aus dem alten und edlen Geschlechte der Borgognone entsprossen, wurde derselbe 1214 von der Stadt Bologna unter sehr mäßigen oder bescheidenen Bedingungen in Dienst genommen, um ebensowohl in Friedenszeiten als Armenarzt zu fungiren, wie bei Kriegsläuften den städtischen Truppen zu folgen, wie er sich denn auch 1218 auf dem Kreuzzuge bei den Letzteren in Palästina befand. 1220 wohnte er der Belagerung von Damiette bei, gelangte im Folgejahre glücklich wieder in die Heimath und soll (nach Henschel,) als fast hundertjähriger Greis, 1252, nach andern Angaben sogar erst 1258,) gestorben sein.*)

Drei von seinen fünf Söhnen unterrichtete er selbst in der Heilkunde, „wie die Asklepiadenfamilie, unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses". — Weniger bedeutend war Jean Pitard, (geb. 1228,) Leibarzt König Ludwig's des Heiligen, später in gleicher Eigenschaft bei Philipp dem Kühnen und Philipp dem Schönen thätig. Den Ersteren dieser drei Monarchen begleitete er, noch in sehr jugendlichem Alter stehend, nach Palästina, (1248—1254.) Im Hinblick auf den mangelhaften Unterricht und die theilweise große Unwissenheit der französischen Wundärzte bewog er mehrere gleichgesinnte Chirurgen zur Stiftung einer Brüderschaft, welche Förderung der Heilkunde bezweckte und deren Vorsteher der jedesmalige königliche Leibarzt sein sollte. — Dieser Verein, unter dem Namen: Confrèrie de St. Côme et Damian, gewann durch Hinzutritt des aus Frankreich exilirten Lanfranchi an Bedeutung, erhielt sich Jahrhunderte lang und wurde nach-

*) Vergl. Oeuvres d' Ambroise Paré, Paris, 1840. I. Introduction par Malgaigne, P. XXXI.

mals, im Jahre 1545, von Franz I. zur gelehrten Schule oder fünften Fakultät*) erhoben.

König Ludwig (IX.) dem Heiligen, von Frankreich, († 1270), diesem ritterlichen und edeln Monarchen, der, wie jeder Geschichtskundige weiß, Kenntnisse in der Verbandlehre, ja, muthmaßlich selbst in der Chirurgie besaß, da er seine verwundeten Krieger auf dem Schlachtfelde **persönlich** zu verbinden pflegte, wollen Einige das Verdienst zuerkennen, zuerst tüchtige Aerzte für das von ihm geführte Heer von Kreuzfahrern nach Palästina mitgenommen zu haben, wie auch er der erste christliche Fürst gewesen ist, welcher ein besonderes Militairspital für 300 seiner in Palästina blind gewordenen Krieger, (das „hospice des Quinzevingts", in Paris,) gründete.

Merkwürdig genug bleibt, daß die Araber bereits seit dem 8. Jahrhundert mit dem edelsten Beispiele vorangegangen und zu Cordova in Spanien ein herrliches Spital errichtet hatten. Ob dasselbe jedoch vorzugsweise der Militairkrankenpflege gewidmet gewesen, muß dahingestellt bleiben. Unwiderleglich fest dagegen steht, daß den Armeen der Ungläubigen Feldärzte beigegeben waren, und erwähnt die Geschichte ausdrücklich des sarazenischen Heerführers Atschin, welcher die Feldapotheken in seinem Lager fleißig revidirte, um sich davon zu überzeugen, daß alle in den Dispensatorien genannten Mittel vorräthig gehalten würden.

Was indessen mögen diese und andere Anstalten bei der grausamen und entmenschten Kriegsführung Seitens der Muselmänner genützt haben? — Mit Schauder müssen wir hier der Thatsache gedenken, wie Sultan Malek el Moez, (nach dem Sturze der Dynastie der Eyubiden, dem Stamme Saladins angehörend,) den mit König Ludwig dem Heiligen geschlossenen Waffenstillstandsvertrag eigenmächtig aufhob und von 12,000 Gefangenen

*) Vergl. Gründer, a. a. O. 154, 155 und 159.

alle Kranke niedermetzeln ließ, die übrigen zu Sklaven machte, oder unter Todesdrohungen zum Islam überzutreten zwang. Auf den Mauern von Cairo prangten ganze Reihen aufgespießter Christenköpfe.

Es würde zu weit führen, hier noch eine längere Reihe von Beispielen*) aus dem Bereiche des hier erwähnten Zeitraums

---

*) Wie uns König Ludwigs des Heiligen tragisches Hinsiechen und der Untergang seines Heeres, fern von ausreichender ärztlicher Hülfe, während einer mörderischen Epidemie an den Küsten von Afrika, (1270,) deutlich genug beweist.

In schroffem Gegensatz zu den entrollten Schreckbildern erscheint uns der Zustand des Heilwesens bei den Muhamedanern. Die bedeutendste von den durch dieselben gegründeten Anstalten war das große Mansurische Krankenhaus zu el-Cahira, welches el-Melik el-Mansur Gilâvûn im Jahre 1283 mit großer Pracht gründete, und zu dessen Unterhalte er jährlich fast eine Million Dirhem aussetzte. Kranke der höchsten wie der geringsten Stände sollten daselbst Aufnahme finden; männliche und weibliche Wärter oder „Bettmacher" waren zur Bedienung der Kranken bestimmt, diesen selbst jede Bequemlichkeit dargeboten. Jede Klasse von Kranken bekam einen besonderen Raum: vier mit Springbrunnen versehene Säle wurden für die an Fiebern Leidenden bestimmt; einen Hof sonderte er für die Augenkranken, einen für die Verwundeten, einen für die, welche am Durchfall litten und einen für die Frauen ab. Andere Zimmer waren für die Reconvalescenten bestimmt. Ein besonderes Zimmer war für das Kochen der Medicamente, Speisen und Syrupe, ein anderes für das Mischen der Confecte, Balsame u. s. w. eingeräumt; an verschiedenen Orten wurden die Vorräthe aufbewahrt; in einem Zimmer waren die Syrupe und Medicamente, in einem andern hatte der Oberarzt seinen Sitz, um medicinische Vorlesungen zu halten. Die Zahl der Kranken war nicht begränzt, sondern jeder Bedürftige und Arme, welcher dahin kam, fand Aufnahme. Ebensowenig war die Zeit des Aufenthaltes der Kranken bestimmt, und es wurde sogar denjenigen, welche zu Hause krank lagen, Alles, was sie nöthig hatten, verabreicht.

Auch hier stand das Krankenhaus mit einer Kapelle in Verbindung, in welcher 50 Vorleser abwechselnd, bei Tag und Nacht den Koran lesen mußten. Zugleich waren bei dieser Kapelle Professoren für die Erklärung des Korans angestellt; hierzu kam eine bedeutende Bibliothek, Lehrcurse der Rechtswissenschaft, eine Elementarschule für Waisenkinder u. s. w. (Häser, Dr. Heinr. „Geschichte christlicher Krankenpflege und Pflegerschaften", Berlin, Hertz, 1857, S. 33 und 34.) Nach Lessing („Handbuch der Geschichte der Medicin", Berlin 1838, Th. I. S. 62) gibt Aschbach (in seiner Geschichte der Ommaijaden) von Spanien folgende Schilderung:

namhaft zu machen. Unter also bewandten, entsetzlichen Auspizien mußten wohl alle Sanitätsvorkehrungen in den Heeren der Christenheit nur arges Stückwerk bleiben.

„Welchem Lande jener Zeit konnte man Spanien vergleichen unter Abberaman (912), dem schönsten, liebenswürdigsten und geistreichsten der Khalifen; Spanien mit seinen siebzig Bibliotheken, seinen siebzehn Universitäten, seinen sechs Hauptstädten, seinen achtzig großen, dreihundert Mittelstädten und seinen unzähligen Dörfern — 12000 allein am Guadalquivir! Cordova mit seinen 600 Moscheen, seinen 50 Hospitälern, seinen 80 Schulen und seinen 900 öffentlichen Bädern."

Welch blühendes und bevölkertes Reich muß das damals gewiß hochgebildete maurische Spanien gewesen sein! —

III.

Medicinalgesetze Kaiser Friedrich's II. Gründung ritterlicher Krankenpflegerorden und Ordensgeschichtliches, Templer, Johanniter, Marianer in ihrem Wirken, Quarantaineanstalten und sonstige heilsame Einrichtungen. Die Pocken als Militairepidemie. Schilderungen mangelhafter Zustände in Bezug auf das Sanitätswesen im Abendlande. Einfluß derselben auf die Kriegsführung und Ausgang kriegerischer Unternehmungen bei anscheinendem Mangel an Heilkundigen in belagerten Plätzen. Weitere Mittheilungen zur Ordensgeschichte. Härte gegen verwundete Gefangene. Ueber Giftmischer, Pfuscher und Quacksalber. Epidemie während des Römerzuges des Kaisers Heinrich VII.

Inmitten solcher Zustände erscheinen im christlichen Abendlande zwei Momente groß und erhaben, und tragen wir nicht Bedenken, hier zunächst der Medizinalordnung des edeln Hohenstaufen, Friedrich II. vom Jahre 1241 Erwähnung zu thun, die nach dem competenten Urtheil aller Sachverständigen als für ihre Zeit wahrhaft mustergültig genannt werden kann. Sein Hauptaugenmerk richtete er zunächst auf Heranbildung tüchtiger Aerzte und verfügte deshalb in constitutionum regni Siciliae, liber II, tit. 64, wie folgt:*)

„Wer von nun an heilen will, stelle sich unsern Beamten und Richtern vor, um sich ihrer Prüfung zu unterwerfen. Wenn er es auf eigene Faust sich herausgenommen hat,

---

*) Der Uebersetzung liegt der Text zu Grunde, welchen gibt Huillard-Bréholles, historia diplomatica Friderici II. Paris, 1854, tom. IV. pars I. pag. 149 ff.

(scilicet „mederi“,) so sollen seine Güter eingezogen und er in das Gefängniß geworfen werden. Denn dies ist vorgesehen, damit nicht die Unterthanen unseres Reiches in Folge Unwissenheit der Aerzte in Gefahr gerathen“ u. s. w.

Zum Studium der Heilkunde bestimmte der Kaiser fünf volle Jahre, verordnete aber auch, daß jeder Arzt sich hinlängliche Kenntniß der Chirurgie aneignen müsse, traf dann Verordnungen in Ansehung der Apotheker und des ärztlichen Sastrums, über die wir uns in unserer vorhergegangenen Darstellung eines Weitern verbreitet haben, wogegen wir hier besonders hervorheben müssen, daß er im §. 72 wörtlich noch ausdrücklich anbefahl:

„Wer Pfeilgift oder sonst schädliches Gift, welches zu Arzeneien weder nützlich noch nothwendig, geführt oder verkauft hat, soll gehenkt werden.“

Diese Verordnung war durch den schreienden Mißbrauch mit Giften aller Art hervorgerufen worden, und als bekannt dürfen wir ja annehmen, daß das Vergiften von Angriffswaffen in den Heeren der Christenheit fast ebenso verbreitet war, wie unter den Sarazenen. Der Verkauf und die Verbreitung von Giftstoffen, das Mischen oder Zubereiten derselben war bis dahin durch Gesetze in keiner Weise beschränkt gewesen, und ein eigenthümliches Licht auf Charakter und Wesen des unmittelbar vorhergegangenen Zeitalters wirft es, wenn man hervorhebt, daß zwei Aerzte, ein Salernitaner und ein dem geistlichen Stande angehörender Empiriker, an einer königlichen Hoftafel über Meinungsverschiedenheiten dermaßen in Streit geriethen, daß sie einander **gegenseitig Gift in die Speisen mischten.***)

Das zweite hellleuchtende Hauptmoment jener Periode bilden die Genossenschaften geistlicher und weltlicher Art, welche die Krankenpflege zum Lebensberufe erheben und opferfreudig ihre Kräfte der leidenden Menschheit widmen.

---

*) Richer, II, 59, zum Jahre 946.

Gerade das Entsetzliche der Epidemien, vor allem des schon in so früher Zeit auftretenden Aussatzes, ist es, was Gründung der ersten christlichen Hospitäler veranlaßt. Aber auch der leidende Zustand der Pilger und gewappneten Kreuzfahrer im heiligen Lande führt zu gleichem Streben.

Es dürfte unpassend erscheinen, die Leser an die durch so viele Schriften verbreitete Geschichte des Johanniterordens und deren erstes Hospital zu Jerusalem zu erinnern, wohl aber dürfen wir daran gemahnen, wie jenes Beispiel so mächtig wirkte:

In jenen ereignißvollen Tagen, während des unglücklichen Kreuzzuges, der einem unserer größten Kaiser den Tod gab, entstand der deutsche Orden von St. Marien, ein echtes Kind deutschen Bürgerthums! — Als die Lateiner die Veste Akkon belagerten, erbarmten sich reiche Kaufleute aus Lübeck und Bremen der siech daliegenden deutschen Brüder und nahmen sie in ihre Segelzelte. Deutsche Bürger boten den Verwundeten fromme Pflege, wie der Wälsche sie längst schon bei seinen Templern und bei unsern damaligen Ordensgenossen gefunden.

Nach Eroberung der Stadt ward die ritterliche Brüderschaft für die Dauer gestiftet, vereinigte mit sich ein älteres Hospital der Deutschen in Jerusalem und gründete in Akkon ihren Hauptsitz, (1190 bis 1191.) So standen bedeutsam deutsche Bürger an der Wiege des Ritterordens, in Zeiten, wo bereits daheim eine ebenso thörichte wie unglückselige Spannung oder Eifersucht zwischen beiden Ständen aufkeimte und nach mehr wie einer Seite schlimme Folgen nach sich zog; — aber so lange seine Macht und Größe währte, hat der Orden alltäglich für seine frommen Mitstifter von Lübeck und Bremen gebetet. — Wie denn unser Volk während der Kreuzzüge in dem großen Ideenaustausche der lateinischen Christenheit immer mehr empfing als gab, so ward auch der Orden nach dem Vorbilde der Wälschen gestiftet. Seine kriegerische Ordnung entlehnte er den Templern, die Regeln für die Siechen- und Kriegerkrankenpflege, die gesammte geistliche

Zucht dagegen den Johannitern. Aber während jene Ersteren bald, in sittlicher Entartung*) oder wenigstens die ursprünglichen Ziele außer Augen lassend, den eigenen Untergang herbeiführten, — während die Johanniter, als Gränzwächter der europäischen Cultur und Civilisation, einen gefahrvoll ausgesetzten Posten gegen die ungeheuern Heere des Halbmondes ruhmvoll und opferfreudig vertheidigten, sollte der deutsche Orden an Besitz, an Macht und Reichthümern beide überflügeln! Später begründet, erwählte er sich bald ein Feld der Thätigkeit, wo er wenigstens der Eifersucht europäischer wie östlicher Machthaber nicht ausgesetzt war. Von Anbeginn nahm er (mit schrofferem Nationalstolze als jene) nur Söhne deutscher Zunge in seinen Kreis, und bald entsprang seines Meisters, (des ritterlichen Thüringers Hermann von Salza,) lichtem Haupte der große Gedanke der Staatenbildung.

Zu weit würde es uns führen, den ritterlichen Brüderschaften in ihrer weltlichen Wirksamkeit zu folgen, und müssen wir uns nur darauf beschränken, auf die zahlreichen Hospitäler zu verweisen, welche sie nach Verdrängung aus dem gelobten Lande in der ganzen europäischen Christenheit begründeten und welche, — theilweise wenigstens, — der Kriegerkrankenpflege gewidmet blieben; ebenso liegt uns ob, auch der verschiedenen geistlichen Orden zu gedenken, die theils in Palästina, aller Siege der Ungläubigen unerachtet, wie z. B. der Franziskaner in Jerusalem, der Mönche vom Berge Carmel u. a. m. wenn auch mühsam, doch furchtlos und unerschrocken ihr Dasein zu fristen wußten.**) Zur Gründung neuer Spitäler hatten schon die Kreuzzüge gebieterisch genug aufgefordert. Die große Bewegung, welche diese in die

*) Ihre Trunksucht ist in Frankreich bis auf diese Stunde sprichwörtlich geblieben.

**) In Bezug auf den Orden der Lazaristen, schon vor dem Jahre 1048 gestiftet, darf der Verfasser auf seinen Bericht über die Leprosenepidemie in Nr. 2 des Jahrgangs 1872 des Johanniter-Wochenblattes, S. 8, zurückverweisen! —

Massen brachten, erheischte zunächst die Quarantaineanstalten; der immer lebhaftere Verkehr mit dem Osten bedurfte mannigfacher Einrichtungen zu Gunsten der Pilger, der Kreuzfahrer, wie endlich der Handelsreisenden; die Furcht vor den aus dem Orient eingeschleppten Krankheiten und namentlich vor dem durch sie, wenn auch nicht erst eingeschleppten, aber doch in weit höherem Grade wie früher verbreiteten Aussatz und den Pocken, zwangen zu Vorsichtsmaßregeln. In der That, zu jener in der ersten Abtheilung dieser Schrift bereits näher geschilderten Seuche hatte sich auch diese letztgenannte verheerende Krankheit aufs Neue ihren Weg nach Europa gebahnt,*) und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die unglücklichen Kreuzfahrer, die sich jenes Uebel im Kampfe um das gelobte Land zuzogen, die Zahl der Opfer nur vermehren halfen, welche das Schwert der Ungläubigen, Verrath und mörderische Krankheiten bereits gefordert hatten. —

Immerhin vermögen wir die Spur ärztlicher Behandlung und Pflege der Kranken, wenn auch nur mühsam, zu verfolgen, denn auf diese verweisen uns schon die zahlreichen Berichte zeitgenössischer Schriftsteller, welche dieses Leiden in allen Phasen dargestellt.

Auch hier hatten die Söhne Aeskulaps gegen Vorurtheile

---

*) Höchst auffallender Weise datiren die ältesten Nachrichten über dieselbe genau aus der Periode der Belagerung von Mekka. Schon Marius von Avrenches berichtet für das Jahr 570 über eine in Frankreich und Italien herrschende Epidemie, welche von ihm selbst und Andern „Busulae, Bustulae, morbus dysentericus cum pusulis, lues cum vesicis, morbus cum profluvio ventris et variola genannt wird.

Demnächst gedenkt Gregor von Tours ein Jahrzehnt später jener Seuche, der „pustulae malae" in Frankreich, welche namentlich unter dem jung aufwachsenden Geschlecht furchtbare Verheerungen anstellte, während zeitgenössische Referenten die Forteristenz derselben unter dem Namen „morbilli" bis ins Jahr 615 in Frankreich und Italien nachweisen.

Auch dem (923 verstorbenen) berühmten arabischen Arzte Rhazes waren die Blattern unter dem Namen Deschedry, جَدْرِىّ morbilli und Hasbah, حَصبَة bekannt.

anzukämpfen, denn es machte sich unter den Laien der Glaube oder das Verfahren geltend, vermöge **Erhitzung** der Krankheitsentwickelung vorzubeugen, während Heilkundige feststellten, daß Aderlässe und innere leichte Ableitung die richtigen Mittel seien! Auf dieser Bahn schritt man weiter. Viele suchten noch einen Ausbruch der Hautausschläge zu begünstigen und empfahlen das Einwickeln der Kranken in rothgefärbte Tücher, während ein Arzt zum Gebrauche solcher Decken rieth, welche mit warmen aromatischen Aufgüssen getränkt waren.*) Andere ertheilten den Rath, die reifen Blattern mit einer goldenen Nadel zu öffnen, durch sanftes Ausdrücken mit Wolle zu entleeren oder die Pustelspitzen mit einer Scheere aufzuschneiden.**)

Schon Rhazes hatte in seiner Monographie über jene Krankheit genaue Verhaltungsmaßregeln festgesetzt. Jetzt erkannte man,

*) „Deinde capiatur scarletum rubrum et involvatur variolosus totaliter, vel in panno alio rubro, sicut egi (sic! soll wohl heißen: ego) feci de filio nobilissimi regis Angliae, quando patiebatur istos morbos — et feci omnia circa lectum esse — rubea. Et est bona cura.“ Joh. Anglic. de Gaddesden (a. 1300). Vergl. Gruner, „de variolis et morbillis fragmenta medicorum Arabistarum“. Jenae, 1790, p. 4, pp. 111.

**) Vergl. fast wörtlich bei Häser, a. a. O. S. 67. „In declinatione vero, ex quo sunt maxime grossae et magnae variolae, debent cum acu de auro rumpi, s. cum dicto acu a duobus lateribus, vel a tribus, vel a quatuor, secundum quod variolae sunt magnae quantitatis vel paucae, perforentur et dimittantur, quod sanies proprie sine aliqua expressione manaverit et exsiccetur suaviter cum cottone sine aliqua violentia et minima expressione.“ (Gentilis de Foligno, † 1348.) Vergl. bei Gruner, a. a. O. p. 28: „Aliquando scinduntur cum forpicibus capitae orum, ne iterum claudantur.“ (Valesc. de Taranta,) bei Gruner, p. 48.

Bei alledem bleibt merkwürdig, daß Neuere, wie Häser, „Geschichte der Epidemien“, S. 68, sich dahin aussprechen: „Es bedarf keines Wortes, um die Ansicht, daß die „Morbilli“ der Aerzte, der sforesa sturola, scurola und rosagia entsprechen, über jeden Zweifel zu erheben, und dennoch hatte sich ein Zeitgenosse darüber deutlich genug geäußert: Plurimi, qui moriuntur praefocati ex squinantia, eoque variolantur in gutture vel gula. Interdum tamen etiam moriuntur ex casu virtutis, — ex pravitate materiae. Et aliquando ex fluxu, scilicet sine rasura vel cum rasura, quia intestina variolantur, vel super ea currit materia acuta. Verum ista dysenteria non est semper mortalis, — nisi cum virtus cadit.“ — (Widmann) Gruner, p. 94.

daß auch Folgeübel und unter ihnen **selbst Blindheit durch Hornhautverdunkelung** bei den Genesenden zu vermeiden waren, und drang auf strengere Absonderung der Erkrankenden, wie auf sorgsamste Beobachtung oder Bewachung derselben, um Rückschlag des Exanthems zu verhüten.

Immerhin bleibt höchst fraglich, wie weit derartige Vorkehrungen sich erstreckten, und reicht auch in dieser Beziehung das vorhandene Material an Ueberlieferung aus jenem Zeitraume nicht aus, vielmehr berechtigt der Umstand oder die Thatsache der gänzlichen Auflösung bereits arg decimirter Kreuzheere, das vagabundirende Umherschweifen krank sich heimschleppender Pilger und Krieger, ihre Vermischung mit der Hefe der Gesellschaft, jenem Gesindel, das unter dem Namen „Landfahrer" die ganzen folgenden Jahrhunderte entlang eine eigene Kaste bildet, — die ungeheure Zunahme der Zahl der Aussätzigen, zu der Behauptung, daß die Sanitätsmaßregeln jener Tage nicht nur durchaus unzulänglich und dürftig blieben, ja, wie wir nachzuweisen versuchen werden, in wiederholten Fällen gänzlich fehlten, und ganz besonders giebt das Schweigen so vieler Chronisten, so vieler Augenzeugen der denkwürdigen letzten Kreuzzüge über den Transport Verwundeter und Kranker Raum zu einem Schreckbilde entsetzlicher Muthmaßungen!

Bei Erstürmung fester Plätze und dem Verdrängtwerden der Christen finden wir nur ganz vereinzelter, schon weiter oben erwähnter Bestrebuugen in jenem Sinne gedacht, indeß der Hinblick auf die so geringe Anzahl der gesund und diensttauglich Heimkehrenden einen rückhaltslosen Schluß zu ziehen verstattet, der uns um so richtiger erscheint, als die Forschung den Verlust an waffenfähigen Männern während der zweihundertjährigen Kämpfe um das heilige Grab auf drei Millionen angiebt, — eine ganz ungeheure Zahl, wenn man sich die spärliche Bevölkerung unseres Erdtheils in jenem Zeitraum vor die Seele ruft!

Auch die ganze nachfolgende Periode glauben wir als eine

für die Militairkrankenpflege durchaus traurige bezeichnen zu dürfen, denn obwohl, wie bereits wiederholt hervorgehoben, namentlich die volkreichen, an den großen Heerstraßen des Abendlandes liegenden Städte und in ihnen der Johanniter-, Templer- und Deutschherrenorden, die Lazaristen, Brüder vom heiligen Geiste u. A. m. übernommen, für Errichtung von Hospitälern Sorge zu tragen, obwohl unter den Wissenschaften die Lehre der Heilkunde auf einer Reihe von Universitäten Italiens, Spaniens, Frankreichs und Englands blühte*) und die Sitte bis dahin noch forterhalten blieb, daß Priester die ärztliche Praxis als Nebenberuf ausübten, fürstliche Personen häufig noch solchen Clerikern sich in Krankheiten anvertrauten, die auch gleichzeitig ihre Beichtväter waren**), während Juden***) und Arabisten, ja sogar Frauen, die in Salerno studirt hatten und selbst als medizinische Schriftstellerinnen auftraten, an geistlichen wie weltlichen Höfen, in Klöstern wie Hospitälern praktizirten, fließen uns von dem Sanitätswesen bei den Heeren jener Tage nur die aller dürftigsten Nachrichten zu. Auf dem Conci-

*) Vor Allem noch in Salerno, dann in Neapel, Bologna und Padua, ferner in Rom, Vicenza und Arezzo! Von spanischen Hochschulen existirten außer der Arabistenlehranstalt Cordova bereits Valencia und Salamanca; in Frankreich blühten die Gesammtwissenschaften zu Paris und Montpellier, indeß auch die englische Hochschule zu Oxford ins Leben getreten war, während Deutschland noch zurückblieb.

**) Vergl. Henschel, „Geschichte der Medicin in Schlesien“, S. 86, unter Rückbeziehung auf Klose: „Von Breslau Doc. Gesch. II. 1, p. 6 ff. Manches mochte indeß die Zeit bereits geändert haben. Schon Kaiser Friedrich konnte bei Gelegenheit der Reichsversammlung in Verona, 1246, an den König von England schreiben: „Wir wollten nie etwas Anderes als die Priester zur ersten apostolischen Einfalt und Demuth zurückführen. Damals waren sie Heilige, heilten Kranke, wirkten Wunder; jetzt sind sie von Ueppigkeit berauscht und Habgier hat jede Religion in ihnen erstickt.“ Vergl. Wolfgang Menzel, „Geschichte der Deutschen“, S. 337.

***) Vergl. Henschel, a. a. O. S. 80. Das Verhältniß der Juden im Mittelalter ist weder aus dem Bekannten vollkommen gewürdigt, noch überhaupt ausreichend ermittelt. (Vergl. Freind, „Histor. med. in opp. omn. Par. 1735. p. 135) und verweisen wir im Uebrigen auf unsere Darstellung, Seite 54 der ersten Abtheilung dieser Schrift.

lium von le Mans in Frankreich war es (1247) dahingekommen, daß nach dem Grundsatze: „Ecclesia abhorret a sanguine“ die Geistlichen **noch im höheren Maße** von Ausübung der Heilkunde verdrängt wurden und unwissende Badeknechte oder Scheerer deren ärztliche Obliegenheiten an sich rissen! —

Während der ganzen kampferfüllten Zeit um die Mitte des 13. Jahrhunderts und vielleicht noch mehr während des dreißigjährigen Zwischenreiches forschen wir sehr häufig, ja meist vergebens nach Feldärzten und ihrer Thätigkeit auf den Verbandplätzen der Schlachtfelder.

Eine merkwürdige Kampfart ist es außerdem, die uns allenthalben entgegentritt. Die verhältnißmäßig überwiegend größere Masse der Streitenden, aus leicht- oder schwergepanzerten Reitern bestehend, löst sich während der Aktion in sogenannte Gefechtsgruppen auf, wo Mann gegen Mann die Wehren richtet. Die Feldherrn suchen und rufen selbst einander bei Namen, um die Entscheidung in persönlichem Waffengange herbeizuführen, was bald auf der einen, bald auf der andern Partei den Ausschlag gibt.

Um diesem zu entgehen, um eben nicht Alles vom Spiele des Zufalles abhängig zu machen, sehen wir bereits am Schluß der Kreuzzüge oft jene eigenthümliche Vorsichtsmaßregel angewandt, der gemäß Monarchen und fürstliche Heerführer sich in schlichte Harnische reisiger Knechte stecken, auch öfters drei, vier, ja selbst sechs bis zehn völlig gleich gekleidete und gleichmäßig berittene Krieger an ihre Seite berufen — und es einem kraftvolleren oder waffengeübteren Fechter überlassen, zum äußeren Scheine die Führer- oder Feldherrnrolle zu übernehmen; der schlagendste Beweis, wie mangelhaft die Behandlung selbst der Monarchen und höchsten Befehlshaber im Kriege beschaffen, — sobald in Momenten der Entscheidung Wunden oder Krankheit ihr Loos geworden.

Wir entnehmen dies aus einer ganzen Reihe von Beispielen, die uns hinlänglich Veranlassung zum Anstellen von Betrach-

tungen und Schlußfolgerungen verleiht, und dürfte es wohl hier am Platze sein, einzelner derselben zu gedenken:

Während in jenen Tagen das Abendland seine volle Aufmerksamkeit Italien zugewandt, wo der Kampf zwischen Kaiser und Papst, weltlicher und geistlicher Herrschaft, der Entscheidung nahte, sollte der plötzliche, ungeahnte Einfall eines unabsehbaren Mongolen- oder Tartarenheeres, das aus den Steppen des fernen Asiens erst die slavischen Völker und Lande Europas überfluthete und sich dann gen Schlesien, den östlichsten der dortigen deutschen Niederlassungen, näherte, die Gemüther der ganzen Christenheit mit Entsetzen erfüllen! —

Ums Jahr 1241 herrschte Herzog Heinrich II. (der Fromme) zu Breslau und Liegnitz, sowie Mieceslaw zu Oppeln, (Ersterer war der Sohn Heinrichs des Bärtigen und der heiligen Hedwig, geb. Gräfin von Meran,) als Oberschlesien von Batu, Führer der mongolischen Heerschaaren, bedroht ward. Jeder Widerstand schien vergeblich, indeß Dörfer und Städte den Marsch der allgewaltigen Feinde bezeichneten und die Bewohner, wehrlos hingemordet, den heidnischen Götzen geopfert oder zu Sklaven gemacht wurden. — „Die Feinde führten," so berichten die Chronisten, „Bilder von Drachen bei sich, die da Flammen spien und unerträglichen Dampf von sich gaben", — vielleicht die ersten Geschütze, die von China her auf die europäischen Schlachtfelder gebracht wurden. —*) Offen und unvertheidigt lag das Land.

*) Vielleicht auch nur die sog. Falarica (oder Phalarica), Handbrandfackeln oder Brandpfeile, welche nach Beschreibung und bildlicher Darstellung im codex aureus von St. Gallen, sowie nach Mittheilungen des Gregor von Tours, bereits vor sehr geraumen Zeiten und namentlich während des IX. Jahrhunderts im Gebrauch waren und feuerspeiend, in der Gestalt von Drachen auf Speeren getragen wurden! — Dennoch scheint der panische Schrecken, den die Tartaren verbreiteten, darauf hinzudeuten, daß jene „Drachenbilder" Feuerwaffen waren, wie sie die Chinesen, die Araber und Perser, sowie die Bewohner Ostindiens, (Letztere, laut ihrer heiligen Bücher,) unter dem Namen: Thely Sini und Nemek Tschini", (indisches oder chinesisches Salz,) oder auch „Shet à gene und Agenaster" kannten. Vergl. Demmin, „die Kriegswaffen in ihrer historischen Entwickelung unter Rückbeziehung auf

Längs der Oder wälzte sich der unabsehbare Zug, loderten die Flammenzeichen empor, — in wilder Flucht kamen die Polen daher, ihren Herzog Boguslaw an der Spitze, und in bleichem Schrecken auch die Mannschaft des Schlesierfürsten Miecislaw, in ihrem Gefolge Greise, Weiber und Kinder, kurz Alles, was noch fähig, dem sichern Tode zu enteilen. Bis an die äußerste Grenze der slavischen Bevölkerung ging die Flucht! —

Da, wo die ersten deutschen Niederlassungen, nahm man schützend die Fliehenden auf, und Heinrich der Fromme, an der Spitze einer rasch gesammelten Streitmacht, gebot ihnen, Stand zu halten. Deutsche Ansiedler, vor Allen die Goldberger Grubenarbeiter und eine Schaar freiwillig zu Hülfe eilende Deutschordensherren aus Preußen mit ihrem Landmeister Poggo von Osterna sammelten sich unter der Fahne des Schlesierherzogs in der Ebene von Liegnitz und nöthigten die Polen zum Anschluß! — Unterdeß scheiterte zum erstenmale der Heiden Sturm schon vor Breslau. Hatte sich zwar ein Theil der Bürger im ersten Schrecken zur Flucht gewandt, so wehrte sich doch der andere mit desto größerer Todesverachtung, so daß der Tartaren Erbitterung über den ungeahnten Widerstand aufs Aeußerste stieg und Sturm auf Sturm gegen die Stadtmauern unternommen ward.

Als die Vertheidiger gegen den mit steigender Wuth immer wieder erneuerten Andrang nicht mehr genügend Stand halten konnten, steckten sie die eigenen Häuser in Brand und zogen sich in guter Ordnung auf die Insel des bischöflichen Domes in der Oder zurück! Aber auch hier blieben sie unbesiegt, obwohl die Heiden von allen Seiten durch den Fluß stürmten, bis ein schweres Gewitter, darin dieselben Zeichen des Himmels erblickten, sie von dannen trieb. Mit um so größerer Erbitterung warfen sie sich auf Herzog Heinrich's Heer, das zum ewigen Ruhme deutschen Namens und deutscher Ritterschaft die verzweifelte Abwehr am Fuße des

---

die Schrift des Markus Gräcus, (846 n. Chr.) Liber ignium ad comparandos hortes." S. 70, 71, 478.

Riesengebirges aufnahm. Fünf Heerhaufen formirten die Tartaren, jeder einzelne davon den Deutschen an Zahl weit überlegen. Dennoch hielten diese Letzteren in ununterbrochenem Kampfe zwei Tage lang unerschütterlich Stand, bis sie, (am 15. April 1241,) Mann für Mann erlagen. Der ritterliche Führer, von der heiligen Hedwig dem sichern Tod fürs Vaterland geweiht, ward durch einen Lanzenstoß in dem Momente niedergestreckt, wo er noch zum Hiebe das Schwert hob, während Myecislav, der schlesische Dynast, den traurigen Ruhm davontrug, vereinzelt dem blutigen Handgemeng zu entlaufen. — Alle Christen deckten die Wahlstatt, welcher Ehrenname bekanntlich dem Schlachtfeld verblieb! — Bekannt ist weiter, daß die Tartaren dem Leichnam Heinrich's den Kopf abschlugen, sodaß man nachmals denselben nur am Fuße erkannte, an dem er sechs Zehen hatte, überhaupt den Todten je ein Ohr, (das rechte) abhieben, neun Säcke damit füllten, und bekannt endlich, wie die Feinde nach sehr beträchtlichen Verlusten und vergeblicher Belagerung von Liegnitz und Goldberg sich südlich wandten und bei Olmütz durch ein größtentheils aus Deutschen bestehendes Heer, dem sich die beiden Kaisersöhne Conrad und Enzio nachmals noch anschlossen, abermals aufgehalten und zur Schlacht gezwungen wurden.

Führer dieses deutschen Heeres war Jaroslaw von Sternberg*), der nach alter ritterlicher Sitte den gegnerischen Feldherrn Batu im Schlachtgewühl persönlich aufsuchte und ihm im Zweikampf den Arm abhieb, woran dieser sterben mußte. Diese That entschied nicht nur die Schlacht, **sondern auch den ganzen Feldzug,** wahrlich ein Beleg für die obausgesprochene

*) Die nachmaligen Grafen von Sternberg datiren aus einem alten, reichsfreien Geschlecht Frankens, dessen gleichnamiges Stammschloß eine Bergveste im sog. Grabfelde in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, nach dem Tode der Brüder Albrecht und Berthold II. an das Bisthum Eichstädt gelangte und als nachmaliges bayerisches Lehen auf die Freiherren von Guttenberg kam. Vergl. Vestigia virtutes et nobilit. Sternberg. in regn. Bohemiae. In magna aula acad. Carol. propugnarunt liberi Baron. de Sternb. Wenzesl. & Pragae, 1661. Vergl. Biedermann 2c.

Behauptung; denn geübte oder erfahrene Feldärzte würden wohl gewußt haben, einer Verblutung vorzubeugen! —

Ein weiteres Beispiel ähnlicher Art bietet das Schicksal des thüringer Landgrafen Heinrich Raspe, (Schwagers der heiligen Elisabeth,) der sich auf Innocenz IV. Andrängen und Vermittelung, (1246,) zur kläglichen Rolle eines Scheinoberhauptes hergegeben und nach kurzem Kriegsglücke zur Belagerung der oberdeutschen Städte verschreiten mußte, als ihn bekanntlich vor Ulm ein Pfeilschuß traf. Obwohl nun geradezu Alles für ihn auf dem Spiele befangen, so vermochte er doch nicht beim Heere auszuharren, sondern ließ sich nach der Wartburg zurückschaffen, wo er bis ins folgende Jahr hinein an den Folgen jener Wunde langsam hinsiechte.

Wer nicht gedenkt der letzten Lebensjahre des großen Hohenstaufen Friedrich II., der über Mißgeschick und Kriegsgefangenschaft seines Sohnes Enzio in tiefsten Kummer verfiel und erkrankte! — Kein treuer oder kundiger Leibarzt war zur Hand, und eine Szene sollte sich abspielen, mit welcher ein Jahrhundert später der tragische Ausgang des ritterlichen Günther des Schwarzburgers eine überraschende Aehnlichkeit hat. — Vom Vatican zum Werkzeuge auserſehen, hatte der einst so treue, und begabte Reichskanzler Petrus de Vineis*) geheimen Lockungen Gehör geschenkt

*) Sein eigentlicher Name war Pietro delle Vigna (oder ins Lateinische übersetzt: de vinea). Er stammte aus einer angesehenen, aber, wie es scheint, verarmten Capuaner Familie. (Vergl. de Blasiis „Delle vita e dell opere di Pietro della Vigna“, Neapel, 1860. Des Kaisers an alle Fürsten der Christenheit im März 1249 gerichtetes Schreiben (abgedruckt bei Huillard-Bréholles, VI. 705, sq.) verbreitet sich über jenen Vorfall folgendermaßen: „Nuper enim iste magnus presul — — temtavit occultis insidiis perdere vitam nostram et cum medico nostro qui Parme pridem in carcere tenebatur per legatum suum, qui ad tractatum hujus modi medius intervenit, fuit — nepharie machinatus, quod post ejus ad nos regressum nostro venenum haustui propinaret sub specie potionis. Cumque postmodum idem medicus — — ad nostram presentiam rediisset, ac mutis — — pollutus pollicitis vellit efficere quod spoponderat et jurarat,

und seinem Gebieter einen Mediziner zugeführt und empfohlen, der nichts als ein verruchter, von der römischen Curie gedungener Meuchelmörder war. — Aber der kaiserliche Greis ahnte oder errieth den Frevel und zwang den Missethäter, zuvor von der eigenen Arznei zu kosten, was dessen augenblicklichen Tod zur Folge hatte! Man ersieht hieraus zur Genüge, daß die so weise erlassenen Medizinalgesetze, ja die Begründung einer medizinischen Schule wenig gefruchtet, und wohl darf man an das hier erwähnte Ereigniß die Vermuthung anknüpfen, daß der Gewarnte von da ab Aerzten nicht mehr zu trauen vermochte, selbst da nicht, als ihn im Verlauf seines letzten Feldzugs in Unteritalien ein an sich keineswegs gefährliches Kranksein befiel!

Noch einmal hatte sich Friedrich in den Kämpfen gegen den Papst aufgerafft und im Momente äußersten Dranges sogar mit einer Schaar sarazenischer Truppen das Feld gehalten, als ihn ein ruhrartiges Uebel ergriff und zu Firenzuola in Apulien, 1250, — beim Mangel ärztlichen Beistandes, — schon in vierzehn Tagen wegraffte.*)

Wenn solche Vorfälle stattfinden konnten, wo es sich um das Schicksal einer Dynastie, eines ganzen Landes drehte, wie nichtig mag da die Sorge für den einfachen Krieger und dessen Loos gewesen sein? und wie sehr erklärt sich hieraus das Hinschwinden ganzer Armeen! — Mehr wie einmal mögen Führer und Feldherren durch plötzlich auftretende Seuchen zur gänzlichen Einstellung

---

parans nobis letiferam non ledificam medicinam, dextera Domini fecit virtutem, et fieri potuit quod a nobis transiit calix ille quin ejus amaritudinem liberemus. Hoc profecto singula tam per eum qui patenter in facinore deprehensus ea non potuit diffiteri, quam etiam per litteras interceptas continentes expressum hujus commercii mentionem nobis, et multis magnatibus in curia nostra presentibus liquide constiterunt."

*) Es bleibt eigenthümlich, daß diesem Kaiser, einem der genialsten Menschen seines Jahrhunderts, in der Jugend prophezeit worden war, er werde einst unter Blumen sterben. Deshalb vermied er die Stadt Florenz, dachte aber nicht an Firenzuola (nach einer andern Schreibart „Fiorentino", einem Schloß in der apulischen Landschaft Capitanata).

ihrer Operationen, ja selbst zur Aufgabe des Feldzugs gezwungen worden sein, und von den in frischer Kampflust ausgezogenen Heeren, wir wissen es ja wohl genug, kamen nur die dürftigsten Reste in die Heimath zurück!

Allerdings hatte, wie wir schon früher erwähnten, die salernitanische Schule Einfluß auf die die deutschen Heere begleitenden Aerzte ausgeübt, aber hinlänglich konnte die Fürsorge der Letzteren immerhin nicht sein, weil ihre Anzahl viel zu gering — und es ist unleugbare Thatsache, daß alle Kämpfe jener ritterlichen Periode wegen Mangels an geordnetem Sanitätswesen (und dem, was wir heutzutage „staatliche Fürsorge" nennen,) männermordender blieben, als die größten Kriege eines spätern Zeitalters oder der Gegenwart.

Vergebens suchen wir nach der großen Entscheidungsschlacht auf dem Marchfelde zwischen Ottokar und Rudolf von Habsburg in der (laut Angabe der Chronisten) mehr wie 14000 Leichen den Kampfplatz deckten, nach einer Wirksamkeit von Heilkundigen; vergebens forschen wir in den hinterlassenen Handschriften Geistlicher wie Laien, die uns aus jenen Tagen so viel zu berichten, nach der Thätigkeit von Aerzten, sowohl bei den Kämpfen im offenen Felde, wie in festen Plätzen und belagerten Castellen, ja, unsere reiche, bildungsfähige Muttersprache entbehrt thatsächlich jeder Bezeichnung für Männer von so wichtigem Berufe.*)

---

*) Schon Flavius Vegetius, im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebend, gibt sehr genaue und detaillirte Schilderungen über das Befestigungs- bezüglich Vertheidigungswesen seiner Zeit, namentlich während der Grenzkriege mit den Germanen; aber ebenso wenig finden sich bei ihm, wie den nachfolgenden Schriftstellern **Spuren**, die **eine geordnete** oder im Fortschritt befangene Militairkrankenpflege bei **Festungskriegen** nachweisen oder uns nur die Spuren derselben, Hospitäler z. B. namhaft machen. Aegidius Colonna, Schüler des heiligen Thomas von Aquino, Lehrer König Philipp's des Schönen von Frankreich, verfaßte für diesen die Schrift „de regimine principum", in dessen drittem Abschnitte, (Buch III,) er (freilich unter Zugrundelegung der Vorschriften des Vegetius,) aber mit höchst merkwürdigen

Und doch, welch hohe Bedeutung besaßen alle jene zahlreichen festen Städte und Burgen! Sie waren die festen Haltepunkte, die den Kaisern bei ihrer so oft angetasteten Autorität Rücken und Flanke deckten, Zuflucht gewährten, ihre Magazine bewahrten. Sie waren mit einem Worte ihre großen, strategischen Waffenplätze und Stützpunkte. Viele dienten vorzugsweise als Sammelorte der Heere, so Magdeburg schon in sehr früher Zeit gegen die Slaven, Regensburg für die Romfahrten; andere hinwiederum hauptsächlich für Kirchen-, Reichsversammlungen und Fürstentage, wie Mainz, Worms, Constanz, Frankfurt u. a. m. Alle waren wohl befestigt, boten Unterkunft für nicht unbedeutende Heereskörper und wurden im Laufe der Jahrhunderte meist vergeblich belagert, besonders aber Straßburg und Worms waren wehrhafte, mit jedem Bedarf wohlversehene Waffenplätze.*) Im Zusammenhalte mit der Existenz zahlreicher Hospitäler und Siechenhäuser der Berufskrankenpflege ist allerdings kaum anzunehmen, daß es an Einrichtungen zur Heilung verwundeter Krieger gänz-

---

Aenderungen und Zusätzen, die Lehre von der Befestigung (vom Burgenbau) vorträgt. Gedruckt wurde dasselbe zum erstenmale in Venedig 1473 und bald darauf in alle Sprachen, — sogar ins Hebräische, — übersetzt. Nirgends ist in demselben von Militairhospitälern, Aerzten und Heilkundigen die Rede. Erst bei jener denkwürdigen Belagerung der Veste Landstuhl durch die gegen Sickingen verbündeten drei Fürsten, (1523,) erscheint ein **Burgarzt**, dem Franz, voll edelster Selbstverleugnung, der eigenen, schweren Wunde uneingedenk, Rettung seiner mitverwundeten Krieger anbefiehlt.

*) Wormatia . . . murorum firmitate inexpugnabilis." Lamberti Annal. ad ann. 1073, bei Pertz, Script. 5. 204. Vergl. Arnold, „Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte". I. II. 164.

Die vaterländische Geschichte belehrt uns in diesem Sinne ziemlich genau: So wurde Würzburg 1077 und 1086 vergeblich belagert, desgl. Augsburg 1081 und 1087, Regensburg 1086; die Burg zu Marburg 1105, Cöln 1116 Regensburg ergab sich erst nach Absetzung des unglücklichen Heinrich IV. Burg Nürnberg erst auf dessen erhaltenen Befehl, Cöln nach seinem Tode. Alle Städte hatten sich in jenem Zeitraum wider des Kaisers Feinde erhoben. Aehnliches Schauspiel, wiewohl im Kleinen, boten unsere thüringer Städte in den zahllosen Fehden der nachfolgenden Periode, Erfurt, Mühlhausen, Nordhausen, Langensalza, auf das wir später zurückkommen.

lich gebrechen konnte, — ob dieselben aber tüchtig waren, — wie die Behandlung der Patienten beschaffen, wird wohl die Forschung nimmer nachzuweisen vermögen.*) — Weniger dürftig sind die Ergebnisse der Schlußfolgerungen in Bezug auf die weite Kette der Kolonien und Niederlassungen des Deutschordens in Preußen: Im Jahre 1231**) war der von Hermann von Salza entsandte Landmeister Hermann Balk mit einem kleinen Zuge von Kreuzfahrern und sieben Ritterbrüdern über die

*) Wir wiederholen, daß wir auf die Geschichte unseres Ordens, auf die Lazaretordnung vom Jahre 1181, abgedruckt in der Ordensgeschichte von Winterfeld, S. 70, 71 ff., nicht Bezug nehmen, um Bekanntes nicht zu wiederholen.

**) Nach einer neuen, gewiß unrichtigen Behauptung angeblich schon im Jahre 1125. Vergl. Dr. U Wernherr, „die Armen- und Krankenpflege der geistlichen Ritterorden in früherer Zeit. Berlin, 1874, S. 28.

Muthmaßlich ist der Zeitraum v. J. 1225 bis 1231 der richtige. Den Forschungen des soeben genannten Autors gemäß kamen die ersten Ordensritter, (Conrad von Landsberg und Otto v. Saleiden,) mit nur 18 reisigen Knechten recognoscirend ins Land. „Der erste Comthur war Conrad von Tuteln aus Thüringen.“ — (Hier ist wohl der Name Teutleben gemeint, den der Verfasser als „ehemaligen Kämmerer der heiligen Elisabeth“ bezeichnet, obgleich das Kämmereramt am Thüringer Landgrafenhofe seit den Zeiten Kaiser Lothars in den Händen der Herren von Fahnen, erblich war und urkundlich feststeht, daß der Kämmerer Landgraf Ludwigs des Heiligen jener Heinrich von Fahnern war, den der Minnesang jener Tage als „Heinrich den tugendhaften Schreiber“ preist.) — „Der erste Spittler war Heinrich von Zeitz. Die erste Burg, welche der Orden sich errichtete, lag auf dem linken Weichselufer, Thorn gegenüber. Sie war nur von Holz erbaut und der erste feste Wohnort des Ordens, der aus so kümmerlichen Anfängen in kurzer Zeit durch Tapferkeit, kluge politische Verwaltung und wohlgeordnetes Finanzsystem zu großer Macht gelangen sollte.“

Man nannte jene Burg, mit einem Anflug von Ironie: „Vogelsang“ —

Er nannte sie Vogelsang
Darauf sie nahmen des Orlogs Anfang
Mit wenig Wapnerr Krank

(wohl so viel als „mit einem geringen Bestande an kranken Kriegern“!

„Und sungen da viel Noten mang, —
Nicht der Nachtigalen klang
Sondern mancher Jammersang
Als der Schwan singet,
So ihn sein Sterben twinget.“ —

Vergl. die wörtlichen Angaben des genannten Autors, a. a. O.

Weichsel gesetzt und an der äußersten Grenze des Eroberten erhoben sich jene Burgen, deren strategisch glückliche Lage Kriegskundige noch heute bewundern, — so zuerst Thorn, dann Culm und Marienwerder. — Auf diesen vorgeschobenen Posten, in des Wortes eigentlichem Sinne, bildeten natürlich die Ordenshäuser die Brennpunkte der Thätigkeit, ritterlicher Krankenpflege. Bürger Niederdeutschlands und der Hansestädte wurden nach Preußen berufen, eine Stadt nach der andern gegründet, rings um jede Hauptburg der Ritter, und es erklang in Preußen wie in Schlesien das Lied der einziehenden deutschen Ansiedler: „in Gottes Namen fahren wir!" Die alte Mönchspflicht der Krankenpflege, sie diente jetzo **weltlichen** Zwecken, ein großes Invalidenhaus wurde zu Marienburg eingerichtet, worin der Orden für die alten Tage seiner wunden Brüder sorgte; an dessen Spitze stand der Oberstspittler, und den kleinen, untergeordneten Spitälern werden demgemäß je ein oder mehrere Unterspittler vorgestanden haben. Wenn die kriegerischen wie sonstigen Zwecke, die der immer mächtiger werdende Orden im Auge behielt, Manches in den Hintergrund drängen mochte, was mit dem ursprünglichen Gelübde im Zusammenhang stand, hob doch unwandelbar das Ordensgesetz die Nächstenliebe, „das Gold der Minne, womit der Arme reich ist, der sie hat, und der Reiche arm, der sie nicht hat," hervor, — es gemahnten große Siechenhäuser unter Aufsicht der Ordensspittler und die reich versorgte „Herreninfirmerie" zu Marienburg an die Tage, da die Brüderschaft, die im Lauf der Zeiten drei Fürstenthrone zu besetzen berufen war, unter den Zelten oder Segeltüchern von Akkon die Wunden pflegte; — noch ward jedes zehnte Brod aus den Ordensvorräthen den Armen gespendet. Alltäglich konnte ein „Visitirer" des Ordens erscheinen, alle Schlüssel und Rechnungen der Burg und des Hospitals abfordern und sämmtliche Brüder waren verpflichtet, ihm anzuzeigen, ob das Gesetz verletzt worden, das jede Tagesstunde in jeder Burg des weiten Reiches nach gleicher Regel leitete.

Also gedieh jenes einst so bescheiden angefangene, immer mächtiger anschwellende ritterliche Gemeinwesen. Im Jahre 1402 benutzte der Orden die ständige Geldnoth der märkischen Lützelburger zum Ankauf der Neumark, wodurch endlich eine gesicherte Straße ins Deutsche Reich gewonnen wurde, an der es so lange gefehlt, ein wichtiges Moment, nachdem der Besitz in letzterem allein zwölf Balleien umfaßte, darunter zwei von unerschöpflichem Reichthum, Oesterreich und das Rheinland! —

Allerdings ist uns die Anzahl der Hospitäler desselben nicht bekannt, allein wir dürfen wohl annehmen, daß in Tagen der Rivalität mit den Johannitern, Templern*) und andern Genossenschaften der Berufskrankenpflege ein Vergleich mit der Heilthätigkeit der Deutschherren nicht zu ihren Ungunsten ausfallen würde.**)

---

*) Ueber die Zahl der Tempelordenshäuser existiren bekanntlich die genauesten Nachrichten: Vergl. Math. Paris: „Habebant Templarii in Christianitate novem millia manericorum; Hospitalarii vero novem decim, praeter emolumenta et varios proventus ex fraternitatibus et praedicationibus provenientes et per privilegia sua accrescentes“.

**) „Diese Letzteren haben ihren Charakter als Pfleger der Armen und Kranken länger beibehalten, als die beiden andern ritterlichen Genossenschaften. Auch nachdem sie längst zu Landeshoheit über ausgedehnten Besitz und mächtiger politischer Bedeutung gekommen, erinnern die Conventsbeschlüsse sie fortwährend daran, daß die ursprüngliche Bestimmung des Ordens die Armen- und Krankenpflege gewesen sei:

„Di qmendur un ouch al andern brudere sullen merken dos do si czum erstin disen heiligen orden empfingin das si also vestliche czou dinen globitin den sichen also czou haldene den Orden czou ritterschafte.“

Allerdings wurden im Verlaufe der Zeiten die Ordenssatzungen mehrfach abgeändert, so namentlich unter dem Hochmeister Conrad von Ellrichshausen, (1442). Demgemäß wurde § 7 der „Regele“ bestimmt, daß zu allen Zeiten beim obersten Ordenshause und überall wo Meister mit Ordensrittern zu Rathe sitzt, (in den Conventshäusern, ein Spital auf Ordenskosten zu unterhalten sei. —

Die Behandlung in denselben wurde „von gemietheten Aerzten“ besorgt, die unter Umständen salarirt wurden. Als 1417 z. B. der Leibmedicus des Königs von Ungarn zur Behandlung des kranken Hochmeisters berufen wurde, erhielt er 200 Gulden baar, Hofkleidung, gute Verpflegung und Futter für

An diese Schlußfolgerungen dürfen wir noch einzelnes Thatsächliche anknüpfen:

Groß blieb die Härte gegen Gefangene und selbst kranke

---

4 Pferde. **Thatsache bleibt, daß die Zahl der Aerzte nicht immer genügte**, um alle Spitäler gleichmäßig zu versehen. Daher lag dem Comthur die Pflicht ob, zu sorgen, daß wenigstens in den Hauptspitälern die Behandlung der Patienten durch Mediziner gehörig erfolgte.

Auch durch dienende Brüder, vielleicht jene sogenannten „Halbbrüder", deren die Satzungen gedenken, war bestimmt, daß den Kranken „lieblich und getreulich aufgewartet" wurde. — Die Verpflegung der Patienten war eine durchaus sorgsame, Verköstigung gebotenermaßen eine bessere und reichlichere als die der Ordensbrüder selbst und nur der Hochmeister durfte vom Spitteltische speisen.

Durch besondere Stiftung des Meisters Curt von Feuchtwangen erhielten die Kranken in den Ordensspitälern schönes Weißbrod, während die Brüder am Conventstische sich mit schwarzem Kleienbrod begnügen mußten. Aller Abhub gehörte den Armen. Nächst der Verpflegung war die Verwaltung eine musterhafte zu nennen. „Die Einkünfte hatte jeder Spittler mit dem Comthur zu verrechnen. Im J. 1448 wurde festgesetzt: „Sunder von den Spitteln dasz die Spitaler alle ires spitales czinsen sollen bescheiben irem Comthur abir abirsten ober antworten die uns semliche beschriebene czinsen vordan obersendin sollin." „Mangelten dem Spittler die Mittel, so mußte sie der Comthur beschaffen, was nicht schwer war, da der Orden jährlich bedeutende Ueberschüsse hatte", die den Händen des „Treßlers" oder Schatzmeisters anvertraut wurden.

Ueber Behandlung der Kranken im Ordensspitale waren folgende Bestimmungen gegeben:

„Wenn ein Kranker, der nicht dem Orden angehört, ins Spital tritt, soll man denselben, ehe er zur Ruhe gebracht wird, beichten und das Abendmahl nehmen lassen, **wenn seine Kräfte es zulassen.** Besitzt er irgend etwas an Werth, so soll es der Bruder Spittler gegen Quittung in Empfang nehmen. Derselbe soll auch die Kranken ermahnen, an das Heil ihrer Seelen zu denken und was sie deshalb dem Orden vermachten und festgesetzt haben, das soll man für denselben behalten.

In den Hauptspitälern soll man an Sonntagen zu den Kranken in Prozession gehen, ihnen die Epistein und das Evangelium vorlesen und sie mit Weihwasser besprengen. In kleinern Spitälern fällt die Prozession weg. In keinem Falle sollen die Kranken Nachts ohne Licht sein. Auch den gesunden Ordensbrüdern war geboten, allerwärts, wo sie hinkamen, Nachts Licht zu brennen, damit der böse Feind nicht Macht über sie gewönne, ingleichen nicht ohne Unterkleider, oder ungegürtet sich niederzulegen, — was geistlichen Leuten nicht gezieme.

Ueberhaupt fand regelmäßige Ueberwachung statt. Alle „Firmarien" mußten von Ordensbeamten in bestimmten Terminen visitirt werden. „Di

oder verwundete Krieger, die in Feindeshand gefallen, vor Allem in den zahlreichen Begegnungen wider die Ungläubigen, aber auch die Wundarzneikunst verharrte noch auf einer niedrigen Stufe! —

Firmarie wart so gehalten das der Compthur czou den Kranken Herren ging se in 3 Wochen aynes und frogete sie um ire gebrechen; der Huscompthur alle Woche eyns, der Firmarienmeister alle Tage und kreydete ir Kost abe." (In Gewohnheiten 39.)

Allen von Krankheit befallenen Ordensbrüdern ward mit den übrigen Patienten völlig gleiche Behandlung zu Theil.

Oberbeamte waren indeß an jene Vorschrift nicht gebunden. — Auffällig erscheint, daß in solchen Fällen nicht der Arzt, sondern der Firmarienmeister also Spittler über Behandlung des leidenden Genossen zu entscheiden, die Erlaubniß zum Artzeneieinnehmen wie zum Aderlaß zu ertheilen hatte. Kein Bruder durfte ohne Urlaub des Oberen außerhalb der Firmarie baden.

Große Umsicht bekundete die Bestimmung, gemäß welcher Verwundete, mit Schwären Behaftete, wie Ruhrkranke von andern Leidenden streng abgesondert wurde.

Auch für die mit „viertägigem Fieber" Behafteten waren besondere sanitärische Bestimmungen wie z. B. auf Kost u. s. w. festgesetzt, auch konnten sich diese Patienten von Theilnahme am gemeinsamen Gottesdiensten dispensiren.

Bemerkenswerth bleibt, daß die Leichen früh beerdigt wurden. Diejenigen, welche vor der Vesper starben, konnten noch am selben Tage, diejenigen, welche später dahinschieden, „erst nach der Prima des folgenden Tages" beigesetzt werden. Frühzeitige Beerdigungen waren allerdings im ganzen Mittelalter üblich und durch die Wärme des Klimas in Palästina geboten. — Von dorther datirte also jenes Verfahren, da der Orden seine „Gewohnheiten" fortbehielt, auch nachdem er das gelobte Land verlassen.

Bekannt ist, daß Hab und Gut der versterbenden Brüder dem Orden zufiel, („visitatio ordinis",) doch konnte, nach einer Bestimmung des Hochmeisters Werner v. Kniprode, der sein Ende nahe fühlte, vor Empfang der letzten Oelung über einen Theil des Seinigen an Freunde verfügen, — eine weise Verfügung, die darauf hinwies, Schätze dieser Erde nicht zu sammeln.

Wir übergehen die Firmarenordnung in ihren übrigen Theilen, heben dagegen um so mehr hervor, daß in den Ordenssatzungen sich nirgends eine Spur findet, daß die Ordensheere im Felde von Aerzten begleitet wurden, wie unerläßlich auch in den ununterbrochenen Kämpfeu der Ersteren inmitten eines rauhen unwirthlichen Landes die Hülfe Heilkundiger sein mußte.

„Augenscheinlich war der Mangel an Aerzten schuld an dieser ungenügenden militairischen Fürsorge. Ergeben doch, (wie angedeutet,) die Ordensregeln an vielen Stellen, daß nur die Haupt-Ordensspitäler sicher mit Aerzten versehen werden konnten. Die kleineren mußten sich **oft ohne solche behelfen.** Auch im Felde haben also die verwundeten Ritter und Wappner des Ordens sich selber genügen müssen."

Unter den schlagendsten Beispielen der Periode brauchen wir nur wenige zu nennen. Conradin und sein Freund Herzog Friedrich, wie noch andere Unglücksgefährten des letzten Hohenstaufen

(Vergl. die Statuten des deutschen Ordens nach dem Originalexemplar. Königsberg, 1806 und Wernherr, a. a. O. S. 28—37.)

Weit weniger läßt sich über die Heilthätigkeit der Templer sagen, die allerdings nach der Regel des heil. Augustin und nach Satzungen, die zweifellos unter Mitwirkung Bernhardts v. Clairvaux ausgearbeitet worden, zu leben, deren Hospitäler im Oriente jedoch nur für die Brüder und Dienstleute des Tempels bestimmt waren, da ihre Wirksamkeit niemals auf Betheiligung am Werke der Mildthätigkeit und Barmherzigkeit, sondern mehr auf den Kampf gegen die Ungläubigen und den Schutz der Pilger gerichtet blieb.

Allerdings besaßen auch sie besondere Regeln für ihre Spitäler: „Man soll die Kranken bedienen", (sagt ihr Statutenbuch,) „wie Jesum Christum nach den Worten des Evangeliums: infirmus fui et visitatis me. Sie sollen friedlich und sorgfältig gewartet werden, denn dieser Dienst erwirbt den Himmel. Man soll ihnen geben, was sie bedürfen, Fleisch, von Vögeln und mannigfache Speise. Der Bruder Krankenwärter, stets ein Ordensritter, Ital. c. 23. tit. c. de ballicis,) soll den Brüdern im Krankenzimmer so viel Speise, als jeder verlangt, zubereiten, wenn er sie anders (etwa?) oder in der Stadt kaufen kann. Auch soll er ihnen Syrup zum Getränk geben, wenn sie ihn verlangen.

Gewisse Speisen, wie z. B. Hülsenfrüchte, Kohl in der Blüthe, Fleisch von Ochsen, Schweinen, Böcken und Hämmeln, durfte nicht auf den Tisch der Infirmaria, außer wenn ein Bruder, der das Recht dazu hat, eingeladen wird. —

Noch ist zu gedenken, daß Auftreten der Leprose bei Ordensmitgliedern, deren sofortigen Austritt oder wenigstens deren gänzliche Absonderung ausbedang oder zur unabwendbaren Folge hatte. Man verlangte oder erwartete selbst, daß der Aussätzige unverweilt seinen Uebertritt zu den Lazaristen anzeigen werde! —

(Vergl Original der Tempelordenssatzungen in der Bibliotheca Corsini zu Rom, mit den Worten beginnend: „Ci commencent les retrais et les établissements de la maison du temple."

Bei Wernherr, a. a. O. S. 38—42 und Règle et statuts secrets dés Templiers précidés de l'histoire de l'établissement, de la destruction et de la continuation moderne de l'ordre du Temple, publiés sur les Manuscits inédits des archives de Dijon, de la Bibliothéque Corsini à Rome, de la Bibliothèque royale à Paris et des archives de l'ordre. Par C. H. Maillard de Chambure, Conservateur des Archives de Bourgogne. Paris, 8, chez Brockhaus et Avenarius, 1810.

Hocherhaben über den Satzungen beider hier besprochenen ritterlichen Verbindungen stehen die Verfügungen zu Gunsten der Kranken, deren der Johanniterorden sich annahm. Dieselben datiren von dem Meister Roger

bestiegen **als Kriegsgefangene** das Schaffot. Ezzelin*), nach dem wildesten Widerstande bei Cassano verwundet, besiegt und gefangen, starb im Kerker **an seinen Wunden.** Sein Bruder Alberich, lebendig an den Schweif eines Rosses gebunden, wurde gewaltsam zu Tode geschleift. Auch die grausame Marter des Einkerkerns von Gefangenen in eiserne Käfige war bereits aufgekommen. So wurde z. B. des schlesischen Dynasten Boguslav Sohn von seinem Vetter Heinrich, zubenannt „der Dicke", in ein solches Gewahrsam gesteckt, — eine wahre Prokrustesbettstelle, in der derselbe weder zu stehen noch zu liegen vermochte. — Reich an Zügen der Grausamkeit waren die Fehden des Interregnums und der ganzen Folgezeit:

Der Böhmenkönig Ottokar namentlich hatte durch die entmenschtesten Handlungen den Haß des österreichischen Volkes auf sich geladen, einen der Landherren, Seyfried von Mährenberg, der wegen Krankheit nicht zeitig genug gehuldigt oder nicht höflich entgegengekommen, an einen Pferdeschweif binden und schleifen, ja, als auch diese grausame Marter ihren Zweck nicht erreichte, den unglücklichen Gefangenen an den Füßen aufhängen lassen!

---

des Moulins, 1179—1187) der dieselben am Sonntag Lätare 1181 zu Jerusalem erließ, und vermöge welcher die gesammte Heilthätigkeit der Brüderschaft wie alles, was mit derselben im Zusammenhange steht aufs Genaueste ordnet. Die Bestimmungen athmen den Geist der edelsten Menschenliebe und Opferfreudigkeit, werden darum auch für alle Zeiten zum Muster und zur Richtschnur für Diejenigen dienen können, die sich der Berufskrankenpflege weihen. — Das Original jener Satzungen oder Regeln befindet sich in der vaticanischen Bibliothek zu Rom, (Nr. 4852. p. 29,) aus welchem dasselbe in die treffliche Ordensgeschichte von Winterfeld, (Berlin, 1859.) S. 70 u. 71, in fließender Uebersetzung Aufnahme gefunden hat.

*) Ein bayerischer Rittersmann, Namens Ezzel oder Ezelin, der mit Kaiser Konrad II. nach Italien kam und von diesem für geleistete Dienste durch Belehnung mit den Burgen Onara und Romano, in der Gegend von Bassano und Padua, belohnt worden, gilt als Begründer dieses deutschen, durch Treue gegen die Kaiser ebenso, wie durch persönliche Vorzüge berühmten Stammes. Vergl. Verci, storia degli Ecelini, I, Prefaz. XXXVI, (Bassano, 1779.)

— Zahlreiche Adelsburgen, — was freilich in den Augen vieler Schriftsteller als Akt ganz besonderer Tugend und Herrschergröße gilt, — ließ der mächtigste aller damaligen Reichsstände stürmen und brechen und selbst die Kinder der gefangenen Burgherren von den Zinnen hinabstürzen.

Die grausamen und ruchlosen Verstümmelungen und Entmannungen Kriegsgefangener erhielten sich im Schwange. So hatte Kaiser Adolf der Nassauer ein Heer nach Thüringen geführt, das dazu ausersehen war, seine Autorität in jenem bekanntlich *gekauften* Lande herzustellen. Aber Ausschreitungen aller Art empörten Volk wie Landherren, und als die Klagen des Grafen von Hohenstein kein Gehör fanden, entmannten die Thüringer alle Gefangenen des kaiserlichen Heeres, aus schwäbischen und rheinischen Söldnerschaaren bestehend.*)

Wie corrupt die Ansichten der damaligen Heilkünstler waren, haben wir im vorigen Abschnitte, bei Erwähnung des „Ver-

---

*) Das alte, auf jenen Akt bezügliche Volkslied, aus dem Zeitraume von 1293 datirend, von dem Wolfgang Menzel, („Geschichte der Deutschen",) einen Passus mittheilt, lautet folgendermaßen:

„Dy edeln von dem rhyne,
Die rethin zu dem wyne,
Und quamen undir Raspenberg;
Des Konigis Hofgesinde
Begreiff dy gotis kinde, (Nonnen)
Und trebin schemeliche werg.
Gott mogt sy nicht irlidin,
Ire Buthil liez er snydin;
Daz waren lesterliche mer.
Sy han, nach myne gedunkin,
Ihre heller do vertrunkin,
Daz an die Buthyl worden lehr.
Do sy anheymden quamen,
Vnde ere wip vernamen,
Daz sy dy heller hattin verloren;
Vel besser were gefangin,
Sy worden ubil empfangin,
Danne solche smeheid unde zorn."

Vergl. Rothes „Thüringer" und Spangenbergs „Mansfelder Chronik".

giftungsversuchs“ auf Kaiser Albrecht, bereits näher erwähnt,*) daß aber dies Beispiel in seiner ganzen Monstruosität **nicht vereinzelt** dasteht, entnehmen wir wörtlich aus Henschel's „Geschichte der Medizin in Schlesien:**)

„Eine mit der Medizin in näherer Verbindung stehende Nachricht von zweien (andern) schlesischen Hofärzten giebt uns ein Zeitgenosse, Ottokar von Horneck, (ein Edler aus Steiermark, der unter Rudolf von Habsburg und Albrecht I. lebte und 1290 seine Chronik des Landes Oesterreich in Versen schrieb,) bei einer Begebenheit, die freilich, wie Klose***) schon bemerkt, romanhaft genug klingt: Heinrich IV. war durch seine Streitigkeiten mit Bischof Thomas in den Bann gerathen und hatte, um die Lösung davon zu erhalten, einen Rechtsgelehrten, (sollte es Peter der Protonotar gewesen sein, der bei Klose vom Jahr 1275 angeführt ist?) nach Rom gesendet. Dieser aber fälschte und veruntreute die ihm für die Curie mitgegebenen Gelder und sandte, als das Verbrechen entdeckt ward, um sich aus der Strafe zu ziehen, auf der Flucht ein in Venedig erkauftes Gift an seinen ebenfalls am Hofe Heinrich's als Leibarzt lebenden Bruder, damit er den Herzog vergifte. Solch argen Rath vollzog in der That jener Arzt, dessen Name verschwiegen wird, und der Herzog fühlte sich, nachdem ihm das Gift beigebracht war, bald darauf sehr unwohl. Nun hatte Heinrich an seinem Hofe noch einen zweiten Arzt, der ihn pflegte, den Meister Günzel. — **Dieser hing den Herzog alsbald bei den Füßen**

*) Rührend war die Treue zweier Edelknaben, der Brüder Pilgerin und Albert von Buchheim, die sogleich unaufgefordert die „vergifteten“ Speisen aufaßen, die der Kaiser übrig gelassen, um ihre Unschuld an der Vergiftung zu beweisen. (Vergl. Wolfgang Menzel, „Geschichte der Deutschen“, S. 407 ff.)

**) S. 87.

***) Klose, I. 30. Br. p. 492. Schles. diplom. Nebenst. St. I. S. 48 f.

auf, „wie man denjenigen thun muß", sagt Horneck, so Gift in sich empfinden." —

Der Herzog genas wirklich durch diese seltsame Cur. Kaum aber war er gesundet, so machte der Bösewicht, im Auftrage des betrügerischen Bruders, einen neuen, nur zu erfolgreichen Versuch, den Herzog zu vergiften: er bestrich nämlich eine Messerklinge mit dem erhaltenen Gifte und tauchte sie in eine dem Reconvaleszenten bereitete Mandelmilch. Sehr bald spürte nun auch der Letztere die Wirkungen und ließ abermals den Magister Gunzlein kommen. — Dieser gab jedoch jetzt keine Hoffnung, sondern rieth ihm, das Heil seiner Seele zu bedenken. Wirklich starb er 1290 in der Johannisnacht, nachdem er angeblich seinen Mörder vor sich kommen lassen, ihm vergeben und edelmüthig die Großen seiner Lande gebeten hatte, ihn nicht am Leben, sondern nur mit Landesverweisung zu bestrafen. — „Das Gift aber," setzt Ottokar, (der Chronist,) hinzu, „zersprengte ihm Bauch und Brust, und man konnte alles, was am Menschen oberhalb des Herzens liegt, frei und offen liegen sehen."

Der letzte Zusatz zeigt nun freilich die Ausschmückung dieser ganzen Geschichte, doch liegt in den Hauptthatsachen derselben, um so mehr, (da Horneck sonst als Chronist ein Zeuge von historischem Werth ist,) im Allgemeinen kein Widerspruch. (Auch) alle polnischen und schlesischen Zeitbücher stimmen darin überein, daß Heinrich IV. vergiftet worden sei; — leider kommt eben das Vergiften nur allzu oft in der Geschichte der schlesischen Fürsten vor — und selbst der Vater, Heinrich III. (1266) soll nach Aussage Pol's, Dlugos u. A. ein gleiches Schicksal gehabt haben.

Gewiß ist, daß Heinrich IV. schon im Februar 1290 in Breslau krank lag, und daß das Gift, das man ihm ge=

mischt, aus Italien, der alten Giftküche,*) kam, ist ebenfalls den Umständen angemessen, sowie auch die übrigen Angaben eine historische Farbe tragen: so daß wir auch die Verzeihung, die Heinrich dem Mörder angedeihen ließ, sowohl der versöhnlichen Stimmung, in der er sich am Ende seines Lebens befand, als dem Beinamen „des Milden", den ihm die Geschichte verliehen, ganz entsprechend finden." —

Ungefähr gleichzeitig, (1278,) hatte Markgraf Otto aus Anhaltischem Stamme eine blutige Nachbarfehde mit Erzbischof Günther von Magdeburg bestanden, wurde gefangen und in einen engen Käfig gesteckt, aber gegen so geringes Lösegeld wieder freigegeben, daß er höhnend ausrief: „Ihr hättet mich gewappnet aufs Roß setzen und mit Gold und Silber so hoch überschütten sollen, als die Lanzenspitze reicht, — das wäre ein Lösegeld gewesen, meiner würdig!" — Kaum in Freiheit gesetzt, griff er wieder an, wurde aber von den Wällen Magdeburgs herab in den Kopf geschossen, daß er die Pfeilspitze ein Jahr lang mit sich herumtragen mußte und ihm für alle Zeiten der Name: „Otto mit dem Pfeile" blieb.

Eine schöne Illustration zum Charakter und Wesen der Chirurgie jener Tage können wir noch aus nachfolgenden Thatsachen entnehmen:

Wie Herzog Casimir 1373 bei Belagerung von Königsberg einen Pfeilschuß in den Hals erhielt, mußte er sich nach Stettin begeben, wo sich damals beim Herzog von Pommern ein Arzt aufhielt, um sich herstellen zu lassen, wie wir dies aus einem Liede des Garzäus ersehen:

---

*) „Bekannt ist, daß schon im XI. Jahrhundert die alte Giftmischerin Sichelgaita, die Longobardenfürstin, ihre heillose Kunst von den salernitanischen Aerzten lernte." (?) Vergl. Ordericus Vitalis Histor. ecclesiastic. ad. An. 1085. Ackermann, Reg. Salernit. p. 39. Henschel, a. a. O. S. 89.

„Se leden den Herrn up enen halwen Wagen,
Und forden e wol gegen Gaarze,
Von Gaarze tho Stettin, in de werde Statt —
Tho enen kloken Arzte.
Arzte, leue Arzte myn,
Kann se wol Wunden helen,
Ick hebbe der Sorge und Stedde so veel,
Sie scholen de werden tho Dehln.
Und als he tho dem Arzte quam,
Syn Lewen nam een Ende."
ꝛc. ꝛc.*)

Aehnliches berichtet Klöden**): Zwei märkische Ritter, Johann von Quitzow zu Plauen und Cuno von Wolffen (Wulffen) zu Grabow bei Magdeburg, befehdeten sich. Bei einem Zusammentreffen rannten sie mit eingelegten Lanzen auf einander und hoben sich gegenseitig aus dem Sattel. Letzterer sank todt zur Erde, der Erstere war schwer am Auge verwundet. Nach Plauen auf seine Burg zurückkehrend und von den heftigsten Schmerzen gequält, lud der von Quitzow einen fahrenden Chirurgen, der auf dem Jahrmarkte zu Brandenburg seine Bude aufgeschlagen, ein, zu ihm zu kommen, um ihn zu heilen.

Dieser Letztere jedoch, der den reichen Ertrag seiner Praxis momentan gefährdet sah, ließ die Antwort an ihn ergehen: „Er solle sich nur einige Tage gedulden, wenn er nach Magdeburg ziehen würde, werde er zu ihm kommen." — Wirklich fand er sich auch nach drei Tagen mit seinem unzertrennlichen Gefährten und Gehülfen, einem Possenreißer, beim Verwundeten ein und behandelte das Auge unter vielen Schmerzen des Patienten, die jener unzertrennliche Genosse demselben durch Witze und Schwänke zu vertreiben oder weniger empfindlich zu machen suchte. — Er schickte sich aber bald wieder zum Aufbruche an und ließ, von

*) Vergl. Möhsen, „Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg, besonders der Arzeneiwissenschaft". Berlin und Leipzig, 1781. 4. S. 306 und 307.

**) Vergl. Klöden, „die Mark Brandenburg unter Kaiser Carl IV." Berlin, 1836.

Quitzow reichlich belohnt, einen Topf mit Salbe zurück, nachdem er einem alten Weibe die weitere Behandlung des Leidenden anempfohlen hatte, um seine Künste auf dem Jahrmarkte zu Magdeburg weiter fortzusetzen. Erst nach einem Vierteljahre erfolgte die Heilung des Auges, jedoch unter völliger Einbuße der Sehkraft! —

Ebenso ließ König Mathias Corvinus von Ungarn, der in einem blutigen Gefechte mit den Moldauern eine bedeutende Wunde erhalten, bekannt machen, daß der, der ihm helfen und ihn vollkommen herstellen würde, große Reichthümer erhalten solle. Aber volle vier Jahre vergingen, während welcher Zeit sich niemand hierzu gemeldet hatte, bis es 1468 Hans von Dockenburg (? Toggenburg ?) aus dem Elsaß wagte, die Behandlung des Königs zu unternehmen. Wirklich gelang ihm, wie wir später noch darthun werden, die Rettung seines Patienten und erwarb er damit nicht nur reiche Geschenke, sondern auch die Achtung und Freundschaft des Monarchen, der ihn zu seinem Leibarzt ernannte.

Fälle, wie wir ihrer drei hier einzeln dargestellt, sollen in Menge vorgekommen sein, und erscheint es nur zu glaublich, wenn behauptet wird, daß es fast zum Alltäglichen gehörte, wenn (im Verlaufe zahlloser Fehden) eingedrungene Pfeilspitzen oft vier, ja selbst mehr Jahre im Haupte oder Körper verwundeter Krieger stecken blieben und selbst angesehene Reichsfürsten, wie fünf mecklenburgische Herzöge, sich bis Eingangs des 17. Jahrhunderts in Nothfällen der Hülfe von Abdeckern, Schäfern, Zigeunern und Priestern bedienen mußten.*)

Ueberflüssig dürfte es sein, nochmals einer längern Reihe von Beispielen der Grausamkeit, ja raffinirtester Tücke so mancher Heerführer und Machthaber gegen Kriegsgefangene zu folgen und fernere Schlüsse auf den Geist des Zeitalters, wie die em-

---

*) Vergl. Gründer, a. a. O. S. 217 ff.

vörendste Unmenschlichkeit und Gefühllosigkeit gegen verwundete und kranke Krieger ziehen zu wollen,*) wie wir denn im Grunde mit Beschämung eingestehen müssen, daß, einzelner Fortschritte in den Wissenschaften unerachtet, die Zustände ungefähr dieselben blieben, wie im Verlauf der Kämpfe im gelobten Land.

Einige der wenigen Spuren ärztlicher Thätigkeit auf einem deutschen Schlachtfelde finden wir im Verlauf des Kampfes bei Göllheim, am 2. Juni 1298. Beide Führer, König Adolf wie sein Gegner Albrecht von Oesterreich, haben bald nach Beginn des Kampfes ihre Mittel- und Hintertreffen näher herangezogen, um mit ihnen nicht nur die Lücken auszufüllen, sondern auch den entscheidenden Stoß zu führen. Adolf, viel zu sehr von Kampflust erfüllt, als daß er, wie sein Rival, sich mehr seines Feldherrenamtes als seiner Ritterpflicht bewußt wäre, führt persönlich das zweite Treffen zur Unterstützung vor, bemerkt aber, am Fuße des Hasenberges angekommen, mit Entsetzen, wie Albrecht's Schaaren, von allen Seiten zum Angriff vorrückend, rings die Abhänge des Berges bedecken. Nichts Gutes ahnend, sucht er seinen dicht neben ihm reitenden Sohn Ruprecht

*) Erzbischof Sigfried von Cöln begann, von Adolf von Nassau und andern Bundesgenossen unterstützt, eine heftige Fehde gegen Grafen Adolf von Berg, der seinen Bruder bei einer Wahl des Domcapitels an jenes Ersteren Stelle durchzubringen getrachtet und nachmals Beistand an den Grafen von Brabant, Jülich, von der Mark und selbst der Cölner Bürgerschaft gefunden. In der Schlacht bei Worringen, (1288,) wurde der Erzbischof gefangen und blieb sieben Jahre in Haft. Aber endlich aus dem Kerker erlöst, ließ er dem Grafen Adolf auflauern, ihn ergreifen und nackt, mit Honig bestrichen, in einem eisernen Käfig aufhängen, **um ihn den Stichen unzähliger Insekten preiszugeben.** (Vgl. Wolfgang Menzel, a. a. O. S 404.)

Im nämlichen Zeitraume fuhr Albrecht der Habsburger fort, gegen Kriegsgefangene zu wüthen. Bürgern von Wien, allerdings Rebellen, ließ er (unter gewaltsamer Vernichtung der Urkunden über ihre städtischen Rechte und Freiheiten,) nach Herzenslust Augen ausstechen, Zungen abschneiden, Finger abhacken u. s w. (Vgl. Wolfgang Menzel, a. a. O. S. 406, dagegen Alphons Mücke: Albrecht I. von Habsburg, Herzog von Oesterreich und römischer König, ein Beitrag zur deutschen Staaten- und Reichsgeschichte im 13. und 14. Jahrhundert. Gotha, 1866, Seite 8 und 9.)

zu bewegen, der drohenden Gefahr aus dem Wege zu gehen. Dieser aber hält treu bei seinem Vater aus; in der Noth will er ihn am allerwenigsten verlassen!

Aber auch Herzog Albrecht führt das Mitteltreffen persönlich ins Handgemeng; jetzt im entscheidenden Augenblicke darf er nicht fehlen, um den Muth der Kämpfer durch seine Gegenwart zu beleben und dadurch Adolf's persönliche Theilnahme am Kampfe aufzuwiegen. Dennoch vergißt er sich nicht so sehr, daß er, gleich Jenem, in ritterlichem Drange den ersten besten Feind angreift und zu Boden streckt. — Furchtbar wüthet des Königs Schwert unter den ihm zunächst gegenüberstehenden Böhmen, da er den feindlichen Nebenbuhler nicht sogleich aufzufinden vermag. Doch bald stürzt er verwundet mit seinem ihm unterm Leib erstochenen Rosse zu Boden. Erschöpft und halb ohnmächtig wird der König von den Seinen zurückgebracht, **um sich im Lager verbinden** und eine neue Rüstung anlegen zu lassen.

Der unglückliche Ausgang dieses Tages ist bekannt. Wir wissen, daß Adolf, ohne Helm aus den Händen der Heilkundigen hinwegeilend, Krone und Leben auf dem Schlachtfelde eingebüßt; — nur von hohem Interesse bleibt es, das Vorhandensein **eines Verbandplatzes** außerhalb der Schlachtlinie erwähnt und hervorgehoben zu sehen. Aber noch immer lichtet sich das Dunkel nicht, das über das Sanitätswesen im Felde verbreitet ist. —

Nachdem König Albrecht dem Meuchelmord erlegen, hatte Heinrich VII., der Lützelburger, den Thron bestiegen, und schon bei diesem Ereigniß ersehen wir, daß der Letztere, (aller päpstlichen Bullen unerachtet,) **seinen Leibarzt**, den bekannten Peter Aichspalter,*) aus den Reihen der Großwürdenträger der Kirche

---

*) Dieser, nach den glaubwürdigsten Angaben, (vgl. gesta Treviror. ed Wyttenb. et Müller, II, Animadv. & Addit. 2.) aus Trier stammende Sohn unbemittelter Eltern, hatte sich durch hervorragende **medizinische Kenntnisse** zum Leibarzte Rudolf's von Habsburg emporgeschwungen und noch bei dessen Lebzeiten mehrere bedeutende geistliche Würden in seiner Vaterstadt, zu Basel, später Maynz, Bingen u. s. w. erlangt. — Ueber den schweren Verdacht,

erwählen und jener Prälat, der sich bereits zum Erzbischof von Maynz und Canzler des Reichs emporgeschwungen, auch gleichzeitig Beichtiger des Reichsoberhauptes sein darf.

Für Förderung des Sanitätswesens in der kampfdurchwogten Zeit geschieht aber nichts, was uns ein flüchtiger Blick auf den so verhängnißvollen Römerzug Heinrich's beweist, der in engem Rahmen ein vollständiges Abbild der gesammten Periode bietet:

Fortgesetzte Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen, welch letzterer Partei der Kaiser sich zugesellt, Triumphzüge und Krönungen, Waffenerfolge der Deutschen, durch Verrath mächtiger Reichsvasallen in Italien paralysirt, indessen mörderische Epidemien Schaaren deutscher Krieger ein Grab auf italischer Erde bereiten und endlich der Kaiser selbst aus den Händen eines Priesters die geweihte Hostie empfängt und, im Wahne, das Abendmahl zu genießen, dem Gifte erliegt, das ihm feindliche Tücke gemischt, — dies etwa sind die Hauptzüge des Schauergemäldes, das sich dem Auge darstellt!

Schon während der Belagerung von Brescia hatten die Dinge eine mehr wie ernste Gestaltung für die Deutschen angenommen. War auch bei einem Ausfalle der Führer der Guelfenpartei, (Tibaldo de Brassati,) gefangen genommen, hatte die Erbitterung über den von Ersterem geübten Verrath denselben blutiger Marter geweiht und ihn auf kaiserlichen Befehl in eine Kuhhaut eingenäht, an den Schweif eines Rosses gebunden, nach anderer Leseart von wilden Eseln gezogen, zu Tode schleifen lassen, — wie durch Walten der Nemesis hatte die „Pest" ihr Gorgonenhaupt da an der nämlichen Stätte erhoben und ihren Weg ins kaiserliche Lager gefunden, das bald verödet zum Schauplatz des Entsetzens ward: Mehr wie sieben tausend Lanzenträger und

---

der auf ihm lastet, schon im Voraus von dem wider Albrecht I. geplanten Meuchelmord gewußt zu haben, und seine Beziehungen zu Papst Bonifaz VIII. vgl. auch Ochs, „Geschichte von Basel", II. 7, und J. F. Ad. Mücke: „Albrecht von Oesterreich und römischer König", a. a. O.

siebzig Führer lagen unbestattet, außerdem aber eine Masse gemeiner Krieger und Haufen todter Pferde, die den Pestgeruch in die Weite verbreiteten.

Wenig genug wird uns von dieser menschenmordenden Epidemie berichtet; über die Abwehr derselben, über heilsame Vorkehrungen für das deutsche Heer **schweigt die Geschichte gänzlich**!

Ohne Zweifel war es bereits Hungersnoth gewesen, die die Operationen gehemmt hatte. „Tunc fuit maxima penuria in Lombardia", berichtet ein Zeuge der viermonatlichen Belagerung im Jahre 1512.*) „Plures ego vidi", fährt derselbe fort, „fame perire, — pauperes colligebant sanguinem belluarum que occidebantur a lanionibus, et comedebant." Und demunerachtet errang handfeste Tapferkeit weitere Erfolge und Capitulation machte dem Widerstand ein momentanes Ende, indeß die Zettelungen der Gegner in Rom, der Krönungsstadt, neue und neue Schwierigkeiten hervorriefen! — Schon unmittelbar nach der Krönung hatten viele Fürsten mit ihrem kriegerischen Gefolge stürmisch die Heimkehr verlangt! Jene böse Luft, die unter dem Namen „Malaria" noch bis in unsere Tage bekannt ist, und

*) Vgl. Guerinus, Chron. Placent. Monum. histor. ad provinc. Parmes. et Placent. pertin. III. 3, 368. Vom 7. bis zum 13. Jahrhundert wird weitverbreiteter und verheerender „Pesten" immer häufiger gedacht, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Mehrzahl jener Epidemien der eigentlichen Bubonnenpest, (deren Auftreten wir im vorigen Abschnitte zu schildern versucht,) angehörte, obschon oft genug mit diesem allgemeinen Namen auch andere Krankheiten, z. B. der Petechialtyphus, eine blatternartige Seuche, und selbst die Ruhr, bezeichnet wurden.

„Das chronistische Interesse, welches die Krankheiten jenes Zeitalters darbieten, ist durch die Abhandlungen von Webster, Willalba, Schnurrer, Frari u. A. m. befriedigt. Um so lückenhafter ist die eigentliche Geschichte der Pest in dieser Periode. Nichtärztliche Schriftsteller begnügen sich in der Regel, die Dauer der Seuche, höchstens noch die Zahl der von ihr weggerafften Opfer anzugeben, und bei den Heilkundigen wird uns außerdem nur vom Zorne Gottes, dem Obwalten wiedriger Constellationen, von Erdbeben, Meteoren und ungünstiger Witterung berichtet, — fast nichts aber, oder doch höchst Ungenügendes über die Erscheinungen, Natur und Ursachen des Uebels gesagt." Vgl. wörtlich bei Haeser, a. a. O., S. 98 ff.

jene eigenthümlichen Fieber, die man nach ihr benannt,*) zu erzeugen pflegt, gaben den Vorwand ab, „die Pflicht der Heeresfolge als erfüllt“ darzustellen.

„Kehre heim an Deiner Mutter Brust“, hatte der Kaiser dem um die schweren Verluste an Mannschaft beim Sturm auf das Capitol wehklagenden Ritter von Blankenburg geantwortet, und war mit seinen arg gelichteten Schaaren furchtlos den Florentinern und der mit denselben verbündeten Guelfenpartei entgegengezogen.

Aber trotz des Heranrückens von Verstärkungen aus Deutschland wie aus Sicilien und mehrfacher Waffenfolge, waren seine Tage bereits gezählt: Da des Kaisers und seiner Alliirten Streitkräfte denen Robert's von Neapel und seiner andern Gegner jetzt so bedeutend überlegen waren, daß sein Sieg kaum zweifelhaft, die Lage des Feindes aber um so kritischer erschien,**) so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die Bedrohten kein Bedenken trugen, des in Italien längst so gebräuchlichen Mittels sich zu bedienen, einen gefährlichen Widersacher durch Gift aus dem Wege zu räumen.

Zu Buonconvento, (auf dem Zuge gegen Neapel, 24. Aug. 1313,) nahm Heinrich das Abendmahl aus den Händen eines Dominikaner-(Prediger-) Mönchs und wurde sofort von tödtlichen Schmerzen

*) Bekanntlich auch: „aria cattiva“, von der in allen Sumpfgegenden bei Glühhitze sich entwickelnden, schweren und schlechten, (von Pilzsporen und schwebenden Luftinfusorien erfüllten Atmosphäre also genannten Miasmen, welche heftiges Fieber und schleichendes Siechthum erzeugen. — Neben häufigem Wechselfieber traten aber auch Krankheitserscheinungen auf, die mit der asiatischen Cholera verwandt scheinen. — Die Malariafieber wurden übrigens 1553 und 1556, (vermuthlich durch Seefahrer,) in den Niederlanden eingeschleppt. Zu ihnen gehört jedenfalls auch die „febris biliosa putrida“, eine Art Faulfieber der Jahre 1572 und 1574. Schon vor diesem Zeitraum hatten sich die Malariafieber über ganz Europa verbreitet. Vgl. Forestus, „Observat. med.“ VI, 26. Palmarius, „De morb. contag.“ Par. 1578, p. 322, Haeser, a. a. O., S. 320.

**) Sismondi, „Hist. des Republ. ital.“ IV. 334 sq. und Barthold, „Heinrich VII. Römerzug“, II, 419, 448.

ergriffen. — Vergeblich soll ihn sein Arzt beschworen haben, rasch durch ein einfaches Mittel die vergiftete Hostie zu beseitigen. Standhaft weigerte sich der kaiserliche Dulder mit der Erklärung, daß er den Leib des Herrn, den er genossen, nimmer von sich geben wolle. Sterbend sprach er zu seinem Mörder: „Mit dem Kelche des Lebens hast Du mir den Tod gegeben, aber fliehe, bevor die Meinen Dich ergreifen.“*)

Wir ersehen aus dem Vorgesagten die Anwesenheit eines kaiserlichen Arztes, sowie das Vorhandensein der unerläßlichsten Medikamente.

Nichtsdestoweniger fehlt es selbst an deutschen Federn nicht, die eine anderweite Darstellung des Sachverhaltes anzustrengen suchen! — Nach ihrer Ansicht hatte bereits die Pestepidemie vor Brescia des Kaisers Gesundheit, gleich der vieler überlebender Krieger, hart angegriffen und das Siechthum, das er bei heißer Jahreszeit in Italien umhergetragen, während die Beschwerden eines im Panzer, zu Pferde fortgesetzten Heereszugs den letzten Rest der Körperkräfte aufgezehrt. — Thatsache mag bleiben, daß sich schon seit dem Auszuge von Pisa Fieberfälle gezeigt und *die Aerzte ein kaltes Bad anriethen*, das ohne Wirkungen

---

*) Die Gründe, welche die ruchlose That als zweifellos hinstellen, sind von Adolf Freimund, (Dr. Martin Runkel,) in Schmidt's Zeitschrift für Geschichte, (VI. 482,) in der lehrreichen Abhandlung: „Die historisch-politische Schule und Böhmers geschichtliche Ansichten“, 29 f. (Berlin, 1845) am bündigsten zusammengestellt. Sie erhalten eine nicht unbedeutende Verstärkung durch folgenden Passus eines Cremonesischen gleichzeitigen Chronisten zu 1313, bei Pertz, S. XVIII, 808: „Et de hoc littere certe venerunt in Cremonam et alibi. Et publice dicitur et sic pro certo creditur quod quidam frater de ordine Predicatorum eum, (den Kaiser,) attossicavit, *dando sibi hostiam in communione*“, sowie durch nachstehende Aeußerungen eines gewöhnlich wohlunterrichteten, zeitgenössischen, französischen Autors: „Henericus Romanorum imperator — — applicans Bauconventum — — morbo pariter et febre correptus, velut dicebant aliqui, eucharistiam sumendo de manu sacerdotis et proprii confessoris de ordine fratrum Praedicatorum existentis, corrupti pecuniâ, per regem Robertum, vel ut veriùs, creditur, per Florentinos sibi adversarios, veneno potionatus diem vitae clausit extremum. Guill. de Nangis contin. bei Bouquet, XX, 607.

blieb. Allein die tödtlichen Schmerzen und der Hintritt erfolgten lediglich unmittelbar nach dem Genuß der heiligen Sacramente und vergeblich nur hat der römische Clerus sich angestrengt, die Vertheidigung des feigen Giftmischers und Meuchelmörders zu führen. Um so unleugbarer und charakteristischer dagegen bleibt, daß die Katastrophe abermals gänzliche Auflösung und Zersplitterung des kaiserlichen Heeres nach sich zog und der Feldzug, der den ruhmvollsten Ausgang verheißen, ein klägliches Ende nahm.*)

*) Aus mehrfachen Thatsachen dürfen wir zur Schlußfolgerung gelangen, daß die Pflege kranker und verwundeter Krieger sich noch immer vorzugsweise in Händen der Ordensgeistlichkeit befand. Davon besitzen wir ein klares Beispiel an jenem Zwischenfalle, der im Jahre 1342, (nach Angabe der Chronik des Erfurter Petersklosters, 1344,) dem Kampfe bei Arnstadt, (im Verlaufe jener blutigen, unter dem Namen des „thüringer Grafenkriegs" bekannten Fehde,) eine eigenthümliche Wendung gab.

Günther von Schwarzburg, (der nachmalige deutsche König), sowie seine Verbündeten, die Grafen Friedrich und Hermann von Weimar und Orlamünde, hatten Markgraf Friedrich den Ernsthaften aufs Haupt geschlagen und die Verfolgung seiner flüchtigen Schaaren in der Richtung von Erfurt angetreten, als aufwirbelnde Staubsäulen und kriegerische Drommetenklänge das Eintreffen frischer Hülfstruppen und Wiederherstellung der Schlacht vermuthen ließen. Aber nur zu spät erwies es sich, daß auf Anordnung des Abtes zu St. Petri in Erfurt drei Klosterwagen angespannt worden und die dem Markgrafen verbündete Bürgerschaft diesem Beispiele gefolgt, sich daher ein langer Wagentroß gebildet hatte, dem die Aufgabe zu Theil, Todte und Verwundete aufzuheben und in die Stadt zu schaffen.

Nicolaus von Syghen und in Uebereinstimmung mit ihm der Chronist Jovius (Götze) berichten: „Abbas Sti. Petri conjungi jussit tres carrus monasterii, in quibus defuncti adduci deberent. Simile fecerunt aliqui de civibus amicatis et potentioribus erford., qui suos defunctos ad paterna sepulcra tumulari affectabant **aut etiam vulneratos** si qui nondum essent defuncti sed lesi ad Erfordiam reducerentur et sic cum aliquali potentia licet timore erf. exeuntes habentes duos fistulatores in curribus. Qui cum Arnstete venissent cum magno clamore atque strepitu nutu dei civitati appropinquarunt."

Markgraf Friedrich selbst, arg verwundet, suchte Schutz und Heilung in den Mauern der Stadt, wie die Agthesche und Syghensche Chronik bemerken. „Do bleip her zcu Erforte in der Stadt fier gantzir wochin, vnde konde wedir gesitzin noch gelegin, alzo waz her zcuslagin." („Landgravius Fridericus in tantum percussus atque vulneratus fuit, ut per integrum mensem, s. IV. septimanas erfordie in lecto decubuit, ita ut vix sedere aut jacere posset.)

IV.

Mittheilung über das Militairsanitätswesen in außerdeutschen Heeren Einfluß des schwarzen Todes oder der Bubonenpest auf den englisch-französischen Krieg, 1348, Andeutung über die Folgen jener Epidemie.

Kaum günstiger erscheinen die Zustände in außerdeutschen Heeren und in den Kämpfen Englands und Frankreichs während der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts:

Als König Heinrich V. mit Frankreich Krieg führte, ernannte er indeß bereits sogenannte Feldärzte, die sich freilich wenig von den Barbierchirurgen im feindlichen Heere oder den englischen sogenannten „Plasterers" unterschieden haben mögen.*). Unter ihnen erscheint u. A. ein gewisser Colnet, welchen jener Monarch auf ein Jahr in Dienst nahm und ihm drei reitende Bogenschützen, (jene vielgerühmten „Archers",) zu persönlicher Bedeckung mitzubringen aufgab. Als Löhnung erhielt derselbe vierteljährlich 10 Mark oder Pfund und täglich 12 Denarien als Diäten, indeß jeder Bogenschütze vierteljährlich 5 Mark und 6 Denarien täglich bekam. Ebenso verhielt es sich mit dem obersten Feldwundarzte Mostrede, der 15 Mann, wovon 3 Bogenschützen, die übrigen 12 aber **Wundärzte** sein sollten, zu stellen hatte. — Diese waren sonderbarer Weise den Bogenschützen in ihren Soldverhältnissen gleichgestellt, durften Feinde gefangen nehmen, ja sogar auf Beute ausgehen! — mußten aber von Allem, was den Werth von 20 Pfund überstieg, dem Könige den dritten

---

*) Vergl. Gründer, Gesch. der Chirurgie, 208.

Theil abtreten; dagegen bekamen sie ihren Sold im Voraus bezahlt, — oder, (in Ermangelung baaren Geldes,) das Recht, Kleinodien aus dem königlichen Schatze in Pfand zu nehmen, ein unwiderlegbares Zeichen von der Wichtigkeit oder dem Werthe ihrer Stellung. — Immerhin wissen wir nur Einzelnes von der Thätigkeit der englischen Wundärzte zu berichten, und es mag nicht auf leerer Vermuthung beruhen, wenn man die Ansicht ausgesprochen findet, daß die Engländer die Chirurgie mehr oder minder vernachlässigt.*)"

Gleichzeitig weist unsere Ordensgeschichte nach, daß Wundärzte ihrer Pflicht auf Verbandplätzen oblagen, deren Neutralität oder Unantastbarkeit von den Partheien anerkannt war:

Juan Fernandez de Heredia, Castellan von Amposta, Großprior von Castilien und Ordensstatthalter in Europa,**) war von Papst Clemens VI. als Friedensvermittler zwischen König Philipp von Frankreich und Eduard III. abgesandt worden, hatte sich aber, von Letzterem mit allen Vorschlägen abgewiesen, ins französische Kriegslager zurückbegeben und seine Dienste zur Verfügung des Königs gestellt. Als es am 26. August 1346 bei Crecy zur Schlacht gekommen, kämpfte Heredia an Philipp's Seite und lieh ihm im entscheidenden Augenblicke sein Pferd zu rettender Flucht, während er selber zu Fuße unerschrocken weiterkämpfte. Der Uebermacht weichend, vom allgemeinen Strom der Fliehenden fortgerissen und von schweren Wunden bedeckt, ist er kaum im Stande, den Verbandplatz zu erreichen. „**Während er aber noch unter den Händen der Wundärzte liegt**, wird ihm die Kunde, daß die englischen Offiziere laut sein Benehmen tadeln, weil er als Gesandter in den Reihen der Franzosen gekämpft. — Sogleich schickt der kaum verbundene Heredia einen Herold ins feindliche Lager

---

*) Vergl. Gründer, a. a. O. u. ff.
**) Vergl. v. Winterfeld, Gesch. des Johanniterordens, S. 612. Anmkg.

und läßt Diejenigen zum Kampfe fordern, welche nachtheilig über ihn gesprochen."*)

Ein neuer Faktor in den Heeren des Abendlandes war jedoch auf dem Schlachtfelde von Crecy aufgetreten, die Geschütze der Engländer, von denen gerühmt ward, sie hätten 40,000 Feinde niedergestreckt. Aber mitten in die Schrecken des Krieges brach auch der „schwarze Tod", jene Pest hinein, die dazu ausersehen war, die alte Welt zu entvölkern.

Nach achtzehnmonatlicher Belagerung hatte sich König Eduard der Stadt Calais bemächtigt. Da kam die Seuche aus und bereitete gleichmäßig den Siegern wie den Geschlagenen fast völligen Untergang! —**)

Nicht weniger bewegt zeigen sich in der nächstfolgenden Periode der Osten, der Süden und Norden von Europa. „Dort entbrennt der Kampf der Polen gegen die Moskoviter; — an den Ufern der Ostsee werden die kaum bekehrten Esthen durch Bedrückungen ihrer Häuptlinge zum Heidenthum zurückgeworfen; Litthauen wird durch ihre Rachewuth zur Einöde. — In Italien werden die bis dahin blühenden Republiken durch innere Zwietracht ihrem Untergange entgegengeführt, und es ist nicht zu sagen, wie viel dazu die Schwächung beiträgt, die sie durch den „schwarzen Tod" erfahren. — In Rom versucht Rienzi vergebens, den altrepublikanischen Geist von neuem heraufzubeschwören. In Neapel und Sicilien wüthet König Ludwig von Ungarn, unvermögend, die Mörder seines Bruders Andreas zu erreichen, gegen das unschuldige Volk, — da tritt in Sicilien die mörderische Seuche auf und treibt ihn in seine ferne Heimath." —***)

---

*) Vergl. v. Winterfeld, Geschichte des ritterlichen Ordens St. Johannis, S. 183 und 184.

**) Wir dürfen wohl auf unsere vorausgegangene Darstellung: „über den schwarzen Tod" verweisen, um hier Wiederholungen zu vermeiden.

***) Wie lange die Seuche in Spanien verweilte, wo sie seit 1348 eingeschleppt worden, ist nicht näher festzustellen. Selbst über die Erscheinungen, die sie erzeugt, wird nichts Näheres berichtet. Dagegen steht fest, daß sie,

Wer will ermessen, wie viele und wie tiefe Wunden diese Noth den Völkern wie den Heeren schlug! — Dennoch erscheint all dies Leid gering gegen die Verluste, welche ihnen durch die begleitenden Naturereignisse, Hungersnoth, Erdbeben, Ueberschwemmungen u. s. w. erwuchsen, welche niemals verderblicher gewaltet, als in dieser Zeit; — es muß gering erachtet werden gegen die Schrecknisse einer Seuche, welche in unserm Erdtheile allein nach mäßiger Schätzung den dritten Theil der Bewohner hinraffte!

Und dennoch sollte all' dies Unheil den werdenden Geschlechtern zum Segen gereichen. Ueber den weiten Leichenfeldern erhob sich eine verjüngte Generation: mit frischer Kraft übernahm dieselbe Erbe und Arbeit ihrer Väter, Befreiung der Völker aus geistiger Knechtschaft, Glaubenszwang und thörichtem Vorurtheil!

Wir haben hier vor Allem der Begründung der ersten deutschen Universität Prag zu gedenken und damit des ersten ordentlichen Lehrstuhls der Heilkunde, eines Beispiels, das bald die segensreichsten Folgen haben sollte, da ein halbes Jahrhundert später in Deutschland die Hochschulen und mit ihnen die medizinischen Fakultäten zu Leipzig, Wien, Ingolstadt, Rostock, Landshut und Heidelberg errichtet wurden und die Leistungen der Lehranstalten des Auslandes bald übertrafen!

---

nach mehrmaligem Verschwinden, zwei Jahre später unter dem Namen, ja unter den Formen der „Bubonenpest" auftrat; — und diese Krankheit war es auch, welcher König Alphons XI. vor Gibraltar erlag, nachdem ihre Verheerungen ihn nicht hatten bewegen können, die Belagerung der von den Sarazenen vertheidigten, bereits ihrem Falle nahen Veste aufzugeben. Vergl. die hier citirte Stelle bei Häser, a. a. O.

V.

Fortschritte in den Wissenschafen, kriegerische Ereignisse im fernen Osten als Mitursachen und Mitveranlassung bei Verschleppung des „schwarzen Todes," — die Epidemie oder der Krankheitsstoff im Bunde mit der Kriegsführung, — Nachahmung jenes unritterlichen Brauchs in den Fehden des deutschen Mittelalters. Anwendung eines wirksamen Desinfektions- und Gegenmittels. Spuren pharmaceutischer Anstalten in belagerten Plätzen, Kriegerkrankenpflege durch Frauen, — entmenschte Kriegsführung, erste Spuren geordneten Sanitätsdienstes im Verlauf der Hussitenkriege.

Nehmen wir den Faden der Geschichte wieder auf, so dürften wir wohl vom Begründer jener ersten deutschen Hochschule nochmals auf seinen unglücklichen Rivalen zurückkommen, wenn wir nicht dem Vorwurf zu entgehen wünschten, Wiederholungen zu vermeiden, und nicht nur auf unsere vorige Abhandlung, wie auf unsere Biographie des meuchlerischer Weise aus dem Wege geräumten Königs Günther (des Schwarzburgers) zurückverweisen könnten. — Nur die irrthümlichen Angaben hochgeachteter Autoren, wie eines Häser,*) veranlassen uns zu einer abermaligen Bemerkung, und ist es wohl hier am Orte, ausdrücklich zu betonen, daß die Europa durchziehende Epidemie Frankfurt bereits verlassen hatte,**) daß selbst die sechs Wochen, während welcher man die

*) Häser, Geschichte der epidemischen Krankheiten, S. 132, behauptet, König Günther, sowie der Arzt Freidank **wären der Seuche** erlegen.

**) Vergl. (Dr. G. L.) Kriegk, Stadtarchivar zu Frankfurt a. M., „Deutsches Bürgerthum im Mittelalter nach urkundlichen Forschungen und mit besonderer Beziehung auf Frankfurt a. M." S. 23). Die unter dem Namen des schwarzen Todes oder des „großen Sterbens" bekannte Seuche

geworbenen Kriegsvölker des neuerwählten Reichsoberhauptes und dieses Letztere selbst gezwungen, jene „sächsische Frist" vor den Thoren der Krönungsstadt auf eines Gegners Einspruch oder gewaffnetes Einschreiten zu harren, — ohne jede Spur des Auftretens der Krankheit verstrichen. — Günther entließ sogar, gleich nach der Huldigung, sein Fußvolk, und kein einziger der zeitgenössischen oder spätern Berichte weiß auch nur das Geringste von einer Wiederkehr jener Seuche im Verlauf seiner kurzen Regierung. — Der Arzt Freidank, ein Geistlicher, ging unbeirrt seiner Praxis nach, behandelte den König an einem leichten Fieber, das ihn auf einem Fehdezuge in der Wetterau erfaßt, und stürzte erst dann sterbend zusammen, als sein Patient, mißtrauisch, ihn zuvor genöthigt, von dem dargebotenen Medicament zu kosten.

Alle diese Thatsachen liegen so klar, daß es in der That keinerlei weiterer Darlegung oder Wiederholung der Beweismittel bedarf! —

Immerhin waren die Fortschritte zum Besseren von Schwierigkeiten mancher Art begleitet, und die Letzteren wie die Zeit machten ihre Rechte geltend, ehe an erhebliche Resultate zu denken war.

Neben großem Ungeschick so mancher Aerzte*) ragt jener weiter oben schon gerügte Zug entmenschter Grausamkeit gegen gefangene Krieger noch tief, tief in die nachfolgende Periode; ja, — momentan beseitigt, bricht er sich auf den Schlachtfeldern wie auf den Zinnen belagerter Burgvesten wieder Bahn, und man ist versucht, anzunehmen, daß Christen wie Ungläubige förmlich in Unthaten gegen Verwundete und Gefangene wetteiferten. Auch war man

---

war dort bereits mit dem Tage Mariä Lichtmeß, also mit Schluß des Monats Januar 1349, erloschen. Freidank erlag dem eigenen Gifte am 14. April.

*) Man vergl. die Darstellungen in den früheren Abschnitten dieser Schrift und das über die ärztliche Behandlung des Böhmenkönigs Johann durch einen französischen und einen arabischen Arzt bereits Mitgetheilte. Vergl. Schrötter, König Johann, II. 124, 187 ff.

leider schon dahin gekommen, den Krankheitsstoff oder die Infektion ins Bereich der Angriffsmittel zu ziehen.

Nach dem Berichte Gabriels de Mussis,*) welchen wir fast wörtlich wiedergeben, waren im Jahre 1346 im Orient unzählige Geschlechter der Tartaren der dem fernsten Osten entstammenden Seuche erlegen. — In der jener Völkerschaft untergebenen Stadt Tana (Tanais), in welcher zahlreiche italienische Kaufleute ansässig, hatte ein Exzeß, (— nach anderweiten Berichten eine Rauferei, zwischen einem Genuesen und Mongolen, —) stattgefunden. Infolge dessen eilten große Massen Tartaren herbei, belagerten die Stadt und nöthigten die europäischen Einwohner zur Flucht. Diese begaben sich auf einer bewaffneten Flotte in die von Genuesen begründete und befestigte Stadt Caffa, wo sie drei Jahre lang von den Tartaren belagert wurden. Nun aber brach unter den Belagerern die „Bubonenpest" in solchem Grade aus, daß täglich „unzählige Tausende" hinweggerafft wurden. Da schleuderten sie verzweifelnd auf ihren Wurfmaschinen die Leichen in die Stadt, um ihre Feinde zu verderben. Diese Absicht wurde nur zu wohl erreicht. Gar bald erfüllten pestartige Dünste die Luft und das Meer; kaum Einer entkam durch die Flucht dem Tode. Die Fliehenden aber verbreiteten die Krankheit schon durch ihren Anblick auf Menschen und Wohnplätze. „Die Einwohner von Kathay," sagt de Mussis, „Indier, Perser, Medier, — Cardenser, Armenier, Tarser, Georgier, Mesopotamier, Nubier, Aethiopier, Türken, Araber, Sarazenen und Griechen, Alle erlagen der Wuth der Seuche!"

Und wer sollte es wohl glauben, wenn auch nicht ritterliche, so doch christliche Heerführer jenes Zeitalters gingen sogar mit dem entsetzlichen Beispiele voran und verschmähten es nicht, noch vor Ausbruch jener Epidemie zu den grauenhaftesten, ekelerregendsten Stoffen zu greifen, um durch Beförderung derselben

*) Gabriel de Mussis, ein junger Rechtsgelehrter aus Piacenza, der vom Jahre 1344 bis 1346 in der Krimm lebte. Vergl. Häser, a. a. O. S. 122.

auf ihren Ballisten den Tod in Form von Krankheiten in die belagerten Plätze zu schleudern. So müssen wir lesen, daß im Jahre 1333 die Uebergabe der Burg Schwanau bei Straßburg Seitens der Berner und Straßburger nur dadurch erzwungen werden konnte, daß es den Belagerern glückte, Tonnen mit Unrath hineinzuschleudern,*) die bei herrschender Hitze solche Miasmen verbreiteten, daß die Besatzung in ihren überschütteten Quartieren nicht länger Widerstand leisten konnte und capituliren mußte.**)

Aehnliches geschah, wiewohl ohne Erfolg, bei Belagerung der Burg Carlsstein in Böhmen, unter Kaiser Sigismund's Regierung, im Jahre 1422, Seitens der Aufständischen unter Coribut. Man hat sogar vom zeitgenössischen böhmischen Chronisten Hayeck einen Bericht über die Zahl der Schüsse und der auf 1800 bezifferten Fässer, die, mit Unrathe gefüllt, in die Mauern der Veste geschleutert wurden. — Inzwischen hatte jedoch die Wissenschaft

---

*) „Sonderliche die von Stroßburg furtent ölbergerien us der Stadt in Tunnenveselin, und die warf man mit Werke in das Hus und entfüverten in ihre Burnen und alle ihre Wohnungen, das es Ihnen gor widerwärtig wort.“ Vergl. Jacob von Königshoven, „Elsässische und Straßb. Chronik“, S. 321 und 222.

**) Vergl. Bader, „Die mittelalterlichen Burgen“, in Malten's „Bibliothek neuester Weltkunde auf 1842, III. 425. Alwin Schultz, „Ueber Bau und Einrichtung der Hofburgen des XII. u. XIII. Jahrhunderts, (Berlin, 1862) S. 48, unter Rückbeziehung auf Willeham (Wolfram von Eschenbach's Werke), 122, 12:

„der smac von tôten was da groz
und sus von mangen âsen.
nu het ouch vil der mâsen
di veste Oransche emphangen
mit würfen von den mangen
(Wurfgeschützen, Ballisten)
und von den drîbocken“,

(mehrere Stockwerk hohen Belagerungswerken, in deren Erdgeschoß sich ein Mauerbrecher befand.) Vergl. Willehalm, III, 9, drîbock und mangen bei Alwin Schultz, a. a. O. S. 46. Dufour, „memoire sur l'artillerie des anciens et du moyenage“, (Paris et Genève, 1840). Derselbe unterscheidet den „Archébouchet à cuilleron“, vermöge dessen man, um 400 Kilogr. sechzig Meter weit zu schleudern, ein Gegengewicht von 15,000 Kilogr. nöthig hatte. Weininger, „über mittelalterliche Burgen in Westermann's Monatsheften“. Nr. 48, Sept. 1860, S. 597.

bereits den großen Fortschritt gethan, im ungelöschten Kalk ein wirksames Desinfectionsmittel anzuwenden, und so kam es, daß derartige, eben so entmenschte wie feige Anstrengungen fruchtlos blieben und die brave Garnison durch Fürsorge des Burggrafen bei Gesundheit und Zuversicht erhalten wurde.

Die obangegebenen Thatsachen scheinen vollkommen unsere Vermuthung zu bestätigen, daß innerhalb der Burgen und selbst größerer belagerter Plätze eigentliche Aerzte **nicht vorhanden waren.** — Die Pflege der erkrankten oder verwundeten Mannschaft mag **den Frauen** und den Burggeistlichen überlassen gewesen sein. Ersteres finden wir rückhaltlos bei Scheiger ausgesprochen, der in seiner sehr gründlichen Forschung über „Burgen und Schlösser im Lande Oesterreich unter der Enns" die Existenz einer uralt eingerichteten, reichen, zierlichen, noch größtentheils mit Arzeneivorräthen gefüllten Apotheke auf Schloß Meißau nachweist. Auch die Burggeistlichen scheinen noch längere Zeit sich völlig unbeirrt mit Ausübung der Heilkunde beschäftigt, oder mit den Burgfrauen in die Pflege und Behandlung der Kranken und Verwundeten getheilt zu haben, wie bei Scheiger, a. a. O. und andern neueren Darstellern behauptet wird.*) Jedenfalls war die Behandlung eine sehr mangelhafte! Immerhin bleibt noch zu erwähnen, daß schon Eingangs des vierzehnten Jahrhunderts, unter König Albrecht I. ein Troß von 800 Frauen dem nur 24,000 Mann starken Heere des Reichsoberhauptes folgte. Die Chronisten Königshoven und Klosener, welchen wir diese Mittheilung zu verdanken haben, fügen ausdrücklich hinzu, daß dieselben unter Botmäßigkeit oder Jurisdiction eines besonderen „Amtmannes" gestanden hätten.**) (Vielleicht der erste Anfang

---

*) Vergl. hierüber auch Kriegk: („Deutsches Bürgerthum im Mittelalter",) a. a. O.

**) Vergl. J. v. Königshoven, S. 122, und Klosener, S. 48, F. A. Mücke, „Albrecht I. von Habsburg, Herzog von Oesterreich und römischer König, S. 84.

oder das Beispiel zu dem bekannten Unfug in den nachmaligen Heeren des dreißigjährigen Krieges!)

So sehen wir am Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts, trotz der Vermehrung der Aerzte, deren wieder eine beträchtliche Anzahl im Verlauf des „großen Sterbens," (namentlich in Italien) bei Ausübung ihrer Pflicht der Epidemie erliegt, — und trotz der vergrößerten Zahl der medizinischen Lehrstühle, des Auftretens von Stadtärzten aus dem Laienstande, der Einrichtung von Apotheken, noch immer die Bader oder vielmehr die „Feldscheere"*) die Dritten im Bunde, um in den Reihen des Volkes und der Krieger zu wirken. König Wenzel, traurigen Andenkens, ist es, der die Baderzunft, aus Dankbarkeit für die ihm von einer Bademagd bei Befreiung aus der Gefangenschaft geleistete Beihülfe, mit sonderlichen Freiheiten und Gunstbezeugungen versieht.

Unverändert ergeht sich die Kriegsführung des Zeitalters in entmenschten Unthaten, und Gewaltakte, wie Massenmord an Kriegsgefangenen, treten in den Heeren der Christen wie Ungläubigen auf.

So sehen wir im Kampfe des Deutschordens gegen die Litthauer den thüringischen Ritter Marschall Schindekop, der in der Veste Gotteswerder hart belagert und gedrängt wird, 900 Kriegsgefangene lebendig verbrennen, während die Türken am Abend des Kampfes bei Nikopolis, (1396) 10,000 meist verwundete Gefangene niedermetzeln, bis die Arme der Muselmänner, die Sultan Bajazet zu jenem Schergendienste ausersehn, erlahmen! — Auch hier, in der Entscheidungsschlacht des vom Oberhaupt der Kirche gepredigten, von den Fürsten der Christenheit so freudig unternommenen Kreuzzuges gewahren wir (außer der Anwesenheit und Betheiligung einer Anzahl Johanniter und Deutschherren, Erstere

*) Des „Feldscheers" wird ausdrücklich gedacht, wie zu Anfang des 15. Jahrhunderts 400 roth gekleidete Knechte der Reichsstadt Ulm gegen Herzog Albrecht von Bayern ausrückten. Vergl. Berthold. „Geschichte der Kriegsverfassung und des Kriegswesens der Deutschen". II. S. 83.

unter Führung des Großpriors der deutschen Zunge, Grafen Friedrich von Hohenzollern,*) einen gänzlichen Mangel an sanitärischen Maßregeln, und mit um deswillen erklärt sich die rasche Auflösung des auf mehr wie 100,000 Mann geschätzten Heeres, dessen Führer, der nachmalige Kaiser Sigismund, auf flüchtigem Fahrzeuge — Rettung suchend, von dannen eilt!

Demunerachtet hat die Geschichte gerade unter des Letzteren Regierung mannigfache Fortschritte auf dem Gebiete der Heilkunde, der Chirurgie und sogar der Sanitätspolizei zu verzeichnen! — Wir gemahnen hier an das ewig denkwürdige Concil zu Constanz und seine drei- und einhalbjährige Dauer. Hier finden sich auf engem Raume weit über 100,000 Menschen mit über 30,000 Pferden zusammen, unter ihnen eine große Anzahl Fürsten und Herren mit kriegerischem Gefolge**), sowie ein Corps städtischer Söldner von 2000 Mann, dem der Sicherheits- und Wachtdienst obliegt. Aber trotz der Schaaren lockern Gesindels jeder Art und des gefährlichen Schwarmes „fahrender Frauen" steht die Thatsache fest, daß auch nicht eine einzige epidemische Krankheit ausbricht und der Magistrat die umsichtigsten Maßregeln zur Verhütung von Seuchen und Hungersnoth zeitig zu treffen gewußt.

Nur die traurigsten und schmerzlichsten Erinnerungen knüpfen sich indeß an jene Zeiten, die Anlaß zu den grauenvollen Hussitenkriegen, Kämpfen von achtzehnjähriger Dauer, geben, in denen wiederholt „Kreuzheere" von 70,000, 80,000, nach manchen An-

---

*) Des Nämlichen, der mit seinen Ordensbrüdern opferfreudig des Kaisers Flucht deckte und den Rückzug der Trümmer des Christenheeres zu leiten wußte.

**) Allein bei Hussen's Martyrtod waren 3000 Gewappnete unter Führung des Pfalzgrafen bei Rhein und des Marschalls von Pappenheim zur Umstellung des Scheiterhaufens commandirt. Vergl. Wilhelm v Reinöhls „Sammlungen", I. 316, unter Rückbeziehung auf Johann Stumpff, „des großen gemeinen Conciliums zu Constanz gehalten, kurz, doch grundlichere und vollkommenere Beschreybung" 2c.

gaben sogar bis 150,000 Mann aufgeboten werden, um Ziskas fanatisirte Horden zu bekämpfen.

Es ist nicht hier der Ort, vom eminenten strategischen Talente zu reden, das dieser im Kriegshandwerke längst ergraute Führer bekundet, „der in dem einen Auge, welches ihm geblieben, mehr Feldherrnblick als irgend einer seiner Zeitgenossen besitzt" und selbst, am Abend seines Lebens durch einen Holzsplitter, in Folge eines Schusses, auch des andern Auges beraubt, die seiner geistigen Ueberlegenheit blind vertrauenden Schaaren zu den glänzendsten Siegen zu führen weiß. Wohl aber darf nicht unerwähnt bleiben, wie es feststeht, daß der Hussitenhäuptling, außer einem zahlreichen Troß von Weibern, **Feldärzte** in seinem Heere hat, die (selbstverständlich) dem Priesterstande nicht angehören, Aerzte, die ihm zwar seiner Zeit nicht das Augenlicht wiedergeben, ihn aber doch zweimal zu heilen vermögen, und diese sind es auch, welchen er sterbend, wie eine gefährliche Lagerseuche, in der man ein erstes Auftreten oder gewisse Beziehungen zum Petachialtyphus*) erblicken will, die Reihen seines Heeres zu lichten beginnt, jenen bekannten Auftrag ertheilt, nach seinem Hinscheiden ihm die Haut abzuziehen,**) damit dieselbe, auf eine Trommel gespannt, die Streiter um den Kelch — zu neuen Siegen führen möge (1424).

Aber nicht nur dieser chirurgische Akt, der unstreitig von geschickter, kundiger Hand ausgeführt wird, auch eine Operation, die dem Kaiser Sigismund am Fuße ausgeführt werden muß, als Wundärzte das drohende Brandigwerden erkennen und mit Erfolg die Amputation einer Zehe vornehmen, belehren uns über das Stadium der Wissenschaft in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts! Wir haben aber namentlich auch ferner

*) Vergl. Häser, a. a. O. S. 166—167. Nach der Behauptung Einiger hatte Ziska den Keim einer in Prag herrschenden, pestartigen Krankheit in sich aufgenommen und ward nach dreitägigem Siechthum im Lager vor Przislava, am 4. Okt 1424 hingerafft.

**) Bekanntlich im Jahre 1743 von den Preußen bei der Einnahme von Glatz, (in einem Zeughause,) vorgefunden und nach Berlin gebracht.

zu verzeichnen, wie im spätern Verlauf der Hussitenkriege und der sog. „Reichsfahrt nach Böhmen", (1427,) unter dem tapfern Hohenzoller Kurfürst Friedrich I., die reichen Städter in dessen Heerbann Aerzte, Apotheker und selbst Spitalwagen mit sich führen.*)

Dennoch müssen wir aus dem Zusammenhange entnehmen, daß schon durch mangelhafte Verpflegung der Heere, große Unvorsichtigkeit oder Unbedacht, das Leben Tausender von Kriegern wieder unnütz geopfert wird, was aufs Schlagendste aus dem ebenso kurzen wie unglücklichen Heereszuge König Albrecht's II. gegen die Türken, (1439) hervorgeht, wo die beiden Armeen, kampfbereit aber unthätig, einander unter den Wällen von Belgrad gegenüberstehen und der ungemäßigte Genuß von Melonen eine mörderische Epidemie, die rothe Ruhr, hervorruft, der das Reichsoberhaupt selbst verfällt, während die aufgebotenen Kriegsvölker in einem Maße dahingerafft werden, daß dem Feldzuge ohne Schwertstreich ein Ziel gesetzt wird.**)

Aehnlich wie in deutschen Heeren erscheinen die gleichzeitigen Zustände in denen der Nachbarländer. So verzeichnet die Geschichte z. B. bei der Belagerung von Orleans durch die Engländer (1429,) die Thatsache, daß der Führer der Letzteren, Graf Montague von Salisbury, bei einer Recognoscirung von der Plattform des kaum mit stürmender Hand eroberten Bollwerks, „Fort les tourelles", von einer Steinkugel das Gesicht zerfleischt erhält und (bei ungenügender ärztlicher Hülfe) wenig Tage später unrettbar dem Tode verfällt, während kurze Zeit später die helden-

---

*) Vergl. Berthold, „Geschichte der Kriegsverfassung und des Kriegswesens der Deutschen", Leipzig 1855, Th. II. S. 83, 117 und Richter, „Geschichte des Medizinalwesens der Königl. Preußischen Armee bis zur Gegenwart. Erlangen, 1860. S. 3.

**) Daß Albrecht II. noch am 1. Oktober 1439 „in felici (!) exercitu contra Turcos prope Slankemund" stand, 24,000 Mann stark gegen 130,000 Osmanen, aber am 13. jenes Monats im vollen Rückzug auf Blindenburg begriffen war, entnimmt man aus Lignowsky, Regesten, V. p. 4477 ff.

müthige Johanna d'Arc bei einem Leitersturme auf die von den Engländern errichteten sog. „Bastillen", von einem Pfeile im Nacken getroffen, nach dem Verbandplatze geschafft wird, von dem sie nach Verwahrung der Wunde ins Kampfgewühl zurückeilt.

Schon durch den Umstand, daß die „Feldscheerer" nur auf bestimmte Zeit, theils von den Ständen des Reichs oder des Landes, hie und da sogar von den Söldnern selbst*) in Dienst genommen oder angeworben, dann aber wieder entlassen wurden, erklärt sich der noch immer klägliche Zustand des Sanitätswesens.

*) Vergl. Richter, „Geschichte des Medizinalwesens in der Königl. Preuß. Armee", Erlangen, 1860, § 3. Jene eigenthümliche Sitte dauerte noch geraume Zeit fort und wiederholte sich namentlich zur Zeit Carl's des Kühnen, Herzogs von Burgund, bei Entsetzung der Veste Neuß, wie wir später genauer darlegen werden.

VI.

Untergang des griechischen Kaiserthums und Einfluß dieses Ereignisses auch auf praktische Ausübung der Heilkunde, Spuren des Vorkommens von Wundärzten bei der erwähnten Katastrophe.

Manche Ereignisse, und vor Allem Plünderung und Zerstörung der Hauptstadt des oströmischen Reichs durch fränkische Kreuzfahrer, (1203), die mit der Thronbesteigung Balduin's von Flandern endete, waren für die Wissenschaften nicht weniger verderblich gewesen, als lange Zeiten früher die Erstürmung von Alexandrien durch die Sarazenen; denn der Fanatismus der Sieger hatte sich im Vernichten unermeßlicher Schätze der Gelehrsamkeit, namentlich auch in der Heilkunde, ergangen. Es folgte nun im griechischen Reiche die Ruhe der Zerstörung. Die lateinischen Kaiser, die ein halbes Jahrhundert den byzantinischen Thron behaupteten, (1204—1261), blieben im Geiste jener Zeit den Wissenschaften fremd und nur darauf bedacht, ihre zweifelhafte Herrschaft zu erhalten. Unter ihnen war Constantinopel eine Stadt von erhabenen Trümmern; nie erreichte es späterhin den vormaligen Glanz! — Für die Heilkunde vor Allem blieben die Verhältnisse so nachtheilig wie von jeher, „und nur wenige Griechen, deren angeborener Beruf unter günstigen Verhältnissen den Mangel des Unterrichts ersetzen konnte, machten sich noch des Namens von Aerzten würdig oder nützten wohl selbst der Heilkunde durch Lehre und Beispiel."*) In der That könnte man zu

---

*) Hecker, „Geschichte der Heilkunde", II. 320 ff.

der Frage berechtigt sein, wie es möglich, daß die einstige Pflanzstätte eines für seine Zeit so vielfach anerkennenswerthen **Sanitätswesens***) so gänzlich ihren Charakter und ihre Gestalt geändert, wenn nicht der logische Schluß gezogen werden müßte, daß jene Dekadenz mit den Rückschritten des byzantinischen Kaiserthums Hand in Hand gegangen sei.

„Die Heilmittellehre", so berichtet der gelehrte Forscher, dem wir diesen Aufschluß verdanken,**) „kränkelte an dem Mangel naturgemäßer Grundsätze, und ihre Bearbeiter bemühten sich vergeblich, durch Anhäufung weitläuftiger Zusammensetzungen ihr einen Grad von Sicherheit zu geben, den sie auf wissenschaftlichem Wege nicht zu erreichen vermochten.

Hierzu kam die Geschäftigkeit der Arzneihändler, der Mangel einer umfassenden Naturkunde wie einer wissenschaftlichen Chemie, sinnverwirrende Theorien und endlich der Aberglaube in mannigfacher Gestalt, der sich zum Verderben der Wissenschaft nur allzu oft mit empirischer Leichtgläubigkeit verband, um das Urtheil selbst hellsehender Aerzte irre zu leiten." —

So erblicken wir denn bei dem blutigen und ewig denkwürdigen Drama, das nach langen Kämpfen mit dem Falle Constantinopels und dem Untergang des Kaiserthums, dem Siege des Halbmondes endet, der Feldärzte oder vielmehr nur der Chirurgen und eines Verbandplatzes **ganz nebenbei** gedacht.

*) Das von Alexius II. gestiftete Orphanotropheum hatte eine Ausdehnung, daß es oft im 11. und 12. Jahrhundert über 20,000 Verwundete in sich faßte.

) Hecker, a. a. O. II. 330. Es wird hier nicht zu viel behauptet: Als z. B. Kaiser Conrad III. auf seinem Kreuzzuge, von zwei Pfeilschüssen verwundet, darniederlag und **keinen einzigen Feldarzt auftreiben konnte, wandte er sich an den griechischen Kaiser Manuel, der für einen Verbesserer der Hospitäler galt und sich sogar selbst mit Pflege und Verband Verwundeter befaßte. Derselbe besaß zwar Aerzte an seinem Hof, denen Befehl ertheilt ward, den Kaiser zu heilen. Es entdeckte sich jedoch, daß ihr Chef und Liebling Manuel's nichts anderes als ein Charlatan war, darauf bedacht, durch Aderlässe u. dergl. Vermögen zusammenzuraffen. Vergl. Gründer, „Geschichte der Chirurgie". S. 86.

Der unmittelbare Verlust jener Hauptstadt kann der Kugel oder dem Pfeile zugeschrieben werden, welcher den Panzerhandschuh des bis zum Moment, wo der Kampf zu schwanken begann, so brav und pflichtgetreu ausharrenden Truppenführers Johann Justinianis, eines Genuesen, durchbohrte. Der Anblick des strömenden Blutes und der außerordentliche Schmerz brachen den Muth oder die Energie jenes Mannes, dessen treffliche Dispositionen das festeste Bollwerk des belagerten Platzes gewesen waren.

Als er sich von seinem Posten entfernte, um einen Wundarzt zu suchen, bemerkte der unermüdliche, der unglückliche Kaiser Constantinus Paläologus seine Flucht und hielt ihn an. „Deine Wunde ist leicht", rief der heldenmüthige Monarch, „die Gefahr dringend, Deine Gegenwart nothwendig, und wohin willst Du fliehen?" „Auf demselben Weg", erwiderte der zagend gewordene Genuese, „welchen Gott den Türken geöffnet", und bei diesen Worten entfernte er sich eilig durch eine der Breschen der innern Mauer und befleckte auf diese Weise die Ehre eines kriegerischen Lebens! —

So berichtet Phranza, sein Landsmann und Augenzeuge, dessen Schilderung man diese beschämende Darstellung verdankt.*)

*) Nicht versagen können wir uns, **wiewohl hierher nicht gehörig,** des unglücklichen, verrathenen Monarchen, dessen Stamm **noch heute** in der Person eines englischen Militairarztes Paläologus fortblüht, mit den Worten des englischen Dichters zu gedenken:

„Ist kein Christ da, der mir das Haupt vom Rumpfe trennt?" rief er im Handgemenge, nachdem er in der Verzweiflung den Purpur, zu dem er geboren, von sich geworfen, um dem Feinde nicht lebendig in die Hände zu fallen.

„Durchsucht das Feld", — (singt Dryden,)
Und wo ihr einen Berg Erschlagner seht,
Da steigt hinauf, da suchet unten nach,
Da werdet Ihr ihn langgestrecket finden,
Den Blick gen Himmel, in dem blut'gen Grab,
Das ihm sein gutes Schwert geschaufelt hat."

O, beneidenswerthes Ende für einen verrathenen und gestürzten Herrscher!

VII.

Fortsetzung, fürstliche Leibärzte und Koryphäen der Wissenschaft in der nächstfolgenden Periode. Sanitätsvorkehrungen in den ersten Heerhaufen deutscher Landsknechte und fernere Fortentwickelung der staatlichen Fürsorge in jenem Sinne. Kriegszug König Carl's VIII. von Frankreich und unglückselige Folgen desselben, Wesenheit der durch das französische Heer eingeschleppten Seuche, und deren Auftreten als Militairepidemie. — Zur Charakteristik der Krankheit, „der englische Schweiß" genannt und deren Zusammenhang mit der Kriegsführung.

Wir wenden uns ab von dem traurigen und beschämenden Bilde des Unterganges einer Monarchie, die noch aus den Tagen der Vorzeit bis in eine Periode ragt, die unsern Blicken, unserer Erkenntniß und unserem Interesse nahe liegt! — Der Fall des griechischen Kaiserthums und der Sieg des Halbmondes, ein unauslöschlicher Vorwurf für die zeitgenössischen Machthaber der Christenheit, — in seinen weiteren Folgen zwar gehemmt, durch opferfreudige Tapferkeit und zähes Aushalten der Ritter St. Johannis, äußert sich nur im segensreichsten Maße auf das Abendland, um der Wissenschaft durch die Flucht der Gelehrten nach den Zufluchtsstätten Italiens und des ganzen civilisirten Europas, wie durch Erschließen von Schätzen des Alterthums neue Bahnen zu brechen.

Und dennoch sind wir versucht, dieser ganzen Periode die Bezeichnung des Uebergangs, des Zwielichts vor der Morgenröthe beizulegen. — Denn obwohl Wesen des Mittelalters und aller Dinge bereits einen andern Charakter annehmen, können

wir kaum für die praktische Ausübung der Heilkunde, für **das Sanitätswesen der Heere** etwas anderes als einige Fortschritte begrüßen:

Noch üben zahlreiche, geistliche wie weltliche Orden, außer ihnen aber eine Menge von sogenannten Verbrüderungen*) das Werk der Krankenpflege, meist mit christlicher Aufopferung. Aber allgemach erhebt sich auch anklagend die öffentliche Stimme gegen so manche jener Körperschaften, und mit jedem Schritt, den die begonnene Kirchenreformation zurücklegt, sieht sich die Berufskrankenpflege bedroht, angetastet und angeklagt, um im folgenden Jahrhundert da und dort schon von einem neu aufkommenden Elemente, dem öffentlichen, dem Sanitätswesen des Staats, auf lange verdrängt zu werden!

Noch sind die öffentlichen, bis zur groben Unsittlichkeit ausgearteten Bäder oder Badestuben, deren Vermehrung oder Verbreitung bis auf kleine Wald- oder Gebirgsdörfer wir im Verlaufe unserer Darstellung nachwiesen, in lebhaftestem Schwunge. Wie allgemein jene Sitte bei Hoch und Niedrig, Vornehm und Gering, ersehen wir unwiderleglich aus der Stiftung der sogenannten Seelbäder für Besitzlose und Fremde, muthmaßlich also auch für das fahrende Volk **dienst- oder führerlos umherziehender Krieger**, sog. „gartender Knechte", und hieran mag sich, (damit eng verbunden,) die immermehr um sich greifende Sitte des Schröpfens und Blutlassens gesellen.**)

---

*) Unter ihnen vorzugsweise der Orden vom heiligen Geiste, nach seinem wichtigsten Sitze: „San Spirito in Sassia" zu Rom also genannt und bald über ganz Europa verbreitet, nächstdem die Brüder- und Schwesterschaft der Hospitaliter und Hospitaliterinnen, (mit den Johannitern nicht zu verwechseln,) die Elisabethinerinnen, nebst den schon früher erwähnten Beguinen und die nachmals arg verschrienen Calandsbrüderschaften, wie viele andere noch. Vergl. Häser, „Geschichte der christl. Krankenpflege." 1857.

**) Nicht unerwähnt darf hier bleiben, wie Carl der Kühne von Burgund nach seinem verunglückten Heereszuge gegen die Schweizer und am Tage nach der Schlacht bei Murten, sich einer vom italienischen Leibarzte Angelo Catto verordneten Operation dieser Art unterwarf, um sein fieberhaft wallen-

Wichtiger für den Zustand des Militärsanitätswesens jener Periode und dessen Charakteristik bleiben Forschungen und Bestrebungen einer Reihe tüchtiger Fachmänner. Unter ihnen nennen wir vor Allen Hieronymus Brunschwig, aus dem Geschlechte der Saulern zu Straßburg, (nach Malgaigne's Ansicht, der ihm ein Lebensalter von 110 Jahren beimessen will, ums Jahr 1424, nach Häser jedoch erst 1450 geboren,) der erste deutsche Wundarzt, der über Chirurgie geschrieben und Schußwunden nicht nur behandelt, sondern auch wissenschaftlich, — (im Einklang mit den Arabisten Rhaces, Albucasis u. A.) näher bespricht.*)

---

des Blut abzukühlen. Nun geht die Sage, der Herzog habe vordem auf Anrathen der Aerzte so gut wie niemals Wein getrunken, sich vielmehr stets mit Kräuterabgüssen, sog. Tisanen, begnügen müssen. — Um so bezeichnender lautet es darum, wenn nun hinzugefügt wird, jener italienische Aesculap, (dem wir, beiläufig gesagt, in spätern Tagen als Hofmedicus König Ludwig XI. von Frankreich begegnen,) habe seinem Patienten einige Zeit nach dem Schröpfen den Genuß leichten, mit Wasser vermischten Rothweins verordnet. — Catto ging hier wörtlich nach den Lehren der Salernitanischen Schule zu Werk:

„Denus septenus vix phlebotomum petit annus:
Spiritus uberior exit per phlebotomiam.
Spiritus ex potu vini mox multiplicatur
Humorumque cibo damnum lente reparatur."

Vergl. Regimen sanitatis Salernitanum s. Salerni, auch: Flos medicinae, V. 312, in der Uebersetzung von Dünzer, (Cöln, 1841):

„Vor deinem siebzehnten Jahr des Aderlasses verwehre,
Denn durch des Blutes Abfließen die Lebenskräfte vergehen:
Weingenuß wird bald die verlorenen wieder dir bringen.
Langsamer Schadenersatz durch kräftige Speis' auch gelingen."

*) Vergl. Bl. 29 seiner Schrift: „Dis ist das Buch der Cirurgia. Hantwirkung der Wundartzeney von Hieronymo Brunschwig", (Straßburg, 1497.) „Darum ob der Pfeil tieff steket, wann zeuchst Du das Holz heraus, so verlierst Du das Eysen, so weiß man nit, wo man das eysen findt vnd geschieht jm als König Mathias von Ungarn geschach. Ward mit einem Pfeil geschossen in ein Arm vnd das Holz herauskam, daß man das Eysen nit finden kund. Do schrib er auß, wölicher jm dz eysen on schaden austhat, dem wölt er groß gut geben. Wo aber das nit geschache, so müss er das leben verloren han. Da kam zu jm Hans von Dockenburg, verband ihm die Wunden, dahin er geschossen ward, doz do kein eyter darauss mocht etwan manchen tag, vnd leit ab wenig der wunden ein külung oder Defensivum also: nym boli armeni, Essig, Canfer, Rossöle (Rosenöl) vnd Eyerklar der beider

An ihn reiht sich der von ihm in seinem Werke rühmlich erwähnte Zeitgenoß Hans von Straßburg und dessen gleichnamiger College. Jeder von ihnen schrieb ein „Feldtbuch der Wundartzney". Den Gelehrtenstreit wieder aufzunehmen, ob diese beiden Aesculapssöhne dem bekannten, in Schlesien, der Lausitz wie in Sachsen verbreiteten Edelgeschlechte derer von Gersdorff angehörten, liegt nicht im Bereich unserer Aufgabe, wohl aber erwähnen wir, daß Beide sich gleichmäßig: „Hans von Gersdorff **genannt Schylhans**, Bürger und Wundartzt ꝛc. zu Straßburg", schrieben; der ältere führt sogar den Titel „Magister".

---

das seyn genug wird in der Dicke als ein dünner Hunig, auf das sich der Arm nit entzündet von den geben, do sammelt sich der eyter vmb das eysen und word ein Höhin vnd ein Rötin (also ein Abscess). Da griff er das eysen gleich fornen an der Spitzen der höhin, vnd schneid darin kaum durch die haut, do misst das eysen herfür. Do nam ers on Zangen heraus und gab jm der künig groß gut vnd schlug jm zu einen ritter vnd graffen, als er mir selbs mit seinem mund hat gesagt." — Aus dem Letzteren will man schließen, daß Brunschwig ein Schüler oder Gehülfe des Hans von Dockenburg gewesen sein müsse. Nicht unerwähnt dürfte bleiben, daß Ersterer bei Behandlung von Schußwunden von der Ansicht ausging, es müsse in Folge des Schießpulvers eine giftige Infection mit im Spiele und demzufolge, nach Beseitigung der Kugel, ein Haarseil zu ziehen sein, wie er denn auch zur Beförderung der Eiterung einen Meißel von Speck in die Wunde zu bringen pflegte — Seine Darstellung der Behandlung von Wunden in Folge der Bisse giftiger und wüthender Thiere, seine Beschreibung der Hundswuth gehören nicht ins Bereich unserer Betrachtung, wohl aber seine Mittheilung über einen 1462 in Straßburg erfundenen Wundbalsam, sein Theorem über Behandlung von Wunden je nach den verschiedenen Klimaten, z. B. durch austrocknende Mittel in feuchten, anfeuchtende in trockenen Gegenden, seine Kenntniß wie Belehrung im Ausüben von Trepanationen, Gesichts-, Bauch- und Eingeweidewunden und endlich sein „Liber pestilentialis de venenis epidemie, das Buch der vergift der pestilenz, das genannt ist der gemein sterbent der Trüsen, Blattern ꝛc." Straßburg, 1500, in folio 36 Blätter in gothischer Schrift. Hierin sagt er, daß die bekannte, verderbliche, angeblich aus Amerika eingeschleppte — Seuche vor 6 oder 7 Jahren zuerst aufgetreten sei. Neben sehr schwierigen Operationen, z. B. bei Augenwunden, die ihm gelungen zu sein scheinen, ist es auffallend, seinen entschiedenen Zweifel zu vernehmen, daß abgehauene Nasen wieder angeheilt werden könnten. — Als ausgezeichnetes Blutstillungsmittel empfahl er den sogenannten Jacobsstein mit Eierklar, auch festes Binden des entgegengesetzten gesunden Gliedes Vergl. Gründer, a. a. O. S. 237—241.

Der jüngere von ihnen, der ungleich gebildetere, hatte sich namentlich in zahlreichen Feldzügen reiche Erfahrung, Selbständigkeit und Kühnheit erworben und sich außer dem Gebiet der gesammten höheren Chirurgie auch über die ins Bereich der Wundärzte fallenden Hautübel verbreitet; sein Werk nennt er „ain gemain Feldtbuch der wundartzney, das er sin tag gesehen bewert, von vielen doctoribus medicine approbiret in der Praktik vnd mit der Hand geübt vnd bey 40 jaren her gänzlich durchgrünt" (ergründet) hab."

Von diesem in drei Traktate zerfallenden, historisch merkwürdigen Buche ist der erste Theil anatomischen Inhalts und erläutert uns aufs Deutlichste, wie selten Sectionen stattfanden,*) der zweite „sagt von der Handwirkung der Wundartzeney, Ordnung und Geschicklichkeit des Chirurgici". Im 13. Capitel finden wir eine Unterweisung: „Von den geschossenen Wunden, von Büchsenklötzen (Kugeln), schäfften oder eysen (Bolzen ?), die in den wunden bleiben, wie man die heylen sol". Blatt 38a heißt es u. A.: „Vnd wenn Du den büchsen klotz heraus bringest, so nym dann hanff so man öle (Hanföl) vnd mach das warm, vnd geuß dz jn das loch und lass also darin vnd netze eynen baumwolle eyner zymlich handbreit auch in dem öle als warme und leg das über daz loch. Du sollt auch ein meyssel in das loch stoßen, das es nit zufall, so lescht es das pulver vnd den brandt on zweyffel, dann ich kein besseres oder sanfteres wyss, denn dieses, dass ich erkundt vnd gesehen hab, von maister Nicolaus den man nennet den Mularzt, (des Autors Lehrer,) Herzog Sigismund von Oesterreich, loblicher gedechtnuß wundarztet, nemlich in Dreyen

*) „Von blatt I—XVII, 12. Cap.: Solich anatomey ist in der jarzal Christi 1417 in der loblichen statt Straßburg, in beyseyn etlicher der gelerten vnd bewerten physicis, doctoribus. Chirurgicis vnd scherer nach art ersucht vnd durchgründt an aim erbetten todten, so man mit dem strang gericht. Künstlich deklariret durch den erfarenen hochgelerten medicinae doctorem Wendelinus Hoek von Brackenau.

feldtschlachten Gransse, Murten und Nansse", (Granson, Murten und Nanzig.)*) —

„Haben sich die Kugeln gesenkt", fährt Gersdorff weiter fort, „so sollen sie ausgeschnitten werden." — Eine ziemliche Anzahl von Instrumenten, Behufs Ausziehung der Pfeile und Kugeln veranschaulicht er durch gute Abbildungen, unter ihnen den sogenannten „Hock, den Sucher, Borer, schlecht Pfeilzang, schrauff pfeilzäg" — das scharfborlein, damit die Kloß aus(zu)schrauben, den löffel zu den Büchsenklötzen, die Schlange den Laucher vnd die klozzang.

*) Wir haben es versäumt, uns über das Sanitätswesen im Burgunderheere auszusprechen, obwohl wir der Einrichtuugen bei den Engländern und Franzosen ausdrücklich gedacht. — Möge hier nur kurz erwähnl sein, daß bereits unter der Regierung Herzog Philipps des Gütigen der Großhofmeister Oberaufsicht über das Sanitätspersonal, aus 6 Medizinern und 4 Wundärzten bestehend, anvertraut war. Diesen Letzteren waren 40 Gehülfen beigegeben, deren vereinte Kräfte nicht hinreichten, im Kriege, wie auch bei Turnieren und sonstigen ritterlichen Uebungen ihre Aufgabe zu erfüllen. Als Krankenpflegerinnen u. s. w. wurden bei jeder Compagnie im Heere 30 Weiber **geduldet**, jedoch mit dem ausdrücklichen Verbote an jeden einzelnen Kriegsmann, — solche als Ehefrauen für sich zu unterhalten. Spärlicher scheint es in den gemietheten Truppencorps unter den Fahnen Carls des Kühnen bestellt gewesen zu sein: In dem 576 Mann zählenden Söldnerhaufen des berüchtigten Italieners Campobasso existirte z. B. nur ein einziger Arzt, der noch obendrein nur mit 5 bis 9 Thaler Monatssold bedacht war. (Vergl. Quittances du Comte de Campo-Basso, Urkunde bei Comines. Lenglet, preuves, III. p. 365 ff.)

Aufzeichnungen über Vorhandensein oder Thätigkeit von Feldapothekern im Verlauf der Burgunderkriege sind uns nicht vorgekommen, doch bleibt bemerkenswerth, daß während der Belagerung von Neuß, 1475, die Hülfe eines Apothekers, „zur Bearzenuug der Kranken", vermißt wurde. (Vergl. Diebold Schilling, Schweizerchronik, verfaßt 1480, Beschreibung der Burgunderkriege enthaltend, Bern, 1743. S. 150.) Wir dürfen hieraus aufs Bestimmteste entnehmen, daß in den Burgunderkriegen das Sanitätswesen immerhin nicht ganz vernachlässigt war. Es ist indeß hier nicht der Ort, den sonst so vorzüglichen Gründer, „Geschichte der Chirurgie", dessen Darstellung wir folgen, in seinen von den Ansichten und Mittheilungen der bewährtesten Militairschriftsteller abweichenden Angaben über jene drei Schlachten zu widerlegen. Carl's des Kühnen letzte Kämpfe waren unglücklich und er erlag im Unglück der Uebermacht und dem Verrathe des Italieners Campobasso wie dem mehrerer biederer Schweizer, die in seinem Heere dienten, wie die Forschung längst festgestellt. Vergl. Rüstow, „Gesch. der Infanterie", Seite 189.

Das 14. Capitel enthält die Abhandlung: „Von den geschlagenen straichen, die nit wundt sind, vnd plut zwischen haut und Fleisch ist (Sugillationen).

Mehreren jener Abbildungen sind Verse beigegeben im Sinne des Zeitalters. Wir ersehen aber nicht nur die beträchtliche Zahl der wundärztlichen Werkzeuge, Hülfsmittel und Verbandstücke, sondern vernehmen auch genau, welches Verfahren bei Amputation von Gliedmaßen angewandt wurde. Es wird uns überhaupt ein tiefer Einblick in die ärztliche Praxis jener Tage erschlossen, und wir werden belehrt, daß Arm- oder Fußabnehmen, wie z. B. bei Kaiser Friedrich's III. Majestät, bereits etwas Alltägliches geworden war!

Manche Rathschläge oder Vorschriften klingen dem Laien etwas befremdend, so z. B. bedient sich Gersdorff zur Blutstillung eines Pflasters aus ungelöschtem Kalk, Vitriol, Alaun, Aloe, Galläpfeln, schwarzem Pech (Colofonium), Hasen- oder Rehhaaren, Weißei und Bolus. Ist dies unzureichend, so empfiehlt der Autor das „Cauterium actuale“.

Auch über die bereits damals in Aufnahme gekommene Anwendung von Narcoticis bei größern Operationen verbreitet sich derselbe, und vernehmen wir, daß man das Opium bereits bei solchen Gelegenheiten, aber auch außerdem Bilsenkraut, Epheu und Lattig, Schierling und Mandragora anwandte, welche man den Patienten theils mittelst eines Schwammes, theils (z. B. auch Rauten- und Fenchelsaft,) durch die Nase einflößte. Treffend und bezeichnend genug setzt der Verfasser des „Feldtbuchs“ noch hinzu:

„Etlich geben jhnen Opium allein ohne zusatz, da hüt dich vor, denn sie werden gar schöllig und vnsinnig davon!“

Der dritte Theil des Werks, (welches sich auf Königl. Universitätsbibliothek in Breslau befindet, (Vergl. Gründer, a. a. O. 249,) behandelt die Leprosenepidemie, auf welche wir nicht zurückzukommen brauchen.

Gleich beachtungswerth, aber vielleicht noch charakteristischer

erscheint uns (wie schon vordem flüchtig angedeutet,) die urkundliche Feststellung der eigenthümlichen Art und Weise, vermöge welcher die Feldchirurgen jenes Zeitraumes vorübergehend angestellt, bezüglich honorirt wurden. Ein derartiges Schriftstück findet sich in v. Lersner's Frankfurter Chronik und ist bezeichnet:

„Der Fußknechte Brief für Neuße wider den Herzog von Burgund",

und ersehen wir aus demselben, wie die Reichsstadt Frankfurt einen Vertrag mit ihren Söldnern schließt, in welchem (nach Regulirung der Löhnungsverhältnisse) ausdrücklich erwähnt wird:

„Sie versprechen Gehorsam ihren verordneten Hauptleuten und wenn einer oder der andere durch Krankheit oder Wunden zum Dienst untauglich oder gefangen würde, so sollen die Hauptleute über dessen Sold erkennen, was billig ist."*)

Lange erhält sich noch der Grundsatz in Geltung, daß **die Kranken und Verwundeten selber für ihre Verpflegung und Heilung zu sorgen haben**, daß die Hauptleute verpflichtet

---

*) Vergl. v. Lersners Frankfurter Chronik, II. 364 ff. und Reinöls Sammlungen, I. 175: „1474. Uff Dinstag St. Thomas d. heil. Apostels Abend. Wir die hie unten in diesem Brieff mit Nahmen benannten Persohnen, (etwa 200 an der Zahl,) bekennen uns offentl., daß der Ersamen weisen Herren Burgermeister und Rath der Stadt Frankenfort unser Lieben Herren, mit uns und wir mit ihnen überkommen und eins worden seyn, also daß wir unser jeglicher, mit seinem selbst Leib zu Fuß mit einem Kubisch und Haupt-Harnisch gerüst so bas er mag und auch einer Tüglichen guten Wer, Armbrust, Büchsen oder Lanzen als wir dazu geordnet werden, uff unsere Kosten, Schaden und Verlust ihnen dienen sollen und wollen, zu dem Kriegszuge und der Reise als sie jetzund und v. Sr. K. Majestät ernannt sein. Darumb sie unser iglichen zu jeder Wochen sieben Weißpfennige und des Tags 2 mahl Lieberung geben sollen ꝛc. Und haben uns unser vorgenannten Herren auf das wir uns desto bas rüsten mögen (auf Abrechnung) unser iglichen 1 Gulden geben an unserm Solde, und ist beradt, daß wir dieses Dienstes ein Jahr gewärtig seyn sollen und sie das von uns fordern. Doch daß sie uns keinen Sold zu geben schuldig seyn, bis so lange wir auf ihr Geheiß und Befelch mit ihren Hauptleuten ausziehen, so soll der angemelt Solt und Lieferung ein Tag zuvor angehen und darafter wehren.

wie befugt sind, deren Sold zu diesen Zwecken zu verwenden; ein originelles Mittel, da die Löhnung bekanntlich zu Zeiten kaum zur leiblichen Ernährung des Mannes, geschweige denn zur Anschaffung oder Instandhaltung chirurgischer Instrumente, dem Ankauf von Droguen, Medicamenten, dem Transport derselben und vor Allem zur Ernährung der Heilkundigen ausreichen konnte!

Mehrfach anders zwar gestaltet sich jenes immerhin klägliche Verhältniß in den ersten Landsknechtheeren, die zu Zeiten Kaiser Max I., des letzten Ritters, aus ehrbaren Bürgern und Bauern Vorderösterreichs, Schwabens, Tyrols u. s. w. errichtet, deren Mannschaft, ohne Ränke und Arglist, unter Rücksicht wie Schonung des Rechtsgefühls, angeworben, organisirt und geführt, mit vielen hunderten deutscher Edelleute in ihren Vorderreihen, auf den Schlachtfeldern in Italien, Frankreich und den Niederlanden (z. B. bei Guinegate, am 17. August 1479), in jener berühmten ersten Sporenschlacht fechten und den Namen deutscher Krieger in Ehren halten!

So lange, (während Carl's V. und noch Maximilian's I. glorreichen Tagen,) Zucht und Ehrenhaftigkeit in diesen Heeren bestehen und noch nicht Abenteurer wie feile Miethlinge, stets bereit, jeder Werbetrommel zu folgen und jedwedem Parteigänger zuzulaufen, zur Landplage wie zum Schrecken aller Wehrlosen, ja zum Fluche Deutschlands geworden, lassen es sich die Regierungen mehrfach angelegen sein, auch für das leibliche Wohl des Kriegers geregeltere Fürsorge zu tragen.

So bald der Kaiser oder des Reiches Fürsten und Stände ein Heer aufbieten und einen bewährten Kriegsmann bei der Bestellung zum Feldoberst durch offenen Brief bevollmächtigen, ein Regiment ober- oder niederdeutscher Knechte zu werben, so wird ihm sowohl wie den ihm untergebenen Hauptleuten zur Pflicht gemacht, jedem Fähnlein einen tüchtigen Feldscheer beizugeben, der mit Arzeneien

und chirurgischen Instrumenten ausgerüstet ist.*) Nach dem nun im Ringe die feierliche Ansprache des Feldobersten in schleppendem Formenkrame stattgefunden, der Eid in die Hand des Schultheißen abgeleistet, der Artikelbrief verlesen und die Vorstellung der hohen Aemter vom Oberstlieutenant an bis zum Profoß, incl. eines „Obristfeldartzet", an die lieben frommen Landsknechte erfolgt ist und jede Charge sich den übrigen durch ein Sprüchlein empfohlen, sondert sich jegliches Fähnlein nach Ordnung der gemeinsamen Angelegenheiten und stellt der Hauptmann, nach Verheißung frommer, tapferer und umsichtiger Führung, den Lieutenant, Fähndrich, Schreiber, Caplan und den Feldscheer, als zu seiner Wahl gehörig, vor, worauf diese Letzteren sich nunmehr dem Ringe zum Wohlwollen, Troste und zur Linderung ebenfalls in Sprüchen empfehlen und sodann die Aufforderung des Hauptmannes an die ehrlichen Landsknechte, die Aemter ihrer Wahl zu bestellen, erfolgt, worauf schließlich der Feldweibel, Gemeinweibel, Fourier, nebst jenem bewußten Vorgesetzten über den Troß loser Dirnen, der sich der Mannschaft **mit unterm Vorwande der Krankenpflege** an die Ferse heftet,**) erwählt und

*) Das Fähnlein jener Periode, also wie es von einem Hauptmanne geworben ward, stellte zu jener Zeit die kleinste administrative Einheit dar. Als solche kann es zugleich als taktische Einheit betrachtet werden, und als solche faßt es zuerst Machiavelli, der es „battaglia" nennt und aus 400 Mann zusammensetzt, auf. Kurze Zeit darauf erblicken wir jedoch die Fähnlein, compagnies enseignes, in den europäischen Heeren von verschiedenster Stärke. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts schätzte man dieselben auf 400 bis 500 Mann und mehr, so z. B. bei den Franzosen ums Jahr 1523 bis zu 1000 Mann. Als Franz I. 1534 die „Legionen" errichtete, sollte eine jede 6000 Mann stark in sechs Banden zu 1000 Mann, jede Bande aber in zwei Fähnlein zu 500 Mann zerfallen. Immerhin gab es aber auch deren Letztere, die nur 200 Mann zählten. Vergl. Machiavelli, „Guerra", p. 80, und Rüstow, „Geschichte der Infanterie", 235—241 ff. — Man ersieht aus dem Vorstehenden, daß die wundärztliche Hülfe keineswegs eine ausreichende war! —

**) Diese Zustände dauerten bekanntlich noch zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs, wo wir sie näher geschildert haben. Vergl. des Verfassers historische Darstellung: „Ernest Graf zu Mansfeld". Gotha, 1867, S. 88 und 89.

die Mannschaft in Rotten von je 10 Spießen getheilt, die Angesehensten als Rottenmeister auserkoren werden.*)

Der „Oberfeldartzet“ bekleidet die oberste ärztliche Charge bei einem „Hauffen“**) und ist dem General-Oberstfeldhauptmann über das ganze Feldlager oder dem Feldoberst über „teutsch Fußvolk“ beigegeben, und muß sich stets bei ihnen aufhalten, gehört zu den „hohen Emptern“ und erhält zehnfachen Sold, d. h. 40 Gulden wie der Hauptmann, der Schultheiß, Profoß, Quartiermeister, Proviantmeister, die gleichfalls hohe Chargen darstellen. — Der Obrist über „Teutsch Fußvolk“ bekommt neben seinem Gefolge, das aus einem Caplan, Schreiber, Spenitor, Dolmetscher, Koch, Köchin mit einem Knaben, reisigen Knechten und Jungen besteht, einen Doctor und einen Feldscheer***), indeß der „Feldmarschalk“, welcher Chef aller Reisigen ist und seinen Rang hinter dem General-Obristen hat, im Etat auch einen „Doctor der Artzeney“, und der Oberstfeldzeugmeister, (hinter dem Feldmarschalk als dritter Kriegsrath rangirend,) bei der Arkeley†) einen Wundarzt beigegeben erhält.

Wie genau und umfassend bereits die Instruction für den

---

*) Vergl. Leonhardt Fronsperger, „Von Kaiserlichen Kriegsrechten, Malefiz vnd Schuldhändler, Ordnung und Regiment, sampt derselbigen vnd andern hoch oder niedrigen Befelch, Bestallung, Raht vnd Empter, zu Roß vnd Fuß.“ 10 Bücher, Frankfurt 1571“, III. Bl. 18 und 67.

**) Die gewöhnliche Eintheilung der Heere des Mittelalters zerfiel bekanntlich in drei Haufen („battles, batailles, schiere“), und dieselben bildeten in der Regel zugleich die Treffen: „Vorhut, Gewalthaufen, Nachtrab“. Immerhin sind Beispiele bekannt, daß es deren auch zehn in einem einzigen Heere gab. Betrachten wir die Haufen in den mailändischen Kriegen zu Anfang des 15. Jahrhunderts, sowie in der ganzen nachfolgenden Periode bis tief ins 16. Jahrhundert, so finden wir wieder die Dreizahl adoptirt in einer Stärke von je 5000, 8000 bis 10000 Mann. Immerhin möchten wir dieselben nicht mit einem heutigen Armeecorps vergleichen, wie Einige thun. (Vergl. Rüstow, Geschichte der Infanterie, S. 92 und 167.)

***) Frondsperger, a. a. O., Buch II, Blatt 38, 52. Buch III, Blatt 81. Buch V, Blatt 117.

†) Frondsperger, a. a. O., „ander Theyl von Wagenburgk um die Feldtlager.“ Bl. 45.

Obristfeldartzet war, welche wir, der Vollständigkeit halber, hier unten wörtlich folgen lassen,*) mag jeder aufmerksame Leser ersehen!

Das Aufheben der Verwundeten oder Niedergestürzten besorgen Feldscheerer und Jungen, Erstere ohne Zweifel, um sofort Nothverbände anzulegen.

Was die eigentliche Krankenpflege zur Zeit des Landsknechtswesens betrifft**), so wurde in jedem „Haufen zu Roß und zu Fuß" aus der Zahl der Gemeinen ein tauglicher **Spittelmeister** gewählt, dem Schultheißen namhaft gemacht und eingeschrieben. Auch sollte, um gewissermaßen eine Commission zu bilden, eine Person aus dem Gerichte hinzugezogen werden. Diese hatten in Gemeinschaft mit dem Fourier an jedem Zahlungstage jedem Mann ohne Unterschied einen Batzen oder Groschen vom Solde einzubehalten. Der Schreiber hatte die Summe mit Berechnung dem Gerichtsschreiber einzusenden, der sie in die „Gerichtslade" beim Schultheißen niederlegte. Außerdem sollten von den Hauptleuten oder von den hohen Aemtern zwei zur Verwaltung hinzugezogen werden. — Denselben mußte Morgens und Abends im Lager und beim Aufbrechen desselben Bericht über die Erkrankungen erstattet werden. Wir gewahren überhaupt die ersten Keime des Militair-Lazarethwesens! — Während des Bestehens des Feldlagers wurden die Kranken von den Gesunden getrennt und zum Troß in ein eigenes Krankenzelt gebracht. — Beim

*) „Eines öbersten Artzet befelch vnd Ampt streckt sich dahin, das er etwan ein Doctor oder sonst eins stattlichen ansehens ob alle andern Artzten oder Feldscherere, auch ein berühmter geschickter, betagter, erfahrener, fürsichtiger Mann sey, von welche alle ander Barbierer, Scherer oder sonst verletzte, erlegte krancke Knecht, oder andere, sich solches wissen zu trosten, hülff vnd rhat in zeit der not bey jm zu suchen haben, sonderlich was geschossen, gehauwen, gebrochen, gestochen oder in ander weg an den fürfallende eynreissenden Kranckheiten als an der Breune, Ruhr, Febern vnd dergleichen gebrechen, welche sich dann in od' bei solchen Hauffen on vnderlaß begeben vnd zutragen."

**) Frondsperger a. a. O. Buch 3, Bl. 118, und Richter, Gesch. des Medizinalwesens der Königl. Preuß. Armee, S. 7 ff.

Trosse hielten sich ohnehin verheirathete wie ledige Frauensleute und Kinder auf, deren bekannte Bezeichnung vom Soldatenwitz datirt und die, wie bereits oberwähnt, von einem eigenen „Weybel", Rumormeister und Vergleicher in Zucht und Ordnung gehalten werden sollten, ein Verhältniß, wie sich dasselbe noch den ganzen dreißigjährigen Krieg hindurch erhielt.

So lange der Kranke jener Fürsorge bedurfte, bezog, — wie gesagt, — der Spittelmeister den Sold desselben, mußte aber auch von dem abgezogenen und gesammelten Gelde die Fuhre zum Weiterschaffen desselben bezahlen; ja, der Patient war nach Wiederherstellung gezwungen, sich, Behufs vollständiger Deckung aller Kosten, noch fernere Soldabzüge gefallen zu lassen. — Zum Mitführen Leichterkrankter sollten schon die leeren Proviantwagen benutzt, bei Mangel derselben dagegen durch den Profos für Requisition weiterer Fahrzeuge gesorgt werden, der Spittelmeister dagegen für die Kosten derselben einstehen. — Beim Monatsschluß wurde vom Regimentsschultheißen über Einnahme und Ausgabe von Soldabzuge Rechnung gelegt, der Ueberschuß von der Verpflegung unter die Kranken wieder vertheilt.

Diese Anordnungen für die Landesknechtsheere stellen die **Uranfänge einer geregelten Militärkrankenpflege und die Grundlage eines geordneten ärztlichen Waltens dar**, da sie zuerst das Bestehen eines Feldlazarethwesens, einer Lazarethkasse und eines Kassencuratoriums nachweisen, in dem Deutschland andern Staaten weit, weit vorangewesen zu sein scheint, denn ein schlagendes Beispiel aus der Neige des fünfzehnten Jahrhunderts enthüllt uns wieder ein wahres Schauergemälde über die Zustände in fremdherrlichen Armeen:

Zunächst müssen wir hier des Kriegszugs Carl's VIII. von Frankreich nach Italien gedenken, der in der Geschichte der „Militärepidemien", wenn wir uns so ausdrücken dürfen, eine so entsetzliche, verhängnißvolle Rolle spielt! —

Um sich des Throns von Neapel zu bemächtigen, zog der

König im Jahre 1494 über Asti in Piemont durch die apeninische Halbinsel. Im September langte er in Florenz, am 31. Oktober, bei ungewöhnlich warmer Witterung, in Rom an, wo er einen vollen Monat in thatenloser Ruhe verbrachte. Am 12. Februar 1495 hielt er seinen feierlichen Einzug in Neapel, nachdem er auf dem ganzen Vormarsch nirgends Widerstand getroffen hatte.

Um so ungehinderter indessen ergaben sich seine Truppen, — dem Beispiel ihres Führers folgend, — dem zügellosesten Treiben und hier war es, wo die von uns bereits näher erwähnte, heillose Krankheit unter den Ersteren ausbrach*) und vornehmlich

*) Es darf wohl nur vollkommen gerechtfertigt erscheinen, wenn wir hier nochmals auf die in dieser Schrift bereits erwähnte und skizzenhaft dargestellte Krankheit zurückkomme, zumal dieselbe **als Lagerepidemie** so entsetzlichen und verhängnißvollen Einfluß auszuüben bestimmt war, hat doch, wie schon bemerkt, die Geschichtsschreibung von ihrer Uebertragung und Einschleppung in die deutschen Heere **„Abnahme der altgermanischen Urkraft und Wehrhaftigkeit" herleiten wollen.** Beim Uebermaaße an Material wird auch wiederholte Besprechung durch einen Laien nur eine lückenhafte und oberflächliche bleiben. Hervorgehoben muß indeß werden, wie die Forschung im Verlauf der Zeiten, bei Feststellung der jahrtausendlangen Existenz jenes traurigen Uebels, der Frage so mancher Zweifler begegnen mußte, ob es wohl zulässig, Bezeichnung oder Darstellung der Krankheiten, die man im grauen Alterthum bereits unter dem Namen „Lues" begriffen, nach Maaßgabe der Symptome beurtheilen dürfe, welche jenes Uebel in unsern Zeiten offenbart hat? Eine Frage, die entschieden bejaht wird, „denn", fügt man hinzu, „wenn es vollkommen feststeht, daß die Seuche, welche sich am Ende des 15. Jahrhunderts, vom südlichsten Europa aus, allmälig über die ganze Erde verbreitete, in ihren Erscheinungen von einem bekannten Leiden unserer Tage sehr bedeutend abwich, so wird zugestanden werden müssen, daß Uebel gleichen Charakters und Ursprungs um mehr als ein Jahrtausend früher unter gänzlich verschiedenen Verhältnissen des Klimas, der Lebensweise und Gesittung, der allgemeinen körperlichen Beschaffenheit des Menschengeschlechts ein noch ungleich abweichenderes Gepräge darzubieten im Stande waren." (Vergl. den wörtlichen Ausspruch Häsers, a. a. O. S. 186 f.) Haben wir auch bereits im vorigen Abschnitte dieser Darstellung außer Berichten der ältesten Historiker, auch der Worte der heiligen Schrift gedacht und jenes verderblichen Baalsdienstes erwähnt, im Gefolge dessen die Seuche auftritt und Moses in gleicher Rathlosigkeit wie nachmals so manche Aerzte des Mittelalters, zum heroischsten aller Mittel, dem Tödten aller von Krankheit Befallenen, greift, haben wir durch die verschiedenen Bücher des alten Testaments den unglücklichen Faden verfolgt, der sich in Form einer Warnung selbst im Briefe an

durch die aus Italien zurückkehrenden, theils deutschen Landsknechte, theils Schweizer (Söldner) über einen großen Theil von Europa verbeitet wurde.

Wie bejammernswerth das Loos dieser unglücklichen Krieger

---

die Thessalonicher wiederfindet, die Belehrungen der ältesten Heilkundigen und Sittenschilderer, Dichter und Prosaisten, bei den ältesten Culturvölkern wiedergegeben, endlich auch die Verwechselung der Krankheit mit der Leprose in den ersten Zeiträumen des Mittelalters hervorgehoben, so darf es um so mehr von Interesse erscheinen, wenn darauf weiter fußend, man auf die ferneren Ergebnisse der Forschung aufmerksam macht, wo Fälle an das Licht gezogen werden, die mindestens Spuren scharfen Urtheils und richtigen Erkenntnisses in Tagen feststellen, die dem Zeitpunkt weit vorangehen, wo das Leiden, mit epidemischem Charakter ausgerüstet, seine Bahnen verfolgte.

Auch dieses Verdienst ist der Emsigkeit Häsers und einiger mit ihm verbundener Forscher zuzuschreiben, der sich nicht darauf beschränkt, das auch von uns im ersten Abschnitt unserer Schrift namhaft gemachte Beispiel jenes Chorsängers am St. Victorstifte zu Mayn, ans Licht zu ziehen, (das freilich auf einem Auszuge des im Original, bei Plünderung der Klöster jener „goldenen Stadt" durch die Franzosen, verschwundenen Stiftsprotokolls: „de anno 1472, Jovis (die) post festum pentecost" . . . u. s. w. beruht,) — aber auch noch dreier andern merkwürdigen Fälle gedenkt, die wir nicht übergehen zu dürfen glauben, obwohl die dabei verwandten chronistischen Quellen vielleicht angezweifelt werden können. Hierher gehört namentlich jener Passus in Ottokars von Hornek, dem Anfang des 14. Jahrhunderts entstammenden österreichischen Reichschronik, k. 75, (Scriptor. rer. Austriac. III. 742,) wo hervorgehoben wird, „König Wentzel habe von seiner geliebten Agnes so schlechten Minnedank gewonnen,"

„ „dass er dauon muest sterben
wann er faulen pegann
an der stat, da sich dy man
vor Scham vngern sehen lant,
Dhainer Erczeney-pant
Chan vor Scham an In nie
Vncz In der Siechtag vbergie." "

„Und von einem andern, zu Straßburg, pridie Kal. Martis, 1320, an eben diesem schnöden Minnezoll verstorbenen tapferen Prinzen, dessen Namen ich verschweige, mag ich den gleichzeitigen ungedruckten Bericht gar nicht hersetzen, der gleichwohl unüberwindlich darlegt, daß Deutschland beinahe schon zweihundert Jahre früher, als man gewöhnlich behauptet, diese Galanteriewaare gekannt habe. Ja schon von dem im J. 1104 verstorbenen Bischof von Speyer heißt es im deutschen Exemplar von Conrad von Auerspergs Chronik:

war, dürfte keine Feder zu beschreiben im Stande sein. — Vergebens sucht Meier-Ahrens (in seiner Schrift: „Geschichtliche Notizen über das erste Auftreten der . . . Seuche in der Schweiz",) mit ergreifenden Worten ein Bild des Rückzugs der Trümmer des einst so hoch gepriesenen Frankenheeres zu entwerfen: „Im elendesten Zustande schleppten sich die deutschen und eidgenössischen Söldner in ihre Heimath, namentlich diejenigen, die der König als Garnison in Neapel zurückgelassen. Welche nicht durch die Dolche der Italiener starben, an Hunger, Durst oder Gift, — einsam in Scheunen, auf der Landstraße, auf den Feldern, ja — auf Düngerhaufen, (eine Lagerstätte für ihre todmatten Glieder suchend,) während des Rückmarsches umkamen, langten, zu Gerippen abgezehrt, ihren Freunden kaum noch kenntlich, an den heimischen Herd." — Ja auch hier mag ihnen nicht einmal Rast beschieden gewesen sein, — — denn, dürfen wir dem Elsässer Chronisten Maternus Berler, Priesters zu Ruffach, trauen, (der seine Aufzeichnungen im Beginn des 16. Jahrhunderts vornahm,) so wurde jenen Unglücklichen keine andere Zufluchtsstätte gegönnt, als einzelne Capellen außerhalb der Städte und Dörfer. Dort verendeten sie vollkommen hülflos, da selbst die Aussätzigen jede Gemeinschaft mit ihnen verweigerten.

„ „Johannes Speyerer Bischof hat (folgt nähere Angabe der Oertlichkeit) ein Geschwür überkommen, von dem nicht gar ein gut Gerücht gieng, der hat nun lange Zeit gekranket und ist anno 1104 gestorben." "

„Wir beschränken uns", fügt Bodmann, (Rheingauische Alterthümer, Maintz, 1819. 4. S. 199, bei Häser, a. a. O. S. 54 ff. des Anhangs) hinzu: „als Nichtarzt, um uns nicht mit dem Tadel eines Uebergriffs in eine fremde Wissenschaft zu beladen, auf diesen kleinen Beitrag zum Geschichtlichen der Arzeneikunde."

Am Bezeichnendsten erscheint uns eine Aeußerung des Bischofs Palladius, in dessen Lausiaca historia, cap. 33, in magna bibliotheca veterum patrum, Tom. XIII, wo die Geschichte eines gewissen Hero erzählt wird, der sich durch Unbedacht — — oder Leidenschaft einen „Anthrax" zuzog, durch welchen, nach sechsmonatlichen Leiden erst Verstümmelung und dann der Tod eintrat. (Vergl. Rosenbaum, Geschichte der hier beregten Seuche, 425.)

Es genügt unter den vielen Beschreibungen des Uebels diejenige hervorzuheben, welche Grünpeck*) von dem Zustand einer Anzahl italienischer Soldaten entwirft: „Einige waren vom Scheitel bis zu den Knien mit einer scheußlichen, schmutzigen, schwarzen Krätze dicht bedeckt, welche mit Ausnahme der Augen keine Stelle des Gesichts, des Halses, des Nackens, der Brust und des Leibes frei ließ. Sie gewährten hierdurch einen so entsetzlichen und bejammernswerthen Anblick, daß sie von allen Genossen verlassen und unter freiem Himmel jeder Noth preisgegeben, nichts sehnlicher erflehten als den Tod. — Andere, bei denen die Krankheit hie und da in Bocken, härter als Baumrinde,

---

*) Die drei Schriften Grünpecks führen folgende Titel: „I. Tractatus de pestilentiali scorra, sive Mala de Franzos originem remediaque, ejusdem continens compilatus a venerabili viro magistro Joseph Grünpeck de Burkhausen super carmina quaedam Sebastiani Brant utriusque juris professoris. II: „Ein hübscher Traktat von dem Ursprung des bösen Franzos, das man nennt die wilden Wärtzen. Auch ein Regiment, wie man sich regieren soll in dieser Zeit (Augsburg, 1496. — III: Libellus Josephi Grünpeckii de Mentulagra alias morbo gallico (S. 1 etc. a. Vorrede v. Mah, 1803.) — Alle drei Gedichte sind vollständig abgedruckt bei Fuchs, „die ältesten deutschen Schriftsteller über die (betr.) Seuche, Göttingen, 1843. 8. Seine eigene Krankheit beschreibt Grünpeck in einer ferneren Schrift, (vergl. Fuchs, a. a. O. S. 58 ff.) In welchem Maße die Gemüther von dem entsetzlichen Unheil erschüttert wurden, scheint uns der Umstand mit am Deutlichsten zu verrathen, daß sich die Dichtung **aller** Völker des Abendlandes jenes traurigen Gegenstandes bemächtigte und die Seuche zum Thema auserwählte! Zu den bessern metrischen Darstellungen mag der s. Z. bekannte „Mortilogus", das Gedicht des Cistercienserpriors Conrad Reiter aus Kaisersheim bei Donauwörth, zu rechnen sein, welches das Schreckbild in seiner ganzen Blöße entrollt; hier ein Passus aus demselben:

„Italos, Gallos, Bavaros, Suevos
Teutonae terrae spatiosa regna
Quosque Germanos alioque gentes
Orbe sepultos
Quin domum solis perhibent utramque
Quadripartitum penitusque mundum
Hancce tam saevam penetrasse tabem
Omnibus unam."

(Vergl. Mortilogus, Strophe 23 u. 24, die ganze Dichtung vollständig abgedruckt bei Fuchs, Ulsenii vaticinium u. p. 6.)

am Scheitel, der Stirn, dem Halse, dem Hinterkopf, der Brust und an andern Fleischtheilen sich äußerte, versuchten sich durch Kratzen mit den Nägeln von ihren unerträglichen Schmerzen zu befreien. Noch Andere starrten über und über von unzähligen Warzen oder Pusteln; Antlitz, Ohren und Nase der Meisten wiesen dicke, räudige Pusteln, die, Stäbchen („ducilli") oder kleinen Hörnern und Zähnen vergleichbar, emporragten und eine pestartige Jauche ergossen" — — —.*) So abschreckend und bejammernswürdig dieser Zustand der Kranken aber auch war, so standen Vielen doch noch weit schrecklichere Leiden bevor, da das Uebel die Knochen angriff und — wie noch in unsern Tagen — zerstörte. Namentlich aber ist noch jenes Symptomes zu gedenken, das jene allgemeine Scheu vor den Kranken erläutert:

Wie ihr ganzer Körper, verbreitete der *Athem* der Kranken einen verpestenden Geruch, an welchem gewiß auch die schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit eingebürgerte Anwendung des Quecksilbers ihren Antheil hatte. Hutten, der deutsche Ehrenmann in des Wortes bestem Sinne, wir wiederholen es, rechnete es, — im Verlauf der ihn fort und fort niederwerfenden Krankheit, seinem Freunde Georg von Streitberg hoch an, daß er ihn auch da nicht verließ, („quum ob morbi foeditatem spurcissime foeterem",) als niemand weiter bei ihm ausharren wollte. Indessen bezeugt er rückhaltslos, daß ein ferneres Symptom, die sogenannte „Gummata", das Entstehen harter Geschwüre, das mit Zerstörung des Knochenbaues in Verbindung befangen, auch *ohne Quecksilber* entstanden, *wie es bei seinem leiblichen Vater bereits der Fall* gewesen.**)

*) Das الحبّ „Hhabb" der Araber, (soviel wie bacca, granum; — omne quod grano simile est, unde pillula!) von den Franzosen „bouton de Biskara" genannt, — vergl. Boudin, géographie et statistique médicale. Paris, 1857. 8. Vol. II. 325—333. Bertherand, Annal. med. de la Flandre orientale, 1854.

**) Vergl. Häser, a. a. O. S. 238 und das Citat über Hutten, 240.

Wie dem nun sein möge und welch unbeschreibliches Elend das Uebel nicht allein auf die Kriegsheere, sondern auch auf die gesammte bürgerliche Gesellschaft unseres Erdtheils brachte, da sich bei der ersten allgemeinen Verbreitung auch Fälle hereditärer Uebertragung ereigneten, deren Wesenheit wohl so manchem Arzte lange unklar geblieben sein mag, so ermannten sich doch allgemach die Regierungen der durch die neue Plage zumeist heimgesuchten Lande und trachteten durch Prohibitivmaßregeln zunächst fernerem Unheil vorzubeugen: Einer der ältesten desfallsigen Erlasse datirt aus Faenza im Kirchenstaate vom Januar 1497, wo den Verächtern des Gesetzes sogar mit Brandmarkung gedroht wird. In ähnlichem Sinne ohne Zweifel war schon das Edikt Kaiser Maximilian's I. auf dem Reichstage zu Worms unterm 7. August 1495 erlassen worden, das sich allerdings zunächst wider die Gotteslästerer wendet, im Uebrigen jedoch jener neuen, unerhörten und verheerenden Seuche gedenkt. Eine richtigere Erkenntniß derselben geht erst aus den deutschen obrigkeitlichen Verordnungen vom Jahre 1496 hervor, wo man den Badern die alleräußerste Vorsicht bei Blutentziehungen zur Pflicht machte, ja, man verschritt sogar in einzelnen Städten Mitteldeutschlands zur Einrichtung eigener Krankenhäuser, um die von jenem Uebel Befallenen von andern Patienten ein für allemal zu sondern.*)

Mit gleicher Energie ging man in der Schweiz, in Frankreich**) und Schottland zu Werke, in welch letzterem Reiche König Jakob IV. dem Uebertreter des Sanitätsgesetzes mit Brandmarkung drohte. Aber wenn auch unverkennbar eine Minderung oder Milderung des Leidens eintrat, so hat die tägliche Erfahrung wie

*) So z. B. in Würzburg, wo man im Jahre 1496 frühere „Pesthäuser" zu jenem Zwecke herrichtete, und in Bamberg, wo unmittelbar darauf bereits ein „wohldotirtes Franzosenhaus" erwähnt wird. Vergl. Fuchs, die ältesten Schriftsteller 2c., S. 306, Reuß, Anzeiger für die Kunde deutscher Vorzeit, 1857, No. 3.

**) „Arreste du Parlement de Paris portant règlement sur le fait des malades de la grosse vérole", abgedruckt bei Gruner a. a. O. III. 69.

der Augenschein gelehrt, daß alle jene Bestrebungen nur Stückwerk blieben, und obwohl wir längst in einem Zeitalter leben, wo erweislich der Krankheitsstoff nicht mehr in Miasmen der Luft, sondern oftmals nur als perfider Begleiter unbedachten Sinnentaumels auftritt, so dürfen wir doch für den Moment die Sage von dem endlichen, gänzlichen Erlöschen des entsetzlichen Uebels annoch als eine Fabel, als einen frommen Wunsch ansehn! — —

Um so mehr dürfte es Pflicht sein, hier von den Heilmitteln zu reden, die das zu Tod erschrockene Geschlecht jener Tage ergriff und für die leidenden Krieger und Kriegsherren, wie für alle von der Seuche betroffenen in Aufnahme kamen:

Vor Allem war es der fromme Glaube, dem man sich in die Arme warf, als man sah, daß die Kunst der Aerzte, daß der menschliche Scharfsinn sich machtlos erwies. Das größte Vertrauen genoß das Buch Hiob, jenes poetische Gebilde der heiligen Schrift; man rief die Fürbitte dieses Schutzpatrons der Aussätzigen an und mit ihm die heiligen Maevius und Fiacrius.*) Später „erwies sich im Meißner Lande der heilige Benno frommen Betern besonders hülfreich.“ Aber schon nach kurzer Zeit, (1494,) gelangte eine Quelle bei Krembs in Oesterreich in den Geruch der Wunderthätigkeit, und zu dem geweihten Muttergottesbilde der Grimmenthaler Kirche in Franken wallfahrteten im Jahre 1501 unter vielen Andern fast 300 maurische und äthiopische Krieger, die die Chronisten uns treuherzig als „Ritter“ bezeichnen.**)

Hieran reihte sich, (wie im ersten Theile dieser Schrift schon bemerkt,) nach kurzem Zeitraum die Anwendung der den Völkern der alten Welt gegen veraltete Hautübel bereits wohlbekannten

---

*) Wenn wir nicht irren, von unsern gallischen Nachbarn schlecht weg Saint Fiacre genannt.

**) Ueber die Wallfahrt nach Grimmenthal siehe Linturius (bei Aloysius Luisinus [de Luigini], de morbo gallico omnia quae extant apud omnes medicos cujuscunque nationis etc. Venetiae. 1566. 1567. III, 119.)

Merkurialmittel, und die Erfahrung mag es wohl gewesen sein, die auf deren Anwendung gegen das bisher unbekannte Leiden verwies und hinleitete. Die Erfolge bewiesen sich auch so wirksam, daß sich von jenem Moment an die meisten Kranken in den Händen von Empirikern befanden, welche fälschlich behaupteten, daß ihre Behandlung den Aerzten, welche aus theoretischen Gründen den Gebrauch des Quecksilbers verwarfen, — „unbekannt" sei, und Angesichts der Gefährlichkeit, welche bisher das Uebel an der Stirne getragen, oftmals von den Patienten mit großen Summen honorirt wurden und in Besitz von Reichthümern gelangten.*) Ja, es fehlte nicht an Solchen, welche den Kranken aus Gewinnsucht das Schreckbild, der hülflos Verendeten vor Augen hielten, und ihre Bemühungen sollen für viele Aerzte eine Quelle des Reichthums geworden sein, ja, man dürfte dreist behaupten, daß durch die Krankheit das Ziel der Alchymisten, für Quecksilber Gold einzutauschen, erreicht wurde!

Ein schlagender Beleg für diese Behauptung bildet die Wirksamkeit des französischen Militairarztes Thierry de Hery, der den kläglichen Titel: Stellvertreter („Lieutenant du premier barbier du Roi") führte und vom damals noch jugendlichen Franz I. nach Italien entsandt wurde, um die dort stehenden Truppen von der hier beregten . . . Seuche zu befreien. Der jedenfalls sehr umsichtige Mann nahm längeren Aufenthalt in Rom, um von einem dortigen Heilkünstler Berengarius die Innunctionen mit Quecksilber zu erlernen. Nach seiner Rückkehr gab er hierüber eine sehr gelehrte und genaue Abhandlung in Druck und wußte

*) Vergl. Häser, a. a. O. S. 256. Die Zahl dieser Empiriker war im 15. Jahrhundert noch größer als in spätern Tagen, denn sie wurde, wie Johannes Benedictus zu Krakau erzählt, vermehrt durch die große Menge (schon damals!) heruntergekommener Alchymisten, „welche weder den Stein der Weisen noch auch nur so viel besitzen, um sich einen Ofen bauen zu können." — Zu keiner Zeit hat die Charlatanerie schamloser ihr Haupt erhoben und selbst angesehene und wackere Aerzte mit fortgerissen. Aus diesen Tagen datirt bereits das schon früher in etwas veränderter Lesart mitgetheilte Sprichwort: Omnis alchymista, aut medicus aut saponista . . . ."

sich durch geschickte Curen ein für damalige Zeit außerordentliches Vermögen von 150,000 Livres zu erwerben. Er pflegte deshalb oft in St. Denys beim Grabe Carl's VIII. sein Dankgebet zu verrichten. Die Mönche kamen hierdurch auf die Idee, Hery halte den verstorbenen König für einen Heiligen, als welchen sie ihn niemals anerkannt, und verwiesen ihm seinen Irrthum. — Sei es nun im tiefsten Ernste, sei es im Scherz, erwiderte der Sohn Aesculaps den frommen Vätern, er wisse wohl genug, daß Carl VIII. kein Heiliger gewesen, allein (durch die mit seiner Armee eingeschleppte Epidemie) hätte er ihm mehr zu verdienen verschafft, als alle Heiligen des Kalenders zusammengenommen.*)

Zu weit würde es führen, wollte man dem wahren Wesen der hier berührten Curen weiter folgen, und muß es für den engen Raum unserer Darstellung genügen, noch des Meerschwammes, (spongia marina,) wie des „Alants“, (Alauns,) als in jener Periode eingebürgerter Heilmittel zu gedenken, ein Beweis, daß man im Erstgenannten bereits die „Wirksamkeit jodhaltiger Substanzen“ erkannte. — Immerhin scheinen die Mercurialmittel ihr Vorrecht behauptet zu haben, denn man begrüßt es noch heute als Fortschritt, wie Almenar, ein berühmter Heilkundiger, ums Jahr 1502 die „rationelle“, entleerende Methode der Anwendung mit der „empirischen“, der bisherigen Innunctionscur verband.**)

Des etwas später zur Anwendung gelangenden Guajakholzes haben wir bereits früher gedacht; es genügt wohl, darauf zu verweisen, daß es jene kühnen Seefahrer oder Kriegsleute, jene spanischen „Conquistadores“ waren, welche die Heilkraft desselben bei Hautkrankheiten durch die Bewohner von San Domingo (Hispaniola) kennen lernten.***)

---

*) Vergl. Gründer, Gesch. d. Chirurgie, a. a. O. S. 172.

**) Vergl. Häser, Gesch. der epidemischen Krankheiten, a. a. O. S. 256.

***) Vergl. Häser, a. a O. S. 259. Nach Angabe des Brasavolus war ein Spanier Gonsalvus der erste Europäer, der sich des Guajaks bei Er-

Aber die Fortdauer des Uebels, dessen Fortpflanzung oder Einschleppung, mußte die Forschung zu immer größeren Anstrengungen anstacheln und es folgte ein Umhertasten der Heilkünstler nach den mannigfachsten Curarten, ja, wir finden bereits neben der sog. „entleerenden Methode", wobei der Aderlaß oder das Oeffnen von Venen in der Nähe der ergriffenen Theile, selbst von aufgeklärten Aerzten des Zeitalters, anempfohlen und ausgeübt wurde, die Traubencur, eine Inhalationscur, bei welcher man Wachskerzen anzündete, die mit Zinober versetzt waren. — Auch Afrika, dessen heißeste Zone jetzo Einzelne als die wahre Heimath des Uebels betrachten wollen, gab seine Medicamente her, um den Kampf gegen dasselbe fortzusetzen! — Neben dem Chlorgoldnatrium und Sublimat oder vermischten Quecksilberoxyd, („argentum sublimatum",) erwarben sich die Pillen von „regulinischem" Quecksilber, Terpenthin und Mehl, welche Cheiredin Barbarossa, Dey von Algier und Tunis, von dem Leiden befreit hatten und unter dem Namen Barbarossapillen bekannt wurden, hohen Ruf, dagegen beruht es wohl vermuthlich auf Irrthum, wenn z. B. Häser behauptet, auch König Franz I. sei durch jenes Mittel geheilt worden.*) Im Gegentheil, die Geschichte weist aufs Genaueste nach, daß alle Kunst der Aerzte, das Uebel nur aufzuhalten, — acht, nach anderer Ansicht sieben lange, qualvolle Jahre hindurch nur gewissermaßen zu paralysiren vermochte. Oft empfand jener Letztere, so berichtet ein Zeitgenosse, solche Schmerzen, daß er („von der neapolitanischen Krankheit heimgesucht", —) verzweifelnd ausrief: „Gott straft mich so wie ich gesündigt habe!**)

---

krankung bediente. In Italien fand das neue Mittel sehr schleunigen Eingang. Brasavolus selbst wollte der erste sein, der es 1525 in Ferrara anwandte, während man es schon zwei Jahre früher in Deutschland kannte. Später trug besonders Hutten's Schrift viel zur allgemeinen Einführung bei.

*) Vergl. Häser, a. a. O. S. 263.

**) Mémoires historiques et secrets sur les amours des Rois de France. Mit wahrhaft abenteuerlicher Genauigkeit sagte ihm, wie schon erwähnt, der Arzt und Alchymist Nostrodamus seinen Tod Jahre lang auf

Welchen Einfluß solch entsetzliche Erfahrungen und Wahrnehmungen auf das Sanitätswesen in den Heeren jener Periode ausgeübt, dürfte schwer zu beantworten —, sollte es aber verstattet sein, aus vereinzelten historischen Aufzeichnungen eine Schlußfolgerung zu ziehen, so waren es eben nur sehr vereinzelte, dürftige und ungenügende Maßregeln, zu welchen da und dort geschritten wurde.

So z. B. ist bekannt, daß man in jenen Tagen, nachdem mineralische, wie vegetabilische Mittel sich als unzulänglich erwiesen, zum Gebrauche von Heilquellen zurückkehrte, aber die Benutzung derselben, wie z. B. der Bäder von Pfäffers in der Schweiz, wo Hutten die letzte Heilung von seinen Qualen vergeblich suchte, nachdem man ihn nicht weniger wie elfmal der Inunctionscur unterworfen, steht so vereinzelt da, (sie wird von den Geschichtsschreibern als ein ganz absonderliches Factum dargestellt,) daß man wohl dreist annehmen darf, daß von der Seuche befangenen Kriegern die Wohlthat einer sorgfältigen Badecur*) nicht zu Theil wurde. Nur eine einzige Spur: die **Errichtung abgesonderter Feldhütten** für unglückliche, die Schweiz durchwandernde, (aus Italien heimkehrende) kranke Krieger reiht sich an die von uns bereits früher erwähnte Anlegung der immerhin als ungenügend oder vereinzelt zu bezeichnenden sog. „Franzosenhäuser“.

Aber noch ehe der Krankheit ihr todtbringender oder gefährlicher Charakter benommen worden, ja, fast gleichzeitig schon mit ihrem Auftreten im Abendlande, gegen Ende des 15. Jahrhunderts, sollte ein ebenso räthselhaftes Uebel auf abgesondertem Eiland auftauchen und sich den Heeren verderblich an die Ferse heften:

---

den Schluß des Monats März 1547 voraus, als ob er den Fortschritt der Parasitenpflanze ganz genau ermessen und veranschlagt!

*) Auch in Italien kamen die Bäder von Torsena und Pisa, die Schwefel-Kochsalzthermen von Albano und die Schlammbäder von Ortone in Gebrauch, ob aber in Verbindung mit Militairlazarethen, darf billig angezweifelt werden. Vergl. Häser, a. a. O.

Der englische Schweiß, eine in dieser Gestalt bis dahin völlig unbekannte Seuche, welche seit ihrem Erscheinen häufig als schlagendes Beispiel durchgreifender Umgestaltungen eines epidemischen Krankheitscharakters betrachtet werden kann!*) — — —

Auch hier traten außerordentliche und verheerende Naturereignisse ein, um als Vorboten, wo nicht als Ursachen des Leidens zu dienen. Zeitgenossen wie spätere Schriftsteller haben nicht unterlassen, uns hiervon Kunde zu geben, und wir erfahren, daß dem verderblichen Zeitpunkt (1486) bereits fünf Regenjahre vorausgegangen. Der aus seinen Ufern tretende Severnfluß hatte schon 1483 die entsetzlichsten Schäden angerichtet. Diese seit Menschengedenken auf jenem Theile der Insel größte Ueberschwemmung, mit dem Namen „des großen Wassers des Herzogs Bukingham" belegt, hatte den bewaffneten Aufstand jenes mächtigen Kronvasallen gegen Richard III. vereitelt.

Kurz vor, noch weit mehr **nach** dem Siege König Heinrich's von England über seinen Nebenbuhler Richard, bei Bosworth, am 22. August 1486**) war es, wo sich die Krankheit in des Ersteren Heere blicken ließ und anscheinend dem Marsche der Truppen in der Richtung von Westen nach Osten, von Wales nach London folgend, bereits nach Monatsfrist in der Metropole ihr Haupt erhob, um dort ihre zahlreichen Opfer zu fordern.

Ueber den Verlauf und die Symptome des Uebels im ersten Stadium seiner verderblichen Wirksamkeit besitzen wir nur dürftige Nachrichten, zumal nur Einer der zeitgenössischen Mediziner der Seuche näher gedenkt, (ein Beleg für unsere frühere Beurtheilung des Sanitätswesens in England und der dortigen, bei der Epidemie doch wohl zunächst zur Thätigkeit berufenen Feldärzte!)

---

*) Es erklärt dies die von geachteten Historikern ausgesprochene Ansicht eines Zusammenhangs mit der Bubonenpest oder dem schwarzen Tode des 14. Jahrhunderts, welcher auch wir uns früher anschließen zu müssen geglaubt.

**) Nach Andern 1485.

„Es war, (schildert Hecker, in seiner berühmten Monographie und nach ihm Häser,*)) ein überaus hitziges Fieber, das nach kurzem Froste die Kräfte wie mit einem Schlage vernichtete und, während schmerzhafter Magendruck, Kopfweh und schlaffüchtige Betäubung, überhaupt Gehirnaffection hinzutraten, den Körper in übelriechenden Schweiß auflöste. — Unerträglich war den Kranken die innere Hitze, doch brachte ihnen jede Abkühlung den Tod." Kaum der hundertste Theil der Befallenen blieb am Leben, und jählings war der Verlauf des Uebels, denn wenige Stunden genügten oft, um gerade die kräftigsten Männer wegzuraffen. Viele einmal Genesene erlitten wiederholte Rückfälle von gleicher Heftigkeit!

Je weniger aber die Aerzte sich Raths wußten, desto eifriger trachtete das Volk sich selbst zu helfen, und man gelangte allgemach zu einem ebenso einfachen als naturgemäßen Verfahren, vermöge dessen wenigstens zu Ende der Epidemie noch Viele gerettet wurden. Es bestand darin, keine gewaltsamen Arzeneien, wohl aber mäßige Erwärmung anzuwenden, keine Nahrung, vielmehr nur wenig mildes Getränk zu nehmen und in ruhiger Lage vierundzwanzig Stunden auszuharren.

Das fünfmalige Auftreten der Epidemie, ihre Verschleppung über Hamburg nach Nord-, dann nach Mittel- und Süddeutschland und den Niederlanden, auch die Luftströmungen, welche den Krankheitsstoff von Nordwest weitertrugen und zu verbreiten halfen, **gehört ebenso wenig ins Bereich unserer gegenwärtigen Betrachtung, als die Unzahl der dahingerafften Opfer**, wohl aber dürfte es Pflicht erscheinen, darauf hinzudeuten, wie die eigenthümliche

*) Hecker, der englische Schweiß. Ein ärztlicher Beitrag zur Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts, Berlin 1834. Haeser, histor.-patholog. Untersuchungen, I., S. 232 ff. Ch. G. Gruner, Scriptores de sudore anglico superstites. Post mortem auctoris adornavit et edidit H. Haeser. Adjecta est commentatio de sudoris anglici historia atque natura, (auctore H. Haeser.) Jenae, 1847. 8.

oder charakteristische Lebensweise der Völker maßgebend und bestimmend einwirkte.

Namentlich war es auffallend, — (wie die einstimmigen Zeugnisse der Beobachter nachweisen,) daß kräftige Männer, — viel gelinder dagegen Greise und Kinder heimgesucht wurden. Vollblütige Personen, besonders Trinker und Schlemmer, wurden vorzugsweise weggerafft. Während England in manchen Gegenden gleichsam decimirt ward, blieben Schottland und Irland, (rauhe, unfruchtbare, wahrscheinlich damals schon von dürftigen Einwohnern spärlich bevölkerte Lande,) verschont. — Am lebhaftesten trat dieser Umstand 1518 in Calais hervor, wo sich eine zahlreiche englische Garnison befand. — Während die Eingeborenen, (Franzosen,) am Leben blieben, schwand die gesammte Mannschaft der Besatzung und mit ihr die dem Kriegerstande nicht angehörigen Engländer rettungslos dahin.*)

*) Vergl. Häser, a. a. O., S. 311, unter Rückbezug auf jenen einzigen englischen Arzt und Berichterstatter Kaye. Merkwürdig ist der gelehrte Streit, der sich zwischen diesem Letzteren mit holländischen und deutschen Medizinern entspann, denn während er die Fiebererscheinungen bei den Patienten für ephemer erklärte, widersprachen die Letzteren und suchten den Zusammenhang der Seuche mit der Pest und dem bereits gleichzeitig auftretenden Petechialtyphus darzustellen, (möglicherweise wegen der überraschend schnellen Auflösung der Leichen,) indeß selbst ein zweiter, (späterer) englischer Arzt, Mead, rückhaltslos sein Urtheil auf eine „im Klima von England modificirte Bubonenpest" abgiebt! — Räthselhaft in ihrem Ursprunge, ihrer fünfmaligen Wiederkehr und Verbreitung, hat erst deutsche Forschung eine Verwandtschaft mit der Influenza nachgewiesen, und auffallend bleibt, daß, längst nach Abschluß des Mittelalters und noch in unser Jahrhundert hereinragend, die Seuche in dem früher vorzugsweise verschont gebliebenen Frankreich als Militairepidemie auftrat und dort mit dem Namen: „suette militaire" belegt wurde.

VIII.

Zur Geschichte des Petechialtyphus in den Kriegen Carl's V. gegen Frankreich.

Noch zog das Uebel auf Windesflügeln durch die Lande deutscher Zunge, noch mühten sich fruchtlos die Heilkundigen, dasselbe in seiner wahren Wesenheit zu ergründen und gemahnten sie zahllose Mißerfolge an die eigene Ohnmacht, als neue und aber neue Leiden über das Menschengeschlecht verhängt und durch die eingeernteten Erfahrungen, die zunehmende Zweifelsucht der Jünger Aesculaps, die alten Heilsysteme angetastet oder bekämpft wurden, gleichsam als wolle die Vorsehung, in unerforschlichem Walten, die Geister, die in irdischen wie geistlichen Dingen in einer Umwälzung ohne Gleichen befangen waren, auch auf dem Gebiete der Heilkunde auf neue, bessere Bahnen lenken!

Die wichtigste dieser neuen Krankheiten des sechszehnten Jahrhunderts ist der Petechialtyphus, für uns um so wichtiger und lehrreicher, als sein Auftreten mehr noch wie alle früheren Epidemien in den Gang der Geschichte eingreift, Heeresmassen dahinrafft, oder wie Spreu im Winde auseinandertreibt und damit die reiflichst ausgesonnenen Plane der Machthaber, die weisesten Dispositionen der Feldherren und Staatsmänner wiederholt zu nichte macht.

Gleich in den ersten Jahren, bis 1509, dann von 1514 bis 1520, während viele Gegenden durch Hungersnoth litten,*) war die Pest in Deutschland, Holland und Italien verheerend aufgetreten. Schon im Jahre 1502 war Cöln, wie Vochs berichtet,**) von „ächter Pest", („pestis legitima",) Sachsen, Thüringen und Meißen aber von „falschen", pestartigen Seuchen, („caeca et notha pestilentia",) heimgesucht worden.

Im nämlichen Zeitraume bereits, 1505, hatte Girolamo Fracastoro, der berühmte Epidemiograph, in seiner Vaterstadt Verona jene Seuche beobachtet und beschrieben, die sich von dort aus über ganz Italien weiterschleppte und (bei mehrfacher Aehnlichkeit mit der Pest) auf Grund eines eigenthümlichen Exanthems, durch den Volksmund „petechie", (entweder von „peticulae" oder als Diminutiv von „pestichiae,") mit jenem Namen belegt wurde.

Auffallend bleibt, daß während manche, und selbst neuere Autoritäten in diesem Uebel eine leichtere, ungefährlichere Abart der wirklichen Pest erkennen wollten, — weit ältere Berichterstatter bereits unter ganz ähnlichem Namen ein über alle Begriffe schmerzhaftes, mörderisch verheerendes Leiden verstehen.***) So hatte schon namentlich Franz von Pedimont bereits im 14. Jahrhundert den Ausdruck „pesticium" zur Bezeichnung jener verderblichen Hautkrankheit gebraucht, und darf wohl erwähnt werden, daß Muratori†) in seiner Schilderung ausdrücklich hervorhebt,

*) L. Heffner, „Ueber die Hungersnoth zu Würzburg während der ersten Jahre des sechszehnten Jahrhunderts." Würzburg, 1853. (Als allgemein bekannt dürfen wir annehmen, daß es eben jene Hungersnoth war, die sich mit von größtem Einfluß bei Ausbruch des Bauernkriegs bezeigte.

**) Joh. Vochs, „De pestilentia anni praesentis et ejus cura." Magdeburg, 1507. Bei Häser, a. a. O., S. 320, findet sich auch unter den ältesten Pestschilderungen in Deutschland die von Trebel: „Hekatostichon elegiacum de peste Isenacensia, 1506. Die von Machiavel im 6. Bande der deutschen Ausgabe seiner Schriften enthaltene Darstellung hat keine Beziehung zu den Lagerepidemien oder zur Militairkrankenpflege.

***) Am frühesten in Nachrichten aus Kloster La Cava bei Salerno, anno 1083. Vergl. Renzi, storia di medicina in Italia. II. 394 ff.

†) Muratori, Scriptor. ital. XXII. p. 272.

daß ums Jahr 1477 jene Seuche bereits in Mailand unzählige Opfer hingerafft, und viele der unrettbar Befallenen sich verzweifelnd aus dem Fenster gestürzt hätten. — Auch in die Kämpfe König Ferdinands von Spanien mit den Saracenen hatte sich die Krankheit gemischt und in beiden Heerlagern aufgeräumt.

Als **„Kriegstyphus“**, als Militairepidemie dagegen finden wir derselben erst 1517 durch Johann Benedictus gedacht*), der als Student auf der Universität Bologna, unter Papst Leo X. der Belagerung dieses von Schweizer Söldnern entsetzten Platzes gegen Herzog Franz von Urbino beiwohnte und Zeuge der Hungersnoth war, in deren Gefolge jene furchtbare Lagerseuche auftrat, welche den ins Lazareth geschafften Kranken weder bei Tag noch Nacht Ruhe ließ und sie dazu zwang, sich verzweifelnd umherzuschleppen.

Neben diesem eigenthümlichen Leiden zog aber auch die wirkliche Pest unbeirrt ihre Bahnen und feierte bald in Italiens Städten, bald in Deutschland ihre Hekatomben. Wir wissen, daß ebensowohl im Schooß gewerbreicher Plätze, wie Florenz und Neapel, als auch in den weit spärlicher bevölkerten Gauen Norddeutschlands vergeblich gegen die Seuche angekämpft wurde, und so groß war die Rathlosigkeit der Aerzte, daß sich der ganze Stand dieser Heilkünstler in zwei feindliche Heerlager schied und über die Frage der Ansteckung, — „Contagion oder Nichtcontagion“,

---

*) Joh. Benedictus, libellus novus de causis, signis et curatione pestilentiae. Cracov. 1521. 4. (Jenae.) „Sic anno 1517 in Septembre, cum essem Bononiensis in studio et Helvetii in auxilium summi pontificis Leonis decimi contra ducem Urbini Franciscum Maria accurrissent, vescebantur carnibus gattorum (wörtlich statt cattorum!) et glirium in obsidione. Post obsidionem in castris eorum mortalitas secuta est. In multis enim eorum febribus apparebant fugilica apostemata (tertia quarti Avicennae) et Gliros Galeno dicta prope aurem cum tremore manuum et magno foetore; se continue discooperiebant et noctu surgebant et ambulabant per hospitale mortis Bononiae.“ —

zu debattiren begann, — was selbst Luther, unsern großen Reformator, dazu trieb, die bekannte Volksschrift herausgegeben:

„Ob das Sterben zu fliehen sey?"*)

In derselben eifert er aufs heftigste gegen „die bösen pestilenzischen Leute, Mörder und Bösewichter, welche absichtlich die Krankheit verbreiten" und die er ohne Schonung „Meister Hansen", (dem Henker,) übergeben wissen will.

Und so war es denn auch gekommen, daß unter andern oberitalienischen Städten auch Mailand**) und Florenz im Jahre 1527 wieder Schauplatz und Herd der Pestepidemie geworden, als Carl Connetable von Bourbon jenen merkwürdigen Heereszug gen Rom vorbereitete und antrat.***) —

Hatte vordem Pescaras Tod einigen Stillstand in die Unternehmungen der kaiserlichen Armee gebracht, und was dieser unglückliche Umstand nicht verschuldet, übele und gänzlich ungeregelte Verpflegung der Truppen nach sich geführt, so trieb das Ausbleiben der Soldzahlungen jedes Unwesen auf die Spitze. Zwar hatte man Dislokationen der Mannschaft nach verschiedenen

---

*) Sie findet sich abgedruckt im Anhang der Schrift von J. Willich, „von der Pestilenz ein nützlich Regiment", in der Ausgabe von Dryander. Leipzig, 1553. 8. und bei Häser, „historisch pathologische Untersuchungen", II. Anhang. S. 535.

**) Wir haben schon weiter oben auf Machiavels Schilderung der dortigen Krankheitszustände verwiesen, obwohl sie für unsere gegenwärtige Darstellung keinerlei Anhaltepunkte oder Beiträge bietet.

***) Es dürfte viel zu weit führen, wollten wir auf die politische Constellation jenes Zeitraums näher eingehen. Bekannt ist, daß, nachdem König Franz I. von Frankreich nach der Schlacht von Pavia in Gefangenschaft des deutschen Kaisers gerathen und nach eidlichem Angelöbniß von Friedensbedingungen die Freiheit wieder erhielt, am 22. May 1526, die sogenannte „heilige Ligue" in Cognac, (Franzens Geburtsort,) zu Stande kam. Diesem gegen das deutsche Reich ebensosehr, wie gegen die spanisch-österreichische Monarchie gerichteten Bündniß trat u. A. auch Papst Clemens VII., (ein Medizäer,) bei, der den König feierlich aller seiner Kaiser Carl V. geleisteten Eidschwüre entband. Auch England schloß sich dieser Allianz mit Geldkräften an, und die biedern Schweizer mit ihren Söldnerschaaren waren, außer den italienischen Städten, die fünften im Bunde!

Städten der Lombardei vorgenommen, um den Fortschritten der Seuche entgegenzuwirken, Mailand wenigstens in etwas zu entlasten und zu erleichtern, allein ohne jegliches erhebliche Resultat! — Im Gegentheil, — „glücklich zu preisen waren die", (sagt ein Zeuge jener Tage,) „welche der Hunger oder die Pest bei Zeiten weggerafft, denn das Leben war für die Uebriggebliebenen nur eine unselige Last!"

In der Citadelle von Mailand hielt sich noch ein Häuflein erprobter Krieger unter ihrem Herzoge Franz Sforza, trotz argen Mangels an Lebensmitteln, und wehrte sich wie verzweifelt. — Hart setzten Spanier wie Deutsche dem Platze zu, und ihre Erbitterung machte sich oftmals Luft gegen die noch zurückgebliebene Einwohnerschaft, wobei Männer, Weiber wie Kinder der härtesten, entsetzlichsten Mißhandlung preisgegeben blieben, da weder des Kaisers Vertröstungen, noch das endliche Herannahen der liguistischen Armee unter dem gänzlich unfähigen Herzog von Urbino die ersehnte und verheißene Rettung gebracht. Durch zwecklose Hin- und Hermärsche hatte dieser Letztere nur die Truppen zu ermüden gewußt, um sich im entscheidenden Moment eiligst zurückzuziehen.

Also standen die Dinge, als Bourbon mit kaiserlichen Vollmachten auf dem Kriegsschauplatz wieder eintraf. — Mailand gewährte ein gräßliches Bild, kaum weniger herzzerreißend, als da der zürnende Barbarossa Salz auf die verödete Stätte gestreut. — Innerhalb der Mauern standen befestigte Läger; mit der Pest um die Wette wüthete der Soldat als Feind im Hause des Bürgers. — Mühsam und unter jener so verhängnißvollen Verheißung, — „wenn er nicht Ordnung schaffe, möge ihn die erste Kugel vor dem nächsten feindlichen Walle treffen!" — wußte der Connetable von der Einwohnerschaft noch eine Soldzahlung*)

---

*) Nach Einigen 30,000, nach Andern sogar 300,000 Dukaten. Vergl. Hermann, „Geschichte König Franz I.", **dagegen** v. Schwartzenau, „Geschichte des Connétable C. v. Bourbon," S. 220.

zu erlangen, doch ohne Erfolg für die Zustände im desorganisirten Heere!

Nach wiederholten vergeblichen Anstrengungen, sei es in Güte oder mit Energie dem Unheil zu steuern, ward der Feldherr den Einwohnern unzugänglich, obgleich sie mit dem Schreie der Verzweiflung jeden seiner Schritte verfolgten, ja vor seinen Augen sich den Tod gaben.

Der Selbstmord ward so häufig, — daß ausgesuchte Todesstrafen verhängt werden mußten für die der Absicht Ueberwiesenen —, und dabei mußte der eigene Krieger geschont werden, — denn verzweifelt war der Zustand der Truppen: vor den Thoren der Feind, in den Mauern der Feind und furchtbarer denn Alles, Hunger und Pest. — Keine Hülfe vom Kaiser! —

Da mußten wohl finstere Entschlüsse in der Brust des Führers reifen! Eilboten über Eilboten sandte er an Frundsberg, der soeben den Bauernaufstand in Deutschland tilgen helfen, hart bedrängte er das Castell und erzwang endlich die Uebergabe, während Sforza heimlich nach Lodi entkam. — Wirklich nahten nun die deutschen Hülfsvölker unter erprobten Führern. Frundsberg hatte seine ganze Habe verpfändet, um fünfzehn Fähnlein Landsknechte marschfertig zu machen. 10,000 Mann stark, zog er mit diesen über die Alpen, nachdem Erzherzog Ferdinand 2000 Reiter diesem Corps hinzugefügt. Von der andern Seite näherten sich Lannoi und Alarcon mit 6000 Spaniern. Der Ueberrest der in der Lombardei stehenden kaiserlichen Truppen, 18,000 Mann, worunter 2000 Mann italienischen Fußvolks, mit der frischen Hülfsmannschaft vereint, erwies, nach Abzug der im Castell von Mailand hinterlassenen Garnison, einen Totalbestand von 30,000 Mann*), mit denen Bourbon am 22. Februar 1527 aufbrach, ohne vorläufig irgend jemand näher in seine Plane einzuweihen. — Auf

*) Nähere Angabe der Truppenbestände dürfte bei Beurtheilung der nachfolgenden Thatsachen von Wichtigkeit sein.

die an ihn gerichteten Fragen soll er geantwortet haben: „An einen Ort, der sie (Alle) für immer bereichern solle." — „Wir folgen, riefen jubelnd die Krieger, und wäre es zu allen Teufeln!"

Ueber das gesammte Verpflegungswesen in dem neugeschaffenen Heere finden wir in den Darstellungen der Berichterstatter nicht den geringsten Nachweis, über Anwesenheit und Zahl der Aerzte oder Chirurgen, das Vorhandensein einer ordentlichen Feldapotheke, die Transportmittel für Verwundete und Kranke, wird uns kein Wort überliefert. Den einzigen Anhaltepunkt scheinen uns die Illustrationen zu Frundsbergers Kriegsbuch an die Hand zu geben, wo unter den „Emptern, so in einen gewaltigen Heereszug gehören", (Bl. III.) auch eines „obersten Feldarztes" gedacht wird, ferner im Regimente der Landsknechte auf dem Marsche gegen Rom, (Bl. IV.) ein Feldscheerer abgebildet ist! — und heißt es im Texte wörtlich: „Des Hauptmanns Sorge ist es, daß er für sein Fendlein einen rechtschaffenen, kunstreichen, erfahrenen und wohlgeübten Baderknecht (sic!) zum Feldscheer erkiese, nur nit schlechte Bartscheerer und Baderknecht, wie umb Gunsts willen zum öfftern mal beschicht, denn wahrlich, ein groß hieran gelegen, dann mancher ehrliche Gesell etwan sterben oder erlamen muß, hette er ein rechtschaffenen erfarenen vnd geübten Meister ob ime, er blieb bey leben und gerad."

„Desgleichen hat der Hauptmann darauf zu sehen, daß der Feldscheer mit den nothwendigen Arzeneien und Instrumenten versehen sei;" ferner wurde von ihm verlangt, „daß er des Nachts sein Losament beim Fähnrich habe, damit er schnell gefunden werden könne, wenn man sein bedarf."

Endlich wurde ihm zur Pflicht gemacht, den geheilten Knechten keinen zu hohen Lohn abzufordern, — er erhielt dagegen Doppelsold, (ein Besoldungsfixum,) und wurde ihm „ein geschickter Knecht gehalten", welcher ihm in allen Dingen behülflich sein mußte.

Rechnet man nun, nach jener Angabe, — auf jedes Fähnlein

Fußknechte, auf je 800 Reiter, wie gleichfalls Frundsberg's Kriegsbuch angiebt, einen Feldscheer und einen Gehülfen, — auf 2000 Reiter noch einen Leibarzt, so können wir, oder müssen vielmehr, das gesammte Sanitätscorps auf dem Zuge gegen Rom auf höchstens 65 bis 70 Mann beziffern und diese, der überwiegenden Mehrzahl nach — als chirurgische Handlanger, die muthmaßlich nur einige mechanische Fertigkeiten besaßen, von Heilung innerer entzündlicher Krankheiten keinerlei Begriff hatten, bezeichnen! — Schon **dieser Umstand** erklärt vieles Nachfolgende.

Schwieriger mit jedem Schritte gestaltete sich indeß das gewagte Unternehmen. Dem kaiserlichen Heere verschlossen alle Städte ihre Thore, Versuche auf Bologna und Placentia mißlangen! Wie vervehmt und geächtet mußte der Führer immer vorwärts, durch verödete Marken in strenger Jahreszeit, durch geschwollene Ströme und die schneebedeckten Apenninen, Spanier, Italiener, Deutsche, — ihm, dem **Allen fremden Feldherrn** folgend, — der Spanier, in Mailand an schrankenloses Treiben, an Schlemmerei und Müßiggang gewöhnt, der Italiener, Strapazen und rauhes Wetter fürchtend, den Zuflüsterungen oder Lockungen seiner Landsleute preisgegeben, — der Deutsche endlich, der nichts von aller Kriegsbeute erhalten hatte, — ja, — der auch leer ausgehen sollte, — nach dem Rathschluß der „Waffenbrüder" — und den man zu opfern gern bereit war, in den fernen, ungesunden Himmelsstrichen, — ein Heer, bestehend aus den feindseligsten Elementen, an Nationalität, Sprache, Sitte und Religion in seinen drei Bestandtheilen uneins und eifersüchtig auf einander!

Lange gährte es in diesem ungesunden Körper, oft beschwichtigte Bourbon den drohenden Sturm, endlich aber brach er um so heftiger aus. Im Lager bei Castell San Giovanni am Arno, (eine Tagereise von Bologna,) drangen Alle, Deutsche, Italiener, Spanier, vom äußersten Elend getrieben,*) auf Zahlung des

*) Es muß hier ausdrücklich hervorgehoben werden, daß in jenem ganzen Zeitalter nicht von Seiten des Kriegsherrn oder des Armee-Commandos für

Soldes, aber kein Pfennig war vorhanden! „Da war Jammer und Noth und kroch Bitterkeit, Widerwille und Geschrei durch das ganze Heer, so daß aller Knechte Gemüth sich entzündeten und brannten wie Feuer und wollten die Hauptleute und Obersten zu Tode schlagen. Der Herzog sah sich genöthigt, beim alten Frundsberg Schutz zu suchen. Der ließ die Trommeln rühren, einen Ring bilden und trat selbst nebst dem Herzoge und den Hauptleuten mitten in den Haufen. Er redete dann mit solchem Grund und Ernst, daß es einen Stein sollte bewegt haben. Da aber die aufrührerischen Knechte immer schrien: „Geld, Geld!“ die Spieße niederlassen wollten und in die Obersten wenden, ist ihm also mitten im Ringe, von Unmuth und Herzeleid die Galle übergegangen, daß sich sein Geblüt entzündet und solcher Dampf zum Haupt aufgestiegen, daß er kein Wort mehr reden konnte. Da haben die Obersten den Haufen ermahnt: was sie ihrem Vater

---

Verköstigung oder Verpflegung der Mannschaft gesorgt wurde. Der Feldherr suchte zwar bei jedem Halt einen Markt im Lager zu errichten, wohin Bauersleute und Händler aus der Umgegend ihre Produkte zum Verkauf bringen sollten und worüber dem Profosen die Obhut zustand, jeder Soldat mußte aber dasjenige, was er brauchte, selbst kaufen und zahlen. — Wie aber, wenn der Sold kärglich floß oder völlig ausblieb, — wenn der Soldat auf Fouragiren angewiesen und die Landbewohner in Zeiten Vieh und Fruchtvorräthe sowie sich selber in Sicherheit zu bringen gewußt?! — Seit dem Aufbruch aus der Heimath hatten z. B. die deutschen Landsknechte nur einen höchst unzulänglichen Sold bezogen und sich mit Vertröstungen auf die Zukunft beschwichtigen lassen; mehr wie fraglich erscheint, ob auf dem Marsch gegen Rom die bedungenen vier Gulden Monatslöhnung pro Mann zur Auszahlung gelangten? — — Zu dem Aufenthalte im Lager zu San Giovanni (am 8. März 1527) vergl. man Lanz, Correspondenzen, (nach Brüsseler Archivalien, Nr. 99.) Dort schreibt der Bevollmächtigte Ferramosca an den Kaiser, (S. 231:) „Je le — (Bourbon) trouvai au camp de Saint Jean, ou ils étoient restés quelques jours, fautes de vivres, de grandes pluies et de neiges, qui étoient tombées, et à défaut d'argent, à cause de quoi les gens s'étoient mutinés . . . .“ — Unter den Spaniern brach die Empörung aus, dann erst ergriff sie die Deutschen. Am 22. traf Fieramoska mit kaiserlicher Ordre ein, nach welcher sich der Connétable den Anordnungen des Vicekönigs (Lannois) fügen und Waffenruhe eintreten lassen sollte, aber erreichte nichts. Kaum seines Lebens sicher, floh er nach Ferrara. Vergl. v. Reumont, „Geschichte der Stadt Rom“, III. 187.

ziehen, (vermuthlich dahin zu verstehen: wessen sie ihren, der Landsknechte Vater, ziehen?) daß sie ihm einen solchen Unmuth machten. Da öffnete sich der Ring", doch Frundsberg hatte der Schlag getroffen, er blieb auf der rechten Körperseite gelähmt, erholte sich nicht wieder*) und mußte von dannen scheiden.

Mit Mühe beschwichtigte man die Meuternden, „zahlte Jedem einen Thaler aus und versprach ihnen Mohammeds Gesetz."**) —

Erst jetzo soll Bourbon bekannt gemacht haben, der Zug gelte Rom und danach das Lager anzuzünden befohlen. Nach einer andern Darstellung verharrte er noch bis zum 31. März***), schlug dann, obwohl die Mannschaft in unordentlicher Haltung befangen, die Romagnolische Straße ein.

Francesco Maria della Rovere, Unterfeldherr der „heiligen Ligue", dessen Truppen am untern Po standen, hatte (auf das Gerücht vom Abschluß eines Vertrags hin) das Vorrücken aufgegeben, nöthigenfalls die venetianischen Territorien zu decken gesucht. Nun setzte auch er sich wieder in Bewegung. Nebeneinander gingen die Heere vor: „wo die Kaiserlichen zu Mittag speisen", schreibt Sir John Russel, Gesandter König Heinrich VIII. von England, „essen die Liguisten zu Nacht." — Keines hatte Lust, sich mit dem andern zu messen. Nur unbedeutende Scharmützel fanden statt, indem die leichte Reiterei des Markgrafen von Saluzzo mit den Kaiserlichen aneinander gerieth. „Mit dem bloßen Schrecken kamen die päpstlichen Städte davon, doch gab es Leute, welche ganz ernstlich meinten, das Heer der Ligue habe nur die Absicht, die Feinde vorwärts nach Rom zu treiben."

Inmitten dieser Drangsale begab sich Lannoy mit päpstlichen Zahlmeistern nach Florenz, wo sich Agenten Bourbons befanden.

---

*) Nicht mehr genesend, kehrte er bekanntlich nach längerem Aufenthalte zu Ferrara in seine Heimath zurück und starb daselbst im folgenden Jahre, am 20. August 1528.

**) Dieser Passus wörtlich bei Reumont, a. a. O. III. S. 188.

***) Vergl. Schwarzenau, „der Connétable C. v. Bourbon", S. 226 ff., Solger, „der Landsknechtoberst Curt v. Bemelberg", nach archivarischen Quellen S. 13, dagegen Reumont, a. a. O. S. 188.

Dort kam man überein, daß Letzterem 150,000 Ducaten gezahlt werden sollten. Schon war ein Theil des Geldes unterwegs, aber das Heer setzte seinen Marsch fort. Unter persönlicher Gefahr eilte ihm Lannoy nach; im obern Tiberthale bei Pieve St. Stephano, erreichte er den Connetable. Dieser, der durch den vielen im Apennin gefallenen Schnee aufgehalten worden zu sein scheint, war bei Meldola im Gebiet von Forli in der Ebene der Romagna vorgerückt, hatte dann in südwestlicher Richtung die Straße durch Val di Bagno eingeschlagen, den Apennin überstiegen und war auf der Südseite des Gebirgs angelangt, wo ihm beide Wege nach Florenz und Rom ungehindert offen standen.

Jetzt nahte der Moment der Entscheidung: Sich dem Feinde auf eine Reihe von Tagen zu entziehen, und einen genügenden Vorsprung zu gewinnen war unerläßlich, sollte das Unternehmen auf die ewige Stadt gelingen, denn wo war auch nur die entfernteste Möglichkeit hierzu, langte man erst gleichzeitig mit einer überlegenen Feindesmacht vor den Mauern der Metropole an? — So wenig man Piacenza, Bologna und Florenz Angesichts der Gegner hatte nehmen können, so wenig würde es mit Rom gelungen sein! — Was aber dann? Schmach und Untergang! —

Und hier war es nun, wo Bourbon mit überlegenem Feldherrnblick dem Feind eine Täuschung zu bereiten wußte, denn während die liguistischen Führer Alles aufboten, um Florenz zu schützen und den Paß bei Jecisa zu decken, nahten sich die kaiserlichen Völker im kühnem Flankenmarsche bereits Arezzo und schlugen eine Parallelstraße durch das Ambra- und Arbiathal, dem Ziel zu, ein. — Groß waren die Mühen, unaufhörliche Regengüsse machten bei fast unausgesetztem Mangel an Lebensmitteln jeden Schritt doppelt schwierig. Ohne Murren fügten sich indessen die Krieger in das Unvermeidliche und eine Menge entlassener oder gewiß vielmehr herrenloser Söldner schlossen sich von freien Stücken dem kühnen Führer an.*)

*) Vergl. v. Reumont, a. a. O. S. 190 ff.

Demuneracht et erschienen dem Letzteren die täglich zurückgelegten 20 bis 24 Miglien, also 8 bis 10 Stunden noch unzulänglich und er beschloß, sich des sämmtlichen schweren Geschützes, ja, (nach einer neuern Behauptung sogar,) aller Geschütze zu entledigen und barg dieselben in der kaiserlich gesinnten Stadt Siéna; auch sonstige, zum Troß gehörige Fuhrwerke blieben dort zurück und von da ab soll das Heer nur noch Proviant und Sturmleitern bei sich geführt haben.*) —

Weder die Verwirrung innerhalb Roms, die Rathlosigkeit des Oberhaupts der Kirche, seiner Vertrauten und Parteigenossen, noch die Einzelnheiten des Sturmes gehören ins Bereich unserer Darstellung.

Ein aus dem Sienesischen stammender Eremit, Bartolomeo von Petrojo, beim Volk unter dem Namen Brandano bekannt, in eine Art Leinensack gekleidet, hatte sich, — einem Propheten der Vorzeit vergleichbar, in den Straßen der Siebenhügelstadt laut vernehmen lassen: „Rom, Du Unglücksstadt, horch, Dein Verderben naht." — Den Bewohnern ihren sündhaften Lebenswandel vorwerfend: „heidnische Statuen errichten sie", rief er den ängstlich Lauschenden zu, „Wucherer, Comödianten, Courtisanen nehmen sie in Fülle auf, Heilige vertreiben sie!" —

Und nur zu wahr hatte der betagte Seher gesprochen! — Rom, wer wollte es leugnen? einst die Metropole, wie auch die üppigste Stadt der Christenheit, von Schätzen wie Flüchtigen überfüllt, sollte Schauplatz schrankenloser Plünderungssucht, maßloser Schlemmerei und tückischen Muthwillens der Sieger werden! — Bourbon war gefallen; — zwei Kugeln, von unbekannter

*) Auch in dieser Beziehung weichen die Angaben der Referenten auseinander. Thatsache ist es, daß es beim Sturm auf die Wälle Roms an Leitern mangelte und daher Gartenspaliere abgebrochen und verwandt werden mußten. Auch ist es Thatsache, daß die Troßbuben — also wohl auch das ganze sonstige Anhängsel beim Gros der Truppen blieb. Vergl. Solger, „Kurt von Bemelberg, der kleine Hesse", a. a. O. S. 14 und 19, dagegen Reumont, a. a. O. S. 190 ff.

Hand,*) waren ihm unter dem Herzen eingedrungen, und nur so viel hatte er noch zu befehlen vermocht, daß man seinen Körper mit einem Mantel bedecken möge, um den Muth der Krieger nicht zu lähmen. Mit seiner Autorität war der letzte Halt gesunken, der den so oft schon meuternden, beutegierigen Schaaren bisher noch Schranken gezogen. —

Von der Thätigkeit, der Beihülfe eines Arztes, weder hier noch bei den nächstfolgenden Szenen eine Spur! — Das momentan zum „Stehen“ gebrachte Gefecht nahm nach kurzer Pause wieder seinen stürmischen Fortgang.

Vergebens versuchte ein edler deutscher Fürst, (der seinen Wohnsitz in Rom besaß,) Markgraf Albrecht von Brandenburg,**) den Feindseligkeiten Einhalt zu thun und bot eine hohe Summe zur Abfindung, während Papst Clemens, in Thränen schwimmend, fast mit Gewalt nach der Engelsburg fortgerissen wurde und die

---

*) Der nähere Zusammenhang wird wohl niemals aufgeklärt werden: Beim Sturm hatte Bourbon auch als Kriegsmann voranstehen wollen! Er war vom Pferde gesprungen, sein Waffenrock von Silberstoff leuchtete weit umher, willig folgten die ermatteten Kämpfer seinem Rufe. Ein römischer Fahnenträger, dem die Bewachung einer Mauerlücke anvertraut, war in der Bestürzung nach Außen, — den Stürmenden entgegen geflohen. — „Meine Freunde“, ruft Bourbon, „laßt uns diesem Wege folgen, den der Himmel selbst uns zeigt.“ Drometen schmettern, der Herzog erhebt mit eigener Hand die Sturmleiter, klimmt empor, und schon betritt sein Fuß die Bresche. — — In diesem Augenblicke eilt aus der Stadt Alessandro del Bene mit kleinem Gefolge, dessen Führer Benvenuto Cellini, — über den Campo santo, der Stelle zu, wo das Handgemeng. Erschrocken ruft der Erstere: „Wollte Gott, wir wären nicht gekommen“, und wendet sich zur Flucht. Aber Letzterer entgegnet furchtlos: „Da Ihr mich geführt, muß etwas Mannhaftes geschehen.“ Darauf richtet er seine Archebuse auf einen dichtgedrängten Schlachthaufen, nimmt als Ziel einen gerade vor der Mitte über alle Andern hinwegragenden Mann und heißt seinen Gefährten ein Gleiches thun Nachdem sie zweimal ihre Gewehre abgefeuert, nähert sich Cellini der Mauer und sieht die Verwirrung, welche des Herzogs Fall erregt. Zwei Kugeln, die dicht unter dem Herzen eingedrungen, machen nach kurzer Frist seinem Leben ein Ende. Noch vermag er seinem Vertrauten anzubefehlen, ihn mit einem Mantel zu bedecken, und Oranien das Commando zu übergeben. Von ärztlicher Hülfe ist in den Geschichtsquellen nichts verzeichnet! — — —

**) Er war Cardinal.

eindringenden Spanier wie Deutschen ein Gemetzel unter der seine Flucht deckenden Schweizer Leibwache anrichteten. Bei Nachtanbruch war das ganze Heer in der Stadt, gegen 20,000 Deutsche, 6000 Spanier, das italienische Fußvolk unter Gonzaga Sciara Collona und eine Abtheilung leichter Reiterei unter Oranien, der den Oberbefehl inzwischen übernommen hatte. Man kann diese Truppenmacht auf 36,000 Mann schätzen.

Selbstverständlich bemächtigte sich der so lange vom Mangel gepeinigte Krieger sogleich alles dessen, was er fand, um seinen Hunger zu stillen, und es folgten nun von Stunde zu Stunde Auftritte „zugleich viehischer wie raffinirter Grausamkeit, Wuth, Wollust der Peiniger. — Wüster und andauernder ist in jenem ganzen Zeitraum keine Stadt geplündert worden, sind keine Einwohner mißhandelt worden als Rom und die Römer."*)

Wenn man sich in die wüsten Auftritte der nächstfolgenden Tage und Wochen versetzt, ist man versucht, sich inmitten eines entsetzlichen Opiumtraumes zu glauben! — „Kein Wunder", sagt unser Gewährsmann,**) „wenn man, (nachdem die Plünderung an den Lebenden beendigt schien,) selbst die Gräber aufriß, der Leichen Schmuck zu nehmen, welche fromme Hände ihnen mitgegeben. Es heißt, die Beute an Geld und kostbaren Gegenständen habe (hierbei?) mehr als eine Million Ducaten betragen."

Theuer aber war dieser Sieg zu stehen gekommen, wenn gleich behauptet wird, daß die Kaiserlichen nur geringe Verluste gehabt. — Angesichts der Engelsburg, ja, im Schutz ihrer Feuerschlünde, sollen allein 4000 Italiener erschlagen worden sein. Nach einer andern Lesart sollen 3000 Eingeborene, darunter Greise, Weiber und Kinder, den Wahlplatz im Borgo, (einer Vor-

*) Vergl. v. Reumont, a. a. O. p. 237. Bekannt ist, wie der Papst in die Engelsburg entkam und auf welche Weise seine Flucht gedeckt wurde. „Nur 42 seiner Trabanten kamen mit dem Leben davon. Ihr Hauptmann Max Rösch aus Zürch ist unter seinem Weibe, das sich auf ihn geworfen und ihn gern gerettet hätte, erstochen, dem Weibe sind die Finger abgehauen worden."

**) Vergl. v. Reumont, a. a. O.

stadt,) bedeckt haben — und zwischen den menschlichen Leichnamen lagen die Körper der vordem hier befindlichen Pferde und Lastthiere, welche man vorsätzlich alle getödtet, damit das Kriegsvolk sich nicht zerstreue und Niemand während des Kampfes sich mit Beute entfernen könne! — Beim Sturm auf die Altstadt sollen nachmals 1000 Vertheidiger das Leben gelassen haben. — „Solchem Verluste der Päpstlichen gegenüber betrug die Zahl der im kaiserlichen Heere Gefallenen 2—300, die deutschen Knechte beklagten den Tod 30 tapferer Gesellen, darunter einiger Hauptleute.“

Am mörderischsten mag vielleicht noch ein Umstand gewirkt haben, den wir ganz vereinzelt verzeichnet finden:*)

> „Von den Wällen der Engelsburg herab donnerte (jetzt) das grobe Geschütz; eine Kugel schlug ins Zeughaus, darin bei 600 Tonnen Pulver lagen, der Schuß zündete und eine fürchterliche Explosion verbreitete weit umher Tod und Verderben. Alle Gassen lagen voll todter, verstümmelter Körper der Menschen und Rosse.“

Noch nicht genug! „Was den Händen der fremden Soldaten entging, fiel den Vasallen der Colonna in die Hände, welche (etwa 200 Reiter stark und mit einer Menge Fußvolk) am achten Tage nach der Erstürmung in Rom einrückten. Wüstes, halbverhungertes Volk, das die kaiserlichen Truppen an Indisciplin noch weit übertraf und sich mit dem Raube der traurigen Ueberbleibsel .... belud.“

Aus manchen Palästen, von Flüchtigen und Wehrlosen überfüllt, wagten sich die Insassen zwölf Tage lang nicht hervor. —

---

*) Vergl. v Schwartzenau, a. a. O. und in theilweiser Uebereinstimmung mit Solger, „der Landsknechtsoberst Konrad v. Bemelberg ꝛc.“ S. 21, ferner Jacques Bonaparte, (témoin oculaire, er war nämlich mit in der Engelsburg eingeschlossen,) „le sac de Rome“, Florence, 1830, ins Französische übersetzt nach dem ursprünglichen Werke Jacopo Bonapartes: Raccuaglio storico di tutto l'accorso nel sacco di Roma dell anno 1527, **dagegen** v. Reumont a. a. O., der namentlich das Aufwühlen der Gräber und die Plünderung derselben hervorhebt.

— Was Wunder, wenn inmitten aller Schrecken Haufen von Leichen unbestattet blieben und in der Sonnenhitze mörderische Miasmen verbreiten mußten.

In der That, — „unter den verwilderten Schaaren, die längst **keinem Commando mehr gehorchten, keine Mannszucht kannten**, nur auf Ausschweifungen, Beutemachen, Peinigen der Einwohner sannen," brach ebenso wie unter diesen Letzteren die Epidemie aus, die man in den nachfolgenden Schreckenstagen mit dem Namen „Pest" zu bezeichnen für gut fand; — und wiederum war es der von uns, Eingangs dieses Abschnitts, erwähnte „Petechialtyphus", der seine Erndte begann!

Folgen wir dem ältesten der zeitgenössischen Berichterstatter,*) Girolamo Fracastoro, so finden wir in dessen Darstellung eine ziemlich genaue Charakterisirung dieser entsetzlichen Militairepidemie, obwohl deren Auftreten befremdlicher Weise um ein volles Jahr weiter hinaus datirt wird, jedenfalls aber von genauer Beobachtung zeugt und sich auch weitläuftig über die Quelle und Ursache des Uebels verbreitet, ohne dagegen auf die Vorfälle in Rom, das Dahinschwinden der kaiserlichen Kriegsvölker zurückzukommen und ohne genügende Erörterung der, wenn auch noch so ungenügenden, ärztlichen Anstrengungen, der Seuche zu begegnen, während andererseits die Geschichtsschreibung ebenso leichtmüthig über jenen Punkt hinweggeht, dergestalt, daß Vermuthungen und Schlußfolgerungen ein weites Feld geöffnet bleibt!

Nachgewiesen haben wir, daß das kaiserliche Heer beim Aufbruche aus Oberitalien **dort** bereits die eigentliche Pest eingebürgert gefunden und bei mehr wie einem Krieger die Disposition zur Erkrankung durch mühsame Märsche über den schneeigen

*) Girolamo Fracastoro, „de febre quam lenticulas vel puncticula, aut peticulas vocant", bei Häser, a. a. O. unter den Nachträgen. S. 57. Uebersetzungen der Hauptstellen jener Abhandlung finden sich bei Sprengel, „Versuch einer pragmatischen Gesch. der Arzeneykunde," Halle, 1827 III. 234 ff. und Ozanam, histoire médicale, Paris, 1835, III. 124 ff. Erst später tritt der Ausdruck „febris macularis" ein.

Apennin, bei ungeheuern Strapazen und schlechter Verpflegung nicht gemindert worden. — Einzelne Scharmützel mit der langsam nachziehenden Vorhut des Ligaheeres hatten weder Deutschen noch Spaniern Eintrag gethan; im Gegentheil hatten, wie soeben erst erwähnt, verschiedene italienische Partheigänger dem kühn vorrückenden Connetable Verstärkung zugeführt, und selbst nach der Erstürmung waren noch Solche eingetroffen. Bekannt ist weiter, daß die Opfer des Kampfes und namentlich die Massen, die der Pulverthurm unter seinen Trümmern dahingerafft, unbeerdigt liegen blieben; — zu der großen Zahl menschlicher Leichen, die (der Sonne ausgesetzt,) ihre verderblichen Miasmen verbreiteten, gesellte sich noch der Qualm, den die Ueberreste zahlreicher gefallener Pferde, Lastthiere, ja, zweifellos auch die Ueberbleibsel vom Schlachtvieh verbreiten mußten; schließlich erwähnten wir auch, daß die dreiwöchige Plünderung weder der Gräber noch Grabgewölbe in den Kirchen (oder auf Kirchhöfen?) schonte. Nirgends aber findet man darauf Gewicht gelegt oder nur unter den Ursachen der unmittelbar nachfolgenden Fügungen des Umstandes gedacht, daß man im ganzen 16. Jahrhundert weder in Deutschland noch Italien die Todten in **Särgen** (sogen. „Truhen") zu begraben pflegte, die Leichen vielmehr in Linnen einnähte oder in Mönchskutten hüllte.*) —

Dahin nämlich äußert sich auch bekanntlich schon Petrarcha**), dessen Dichtungen, mit zahlreichen, bildlichen Darstellungen zeitgenössischer Künstler versehen, auf uns gekommen sind. — Es lag nahe, daß wenn die Grüfte erbrochen, Kirchhöfe umgewühlt wurden, zu den neuen Miasmen sich noch der Pesthauch früherer Verwesung gesellen mußte, — und zu dem Allen rechne man noch Wochen der wüstesten Schlemmerei und Schwelgerei, eines tollen

*) Nur ausnahmsweise soll das Beerdigen in Särgen oder Truhen vorgekommen sein.

**) Fr. Petrarchä, „Trostspiegel in Glück und Unglück", Fol. Frankfurt 1572, S. 69. 125. 216.

Treibens, inmitten dessen jener bekannte Auftritt sich abspielte, wo ein bayerischer Graf Sandizell, als Papst verkleidet, umgeben von deutschen Landsknechten, die als Cardinäle und Prälaten angethan waren, auf einem Esel vor die Engelsburg ritt und, Papst Clemens verhöhnend, Luther zum Papst ausrief! —

Unter den Scenen einer anhaltenden, wüsten Orgie ist es da wohl nicht nöthig, noch länger nach Krankheitsursachen zu forschen. Unter den Gluthen einer südlichen Sonne mußte da wohl die Quelle des Uebels — im Uebel selbst zu suchen und zu finden sein, und es hätte keiner südlichen Luftströmung über Winter, nicht erst der Fluthen ausgetretener Flüsse bedurft, um die Seuche zu schaffen oder hervorzurufen! —

Bezeichnend und charakteristisch dagegen bleibt Fracastoros schlichte, unpartheiische Darstellung:

> „Es giebt auch andere Fieber, welche gewissermaßen die Mitte halten zwischen wahren Pestseuchen und den nicht pestilentialischen Krankheiten, da an denselben zwar Viele sterben, Viele ihnen aber auch entschlüpfen, („evadunt,") dennoch aber als ansteckend zu betrachten und um deswillen als mit dem Wesen und Charakter der Pest ausgestattet zu sein **erkannt werden**, („sapiunt".) Man pflegt sie aber mehr die bösartigen zu nennen, („malignae",) . . . welcher Art (denn) diejenigen waren, welche in den Jahren 1505 und 1528 in Italien, in unserm Zeitalter, (aetate) zuerst auftraten (und) bei unsern Vorfahren nicht eher in gewissen Regionen bekannt und einheimisch („familiares") waren, wie z. B. in Cypern und den benachbarten Inseln."
>
> „Das Volk nennt sie **die „Linsen"**, (lenticulas) oder Pünktchen, (puncticula,) weil sie Flecken hervorbringen, welche den Linsen, (Sommersprossen) oder Flohstichen ähneln. Einige nennen sie, mutatis litteris, **„peticulas"**, — (ein unübersetzbares Wort, für welches Aerzte wie Laien übereinge-

kommen, das im Italienischen noch übliche „petochie“, „Pétéchen“, anzuwenden!)

„.... Dieses Fieber ist auch ansteckend, aber weder rasend noch entzündlich, („non celeriter nec fomite“,) noch auf die Entfernung hin (wirkend,) sondern nur durch Berührung („per tractationem“) mit den Leidenden. (—) Von Anfang an nämlich sind alle Pestfieber leise und gelind, („placidae sunt et mites“,) und alsdann so lange sachte einreißend, (sich einnistend? „invadunt“,) daß die Kranken kaum den Arzt zulassen wollen, aus welchem Grunde auch viele Aerzte Anfangs getäuscht worden, indem sie ein Nachlassen des Uebels schon nach kurzer Zeit erwarteten und dasselbe einem ernstlichen Leiden nicht gleichschätzten.“ —

Dieses charakteristische Merkmal bestätigen die Geschichtsschreiber, und wiederholen wir es, was unser Gewährsmann*) berichtet:

„Unter den verwilderten Schaaren brach die Pest aus, die gewöhnliche Gefährtin der Kriege, in jenen Tagen in Italien ein bekannter Gast! Auch ins Castell, (die Engelsburg,) drang sie ein, (wie auch Benvenuto Cellini, bekanntlich ein Augenzeuge, berichtet, übrigens jedenfalls ein Beweis, daß es keineswegs der persönlichen Berührung bedurfte, sondern der Ansteckungsstoff die ganze Atmosphäre der Stadt erfüllte.)

„Die (deutschen) Landsknechte trotzten der Krankheit, welche um so mehr Opfer unter ihnen forderte, da Völlerei ein herkömmliches Laster war.“

Allerdings war das Trinkwasser in Rom auch damals schlecht und unsere Landsleute hielten sich um so mehr an den Wein. Bezeichnend schreibt daher ihr Führer, Curt von Bemelberg:**)

---

*) v. Reumont, a. a. O. S. 214.

**) Vergl. v. Hormayer, „Archiv“, 1812, S. 446.

„Es sterben vil Knecht hie an der Pestilenz, trinkhen auch heftig, werden unsynnig vnd sterben gleich, es hat stark wein hie.“

Und jenes oberwähnte trügerische Symptom sollte nur ein desto schlimmeres Gefolge haben:

> „Bald erschienen Anzeichen eines bösartigen Fiebers: denn obgleich eine von Haus milde Wärme jenes Letzteren verspürt ward, so wurde doch eine gewisse innere Störung wahrgenommen, ein Gebrochensein im ganzen Körper, („fractio in toto corpore.“) und eine Abspannung, wie bei einem Uebermüdeten. Der Darniederliegende war lässig, (supinus, zurückgebeugt,) das Haupt wurde schwer, die Sinne stumpf, (hebetes,) und das Bewußtsein größtentheils nach dem vierten oder siebenten Tage nicht mehr vorhanden, der Puls ging träge und dürftig („rarus et humilis“). Im gleichen Zeitraum pflegten meist an Armen, Rücken, wie auf der Brust röthliche oder Purpurflecken, Flohstichen ähnlich, hervorzubrechen, („maculae rubentes, saepe et punicae erumpebant, puncturis pulicum similes“,) oft aber auch größer, Linsen gleich, (woher auch die Benennung.) Durst war entweder ganz gering oder gar nicht zu verspüren. Schlafsucht und Nachtwachen wechselten mit einander ab. Der Zustand war bei Einigen am siebenten, bei Andern am vierzehnten Tage, ja, bei Einigen erst später (entscheidend).“

Diese Krankheitssymptome, wie wir sie in ihren Grundzügen hier angeben, bedürfen wohl keiner eingehenderen Schilderung, es sei denn in Beziehung auf die Wahl der Heilmittel, von denen nur wenig genug verlautet. Längst ist man dahin gelangt, in dem Uebel eine exanthematische Typhusform, — ein schleichendes Fleckfieber zu erkennen, das die Aerzte jener Tage eine „neue Krankheit“ nannten, weil sie sich mehr oder weniger wieder rathlos bekennen mußten, denn woher wäre es wohl gekommen, daß am Häufigsten, im Gegensatze zur Pest, die Seuche unter den besseren Ständen ihre Opfer forderte. Unmäßige, Ausschweifende

und Solche, die bereits an den Folgen unbedachten Sinnentaumels litten, wurden am Häufigsten weggerafft, „dagegen erlagen Frauen der Krankheit selten, noch seltener Greise, Jünglinge und Knaben (dagegen) vielfach und fürwahr meist die aus Edelgeschlechtern, — Juden, (bei nüchterner Lebensweise,) fast nie.“ — Sarkastisch genug fügt Trevisius*), (vielleicht eingedenk des Todes, der die Reihen der mit dem Papst in der Engelsburg eingeschlossenen Cardinäle und sonstigen Notabilitäten gelichtet,) dem Berichte Fracastoros hinzu, „daß die größere Gefährdung der Reichen **der unheilvollen Geschäftigkeit der Aerzte** zur Last zu legen sei.“

Freilich mag es schwierig gewesen sein, unter den obwaltenden Umständen die richtige Wahl der Mittel zu treffen, denn die häufigen Versuche, den Kranken Erleichterung durch einfache, auf die inneren Gefäße wirkende Mittel zu schaffen, schienen nur die Krisis zu beschleunigen und in den Darniederliegenden den letzten Funken von Zuversicht und Lebenshoffnung zu ersticken. Ausdrücklich betont es unser Gewährsmann**): „mala erat, si statim aeger virtute defici se sensisset, si assumpto levi pharmaco ingens alvi dejectio secuta fuisset, si facta crisi non accessisset allevatio“, denn es pflegte dann unter ebenso räthselhaftem wie heftigem Nasenbluten die Auflösung einzutreten.

Vergeblich trachtete man die von Kranken erfüllten Häuser durch Bezeichnung mit dem Pestsignal, — unseres Wissens, — einem Zeichen von gelber Farbe, abzuschließen, der Weiterverbreitung irgend Einhalt zu thun, — in vielen Fällen half auch dies Schreckbild nicht, denn die Plünderer wollten darin nur einen Versuch erblicken, Eindringlinge abzuschrecken. Lannoy und del Vasto verließen Rom eben so sehr aus Angst vor An-

---

*) Andr. Trevisius: De causis, natura, moribus ac curatione pestilentium febrium vulgo dictarum cum signis sive petechiis. Per brevis tractatus et observatio, 1587 et 1588. Mediolan. 1588, 4. S. 15.

**) Fracastoro, a. a. O.

steckung als vor der Zügellosigkeit der Soldateska, und nur mit äußerster Mühe gelang es endlich dem Prinzen von Oranien, (obwohl an einer nicht unerheblichen Gesichtswunde leidend,*) einen Theil der bereits decimirten kaiserlichen Völker zum Aufbruch zu bewegen, um dem Entsetzen Einhalt zu thun. Aber ehe es dazu kam, erlebte man noch die schlimmsten Excesse, und als wirklich die spanischen und italienischen Regimenter sich auf der Straße nach Umbrien in Marsch gesetzt, ein Theil der deutschen Landsknechte, unter dem bekannten Sebastian Schärtelin von Burtenbach, ihnen gefolgt und durch Letzteren am 17. Juny Narni mit Sturm genommen war, erneuerten sich die Greul Roms, und neues Schrecknis gesellte sich zu dem alten.

Vielleicht nur die inmitten aller Greul zum Ausbruch kommende Uneinigkeit unter den Truppen, welche eine Trennung oder Sonderung nach Nationalitäten im Gefolge hatte, mag es gewesen sein, welche noch eine weitere Katastrophe verhinderte. Die Landsknechte, welche sich von den spanischen Herren betrogen glaubten, drohten wieder nach Rom aufzubrechen, (obwohl sie dasselbe noch kurz zuvor „eine Mördergrube" genannt,) sich des Papstes zu bemächtigen und vollends für ihre Soldansprüche bezahlt zu machen. Selbst unter den Führern dauerte Eifersucht und Gehässigkeit fort, als del Vasto im Lager anlangte und eine neue Abschlagszahlung brachte. So trennten sich die Spanier und Italiener von den Deutschen. Erstere behielten die Grenzstriche zwischen Umbrien und dem Patrimonium, von Amelia bis zum See von Bolsena besetzt, Letztere schlugen die Richtung nach Rom ein.

Fürchterlich hatte die Seuche unter Beiden aufgeräumt. Be-

*) Er war bekanntlich vor der Engelsburg verwundet worden. Curt von Bemelberg, der Führer der deutschen Landsknechte, und Caspar Schwegler, der Zahlmeister, schrieben unterm 27. May an Frundsberg, ihrem kranken Feldobersten, scherzend, jene Wunde schade Philibert von Oranien nicht weiter, als daß sein glattes Angesicht verdorben sei.

rechnen will man, daß nicht über 10,000 Mann übrig geblieben,*) aber auch hier gehen die Ansichten weit auseinander. — Wirklich erreichten die Landsknechte, obwohl erst am 25. September und in unordentlichster Haltung, die unglückliche Stadt, welche nun aufs Neue Schauplatz der alten wüsten Auftritte wurde.

Allerdings hatten sie sich unterwegs des festen Rocca del Papa bemächtigt, hierdurch aber völlig Herren ihrer eigenen Geschicke, führten sie ein Schauspiel auf, welches vielfach an die Vorgänge im Bauernkrieg, dem erst vor Kurzem beendigten, — erinnert und bis in die neueste Zeit herein, — dort, wo Volksmassen plötzlich zur Herrschaft kamen, sich oft wiederholt. Sie erwählten einen Ausschuß von zwanzig Männern, dem sie nicht nur den Treueschwur leisteten, — aber auch ein großes Verbrüderungsfest begingen, dem, bei andauernder Unnachgiebigkeit Clemens VII. Brandstiftungen und Einlegung ganzer Häuser folgten. — Unbeirrt zog die Seuche ihre Bahnen; erst am 17. Februar entschlossen sich die zügellosen Rotten — oder die „große Gemeinde", wie sie sich selbst nannte, ihren Führern nach Neapel zu folgen.

Zweifellos ist, daß **kaum mehr wie ein Dritttheil** der in Rom siegreich Eingedrungenen sich am weiteren Heereszuge betheiligen konnte, fest steht auch, daß Lannoy, der Vicekönig, trotz seines eiligen Aufbruchs aus der Pestathmosphäre der Seuche inzwischen erlegen war, — auch aus den bereits erwähnten Vorgängen auf der Engelsburg scheint so viel hervorzugehen, daß die Kunst der Aerzte nichts vermocht, während ein Schleier über

*) Diese Angabe theilt v. Reumont, a. a. O. III. S. 218, mit, und wenn auch wohl feststeht, daß Lannoy noch mehrere Regimenter nachgefolgt waren, so kann man immerhin die Verluste auf mehr als die Hälfte des ursprünglichen Bestandes annehmen. F. Guicciardini giebt an, aus Rom seien vor Ende Februar, 1528 („ut fama est".) 1500 Reiter, 4000 Spanier, 2—3000 Italiener und 5000 deutsche Knechte abgezogen. Reisner. „Georg von Frundsberg". Bl. 157, erwähnt nur 5000 Deutsche, 2500 Spanier und 500 Reiter, zusammen 8000 Mann.

der Behandlung oder Verpflegung der Patienten liegt, aus dem man nur zu entnehmen vermag, daß die Heilkundigen innerlich mit verdünnten Säuren zu wirken suchten, auch den Salmiak anwandten.

Nur bei Ozanam, (histoire médicale, générale et particulière des maladies epidémiques,*)) findet sich, unter Rückbezug auf Fracastoro, die Bemerkung: „Fracastor suivit une méthode plus rationelle: la diète, l'eau chaude seule ou acidulée, la limonade, l'eau de chicorée et d'ozeille, les saignées, tres modérées chez les pléthoriques, (bei Vollblütigen,) ou même seulement les ventouses scarifiées, (Schröpfen mit dem Schnäpper, zum Unterschiede von trockenen Schröpfköpfen,) ensuite des legers laxatifs et des sudorifiques lorsque l'éruption pétéchiale était difficile, furent les seuls moyens qui'il employa avec succès, et il termine ainsi sa rélation:“

> „„Vide si quid natura movet, et per quam viam, si quidam, erit sanguis qui erumpat e naribus, sive, multus, sive paucus, neque juvato, neque retineto, nisi virtus cadat; si vero multa et corrupta materia per alvum exiverit, neque hanc comprimito, nisi virtus collabens poscat, (wenn es nicht die zusammenbrechende Zuversicht erheischt,) at vero si lenticulae expellantur, eas quidem juvare oportet, si natura pigra erit.““

Mit ähnlichen Farben schildert Nicolaus Massa, unseres Wissens, gleichfalls ein zeitgenössischer italienischer Arzt, die Seuche, nur mit dem Unterschiede, daß er deren Zusammenhang mit einem Leberleiden, („il parait que ce typhus fut compliqué d'hépatite avec hoquet etc. douleur à l'hypocondre droit etc.“**) an-

*) Paris, 1835. III. S. 136.
**) Bei Ozanam, a. a. O.

nimmt und derselben das Hinsterben von 22,000 Mann in dem*) in nächster Folge unter Lautrecs Commando stehenden Heere zuschreibt, jedenfalls eine Bestätigung unserer Behauptung, daß bei ungenügenden sanitärischen Einrichtungen in den Heeren des ganzen Zeitraums die Aerzte noch keineswegs eine klare Einsicht des Uebels gewonnen hatten, wie man sich überzeugen wird, wenn man den Faden der Geschichte wieder aufnimmt.

Lannoy gebührt das unbestrittene Verdienst, im letzten Zeitraum, ehe er von der Krankheit weggerafft wurde, mit der gesammten, ihm für Neapel anvertrauten Streitmacht, 24,000 Mann frischer Truppen, Rom und den Abzug der Kaiserlichen gedeckt zu haben. — In der That vermochten die Letzteren völlig unbeirrt ihren Marsch nach Süden anzutreten. Valmontone, das ihnen die Thore versperrte, wurde rasch erstürmt und geplündert. Dann gings weiter, ohne daß man Widerstand gefunden hätte, durch das Herniker- und Aequerland nach Terra di lavoro, endlich (links abschwenkend,) nach Apulien, dem durch die Marken vorgedrungenen französchen Heere Widerstand zu leisten! —

So begann unter den günstigsten Auspicien für dieses Letztere ein Feldzug, der für Frankreich und seine ebenso kampfmuthige wie zahlreiche Streitmacht, (nach Einigen von 40, nach Andern sogar von 80,000 Mann**) ein so entsetzliches Ende nehmen sollte! —

*) Bei Ozanam, a. a. O., S. 126 findet sich irrthümlich die Jahreszahl 1520.

**) Diese Angaben leiden jedenfalls an Ungenauigkeit! Lautrec hatte seine Armee in der zweiten Hälfte d. J. 1527 formirt und Italien an der Spitze einer Streitmacht von etwa 27,000 Mann betreten. Man berechnete 900 Mann Gensdarmen, d. h. schwere, 200 Mann leichte Reiter, 26,000 Mann Fußvolk, worunter 6000 Mann — deutsche — Landsknechte, — 6000 Gascogner, 4000 Franzosen und 10,000 Schweitzer. Keines dieser Corps soll jedoch ganz vollständig oder vollzählig gewesen sein. Dagegen vereinigte sich der französische Feldherr in Piacenza mit den Hülfstruppen, welche der Markgraf von Mantua und der Herzog von Ferrara der Liga zuführten; auch die Florentiner traten noch Anfangs December, (1527,) jenem Bündniß bei, endlich darf der Bemannung der genuesischen wie französischen Flotte ebensowenig vergessen werden, wie eines all diesen Streitkräften nachziehenden

Schon am 10. Februar war Marschall Lautrec über den Tronto gegangen: das ganze Land ringsum fiel ihm zu. Hätte er die versprochenen Summen erhalten, sich frei bewegen, Neapel rasch angreifen können, — der Erfolg wäre wohl zweifellos gewesen, aber Franz I. ließ seine Armee ebenso ohne Sold wie Carl V., und so kam es denn, daß er vor dem 1. May Schritte zur Einschließung der Hauptstadt nicht beginnen konnte, während Philibert von Oranien und Moncada für Vervollständigung der Festungswerke wie selbst zur Verproviantirung Alles aufgeboten hatte. Nur 15,000 Mann standen dort concentrirt, während die übrigen Truppen in einzelne feste Plätze Unteritaliens vertheilt blieben.

Unbeirrt, ja vom Landvolk der Nachbarschaft anscheinend unterstützt, setzte sich Lautrec ringsum fest,*) und warf namentlich auf einem Höhenzuge, der porta Januaria gegenüber, bedeutende Verschanzungen auf und vertheilte sein Geschütz auf die verschiedensten Punkte, um gemeinsam mit der genuesischen Flotte unter Doria und einer französischen Schiffsabtheilung, die vor dem Hafen lag, das Bombardement zu beginnen.

So, zur See wie zu Lande rings eingeschlossen, mußten die Belagerten bald arge Theuerung erdulden; Fleisch war kaum für schweres Geld zu erlangen, Wasser und Brod meist schlecht, Wein und selbst Fische theuer. — Hinterlist und Verrath sollten aber dem Feinde dennoch ein Grab bereiten!

Lautrec, dem flüchtende Einwohner den Zug der städtischen Trinkwasserleitung verriethen, ließ dieselbe abgraben. Weil nun die in der Stadt noch übrigen Brunnen schlechtes Wasser gaben,

---

Corps, unter dem versuchten Führer Pedro Navarro, das in den Abbruzzen zur Hauptmacht gestoßen war. Es mag also die zuerst genannte Truppenzahl, (40,000 Mann,) nicht gerade unterschätzt sein! (Vergl. v. d. Lühe, Militair-Conv.-Lexicon, Leipzig, 1834. Bd. IV. S. 524 ff.)

*) Ueber die Bedeutung dieses Manövers, vergl. Archenholz, „Geschichte des siebenjährigen Krieges", 8. Buch, Schlußabsatz: „Diese Methode, dem Feinde nah unter die Augen zu rücken . . . ."

so verbot Bemelberg, (Führer der deutschen Landsknechte,) der Mannschaft, ungemischtes Wasser zu trinken und ließ um so eifriger nach Weinvorräthen suchen, um so von den Seinigen Krankheiten abzuhalten, wie sie bei der herrschenden Hitze unvermeidlich schienen und die traurigen, in Rom gesammelten Erfahrungen nur zu deutlich gelehrt hatten. Diesen Umständen schenkt der zeitgenössische Historiograph Jovius*) eine besondere Bemerkung:

> „nec vini jam tanta supererat copia, quae satis esset Germanis aquae potum (tamquam visceribus noxium) abominantibus."

An Mehl scheint dagegen kein Mangel geherrscht zu haben, so daß unsere Landsleute sich bei Klößen**) und Wein, wenn auch nicht gerade sehr behaglich, so doch nicht eben schlecht befanden. Dagegen begann es abermals unter den Spaniern zu gähren, und Oranien ließ daher die deutschen Söldner zusammentreten, um ihnen vorzustellen, wie wichtig der Besitz Neapels und damit ganz Unteritaliens dem Kaiser sei, der in anlangenden Briefen feierlich Hülfe verheiße. Da ertheilten nach kurzem Nachdenken die Landsknechte die schöne Antwort:

> „Niemals solle man sagen können, Deutsche hätten aus Mangel solch wichtige Stadt dem Feinde übergeben; wenn der Kaiser wirklich den Willen habe, ihnen Hülfe zu senden, so wollten sie so lange aushalten, als sie es ertragen könnten, doch sollten alle kaiserlichen Truppen in Neapel schwören, sich in guten und bösen Tagen nicht zu verlassen, sondern bis zum Ende auszuharren."

Und in der That verfehlte dieser mannhafte Entschluß seine

*) Paul. Jovii histor. sui. temporis, lib. XXV.

**) An derselben Stelle findet sich der Zusatz: „Ulsque adeo laborari coeptum est ut Germani praesertim frumento cacabis (in Kochtöpfen, vom griechischen Worte κάκκαβος abstammend), excocto vescerentur. Die Einwohner der Stadt sollen ihnen die Kunst, sogen. „Knöpfle" zu bereiten, bald abgelernt haben.

Wirkung auf das übrige Kriegsvolk nicht, vielmehr leistete dasselbe sammt den Landsknechten den Schwur treuen, vereinigten Widerstandes.

Trotzdem mochten die Feldherren manchmal über die Wälle, vor welchen sich ihre kleinen, schlecht genährten Schaaren in häufigen Ausfällen tapfer herumschlugen, nachdenklich hinauslugen, woher ihnen in solcher Noth Hülfe und Ersatz kommen könne; denn da war bis gen Mailand hinauf kein kaiserliches Heer, bis an Spaniens Küsten kein Schiff unter befreundeter Flagge! Aber die ganze Besatzung war von dem Geiste beseelt, den die Führer in ihnen wachzuerhalten wußten, und Oranien konnte daher dem Kaiser berichten:

> „Ich gebe die Versicherung, daß ich erst drei Tage nichts zu trinken noch zu essen haben müßte, ehe ich das Wort „Uebergabe" ausspräche."

Dieses ruhmvolle Ausharren ward auch herrlich belohnt, — und abermals müssen wir zum Petechialtyphus zurückkehren, der im Rathschluß höherer Macht dies Wunder bewirkte:

Mit jenem sprichwörtlich gebliebenen Leichtsinn hatten die Franzosen beim Zerstören der Wasserleitungen unterlassen, für geregelten Abfluß zu sorgen. So hatten sich denn die Quellen ins freie Land ergossen, hatten alle Umgebungen des Lagers und endlich dies Letztere selbst durchfeuchtet. Die ganze Gegend war zuletzt einem Sumpfe ähnlich, über welchem sich Nebel erhoben, aus denen, im Verlauf der heißen Tage, um so mehr giftige Miasmen emporstiegen, als alle Ueberreste von Schlachtvieh, das im Lager verbraucht worden u. s. w. u. s. w. unbeerdigt liegen geblieben. Mit steigender Sommerhitze mußte da wohl eine todtbringende Zersetzung all jener verweslichen Stoffe eintreten, und mit Anfang July traten bereits Typhen und angeblich auch bösartige Wechselfieber auf, die rasch an Ausdehnung gewannen. — Lautrec, von bösen Ahnungen befallen, verschritt zu mehrfachen Versuchen, der drohenden Katastrophe vorzubeugen und bot der

kaiserlichen Besatzung Geld für die Uebergabe. — Noch hatte er, trotz täglich sich mehrender Opfer, im Verlaufe des Monats July 25,000 Mann schlagfertiger Truppen zur Verfügung, allein mit jedem Tage fuhr dieser Bestand fort, sich zu verringern. Von Stunde zu Stunde wurde die Seuche heftiger und entwickelte sich binnen vier Wochen zu so furchtbarer Höhe, daß der größte Theil des Heeres ihr entweder direkt erlag, oder bei allgemeiner Entmuthigung, **aus Mangel an Pflege**, in Hunger und Durst verlechzte! Wer nicht dem Leiden erlag, fühlte wenigstens die Einwirkung des Miasmas, indem er bleich wurde und abmagerte, ein Umstand, der wohl auch darauf schließen läßt, daß die Proviantzufuhren in Stockung gerathen und auch die Landesbewohner dem französischen Lager fern geblieben waren. Nur jener einzelne Theil der französischen Linien, welcher sich mit seinen Verschanzungen über die Höhen, der Porta Januaria gegenüber, hinzog und von Feuchtigkeit wie Dünsten unberührt blieb, wurde auch von der Krankheit, wenigstens verhältnißmäßig, verschont. — Ganz ähnlich wie im Vorjahre auf der Engelsburg, erlagen hier auch nur eine Anzahl Infizirter, während in den Niederungen der Tod seine volle Ernte hielt.

Neue Schicksalsschläge sollten die Katastrophe nur beschleunigen. Zu dem Hader und Zerwürfniß des französischen Feldherrn mit dem Genuesen Doria, der demzufolge mit seiner Flotte von dannen segelte, gesellte sich der Umstand, daß Lautrec selbst von der Krankheit ergriffen und niedergeworfen wurde. — Lange wollte er dem Uebel sein Recht nicht zugestehen, ja, der ihm innewohnende Starrsinn bäumte sich noch einmal auf gegen das Leiden, das ihn erfaßt. Mühsam schleppte er sich, seinen Zustand verhehlend, durch die Lagergassen, den Soldaten Muth einflößend durch Ansprache und Verheißungen wie durch einzelne Vorkehrungen zu ihren Gunsten, allein auch an ihm erwies sich das Uebel unerbittlich, und nach kurzer Frist lag er in Siechthum danieder wie alle andern Kranken! Aber in seine Seele wollte

weder Ruhe noch Ergebung kommen, und unablässig forschte er bei seinen Umgebungen nach Kunde. — Anfangs von ihnen getäuscht, schöpfte er bald Verdacht und berief in einem unbewachten Augenblick zwei seiner Pagen ins Zelt, redete sie scharf an und gebot ihnen unter den härtesten Drohungen, ihm die Wahrheit über die Lage des Heeres zu gestehen. — Zagend gehorchten die Befragten, und die trostlosen Nachrichten, (Dorias Aussöhnung mit dem Kaiser, wie die rasche Verproviantirung der belagerten Stadt, allgemeines Siechthum wie Desertion im Heere,) erschütterten den Marschall so tief, daß seine zerrütteten und erschöpften Kräfte vollends dahinschwanden. Sich auf die Seite wendend, hauchte er seine Seele aus.*)

Merkwürdig bleibt, wie sehr die Berichte und Angaben der Geschichtsschreiber über die Resultate der verheerenden Seuche von einander abweichen:

„Nichtärztliche Schilderungen", sagt Häser wörtlich,**) „beziehen sich auf die Verheerungen, welche durch dieselbe i. J. 1528 die französische Armee vor Neapel erduldet. Während in der Stadt, angeblich von Rom eingeschleppt, die Pest 60,000 Menschen dahin raffte, erhob sich im feindlichen Lager die Seuche, welche mit Durchfällen, Gallen- und Wechselfiebern begann und nach kurzer Zeit sich zum heftigsten Lagertyphus entwickelte, 30,000 Franzosen

*) Nach Einigen am 21., nach Andern bereits am 15. August 1528. Vergl. Gaillard, hist. de François I. T. II. c. 15. p. 391 ff. Mezerai, abrégé chronologique, Mémoires de du Bellay, Liv. III. A. L. Hermann, Franz I., König von Frankreich, S. 256 ff. E. Solger, a. a. O. S. 44.

Rasch wurde der Leichnam des Feldherrn von einigen Soldaten im Lager verscharrt, jedoch nachmals von einem Spanier wieder ausgegraben, heimlich nach Neapel gebracht und Anfangs in einem Keller verborgen, wo er lange, in der Absicht von den Erben oder der hohen Geistlichkeit Roms reichen Lohn für die sterblichen Ueberreste des um den Papst verdienten Kriegsmannes zu ziehen, verborgen blieb. Vergl. Hermann, a. a. O. S. 257. —

**) Vergl. Häser, a. a. O. S. 327, unter Rückbeziehung auf Giannone, Guicciardini u. A. Renzi, Topografia medica e statistica della citta di Napoli e del regno Nap. 1845. 8. Niphus, ratio medendi, (1528). Militairlexicon, zum Artikel Lautrec, 4. 555. v. Reumont, a. a. O. III. 227.

erlagen, unter ihnen der Heerführer!" Das Militärlexicon giebt an, daß von 25,000 Mann, die im July noch dienstfähig waren, am 2. August nur noch 4000 unter den Waffen standen. Andere Quellen wollen den ganzen Ueberrest des Heeres, — ob darunter auch die Seeleute der französischen Blokade-Abtheilung mit inbegriffen, mag dahingestellt bleiben,) auf 8000 Mann beziffern. Dieser letzten Ansicht schließt sich auch Solger an, bei Erwähnung des nächtlichen Abzugs der französischen Truppen unter Navarro und Saluzzo. Dagegen finden wir eine genauere, auf Einschleppung der Seuche in die Mauern Neapels bezügliche Stelle bei Reumont:

„Am 29. August brach der Markgraf von Saluzzo das Lager ab und versuchte, den Rest des Heeres, — nicht 4000 Mann, — zu retten. Kaum war er in Aversa, als der Ausfall der Belagerten ihn erreichte. Schwer verwundet, ward er kriegsgefangen mit all den Seinigen. Pompeo Colonna war es, der von Gaeta aus dem Papst die erste Nachricht der Niederlage gab. . . . . Allerdings war diese Letztere entscheidend. In den Pferdeställen bei der Maddalena, am Südende Neapels, räumte die Seuche unter den kläglichen Ueberbleibseln (der Franzosen, welche man als Gefangene dorthin geschafft,) auf, so daß Wenige in die Heimath entkamen. Außer dem Führer des Heeres fanden der Graf v. Vaudemont, Charles d'Albret, Pedro Navarro", (der eisenharte, erprobte Krieger, der ausgezeichnetste Ingenieur im Dienste Frankreichs!) „und viele Andere französische wie italienische Offiziere den Tod." — — „Der Markgraf von Saluzzo lag allerdings (an einer Kniewunde) bis zum Herbste todtkrank in Neapel.*)

Was aus Aversa, wo sich die Franzosen dem Landsknechtsführer Bemelberg auf Gnade und Ungnade ergaben, noch heimlich entkam, „überließ man", nachdem man ihnen

*) Sein Abschiedsbrief an König Franz I. d. d. 12. Oktober 1528, ist abgedruckt bei Reumont a. a. O. III. 228.

die Waffen abgenommen, „Gott und den Bauern, die haben sie fast alle erschlagen,"*)

Also kläglich endigte das mit so viel Eifer eingeleitete und mit Zuversicht angekündigte kriegerische Unternehmen, von dem man nur mit Verwunderung sagen kann, daß die letzte Entscheidung noch durch das Schwert herbeigeführt wurde, indeß die Seuche die Hauptarbeit vollbracht! — Ja, noch mehr, **das Leiden,** dem die geringen Sanitätsvorkehrungen, ein Häuflein kenntnißloser Feldscheerer vielleicht, — und sicher nur sehr dürftige Vorräthe von Heilmitteln nicht Einhalt zu gebieten vermochten, — **es hörte wie durch Wunder auf.**

„Nach dem Berichte Montanos zu Padua, eines der gefeiertsten Lehrer seiner Zeit, hatte sich die Krankheit, (welche viele einsichtsvolle Aerzte vorher verkündigten, aus gutartigen, doppelt dreitägigen Fiebern entwickelt,) mit Eintritt von Nordwinden sofort verloren und verschwand vollständig,**)" mit alleiniger Ausnahme des Bereichs von Genua, wo sie im Folgejahre, (1529,) ein neu formirtes französisches Heer unter Saint Pol, gleichfalls

*) Vergl. Solger, a. a. O. S. 45 nach einer handschriftlichen Nachricht aus dem Jahre 1538. Nach einer andern Lesart wurden Pferde, Waffen, Munition und Gepäck auf Grund förmlicher Capitulation übergeben, sämmtliche Franzosen kriegsgefangen, die Italiener dagegen (angeblich) auf Ehrenwort, sechs Monate lang nicht gegen den Kaiser zu dienen, in die Heimath entlassen.

**) „Ubi fuerit australis constitutio per totum annum, fieri non potest, quin contingant febres et aegritudines pestilentes. Talis fuit nastrae aetatis anno 1528, quae grassata est in tota Italia, quam successerunt febres pestilentes, et ego scio plurimos et egregios quidem medicos praedixisse illam febrem pestilentem, ac si eam oculis vidissent. Vere tum incepit quaedam febrilis constitutio duplicis tertianae, quae non interficiebat, sed postea successit febris pestilens, quae petichiae appellantur, saevissima ad modum. Non cessavit febris priusquam inceperunt flare venti potentissimi a septentrionalibus partibus per quindecim dies statim influxio et pestis saeva ex talibus constitutionibus cessavit." Montanus, opusc. II. c. 12. Vergl. auch bei Häser, a. a. O. 327 und 331.

decimirte, so daß alle Operationen in Oberitalien gelähmt wurden und die äußersten Anstrengungen Frankreichs fruchtlos blieben.*)

---

*) Vergl. Guiccardini, L. XIX.

Den Verlauf der nachfolgenden Ereignisse zu verfolgen, gehört nicht in das Gebiet unserer Aufgabe, wohl aber müssen wir, der Vollständigkeit halber, erwähnen, in welchem Maße auch der Tod in den Gliedern des deutschen Fußvolkes aufräumte, ehe der Feldzug zu Ende ging. — Nachdem Schärtelin von Burtenbach, verkleidet in Bauerntracht, sich mühsam durch Oberitalien, namentlich durch venetianische Landschaften heimlich wieder nach Deutschland, (Schornborf,) zurückgeschlichen, — Oranien, bei einem Kampfe vor Florenz von zwei Spitzkugeln („glandes“) getroffen, am 2. August 1530 einen jähen Tod gefunden, führte Bemelberg noch 1500 Mann, den Ueberrest von 12,000, über die Alpen nach der Heimath zurück.

IX.

Weitere Fortschritte in den Wissenschaften, endlicher Beginn der Trennung der Bader und Scheerer von den Chirurgen. Ambroise Paré in seiner Wirksamkeit im französisch-deutschen Kriege ums Jahr 1552 und 1553, Hilden oder Hildanus, rühmlich bekannter deutscher Wundarzt, — sein Zeitgenoß, künstliche Gliedmaßen für Verstümmelte, ein Fallbeil im Dienste der Chirurgie.

Der ganze nachfolgende Zeitraum erscheint für Frankreich und Italien auf längere, für Deutschland aber und die Lande der habsburgischen Monarchie auf kürzere Jahre eine Periode beiderseitiger Erschöpfung. Während aber die Waffen ruhten, schien die Wissenschaft zu einem um so wichtigeren Fortschritt zu gelangen. Medicin und Chirurgie z. B. hatten, wie wir wissen, bisher nur wenige ausgezeichnete Beförderer in Frankreich gefunden. Der Zeitgeschmack hatte, mancher Vorurtheile unerachtet, sich andern Zweigen des Wissens und unter ihnen der classischen Literatur zugewendet. In den Tagen eines ihm aufgezwungenen Friedens errichtete Franz I. einen Lehrstuhl für Heilkunde am collège royal, auf welchen Vidus-Vidius als Professor berufen ward. Aus Florenz gebürtig, besaß derselbe in seinem Vaterlande einen ausgezeichneten Ruf. Der König setzte ihn nach dem Tode seines Leibarztes Wilhelm Cop an dessen Stelle und übertrug

ihm zugleich (seit 1542) die Lehrvorträge der medicinischen Wissenschaften. Man rühmt von ihm seine vorzüglichen Kenntnisse in der Anatomie, Botanik, sowie überhaupt in allen Theilen der Arzeneikunde, die er mit ebenso gutem Erfolge ausübte als lehrte, auch trieb er Chirurgie mit geschickter Hand.*) So gewannen Medicin und Wundarzeneikunde unter Franz I. rege Förderung, die ersten anatomischen Theater wurden eröffnet, wodurch die Zergliederungskunst und die noch immer im Argen liegende Kunde, complicirte chirurgische Operationen**) auszuführen, neues Licht bekamen. — Johann Gontier, gleichfalls königlicher Leibarzt, erwarb sich hierin besondere Verdienste, und Vesal, der berühmte Leibarzt Carl V. und Philipp II., bildete sich in Paris. Wilhelm Vavasseur, erstem Wundarzte Franz I., gebührt das unbestrittene Verdienst, ums Jahr 1545 zwischen Chirurgen und Barbieren die erste völlige Trennung veranlaßt zu haben, da er bewirkte, daß jeder prakticirende Wundarzt zuvor gelehrte Kenntnisse aufweisen müsse. Ambrosius Paré, vielleicht der berühmteste unter allen Vorgenannten, auf den wir später eingehender zurückkommen, zu Bourg-Hersent bei Laval, 1509, (nach Häser 1517,) geboren, studirte gleichfalls auf der Hochschule zu Paris und namentlich am Hôtel Dieu, bis er, — gleichwohl wieder im Jahre 1536 als Barbier-Chirurg, beim Marschall Monte-Jean in Dienst trat und den Feldzug Franz I. in Piemont und Italien gegen Carl V. mitmachte. 1539 wurde er nach Mailand berufen, um seinen kranken Feldherrn zu behandeln, und schrieb während des Waffenstillstands zwischen den

*) Seine Werke wurden erst nach seinem Tode von einem gleichnamigen Neffen gesammelt und in drei Foliobänden herausgegeben.

**) Vielleicht ist es nicht ohne Interesse, hier beiläufig zu erwähnen, wie der Landsknechtsoberst Bemelberg in nächster Folge, (am 15. Juny 1537,) bei Erstürmung von St. Pol in Frankreich verwundet wurde und unterm 4. September dem Herzog Ludwig von Bayern, vermittelst Schreibens aus Brüssel, die erlittene Operation beschrieb, bei der ihm dreizehn Knochensplitter aus dem Arm geschnitten wurden und er eine verstümmelte Hand davontrug.

Jahren 1541 und 1545 eine Abhandlung gegen die, wie wir wissen, von deutschen Aerzten adoptirte Ansicht, daß Schußwunden giftig seien. Hierauf wurde er Prosektor des Anatomen Dubois und gab eine lange Zeiten in Ansehen erhaltene kleine Anatomie heraus. —

In jenem denkwürdigen Feldzuge, wo es sich darum handelte, Metz womöglich auf alle Zukunft vom deutschen Reiche loszureißen, — erwarb er sich nicht nur die Achtung seiner Vorgesetzten, sondern auch, wegen der milden, menschenfreundlichen Behandlung seiner Kranken, die man meist grausam traktirte, die Liebe der Soldaten. — Die genaue Schilderung aller hier angedeuteten Vorgänge bleibt dem Schlußkapitel dieser Schrift vorbehalten, doch sei ferner hier noch erwähnt, daß er (in gleicher Weise wie in Metz) im Frühjahr 1553 bei Wiederaufnahme der Feindseligkeiten, gegen Hesdin,*) das zur Zerstörung auserſehen war, verwendet werden sollte, als es gelang, ihn gefangen zu nehmen, — aber wegen der Verdienste, die er sich selbst bei den deutschen Truppen, (muthmaßlich auch bei deutschen Gefangenen,) erworben, mit Auszeichnung behandelt, und wieder freigelassen wurde.

Es wäre überflüssig, dem rastlosen Gelehrten, dem verdienstvollen Reformator der Chirurgie, auf den Bahnen der Forschung hier zu folgen, wohl aber verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden, wie sein edles, aufopferndes Streben den Beweis lieferte, daß die Bedeutung des Arztes mit dem Werthe des Menschen innig verknüpft ist, und darf ebensowenig unerwähnt bleiben, wie Liebe und Vertrauen zu ihm, dem hugenotischen Leibarzte dreier Könige von Frankreich, — selbst Carl IX. vermochte, ihn während der Greuel der Bartholomäusnacht im eigenen Zimmer zu beherbergen und zu retten.**)

Den traurigen Hintritt Heinrich II. in unmittelbarster Folge

*) Vieil Hesdin in der Grafschaft Artois.

**) Gründer, „Geschichte der Chirurgie“, S. 173—175.

jenes bekannten Tourniers gegen den Grafen Montgomery hatte er freilich nicht aufzuhalten vermocht, wohl aber umgab seine Sorgfalt den sterbend vom Rosse Sinkenden, und er legte seine Wahrnehmungen über jenen blutigen Vorfall in einer eigenen Schrift nieder. Dagegen gelang ihm im Verlauf der Feldzüge, wo er der Armee beigegeben war, bei einem verwundeten Soldaten ein bereits ganz abgehauenes Schädelfragment wieder anzuheilen.

Mit außerordentlichem Sachverständniß führte er Drepanationen aus und verbesserte die dazu erforderlichen Instrumente; ebenso mag er in Frankreich als der erste Erfinder künstlich construirter Arme und Beine*), sowie vieler für die Civilchirurgie wichtiger, ja unentbehrlich gewordener Vorkehrungen gelten.

---

*) Daß man in Deutschland schon eine ganze Reihe von Jahren früher auf gleich hoher Stufe sich befand, erhellt wohl am besten aus der Anfertigung und dem langen Gebrauche von Götz v. Berlichingen's eiserner Hand. Er selbst schreibt bekanntlich in seiner Autobiographie: „Zum Sechsten, da man schreibt 1504, fieng sich der Bayerisch krieg an . . .“, folgt darauf die Geschichtserzählung über Verlust der rechten Hand durch den Schuß einer Feldschlange: „Also, daß der Arm hinden vnd vorn zerschmettert war; vnnd wie ich so das sihe, hangt die Hand noch ein wenig an der haut . . . . so that ich eben alß wer mir nichts, vnnd want den gaul als gemach vmb, vnd kam dennoch vngefangen von den Feinden hinweg zu meinem hauffen, vnd wie ich ein wenig von den feinden hinweg, da lieff ein alter Landsknecht herab vnnd wil auch in den scharmützel; den sprach ich an, Er sollt bei mir bleiben . . . . vnd must mir auch den Artzt holen . . . . . Vnnd von der Zeit an, am Sonntag nach St. Jakob, da bin ich zu Landshut gelegen, biß um Faßnacht; was ich die zeyt für schmerzen erlitten, das kann ein jeder wol erachten, vnnd war das mein bitt zu Gott, die ich thatt, wenn ich in seiner Göttlichen gnad, so sollt er mit mir (da)hinfahren, ich were doch verderbt zu einem Kriegsmann; doch fiel mir ein Knecht ein, von dem ich ettwan von meinem Vatter seligen vnd altten Knechten, so Pfalzgrauisch vnnd hohenlohisch gewesen, gehöret hatt, ... der hatt auch nit mehr als eine Hand gehabt, vnnd ebensobald ein Ding im Feld gegen Feinden außrichten könden, alß ein andrer; — der lag mir im Sinn, das ich Gott aber anrufft vnd gedacht, wann ich schon zwölf hand hatt, vnd seiner Göttlichen gnad (und) hülff mir nit wol wölte, so were es doch alles vmbsunst, vnd vermeint derselben, wenn ich doch nit mehr dann ein wenig ein behulff hette, es were gleich ein eisserne Hand, oder wie es wer, so wollt ich dennoch

Wenn auch lange nicht als so berühmt, aber immerhin als verdienstvoll, ist der deutsche Arzt Wilhelm Fabriz von Hilden, gewöhnlich Fabricius Hildanus, ein Cölner, geboren 1560, zu bezeichnen, der als Chirurg wie als medicinischer Schriftsteller unsere vollste Aufmerksamkeit verdient, wenn er auch, wie schon wiederholt bemerkt, noch, gleich andern deutschen Aerzten, unter dem Vorurtheile litt, Schußwunden für „vergiftet“ zu halten. In jenem Sinne schrieb er die Abhandlung: „De ambustionibus, quae oleo et aqua fervidis, ferro candente, pulvere tormentario, fulmine et quavis alia materia ignita fiunt.“ Basil. 1607. und unter seinen zahlreichen deutschen gelehrten Darstellungen: „Von geschossenen Wunden und derselben gründlichen Kuren und Heilung“, Basel 1617, ferner: „Reiskastenverzeichnuß der Artzeneyen und Instrumente, mit welchen ein Wundarzt im Feldlager soll versehen sein“, Basel, 1615, ein Werk, das fünf Auflagen erlebte! — Ohne uns bei den von ihm erfundenen Instrumenten aufzuhalten, gewährt es dagegen besonderes Interesse, der entweder von ihm bewirkten oder wenigstens mitgetheilten Curen zu gedenken, da uns diese nicht nur einen Einblick in den Charakter der Zeiten gewähren, sondern uns auch mit den Resultaten des Fortschritts in den Wissenschaften unterrichten. Zu den oben zuletzt genannten mag wohl diejenige gehören, die er von Pro-

---

mit Gottes Hülff im Feld irgend noch als gutt sein ... Vnnd nachdem ich nun schier Sechzig jar mit einer Faust krieg und hendel gehabt, so kann ich warlich nicht anders befinden .... “

Vergl. Götzens v. Berlichingen Leben, Fehden und Handlungen durch ihn selbst beschrieben, (mit Zugrundlegung der Stuttgarter Handschrift und Vergleichung der fünf noch vorhandenen,) herausgegeben von Ottmar Schönhut, Heilbronn, 1859, S. 17—20.

Die Erwähnung einer schon lange vor Beginn des 16. Jahrhunderts angefertigten und im Gebrauch gewesenen künstlichen eisernen Hand macht es erklärlich, daß deren heut zu Tage auch noch zwei Exemplare existiren, die beide für die des Berlichingen ausgegeben werden, die eine derselben im Besitz seimer Nachkommen auf Schloß Jagsthausen, die andere in der Waffensammlung auf der dem Königl. Pr. Hause gehörigen Burg Rheinstein bei Bingen.

fessor Gregor Horst in Gießen, Leibarzt Philipp des Großmüthigen, in Ansehung einer penetrirenden Brustwunde berichtet, wo das verletzende Instrument, ein Stoßdegen, in der Gegend der dritten und vierten Rippe nahe am Brustbein eingedrungen und unter dem Schulterblatte, nicht weit vom Rückgrat, wieder herausgegangen war, und die Wunde trotzdem doch glücklich geheilt wurde. „Fremde Körper“, so theilt er wörtlich mit, „können oft Jahre lang nach geschehener Verletzung zurückbleiben, so z. B. eine ziemlich große, halbe (also abgebrochene?) Messerklinge, welche in die Lenden gestoßen, zwei Jahre hindurch verblieb, ebenso ein großer Glassplitter im Handteller, der erst nach einem Jahre entfernt werden konnte, sowie der kupferne Knopf einer Degenscheide zwischen den Gesichtsmuskeln und endlich ein Stilet, was über dem Nabel in die linke Seite eingedrungen, erst nach längerer Zeit durch“ .... (den von der Natur für die Digestion bestimmten Weg) abging.“

Von seiner Abhandlung „über Vergiftung der Schußwunden“ haben wir schon berichtet, doch muß bemerkt werden, daß er sich noch eines Haarseiles bediente, das in den Wunden so lange liegen bleiben mußte, bis alles Fremdartige beseitigt. — Auch seine Beobachtungen über Geschosse aus Handfeuerwaffen, die lange Zeiten ohne weitern Nachtheil im Körper zurückbleiben konnten, zeichnete er auf. So gedenkt er z. B. eines Falles bei einem plötzlich Gestorbenen, welcher sechs Monate vorher durch einen Schuß am Kopfe verwundet worden; die Wunde war vernarbt und zwischen Schädel und „Dura mater“ fand sich die bereits in einer Haut eingekapselte Kugel vor. Paulus Offredus berichtet in einem Schreiben an Hildan, daß nach einem Schuß eine Bleikugel sich dreißig Jahre in der Blase eines Mannes und zwar fünfzehn Jahre sogar ohne die geringsten Beschwerden aufgehalte habe. Dieses Geschoß fand sich bei der Section mit einer feste steinigen Masse incrustirt. — Zur Entfernung derartiger ein

drungener Kugeln giebt er einen mit Röhre versehenen Kugelbohrer an.

Weiter theilen wir aus seinen Observationen*) noch mit, wie er „bei einem Soldaten, der eine schwere Kopfwunde erlitten, bereits den Eintritt des Tetanus beobachtet haben will, „der jedoch sofort verschwand, als das ausgetretene, geronnene Blut entfernt worden."

Auch seine Behandlungen wie Schilderungen des heißen und kalten Brandes, welche sich einer gewissen Berühmtheit erfreuten, werfen ein sprechendes Licht auf das Sanitätswesen in den Heeren jener Periode:

> „Mehrfach sah er den Brand durch Erfrieren entstehen; so kamen auf einmal mehr als fünfzig deutsche Reiter zu ihm nach Genf, die sich Schenkel, Füße, Zehen, Finger, Nasen und Ohren erfroren hatten und in Folge dessen sich an den betreffenden Gliedern Brand entwickelte! — Ebenso entstehe der Brand bei übermäßiger Hitze, Verbrennungen, Aneurismen, Schußwunden mit bedeutenden Quetschungen complicirt, ..."

was wohl zur Schlußfolgerung berechtigt, daß die Koryphäen der Wissenschaft nicht immer in unmittelbarster Nähe der Verbandplätze oder Kriegshospitäler zu finden waren, sondern in der Ferne aufgesucht werden mußten!

In der nämlichen, (hier beregten) Abhandlung trat Hildan übrigens**) dem Schreckbilde des bei Amputationen von Gliedmaßen in Aufnahme gekommenen Fallbeiles, (der nachmaligen Guillotine,) entgegen, die ein italienischer Arzt, Botalli, in Aufnahme gebracht, ebenso dem fast gleich summarischen Verfahren

---

*) Das Verzeichniß dieser Observationen, welche Hildan in „Centurien" eintheilt, findet sich bei Gründer, „Geschichte der Chirurgie". S. 354—379 u. ff.

**) In seiner Abhandlung: „de gangrena et sphalaceo d. i. vom heißen und kalten Brande", vom 14. bis 27. Capitel. Köln, 1593. 8.

durch Abmeißeln oder Abkneipen zerschossener Arme und Beine, mittelst schneidender Zangen, und widerlegte jene heroische Methode mit den schlagendsten Gründen. —

Möchten diese aphoristischen Bemerkungen genügen, um den Leser einen Gesammtüberblick vom Stande der Forschung wie der wundärztlichen Praxis in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts gewinnen zu lassen und uns vergönnt sein, den Faden unserer Darstellung an die großen kriegerischen Ereignisse jenes Zeitraums anzuknüpfen.

X.

Die ungarische Krankheit (Tschömör, Csömör) in ihrem Auftreten als Militairepidemie im Türkenkriege, Ruhr, Hospitalbrand und typhöse Complikationen im deutschen Heere vor Metz, 1552. Schluß.

Wie sehr auch immer die Rückkehr der Fleckfieberseuche, die wir in einem früheren Abschnitte behandelt, namentlich in Italien, Frankreich, Spanien wie den Niederlanden von Bedeutung blieb, wie sehr auch unsre deutschen Zeitbücher von „Pestilenzischer Seuche", die (von 1528 ab) die Gaue Niederdeutschlands heimsuchte, zu berichten wissen, sie bieten doch eben „nur ein chronistisches Interesse" und haben kaum Beziehung auf das Sanitätswesen der Heere oder die Lagerepidemien der nächsten Periode. Umso mehr müssen wir dagegen der ungarischen Krankheit, „Tschömör" oder „Hagymatz" gedenken, die selbst von geachteten Fachmännern und Historikern mit dem Petechialtyphus, ihrem Vorgänger, identificirt wird.*) Während noch die Waffen geruht, hatte König Ferdinand Alles aufgeboten, um von den Reichsständen neue Türkenhülfe zu erlangen und sich am 9. Februar 1542 auf dem Reichstage zu Speier bindende Zusagen erwirkt. — Zum Generalissimus über das Heer, dessen Formation mehrfach wider-

*) „Csömör", wörtlich übersetzt, heißt soviel wie Ekel und „Hagymatz" hitziges Fieber. In neuerer Zeit wird der Mangel an jedem Zusammenhange von den Sachkundigen mit Bestimmtheit behauptet.

sprechende Beurtheilung gefunden, ernannte er Churfürst Joachim von Brandenburg und setzte demselben eine Anzahl erfahrener Kriegsräthe an die Seite.*)

Nicht leicht ist es, die Stärke der deutschen Streitkräfte genau festzustellen, die einem, wie berichtet wird, „unabsehbaren" Türkenheere entgegengeführt werden sollten, da die Angaben mehrfach ungenau sind.

Aus den österreichischen Erblanden sammelte sich zu Wien, unter Commando Johanns von Ungnad, Landshauptmanns in Steiermark, ein Corps von	20,000 Mann
Hierzu kam ein päpstliches Hülfscorps,	
a) an Fußvolk	4000 „
b) an Reitern	1000 „
Von den deutschen Reichsständen waren zugesagt	
a) Fußvolk	30,000 „
b) Reiter	7000 „
Ferner ungarische Reiter unter Kaspar Seredy und Peter Perendy nebst andern Magnaten	16,000 „
ins Gesammt	78,000 Mann.

Davon also 54,000 Mann Fußvolk,
24,000 „ Reiter.

Folgt man indeß der Angabe, daß das gesammte deutsche Fußvolk in 84 Fähnlein formirt war, so erhalten wir, bei An-

*) Es geschah dies auf des Churfürsten ganz ausdrücklichen Wunsch; unter ihnen befand sich der von uns schon mehrerwähnte Curt von Bemelberg, zubenannt der „kleine Hesse." Zweifellos scheint, daß das Reich viel zu wenig Mannschaft stellte und auch diesmal die Gelder anstatt zu Truppenwerbungen, von mancher Seite wenig zweckentsprechend verwandt wurden, wenigstens schrieb Schertelin von Burtenbach, der sich überhaupt mit sehr scharfem Urtheil über den ganzen Feldzug und seinen kläglichen Ausgang äußerte: „Die eilende Hülf hat so lang verzogen und ist das Geld verfinanzt worden, daß aus 10,000 nur 3000 Knecht worden sind."

nahme der Städte oder Kopfzahl eines der Letzteren zu 470 bis 500 Mann, ungefähr folgendes Resultat:

40 bis 42,000	Mann	deutsches Fußvolk,
4000	„	päpstliches Fußvolk,
24,000	„	Reiter,
64 bis 70,000	Mann	Gesammtstärke.

Thatsache bleibt ferner, daß wie Churfürst Joachim im Juny 1542 im Lager vor Wien anlangte, ihm die üble Verfassung, Desorganisation der sogen. „Reichshülfe" bereits auffällig war; vor Allem machte sich Geldmangel in einem Maaße fühlbar, daß an Truppenbesoldung kaum gedacht werden konnte, was auf Mißstände schließen läßt, die vieles Nachfolgende erklären. Um die Truppen nur gutwillig und marschfertig zu machen, sah sich König Ferdinand genöthigt, aus eigenen Mitteln 30,000 (Gold?) Gulden herzuleihen, — ein trostloses Zugeständniß bei Beginn eines Feldzuges! —

Unter solchen Schwierigkeiten war der Vorsommer verstrichen und langsam drang man erst gegen September*) auf die Ebe-

*) Mit vollstem Rechte legt das unvergleichliche Werk: „Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte" von J. v. H. Darmstadt und Leipzig, 1873, fortgesetzt durch General v. Troschke **auf diesen Umstand** bedeutendes Gewicht. (III. 309, ff.) Indem er eine genaue Schilderung des hier in Rede befangenen Terrains liefert, sagt der Autor: „Die Flüsse Ungarns tragen weit mehr wie die der meisten andern europäischen Länder den Charakter ungebändigter Naturgewalten. Verhältnißmäßig wenig ist geschehen, um die den Strom begleitenden Niederungen durch Deiche von der Ueberfülle des Wassers zu schützen, mit welcher derselbe zu Zeiten aus seinen Ufern zu treten pflegt während er sich zu andern Zeiten viel zu wasserarm für die Schifffahrt erweist. Kanäle sind bei weitem nicht in dem Maße vorhanden, als die Beschaffenheit des Landes, (abgesehen von den vorhandenen Mitteln,) bedingen würde, und bei den vorhandenen Kanälen fehlt es großentheils an den erforderlichen Schleusen. Aus der Zeit von 1848 wird von einem eigenthümlichen primitiven Mittel provisorischer Canalisirung resp. Verbesserung der Wasserstraße berichtet. Man hatte wahrgenommen, daß der Eisgang neue, tiefe Furchen im Strombett aufzureißen pflege und war deshalb bemüht, durch Ziehen von Gräben, Auflockerung des Bodens und dem mächtigen Treiben denjenigen Weg vorzuzeichnen, den man im hydrotechnischen Interesse für den wünschenswerthen hielt."

nen des Wieselburger Comitats vor, um die Vereinigung mit den bereits obenerwähnten Reitermassen der ungarischen Magnaten zu bewerkstelligen. Schon aber waren die Niederungen längs der Donau von verheerenden Seuchen **aller** Art heimgesucht, unter denen **die Pest** vor Allem ihr Haupt erhob.*) In kurzen Tagemärschen, (muthmaßlich im Geleite eines unabsehbaren Trosses,) wälzte sich nun die Masse des Reichsheeres gegen Gran hinab. Hier berathschlagte man über die weiter zu treffenden Dispositionen, ohne rasch schlüssig zu werden. Die Ungarn wollten den Angriff zunächst auf Ofen, die deutschen Kriegsräthe dagegen

---

Gleiches läßt sich vom bekannten Nebenflusse, von der Theiß sagen: Nachdem dieselbe ihren oberen Lauf in hügeligem Terrain zurückgelegt, tritt sie in eine Niederung ein, die auf beiden Seiten Aehnlichkeit mit dem linken Donauufer von Pest bis zur Clissura hat. „Sie durchfließt dieselbe in so vielfach gewundenen Krümmungen, wie solche kaum irgend ein anderer Fluß aufzuweisen hat, und deren Gesammtlänge die der geraden, nach Süden gewendeten Richtung um mehr wie das Dreifache übertrifft. Erst im untern Lauf finden sich auf dem linken Ufer Eindeichungen," (welche jedoch schwerlich schon vor drei Jahrhunderten existirten.) „Der früher fast fabelhafte Fischreichthum der Theiß ist dadurch etwas beeinträchtigt worden. Die Fische sind für den Fremden, der moorigen Beschaffenheit des Gewässers wegen, **höchst ungesund** und tragen auch für den Einheimischen bei, die Fieber, welche die Sumpfluft in höchst gefährlicher Weise erzeugt, um so verderblicher zu machen. Hier wie an der Donau erreichen dieselben im Spätherbst eine Bedeutung, die bei Entwürfen zu militairischen Operationen nicht unterschätzt werden darf. Die Studien, welche 1849 mit Benutzung der älteren Kriegsgeschichte gemacht worden sind, haben wesentlich mit zum Entschluß der beiden Kaiserhöfe geführt, den Gesammtplan des Sommerfeldzugs so einzurichten, **daß vor Eintritt Septembers Alles möglichst beendet sein könne.**"

*) Hieraus erklären sich wohl auch die so verschiedenen Ansichten der Aerzte. Sprengel selbst sagt, a. a. O. S. 233: Man versteht unter diesen Namen (der ungarischen Krankheit) zwei ganz verschiedene, in ihrem Wesen von einander abweichende Uebel. — Zuerst ein Faulfieber mit heftigen nervösen und bösartigen Zufällen verbunden. Diese Krankheit, ein wahres Lagerfieber. erschien zuerst im Feldzuge Kaisers Max II. gegen die Türken, wo sie sich in beiden Kriegsheeren gleich stark ausbreitete." (Man sieht, der Zeitpunkt wird auf ein späteres Datum verlegt, 1564—76.)

„Man muß aber diese Krankheit nicht mit einer andern verwechseln, der ebenfalls der Name der ungarischen beigelegt wird. Sie heißt Csömör und besteht aus heftigem Ekel mit großer Mattigkeit und Sodbrennen." — Vergl. **dagegen** Häser, a. a. O. S. 340.

auf das eben gelegene, von der weiten Niederung Racoz begrenzte Pesth gerichtet sehn, welche Ansicht auch durchdrang, zu welchem Behufe der Donauübergang bewerkstelligt und die Stadt Woitzen im Sturm genommen wurde, um von dort, wo man zwei Brücken schlug, die fernere Operation mit größerer Sicherheit einzuleiten.

So war denn der 29. September herbeigekommen, ehe man die Waffen gegen die Landeshauptstadt richten konnte, aus der die Türken nicht säumten, die Belagerer durch tägliche Ausfallgefechte zu beunruhigen. Warfen nun auch deutsche Landsknechte die Janitscharen bei diesen Scharmützeln verlustvoll zurück, so **war doch die Einbuße an Zeit nicht wieder gut zu machen** und der hiermit um so fester verbundene Geldmangel sollte — die Dinge, Angesichts eines siegreichen Erfolgs, dem kläglichsten Untergange weihen!

Also nur lassen sich die nächstfolgenden Ereignisse erklären, im Verein mit welchen der Ausbruch der Krankheit die Entscheidung herbeizuführen ausersehen war.

Immerhin verschritt man zu den Belagerungsarbeiten, brachte einige Geschütze in die Schanzen und hatte im Zeitraum vom 3. October doppelte Bresche gelegt, als im Moment, wo zum Sturme verschritten werden sollte, neue Streitigkeiten unter den Heerführern entstanden. Endlich, nach zweitägigen Debatten, drang die Meinung Derjenigen durch, die mit Recht nach Entscheidung verlangte und man begann am 5. Mittags mit zwei Angriffscolonnen vorzugehen.

Hier aber ist es, wo uns eine jener räthselhaften Wendungen im Verlaufe der Kriegsführung entgegentritt, für die jede Aufklärung versagt bleibt: — Curt von Bemelberg, der erprobte, umsichtige und unerschrockene Führer des Fußvolks, wird beordert, mit einem Regimente die Stürmenden zu unterstützen, — zwar gehorcht er wie ein alter Soldat, hält aber die Seinigen zurück, unterläßt es, im Momente der Entscheidung thätig einzu-

greifen und so wird der Sturm von den Türken abgeschlagen, während im neuberufenen Kriegsrathe Bemelberg ein wiederholtes Vorgehen gegen die Bresche verweigert. — Unmuthig weist er darauf hin, „daß seine Landsknechte hierzu **schwer zu bewegen** sein würden, da sie mißmuthig wegen der Soldrückstände, außerdem aber der Feind unmittelbar an den exponirten Stellen „Cavalliere“ aufgeschüttet und die gesammte Garnison von Ofen, an 11,000 Mann, herangezogen habe; ein neues Wagniß unternehmen, heiße die Leute unrettbar an die Schlachtbank liefern.*)“ —

Und diese kläglichen Ausreden finden Anklang und Unterstützung. Die Geschütze werden aus den Verschanzungen gezogen, zu Schiffe gebracht, das gesammte Lager abgebrochen und das Reichsheer, von türkischen Reiterschaaren verfolgt und harcellirt, tritt seinen Rückzug auf Waitzen an.

Zu dieser Schmach scheint der Himmel zu zürnen, denn herbstliches Unwetter macht alle Straßen im Thale der Donau unwegsam, zwingt die schlecht und dürftig verproviantirte Mannschaft zum Biwak in strömendem Regen und die Lagerseuche hält ihren Einzug.

Auffallend darf uns erscheinen, daß Augenzeugen wie Berichterstatter, an ein einziges Symptom sich haltend, von „pesti-

---

*) Diese Thatsachen haben bekanntlich sehr verschiedenartige Auslegung gefunden und fehlt es nicht an Stimmen, welche „Eifersuchtspolitik“ des brandenburgischen Kurfürsten gegen Oesterreich als entscheidendes Motiv ausgeben wollen, — (vergl. Wolfg. Mentzel, Gesch. d. Deutschen, S. 599,) eine wohl gänzlich haltlose Behauptung, da bei Joachim's II. bekannter Herzensgüte und Treue gegen Kaiser und Reich nichts ferner liegt als Verdacht unwürdigen Verrathes! — Der Umstand, daß Geldmangel zum chronischen Leiden bei der deutschen Kriegsführung geworden und hieran sich Unbotmäßigkeit der Truppen, sowie Unfug jeder Art anreihten, ist das Einzige, worauf mit Sicherheit gefußt werden kann. Vergl. Solger: „Der Landsknechtsoberst Konrat von Bemelberg, (der „kleine Heß,“) nach archivalischen Quellen und alten Drucken. Nördlingen, 1870. S. 67, 68 ff., daselbst Roude, deutsche Gesch. IV. 189—192.

artiger Bräune" reden und erst viel später*) die Aerzte (im Verlauf der Zeiten, bei erneutem Auftreten des Leidens,) zu keiner eigentlichen Definition gelangend, zur Benennung „ungarische Krankheit" zurückkehren. Noch staunen- und entsetzenerregender aber muß es uns vorkommen, daß, nachdem das Uebel, (glaubwürdigen Angaben gemäß, ein Viertheil, ja, die Hälfte des Heeres,) — an 30,000 Krieger fortgerafft, ihm plötzlich Einhalt gethan wird und dessen Umsichgreifen auf deutschem Boden vollständig aufhört. —**)

Weit höhere Aufmerksamkeit muß die Krankheit erregen, wie im J. 1560, unter Max II. Regierung, ein kaiserliches Heer, unter dessen persönlicher Führung abermals den Türken bei Comorn und Raab gegenübersteht.

Die Einzelheiten des, (jene heldenmüthige Vertheidigung von Sizeth abgerechnet,) so ruhmlosen Feldzugs sind sattsam bekannt: Hatte auch der Kaiser die versammelten Reichsstände in Augsburg wohl zur Türkenhülfe willfährig gefunden, die Mittel an Geld und Mannschaft waren ihm viel zu spät wieder zu Theil geworden!

Während Sultan Soliman mit einem unabsehbaren Heere, in dem man allein an 100,000 Reiter zählen wollte und welchem 400 Geschütze folgten, sich zum Donauübergange bei Belgrad an-

---

*) Vergl. bei Häser, a. a. O. S. 341, das Citat des Chronisten Wknzenberger. Der Grund zur Bezeichnung als „pestartige Bräune" wird als zweifelhaft dargestellt, vielmehr die Krankheitserscheinungen an der Zunge als maaßgebend erachtet.

**) Kaum auf deutschem Boden angelangt, begann das Heer sich völlig aufzulösen; König Ferdinand ließ ein Kriegsgericht zusammentreten, um die am Mißerfolge Schuldigen zu bestrafen. Vor Allem richtete sich sein Zorn gegen den Magnaten Perony, Führer der ungarischen Reiter, der verhaftet und in den Kerker geworfen wurde; selbst Bemelberg entging nicht verantwortlicher Vernehmung. Schertlin von Burtenbach allein war es, der schadenfroh über den „mit Spott der ganzen Christenheit zum Nachtheil gereichenden Feldzug" frohlockte. Ueber den Menschenverlust durch die Lagerseuche vergl. Häser, a. a. O. und Solger, a. a. O.

schickt, hat des Reiches wohlmeinendes, doch allzeit unschlüssig schwankendes Oberhaupt, (obwohl die Rüstungen schon seit dem Nachwinter betrieben worden,) mühsam 55,000 Mann unter den Mauern Wiens zusammengebracht und jene Truppenmasse in kurzen Tagemärschen Donau-abwärts geführt, indeß man über den eigentlichen Feldzugsplan noch immer unschlüssig geblieben! Zwar gelingt die Vereinigung mit dem Heerhaufen des Grafen Egino von Salm, der bei Comorn, Stuhlweißenburg gegenüber, mit 25,000 Mann ein vorgeschobenes türkisches Corps von annähernd gleicher Stärke unter Osmann Pascha im Schach hält; aber je lasser die Haltung, Vorsorge und Kriegsführung beim Reichsheere sich gestaltet, desto leichter müssen auch jetzo wieder Naturereignisse eine Katastrophe vorbereiten und Proviantmangel dieselbe vollenden helfen! —

„Nach dem Berichte des Jordanus, welcher als erster Feldarzt das kaiserliche Heer begleitete, waren im Frühling des genannten Jahres die großen Ströme Ungarns aus ihren Ufern getreten; später, im Sommer und Herbst, herrscht dagegen übermäßige Hitze und Trockenheit." Im deutschen Lager vor Weszprim und Tacz stellt sich bereits Eingangs des Feldzugs Mangel an Lebensmitteln, ja selbst an Trinkwasser ein. „Um so unmäßiger genießt der Soldat noch im Vorrücken bis zur Donau **Fische**, schlechten Wein und trübes, (schlammiges) Wasser. Nach kurzer Zeit somit bricht im Lager bei Komorn, (am Zusammenfluß der Donau und der Waag,) in einer von der heftigsten Malaria erfüllten Gegend, die „ungarische Krankheit" aus. Am meisten leiden die fremden, (also deutschen) Truppen; ja die Ungarn bleiben — gleich den Türken — fast gänzlich verschont. Noch mörderischer wird die Seuche im Lager bei Raab, wo der Kaiser es vorgezogen, sich zu verschanzen und lieber thatenlos zu verharren, als den heldenmüthigen Vertheidigern von Szigeth zu Hülfe zu kommen. Der so unglücklich wie thöricht erwählte Lagerplatz, — da wo sich Raab und Rabnitz in die Donau ergießen, inmitten weiter Sümpfe, ist nun Herd der Seuche geworden, von wannen

dieselbe sich schrankenlos weiterverbreitet, als der Kaiser sich gezwungen sieht sein Kriegsvolk in ganzen Massen abzudanken und nach der Heimath zu entlassen. Jetzt erst entfaltet die Krankheit ihre wahre Wuth und je mehr die verabschiedeten Krieger sich nach allen Richtungen zerstreuen und den Samen des Uebels über das ganze Reich, Burgund, Belgien und Italien, ja bis nach England verschleppen, desto mehr hält der Tod schonungslos seine Erndte. Vor allen Städten leidet Wien. — Hier, wo sich zu der „ungarischen Krankheit" noch die Ruhr gesellt, werden die öffentlichen Gebäude mit Dahinsiechenden, dem Feldzuge noch lebend Entkommenen, bald aber auch mit Sterbenden überfüllt, allein weder die nun nachträglich auftretende staatliche Fürsorge, noch das was etwa Privatwohlthätigkeit und Mitgefühl aufbieten, vermögen einem entsetzlichen: „zu spät" gegenüber, noch Erhebliches zu wirken, — bald sind die Straßen der sonst so heiter belebten Kaiserstadt mit Sterbenden und Leichen bedeckt.*) — — —

Bei alledem gelangen die Aerzte keineswegs zu einer gemeinsamen oder harmonirenden Ansicht, im Gegentheil wollen sie bald nur einen Wiederausbruch des Petechialtyphus entdecken, bald andere Uebel. Der erwähnte Jordanus namentlich „beobachtet einen Zustand, wie ihn eben nur eine schwierige Complication zu bilden vermag." — Bei seinen Kranken nimmt er heftigsten Kopfschmerz, Aufgetriebenheit und Empfindlichkeit der Magengegend, unersättlichen Durst, Delirien und endlich Petechien, — jenen bewußten, von uns weiter oben dargestellten Ausschlag, wahr, zu denen sich gewaltsame Ausbrüche der Digestionsorgane und Schwerhörigkeit gesellen. — Am 14. und 20. Tage finden sich sodann Krisen hinzu, welche nicht nur durch erhöhte Hautthätigkeit, aber auch von förmlichem Hautbrande an den unteren Extremitäten gekennzeichnet werden. —

*) Dieser Passus unter fast wörtlicher Benutzung von Häser, a. a. O. S. 341 ff.

Andre Heilkundige dagegen identificiren die verheerende Lagerseuche mit den sogenannten „ungarischen Fiebern“ und noch neuere Schriftsteller fügen in jenem Sinne bestätigend hinzu: „So oft der im Gefolge kämpfender Heere fast niemals ausbleibende Kriegstyphus ein Bündniß eingegangen ist mit dem moldau-wallachischen oder ungarischen Fieber, so ist daraus auch eine pestartig verheerende Krankheit hervorgegangen, die an Bösartigkeit der orientalischen Pest wenig nachgab.*) Sprengel, auf dessen Ansicht wir bereits früher recurrirten, stützt sich allerdings auf Jordan's Zeugenbericht, fügt jedoch noch eine etwas eingehendere Leidensschilderung hinzu:

> „Der heftigste Kopfschmerz, mit dem Gefühle von Wüstigkeit verbunden, und der beschwerlichste Magenkrampf waren die ersten Symptome. Dazu gesellte sich bleiches, eingefallenes Ansehen, schwarze, trockene Zunge, beständige Schlaflosigkeit und zitternde Stimme. Mit dem ersten Fieberanfall, wonach der Kälte brennendste Hitze folgte, stellte sich Mattigkeit und Niedergeschlagenheit der Kräfte, — (Verrätherin der Gefahr) ein. — Stiller, stummer Wahnsinn oder rasender Paroxismus wechselte mit Schlafsucht ab, oder ging in Ruhr und brandige Bräune über.“

Der unsäglichen Angst halber, von der die Kranken sich gefoltert fühlten, wurde auch, im Hinblick auf das letztgenannte Symptom, die Bezeichnung „Herzbräune“ aufgebracht, auch das sehr bezeichnende Wort „Herzbrun“, — wohl so viel wie Herzbrand, (Herzbrunst wird uns durch den französischen Arzt Ozanam als landesüblicher Name des Uebels in Deutschland überliefert.) — Nicht genug mit Alledem mußte man es mit ansehen, daß die Patienten neben den ärgsten Magenkrämpfen, also neben entschiedenen Leiden der innersten Organe, äußerlich durch jenes Exanthém, jene „Flecken“ von mancherlei Gestalt, Farbe

*) Wutzer, Reise in den Orient, Elberfeld, 1860, 61. I. 205, bei Häser, a. a. O.

und Größe, heimgesucht wurden, aus dem man den Zusammenhang mit dem Petechialtyphus folgert. —

„Eine unersättliche Begierde nach Wein", fährt der obengenannte Autor in seiner Schilderung weiter fort, „war sehr nachtheilig: denn wenn sie befriedigt wurde, gestaltete sich das Leiden schnell tödtlich."

Oft stellte sich auch der Brand, — ohne jeden zu ergründenden Anlaß, gleichsam von freien Stücken, an den Gliedmaßen ein und nöthigte zum Abnehmen derselben! —

Im Allgemeinen bildete sich daher die Ansicht, „daß der Genuß des Fleisches von frisch geschlachtetem Viehe, wozu während des Feldzuges **der Mangel an Feldschlächtern***) gezwungen, die Krankheit veranlaßt habe", während es doch wohl keinem Zweifel unterworfen ist, daß ein so sehr vielfach complicirtes Uebel aus dem Zusammenwirken der verschiedensten Ursachen entsprang.

Das ganz müssige, anhaltende Zusammenlagern großer Menschen- und Heeresmassen auf feuchtem Moorgrunde, die schlechte, unregelmäßige Verköstigung mit dem Fleische muthmaßlich zum Theil wenigstens kranker Thiere, übermäßiger Genuß von Obst, namentlich Weintrauben, hätte allein schon genügt, gefährliche Militairepidemien zu erzeugen. Der Umstand, daß Ungarn wie Türken von dem Leiden **verschont blieben**, berechtigt ferner zum Schlusse, daß Kenntniß der klimatischen Verhältnisse, der landesüblichen Lebensweise, vielleicht auch Enthaltsamkeit im Weingenuß, — wenigstens beim Ausbruch jener hitzigen — gastrischen — Fieber, („Hagymatz und Czömör",) von entscheidendem Einfluß gewesen sein muß! —

Nicht ohne Interesse bleibt die Krankheitsschilderung, die wir

*) Die wahrscheinlich erst später vorkommenden sogenannten „Commißmetzger", welche bewaffnet und bei jedem Fähnlein eingeschworen sein mußten. — M. vergl. des Verfassers Darstellung des Heerwesens bei Ausbruch des 30jährigen Kriegs in der Biographie des „Grafen Ernst zu Mansfeld", Gotha, 1867.

bei Ozanam*) finden, da sie namentlich auf die ärztliche Behandlung und die **Schwierigkeiten hinweist**, den **Patienten das Leben** zu retten. In ziemlich gedrängter Kürze sagt er Folgendes:

„Im J. 1566 unternahm Maximilian II. den Krieg gegen die Türken; eine ansteckende Krankheit gab sich unter seinen Truppen im Lager von Komorn, auf der äußersten Spitze der Schüttinsel, welche die Donau unterhalb Preßburgs bildet, kund, — nachdem sich nun die Armee auf Rab hinbewegt, da, wo in den Fluß gl. N. die Rabnitz einmündet, trat die Seuche mit erneuter Heftigkeit auf und verbreitete sich von da nach Deutschland, Böhmen, Italien, der Schweiz und Frankreich. — Wien, als Durchgangspunkt (oder Hauptetappe für die Truppen,) wurde furchtbar heimgesucht. Der Verlauf des Uebels war folgender:

Gegen drei oder vier Uhr Nachmittags kündigte sich Schüttelfrost an, dem mehrtägige Hitze folgte. Heftiges Kopfweh, Schmerzen unter dem schwertförmigen Knorpel, („cartillage xiphoide,“ —)**) unauslöschlicher Durst fand sich ein, — zwei, drei Tage später versanken die Leidenden in Irrsinn, (das sich bald durch Geistesabwesenheit und verworrene Reden, bald durch stummes Hinbrüten kund gab). Zunge und Lippen starrten von brandiger Hitze und sprangen auf, (lèvres gercées.)

Als Graf Christoph von Fries***) (wohl Ostfriesland) der Seuche am siebenten Tage erlag, stellte sich bei vorgenommener

---

*) Vergl. Ozanam, a. a. O. III. 127 ff.

**) Lat. cartilago, woraus französisch cartilage wurde, heißt Knorpel. Griech. ξιφίας, franz. xiphias bedeutet Schwertfisch und xiphoide heißt schwertförmig.

***) Graf Christoph von Ostfriesland, geb. 1536, Sohn des regierenden Grafen Enno II. und der Gräfin Elisabeth von Rittberg, starb dreißigjährig in Ungarn, vergl. Hübener, Tabellen, I. 265. An die Grafen von Fries in Oesterreich kam erst im J. 1783 die gräfliche Würde.

Obduktion bereits Zersetzung oder Auflösung der Leber heraus. — Bei manchen Kranken dagegen zeigten sich kritische Gallen-aussonderungen und trat (dann?) die Entscheidung in 14 bis 20 Tagen ein.

Das verhängnißvollste Zeichen, („le plus funeste des signes",) war der Ausbruch eines Geschwürs an der Fußwurzel, („sur le tarse",) das sich bald gleich einer Kohle öffnete und einen todtverkündenden kalten Brand zu Tage förderte, („et produisant un sphacèle promptement mortel,") sobald man etwa mit Amputation gezaudert. — Eisiger Frostschauer kündigte diese Krisis an, worauf glühende Hitze ausbrach; keimende Hitz-blattern, („papules") überzogen, Flohstichen ähnlich, die Patienten; — färbten sich die Ersteren schwarz oder blichen ab, so mußte man unrettbarsten Tod's gewärtigen, aber auch alle Diejenigen, welche Wein getrunken hatten, — wurden unerbittlich weggerafft. — Ueberallhin verbreitete die bis dahin unbekannte Krankheit Schrecken und Entsetzen. Vergeblich suchte man Gegenmittel und wandte zuerst ein gelind ableitendes, („éccoprotique,") Verfahren an, dann Aderlässe, säuerliche Heiltränke, („boissons acidules") und endlich, um das tödtliche Gift zu verdrängen, herz- wie magenstärkende Substanzen, („les cordiaux"). Tobias, Cober und (der von uns bereits erwähnte) Jordanus empfehlen den Brechweinstein, — („le tartre émétique.")

Ueberflüssig dürfte es scheinen, dem Verlaufe der Militair-epidemie in ferne Lande weiter zu folgen und ihre Gestaltung zur Volkskrankheit in Italien wie in Frankreich und den Niederlanden näher zu gedenken, obwohl die ganze zweite Hälfte des ohnehin von Pestseuchen so hart mitgenommenen sechszehnten Jahrhunderts auch von diesem entsetzlichen Leiden wiederholt heimgesucht wird.

Merkwürdig aber bleibt, wie mit dem Auftreten dieses Uebels und der plan- wie umsichtslosen, fahrlässigen Kriegsführung eine Aera unglücklicher Feldzüge unter Oesterreichs Fahnen beginnt,

wie sie, — einzelne Unterbrechungen abgerechnet, noch bis gegen Ende vorigen Jahrhunderts in traurigster, entsetzlichster Weise durch Auflösung der Armeen und Verlust an Land und Leuten gekennzeichnet bleibt. Oft erst in der zwölften Stunde werden durch Werbung große Heeresmassen zusammengebracht, zu deren Erhaltung ebensowohl Geld wie Proviant fehlt. Unter neuen und aber neuen Schwierigkeiten werden jetzo erst nothdürftig die Mittel zur Soldzahlung aufgeboten, Zölle, Bergwerke, Salinen müssen den Fuggern und andern reichen Darleihern verschrieben oder als Faustpfand überwiesen werden. — Endlich rückt die Armee in langsamen Tagemärschen vorwärts, um Angesichts des Feindes — unthätig liegen zu bleiben! — Gleich dem unabsehbaren Troß an losem Volke aller Art ist der Soldat darauf angewiesen, selber für seine Verpflegung, Verköstigung u. s. w. zu sorgen. Im Rücken und auf den Flanken des Heeres müssen Fourragirungszüge vorgenommen werden, die, (der Natur der Sache gemäß,) von Tag zu Tage an Ausdehnung zunehmen. —

Zu all diesen Mängeln gesellen sich meist die Schrecknisse der jeweiligen Jahreszeit, glühender Sonnenbrand, strömende Regengüsse, Wochen und Monate anhaltend, endlich starre Kälte. Im weit ausgedehnten Standlager ist für Wegräumung aller Abfälle der Herden von Schlachtvieh, deren die Armee zu ihrer Subsistenz bedarf, nicht gesorgt und noch weniger mangelt es an andern Anlässen, die Luft, die der Krieger athmen muß, in weiter Runde zu verpesten. — —

Da wehrt nichts mehr der Lagerseuche wiederum Einzug zu halten, keine Sonderung der Kranken von den Gesunden findet mit Gewissenhaftigkeit und rechtzeitiger Sorgfalt statt, höchstens daß von Feldärzten und Feldscheerern die nothdürftigste Behandlung eingeleitet wird — und die vom Fieber geschüttelten, siechen Leute in Massen nach der Heimath entlassen werden, wo sie — des Todes unrettbare Beute, anlangen, wofern Hunger und Elend ihnen nicht schon unterwegs ein Ende bereitet. —

Das Dahinschwinden der Heere, wie wir solches im dreißigjährigen Religionskampfe oft und wiederholt erfahren müssen, **es findet seine trostlose Erklärung im Mangel an Verpflegung der Gesunden wie der Kranken, in der Gleichgültigkeit dem Loose oder ferneren Schicksal der Krieger gegenüber!**

So und nicht anders glauben wir auch die Zustände in den beiden Feldzügen bezeichnen zu müssen, welche, (chronologisch richtiger,) schon **nach dem ersten Auftreten der ungarischen Krankheit** hätten dargestellt und beleuchtet werden müssen. Absichtlich haben wir jedoch diese Besprechung **als Schlußwort** aufgespart, da schon der kriegsgeschichtliche Theil derselben ein bedeutenderes Interesse bietet und dem Leser nahelegt, aus demselben **Folgerungen auf die Tage der Zukunft** zu ziehen, während anderseits die Schilderung der hier zur Sprache kommenden Epidemie, im Zusammenhange mit dem unglücklichen Ausgange des zweiten Kriegs, dem schmachvollen Verlust an Land und Leuten, der Schädigung für Kaiser und Reich, einen ernsten und bleibenden Werth besitzt und schließlich den Männern der Wissenschaft, den Geschichtsforschern, wie jedem Laien, der Interesse an der Sache nimmt, über Wahrheit wie **Name der Lagerseuche ein weites Feld der Vermuthung öffnet!** —

Nicht am Platze dürfte es sein, auf Quell und Ursprung tausendjähriger Streitigkeiten, auf Veranlassung zu Kriegen zurückzugehen, zwischen denen jeder Friede, auch ein fünfundfünfzigjähriger selbst, kaum anders wie **als „Waffenruhe"** zu bezeichnen ist!

Weit sei es von uns entfernt, auf die lautersten deutschen Geschichtsquellen, Ergebnissen gründlichster Forschung, — oder auf die Einzelheiten des Vertrags von Verdun zurückzugehen. Die Scheidung, die sich zwischen Frankreich und Deutschland vollziehen mußte, war eine naturgemäße und konnte durch dynastische Interessen oder Bestrebungen nicht aufgehalten werden. — Man hört

nicht gern von Sprachgrenzen reden, und wir wollen uns auch hüten, ein deutsches Wort für jenen Anlaß zu so erbitterten Kämpfen anzuführen, vielmehr einfach an den Ausspruch eines Franzosen gemahnen: „La langue c'est la nation." so wird man sich historischen Wahrheiten nicht verschließen können, ohne deren Erwägung das Verständniß der geschichtlichen Thatsachen kaum möglich erscheint. Kurz möge noch erwähnt sein, daß die Geschichtsschreibung beim Erörtern der Anlässe zu den vielen Kriegen wider den Erbfeind meist des Theilungs-Vertrages von Mastricht uneingedenk bleibt, laut dessen im J. 870 nicht nur alles deutsche Land am linken Rheinufer zwischen Wasgau und Ardennen, aber auch das Gebiet selbst zwischen der Maas und dem Ourthe-flüßchen, das bei Recogne, unweit Sedan, seinen Ursprung nimmt, Ludwig dem Deutschen zugesprochen wurde. — Nach mancherlei Wirren hatte dann Heinrich der Vogelsteller, einer der besten und edelsten Monarchen, die je dem Reiche vorgestanden, Lothringen von Karl dem Einfältigen erworben und, wie es schien, endgültig mit Deutschland verbunden, da sieben Jahrhunderte hindurch Frankreich vergeblich danach trachtete sich in Besitz jener Lande zu setzen.

Dem unerachtet datirt der Plan, datiren **die Zettelungen** zu diesem Unternehmen von langer Hand! Carl VII. bereits soll die Annexion von Reichslanden ausgesonnen und im Schilde geführt haben, sein Nachfolger, Ludwig XI., war schon mit größerer Umsicht und einer vielleicht unvergleichlichen, zähen Consequenz in die ihm bezeichneten Fußtapfen getreten. — Die Burgunderkriege, von ihm geschürt, liefern den Beweis, daß ausdauernder Geduld auch der mächtigste, heroischste Gegner erliegen muß! — — Einem Vermächtnisse gleich nahm Carl VIII., jener kriegslustige, obwohl körperlich so schwächliche Fürst, die ihm von seinen Vorfahren hinterlassene Aufgabe in die Hand. — Der Friede von Senlis und die mühsame Wiedererwerbung bereits verlorener Reichslande, Niederburgund und Artois, das wichtige Erbstück aus dem Nachlaß Karls des Kühnen, ist bekannt.

Verhängnißvollst sollte die Kirchenreformation, sollten die Glaubenskämpfe auf Fortentwickelung der Dinge einwirken und den Grund zu jener schmachvollen Reihe von Verlusten legen, die zuerst das Reich selbst, — das sogenannte „heilige römische Reich deutscher Nation", ins Verderben zu ziehen bestimmt waren: Der von Frankreichs Monarchen ersehnte **Anlaß** zur ständigen Einmischung in unsere inneren Angelegenheiten **war gefunden**, — es galt nur ein Bündniß deutscher Reichsstände zu Wege zu bringen, die eines Hauptes oder Schirmherrn gegen den Kaiser bedurften, um, (auf deren hülfreiche Arme gestützt,) die alten Gränzen zu überschreiten. —

Und doch, wie wunderbar sind die Fügungen einer höheren, allwaltenden Macht, wie sind kleinliche Umstände, dem Auge der Menge oft gänzlich verborgen, dazu ausersehen, gewissermaßen die Hebel oder Axen der größten, wichtigsten Ereignisse zu werden! — Gleich jenem so gelehrten, in seinen Beziehungen zum anderen Geschlechte aber so frivolen Monarchen auf Englands Thron, der (des prunkenden Ehrentitels unerachtet, den ihm der Papst verliehen), in Folge wechselnder Sultanslaune, sich einer Gemahlin nach der anderen zu entledigen wußte, um eine neue Favoritin an deren Stelle zu berufen, so hatte auch ein deutscher Fürst, **vermöge seltsamen Naturspieles**, den Drang oder das Verlangen gehabt, sich mit einer zweiten Lebensgefährtin zu verbinden, noch ehe die erste den Platz geräumt! —

Man weiß, daß zwei unserer großen Reformatoren so weit gingen, selbst kirchliche Sanktion jenes Bündnisses eintreten zu lassen, und hat uns die vaterländische Geschichte ebenso die Kunde von der ganzen Fülle des Hasses, den die ultramontane Partei, (anscheinend in sittlicher Entrüstung! —) auf das unglückliche Haupt der Protestirenden warf, treulich aufbewahrt. Daher die Drohungen oder Anschläge auf das Leben jenes fürstlichen Herrn, daher hinwiederum jene laxe, jene so ganz unbegreifliche Kriegs-

führung,*) das freventliche Aufgeben aller errungnen Vortheile, und nachdem Fehler auf Fehler gehäuft worden, — die unglückliche Entscheidungsschlacht bei Mühlberg — und kurze Zeit später Abschluß jenes heimlichen Schutz- und Trutzbündnisses zu Friedewald (an Thüringens Grenze), wo eine Anzahl der unterdrückten Glaubenspartei angehöriger deutscher Fürsten im Voraus den Raub der vier Reichs- und Bischofsstädte, Cambray, Metz, Tull und Virten durch Heinrich II. von Frankreich sanktioniren, während ein zürnender Himmel seinen Groll unter Blitz und Wetterschlag im Versammlungszimmer kund giebt! —

Dieses wie die nachfolgenden Ereignisse, in ihrer ganzen Wesenheit nur zu wohl bekannt, um ihrer noch ausführlicher zu gedenken, sind es, die im unerforschlichen Rathe der Vorsehung dazu bestimmt sind, das Trauerspiel vorzubereiten, in dem die nachfolgend geschilderte Lagerseuche die entscheidende Katastrophe bildet: Gewohnt alle Händel gegen Frankreich mit Erfolg zu beenden, verhehlt sich des Reiches Oberhaupt ebensowenig den Schandfleck, den jener Verrath auf seine und des Reiches Ehre wirft, als die **Gefahr,** die dem Letzteren auf alle Zukunft nun drohen muß. Wehrlos haben bisher die weiten Ebenen der Champagne seinen siegreichen Feldzeichen offen gestanden, — **jetzt** bleiben ihm die Straßen in das Heerlager des Erbfeindes versperrt, während dieser Letztere um so leichter jeden Augenblick nach Willkühr seinen Fuß in unsere Marken setzen kann. — Sobald der Friede von Passau geschlossen, verläßt er Villach, den unrühmlichen Zufluchtsort, wohin Moritz von Sachsen ihn gesprengt, und rückt mit den Hülfsvölkern, die er aus Italien und Spanien heranbeordert, 50,000 Mann Fußvolk und 20,000 Reitern, fast durchgängig alten, kriegserprobten Truppen, nach Augsburg, wo er weitere Rüstungen gegen die Türken vorschützend, in der Hoffnung den gefährlichsten aller seiner Gegner zu täuschen, von allen Seiten

*) Vergl. Rüstow, „Geschichte der Infanterie", S. 317, 318, namentl. Artikel 267 und Seite 321.

noch jene deutschén Regimenter heranberuft, die vordem im Solde der Schmalkaldischen Bundesgenossen gestanden, — nach Sitte des Zeitalters, entlassen und herrenlos, sich froh unter die kaiserliche Fahne schaaren. Noch gelingt ihm, den guten Willen und die thätige Theilnahme einzelner Reichsstände und Vasallen rege zu machen, ihre Contigente an sich zu ziehen, während er fort und fort geflissentlich verbreiten läßt, er wolle den Marsch des Heeres nach Ungarn anordnen, um Churfürst Moritz von Sachsen dort zu unterstützen.

Bei alledem kann jedoch des Feindes Aufmerksamkeit nicht verborgen bleiben, daß ganz andere Dinge geplant werden, obwohl augenfällig genug neben der unglücklichen deutschen Langsamkeit auch abenteuerlicher Unbedacht die Schritte des alternden Kaisers leitet, denn neben Concentrirung gewaltiger Heeresmassen muß es auffällig bleiben, wie man *die Sorge für* **nachhaltige**, *insbesondere rechtzeitige Ernährung und Verpflegung der Armee so gut wie gänzlich außer Acht läßt*, Angesichts eines Winterfeldzuges, dem die physischen Kräfte des betagten Reichsoberhauptes längst nicht mehr gewachsen sind.*)

So trägt denn das ganze Vorhaben bereits den Todeskeim in sich, noch ehe es thatsächlich ins Werk gesetzt worden und die öffentlich ausgesprengte Behauptung, der Kriegszug gelte der Züchtigung des Markgrafen Albrecht Alcibiades, der (bisher im

*) Für Verproviantirung des Belagerungsheeres war allerdings gesorgt worden. Bei Salignac, collection complète des memoires relatifs à l'histoire de France, II. 286, finden wir ausdrücklich bemerkt: „l'Empereur voulait pourvoir, avant passer oultre, aux munitions de guerre et vivres qui seroyent necessaires durant le siège à l'entretenement d'une si grande armée, comme dèslors il pratiqua que de Strasbourg lui serait fourny durant deux mois deux cent mille pains par jour (!?) et des autres villes assises sur le Rhin et la Mozelle, selon qu'ils le pourroyent faire.“ Auch auf Seite 355 finden wir die Mittheilung, der Kaiser habe für „une plus abondante provision et commodité de vivres qu'on ait jamais veu (vue) en armée d'hyver“ gesorgt. Demunerachtet schreibt man die nachfolgende Lagerseuche **mit** dem Mangel an Nahrungsmitteln oder vielmehr deren ungeregeltem Eintreffen zu.

besten Einvernehmen mit der Krone Frankreichs), seine Völker am Mittelrhein gesammelt und gegen die Mosellinie bei Trier, dann gegen Nanzig in Bewegung gesetzt, — vermag Niemanden über die Schritte des kaiserlichen Heeres nach jener Richtung mehr zu täuschen.

Alles Nachfolgende, alle Verluste, vor Allem die **Schmach, die unserem Vaterlande Jahrhunderte lang anklebte**, haben des Kaisers Rathgeber, — und unter ihnen hauptsächlich sein Oberfeldherr Alba zu verantworten, gegen welch' Letzteren die Geschichte viel zu glimpflich verfahren und dem sie statt des Beinamens eines „unüberwundenen Strategen", eher den eines seinem Gebieter blindergebenen Hof- und Staatsmannes verleihen sollte. — — —

In der That, eine über alle Begriffe sträfliche Mißachtung oder Gleichgültigkeit gegen das Loos der Krieger, das Wohl der Armee und die Resultate riesenhafter Anstrengungen kennzeichnen die ferneren Schritte der Heeresleitung, auf welche der kaiserliche Leibmedicus Vesal entschiedenen Einfluß zu gewinnen vermocht hätte, wenn **nicht auch er es verschmäht**, der nächsten Zukunft eingedenk zu sein und die Gefahren einer Spätherbst- und Wintercampagne gehörig ins Auge zu fassen.*) —

Von dem saumseligen Aufbruche, dem langsamen Vormarsche

---

*) **Auch hier** wie so oftmals schon bewährte sich der ewig denkwürdige Ausspruch: „Die medizinischen Erfahrungen erbten sich niemals fort und auch dieser Feldzug ward durch verheerende Seuchen, durch dieselben unzulänglichen hygienischen Maßregeln schwierig und verderblich, wie der frühere es gewesen war. Das kam daher, weil die strategische Geschichte, diese Vorschule wahrer Feldherrnweisheit **nur** von Manövern, Kanonendonner, der Feindeszahl und ihrer Stellung sprach, aber mit keinem Worte der Hindernisse erwähnte, welche **Klima und Seuchen** dem Heere entgegensetzten und noch weniger **die großen Anstrengungen aufzeichnete, welche in administrativer, wie in medizinischer Hinsicht jeden Feldzug merkwürdig machten.**"

Vergl. Dr. Fr. A. Simon, „Medizinische Gesch. des russisch-türk. Feldzuges 1828 und 1829", von Seidlitz, Petersen, Rink und Wick. Hamburg, 1854, S. 1 u. 2.

der Truppen, die erst am 15. September den Rhein bei Straßburg überschreiten und in kurzen Etappen gegen Landau vorgeschoben werden, um dort, des gemüth- und blutleidenden Kaisers Ermattung halber, wieder siebzehn Tage zu rasten, — gänzlich abgesehen, — kündigt sich bei diesem Zeitverluste des Heerführers weit höhere Begabtheit als Diplomat und Unterhändler an. Aus dem Standlager bei Kaiserslautern sendet er nämlich einen vertrauten Feldarzt und Doctor der Medizin in Markgraf Albrechts Hauptquartier, östlich von Nanzig, um des letzteren Versöhnung mit dem Kaiser um jeden Preis werkstellig zu machen, gewissermaßen der erste folgereiche Schritt in einem durch Einmischung wie — Nichteinmischung von Aerzten so merkwürdigen, nachmals durch eine der verherendsten Lagerseuchen, — verhängnißvollen Feldzuge! — Während jene Verhandlungen vollkommen gelingen, Albrecht Alcibiades in unmittelbarster Folge aber auch die überlegene französische Streitmacht unter dem Herzog von Aumale bei St. Nikolas aufs Haupt schlägt, den feindlichen Führer gefangen nimmt, — langt das Reichsheer über Saarbrücken erst am 18. October unter den Mauern von Metz an, wo stürmisches Spätherbstwetter und grundlose, durch unabsehbaren Heerestroß aufgewühlte Wege die Befehlshaber schon nach kurzer Frist zu der dringenden Vorstellung beim Kaiser vermögen, — die Belagerungsarbeiten bis Frühlingsanfang zu vertagen. —

Aber mit jenem nämlichen starren, unbeugsamen Eigensinn, der einstens (auf demselben Boden Lothringens) Kraft und Leben seines tollkühnen Ahnherrn vor Nanzig gebrochen, weist der betagte Monarch im Standquartier zu Diedenhofen jede Stimme der Warnung von sich und befiehlt, die Trenchéen zu eröffnen.*)

---

*) Genauere Darstellung der kaiserlichen Streitkräfte gehört nicht hierher, doch soll (der Vollständigkeit halber) hier nicht unerwähnt bleiben, daß die Autoren durchschnittlich dieselben auf 100,000 Mann, worunter 20,000 Reiter, anzugeben pflegen. Der Artilleriepark bestand aus 113 Stück sogenannten „Büchsen" auf Rädern, die bei des Markgrafen Ankunft am

Erklärlich bleibt nun allerdings, daß der sieggewohnte Mehrer des Reiches, an der Spitze eines achtunggebietenden, kriegserprobten Heeres, im Vollgefühl seines Rechtes, seiner Macht keinen Zweifel am Erfolg in seiner Seele aufkommen läßt, vielmehr die unumstößliche Ueberzeugung eines glänzenden Erfolges festhält; — nur dies allein erklärt sein sonst räthselhaftes Verfahren! — —

Anders freilich steht es im Buche des Schicksals geschrieben und es ist ein dunkles Blatt in der vaterländischen Geschichte, das wir hier am Schluß unserer Darstellungen entrollen; — mag es dafür um so geeigneter erscheinen, heute die Heldenthaten und Erfolge des letzten Feldzugs, die endliche Wiedereroberung schnöd und verrätherisch geraubter Reichslande, — aber auch die **Fürsorge** in Allem, was Verpflegung der gesunden, wie der leidenden Krieger anlangt, ins erste Licht zu setzen!

Monate zuvor hatte König Heinrich seine Maßregeln getroffen und vom höchsten Interesse erscheint es, aus vorliegenden Aufzeichnungen zeitgenössischer Referenten und Augenzeugen den Zusammenhang bis in die geringsten Einzelheiten zu verfolgen, deren die Geschichtsschreibung bisher in auffälliger Weise keine Aufmerksamkeit gezollt.

Dem Berichte Bertrand's von Salignac und dem des be-

---

2. November um weitere 60 Stück vermehrt wurden. Albrecht Alcibiades führte übrigens dem Kaiser 1500 Reiter und 53 Fähnlein Landsknechte, also mindestens 17,400 Mann zu. Das Reiffenbergische Regiment dagegen hatte sich bereits beim Aufbruche aus St. Nicolas Port von ihm getrennt. Vergl. J. Vogt, Markgr. Albr. Alcibiades v. Brandenburg-Culmbach, Berlin, 1852. II. S. 6 u. 7.

Bei Fieffé, Geschichte der Fremdtruppen im Solde Frankreichs, I. 140, findet sich die vielleicht übertriebene Angabe: der Kaiser habe 100,000 Mann Fußvolk, 23,000 Reiter und 7000 Pioniere vor Metz versammelt, dazu 120 Stück Geschütz in Batterien gestellt. Die „Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte“ von J. v. H(ardegg,) II. S. 71 giebt dagegen an Fußvolk 40,000 Mann, an Reitern 10,000, an Geschützen, (ohne nähere Bezeichnung der Bedienungsmannschaft,) 113 Kanonen, 5 Mörser, an technischen Truppen 6000 Mann an, das Brandenburgische Truppencorps zählte 15,000 Mann.

rühmten königlichen Leibarztes Ambrosius Paré*) dürfen wir Folgendes entnehmen: Der von Heinrich II. ernannte Obercommandant der lothringischen Festungen, Herzog Franz v. Guise, ein Feldherr von außerordentlicher Energie, findet bereits Anfangs August **die Pest** in Tull, („ville de sa charge,“) vor und es wird uns mit den Worten, („ou pour lors la peste éstoit fort échauffée,“) aber auch gleichzeitig mit Erwähnung des Todes des Gouverneurs jenes Platzes, „Seigneur de Sclavolles, der der Seuche erlegen, angedeutet, daß die unerläßlichsten Befestigungen nur ganz geringen Fortgang genommen hatten. Der Gefahr Trotz bietend, hält Guise seinen Einzug in den Mauern und nimmt sich nur so viel Zeit, um die nöthige Ordnung nach allen Seiten herzustellen, eilt sodann nach Metz weiter, ohne sich Athem zu gönnen. In seiner Umgebung befindet sich sein jüngerer Bruder, der den Titel eines Marquis d'Alboeuf führte, außer dem Grafen la Roche-Foucould aber auch noch andre vornehme Herren, — unter ihnen, wie Paré ausdrücklich und namentlich hervorhebt, sieben Prinzen,**) wie denn überhaupt rühmend hervorgehoben werden muß, daß während des ganzen Festungskrieges die Träger der illüsterſten Namen Frankreichs einander an Pflichtgefühl und Eifer zu überbieten suchen und der Mannschaft als leuchtende Vorbilder überall vorangehen.

Vom 18. August an, also in der kurzen Frist von zwei

---

*) Vergl. Collection complète des mémoires rélatifs à l'histoire de France, depuis le règne de Philippe-Auguste jusqu'au commencement du dixseptième siècle; avec des notices sur chaque auteur, et des observations sur chaque ouvrage par M. Petitot, Tome XXXII, Paris, Foucault, libraire, 1823, page 255 S. und Oeuvres complètes d'Ambroise Paré, revues et collationées sur toutes les éditions etc. par J. F. Malgaigne, Paris, chez Baillère, 1840, III., 700 ff.

**) Vergl. Fièffé, Gesch. der Fremdtruppen im Solde Frankreichs. I. 140. Salignac, a. a. O. XXXII. S. 259 ff. 262, 267: „M. de Guise embesogna les gentilshommes de sa maison à faire une prompte provision de plusieurs choses requises pour jecter à une brèche soubdainement faite etc. und Seite 341.

Monaten, weiß es rastlose Thatkraft des heldenmüthigen Führers und Pflichttreue seiner nächsten Untergebenen dahin zu bringen daß Metz zu einem Bollwerk von derjenigen Bedeutung umgeschaffen wird, wie solche durch Verlauf der Kriegsgeschichte aufs Vollständigste dargethan worden ist.

Manch Verdienst mag hierbei dem vom Könige auf ausdrückliches Ansuchen schleunigst noch entsendeten Peter Strozzi, (Anverwandten der Königin Katharina, der Medicäerin,) Generalobersten der Infanterie, aber auch sonstigen erfahrenen Ingenieuren gebühren, allein Thatsache bleibt, daß Niemand sich vom allgemeinen Bestreben ausschließt, Metz der Krone Frankreich zu bewahren. Französische Offiziere wie Edelleute beeiferten sich, gewöhnlichen Tagelöhnern gleich, die Werkzeuge beim Schanzenaufwerfen zu handhaben und Erde oder Steine in Tragkörben oder Karren herbeizuschleppen.

Zu weit würde es führen, wollten wir den Zeugnissen Salignac's weiter folgen, das Niederlegen der Vorstädte, die Errichtung von Bastionen und Plattformen, die treffliche Verproviantirung des Platzes, wie endlich die Scharmützel mit der häufig ausschwärmenden deutschen Garnison von Diedenhoven, die störend in dies eifrige Treiben einzugreifen sucht, zu schildern unternehmen. — Von weit höherem Interesse dagegen bleibt zu bemerken, daß schon sehr bald nach Eröffnung der Tranchéen und des heftigen Geschützfeuers der Kaiserlichen, ebenso aber schon bei Gelegenheit der stets blutig zurückgewiesenen Ausfälle aus den Mauern des Platzes, zahlreiche Verwundungen vorkommen, die rauhe, naßkalte Witterung aber auch unter den Franzosen sehr vielfache Krankheitsfälle hervorruft und in den Reihen der Belagerten heftige Klagen über schlechte und ungenügende ärztliche Hülfe, Mangel an Medicamenten und das ganze Ungemach eines Zustandes laut werden, wie er im Kriege und zumal in einem blockirten, hart bedrängten Platze unvermeidlich erscheint. Da müssen wir es nun, aufgeworfener Zweifel unerachtet, durchaus glaubhaft

finden, daß Herzog Franz von Guise es möglich zu machen weiß, geheime Botschaft nach Paris gelangen zu lassen und durch Berufung eines berühmten Feld- und Wundarztes um Beseitigung jener Mängel anzuhalten.

Ohne jeden Zweifel hatte man schon damals durch Bestechung Mittel und Wege zur Erreichung derartiger Zwecke gefunden und am sprechendsten drückt sich der berühmte Paré, der wie durch ein Wunder, dem Blutbad von St. Nicolas entkommen, über diesen Gegenstand folgendermaßen wörtlich aus:

„In der Stadt lagerten fünf bis sechs tausend Mann und unter Anderem sieben fürstliche Herren, nemlich, der Herzog von Guise, der von Anghien, Condé, Montpensier, de la Roche für Yon, der Herzog von Nemours und andere vornehme Persönlichkeiten mehr, mit ihnen aber eine ganze Anzahl alter, kriegserfahrener Hauptleute, welche oftmals Ausfälle gegen den Feind unternahmen, wo es eben nicht fehlen konnte, daß von jeder Partei Viele auf dem Platze blieben, („demeurassent"). Unsere Verwundeten starben sozusagen, („quasi") sämmtlich, und **dachte man sich, daß die Salben, die man bei ihnen angewendet, vergiftet** worden seien.*)

Demzufolge wandten sich Herzog Franz wie die übrigen fürstlichen Herren (brieflich) an den König, (mit dem Ansuchen,) ihnen womöglich meine Hülfe zukommen zu lassen,**)

---

*) Eine noch bis in unsern Tagen bei französischen Verwundeten und Kranken auftretende Ansicht, die im vorigen Feldzuge jene Leute sogar zu der fabelhaften Verdachtsäußerung brachte, die deutschen Geschosse oder blanken Waffen seien vergiftet und um deswillen die empfangenen Wunden von so bösem Charakter! Wer die Dinge in Frankreich kennt, wird nicht Mühe finden, einen Schluß zu ziehen. — —

**) Paré hatte sich nemlich, obwohl er bereits königlicher Leibchirurg war, Eingangs des Feldzugs bei dem Armeecorps des Herzogs von Aumale und im Gefolge des Herzogs von Rohan befunden, welch Letzterer im Treffen bei St. Nicolas gegen Markgraf Albrecht Alcibiades fiel, zur Zeit wo Metz bereits cernirt war.

(wie auch) anderweite Heilmittel („drogues",) da sie den Glauben theilten, die in Metz vorhandenen seien vergiftet, da ja augenscheinlich, („vu que",) nur wenig Verwundete mit dem Leben davonkämen, („réchappaient"). Ich, meines Theils, glaube, daß keinerlei Gift im Spiele war, vielmehr die mörderischen Schläge von (deutschen) Hiebmessern, („coutlas",) und die Schußwunden von den Kugeln der Hackenbüchsen bei der grausamen Kälte die wahre Ursache abgaben. So ließ denn der König an den Marschall de Sainte-André, der dessen Vertreter, („Lieutenant",) in Verdün war, Befehl ergehen, auf Mittel bedacht zu sein, mich so gut es ginge, nach Metz hinein zu schaffen. So erkauften (oder bestachen) denn derselbe sowohl, als der Marschall de Vielle-Ville einen Hauptmann von des Kaisers italienischen Truppen, um mich für die Summe von fünfzehnhundert Thalern heimlich bis an die Thore zu bringen. Auf diese Nachricht hin ließ mich der König rufen und gebot mir, von seinem Apotheker, Namens Daigne, soviel taugliche Heilmittel zu entnehmen, als ich den Verwundeten in der belagerten Festung für dienlich erachten würde, was ich auch in dem Maaß vollführte, daß man ein Postpferd damit beladen konnte; — dann beauftragte mich der König, mit dem Herzog von Guise und den Prinzen wie Truppenführern in Metz in mündliches Einvernehmen zu treten. — Wenig Tage nach Ankunft in Verdun ließ mir der Marschall de Saint-André Pferde für mich und meinen Famulus verschaffen, („me fit bailler des chevaux pour moy et pour mon homme",) wie endlich auch für den italienischen Hauptmann, der neben seiner Muttersprache vorzüglich deutsch, spanisch und valonisch zu reden wußte.

Als wir uns nun Metz auf acht bis zehn „lieues" genähert, setzten wir unsern Ritt nur bei nächtlichem Dunkel weiter fort, und gewahrte ich in der Nähe des Lagers, auf

anderthalb „lieues“ Ausdehnung, rings um die Stadt her Wachfeuer lodern, was so aussah, als ob der Boden glühe, so daß mir zu Muthe ward, als ob ich nimmermehr unentdeckt durch jenen Feuergürtel dringen, vielmehr aufgehängt, erdrosselt oder in Kochstücke gehauen werden müsse, es sei denn etwa, daß man mich gegen schweres Lösegeld freigäbe. Um wahr zu reden, gar zu gern wäre ich doch wieder in Paris gewesen, um der drohenden Gefahr zu entgehen, aber Gott leitete unsere Schritte so wohl, daß wir um Mitternacht durch die Stadtthore einreiten konnten, nachdem ein gewisses Signal, das der Hauptmann mit dem Compagniechef der Leibwache des Herzogs Franz heimlich verabredet, richtig ausgetauscht worden. Dieser Letztere nahm mich denn, (obwohl schon im Bette liegend,) freudig und in besten Gnaden auf. Ich erstattete ihm Bericht über Alles, was der König zu melden mir anbefohlen, sagte ihm auch, daß ich ihm ein königliches Handbillet zu überreichen hätte. Hierauf befahl Herzog Franz mir Quartier anzuweisen und mich wohl zu verpflegen, band mir aber auch zugleich auf die Seele, ja am andern Morgen auf der Bresche nicht zu fehlen, wo ich sämmtliche Prinzen und Herren wie auch eine Anzahl Truppenführer antreffen würde, welche Ordre ich denn auch unter herzlichsten Willkommgrüßen und ehrenvollen Umarmungen Folge leistete und worauf man mir zu vernehmen gab: „Nun fürchte man den Tod nicht mehr bei der geringsten Verwundung.“

In der That bat mich Prinz de la Roche für Yon, einen seiner Edelleute, Herrn von Magnan, jetzt Lieutnant in des Königs Leibwache, dem das Bein durch den Splitter (von einem berstenden Geschützrohr) arg beschädigt worden, „lequel eut la jambe rompue d'un éclat de canon,“ in Behandlung zu nehmen.

Ich fand ihn auf seinem Lager ausgestreckt, das Bein

aber zusammengekrümmt, („ployée et courbée,“) ohne jeglichen Verband; „Da ihm ein Waffenbruder Heilung verheißen, wenn er (nur) seinen Namen mit gewissen (kabbalistischen) Worten geschrieben, heimlich verwahrt im Gürtel trage; und schrie und weinte der Unglückliche vor Schmerz, um so mehr als er seit vier Tagen nicht mehr schlafen konnte. Da mußte mich wohl ein spöttisches Lächeln bei solch freventlicher Gotteslästerung und eitlen Zusage befallen. — Eilends nähte und flickte ich ihm sein Bein wieder zurecht und legte dasselbe wieder in gehörigen Verband, so daß er wieder ohne Schmerzen dalag, die ganze Nacht über schlafen konnte, demzufolge völlig geheilt wurde und jetzo dem Könige fortdient. Herzog de la Roche für Yon aber sandte mir ein mächtiges Faß Wein ins Quartier und ließ mir sagen, sobald es ausgetrunken sei, werde er mehr schicken, wie denn (überhaupt) Alle, die ich behandelte, mir für leckere Tafel sorgten.

Nicht lange darauf übermittelte mir (indeß) Herzog Franz eine Liste gewisser Truppenführer und edlen Herren, mit der Weisung, zu deren genauen Kenntniß zu bringen, welchen Auftrag der König mir ertheilt.“

Aus dem Zusammenhange ersieht man, daß der bewährte Arzt außer seiner officiellen Sendung auch eine geheime auszuführen hatte, deren Salignac, (der gleichzeitige Augenzeuge,) keinerlei Erwähnung thut, deren Inhalt jedoch aus dem Nachstehenden deutlich hervorzugehen scheint: — Auf energisches Ausharren im belagerten Platze drang der König und mochte wohl Hülfe durch ein Entsatzungscorps verheißen, ohne jedoch seiner Zusage genügen zu können! —

Mittlerweile war kaiserlicher Seits jedoch gehörig Bresche geschossen worden und (vielleicht gerade im Hinblick auf die immer zahlreicher werdenden Erkrankungen und Fortdauer herbstlichen Unwetters) verlangten die **deutschen** Hauptleute einstimmig

zum Sturme geführt zu werden, um einzudringen und die Stadt zu nehmen; lieber, so fügten sie hinzu, wollten sie **ehrenvollen Tod im Kampfe finden**, als **thatenlos in Hunger und Kälte hinsiechen**! —

Charakteristisch bleibt überhaupt die geschichtlich feststehende Thatsache, daß ein bitterer Unmuth, gesteigert allerdings durch ausbleibende Sold- und Proviantlieferung, sich des gesammten kaiserlichen Heeres bemächtigte. — War derselbe Folge der ausbrechenden Lagerepidemie, — ein Symptom derselben, das sich auch bei Gesunden zeigt, oder müssen wir dasselbe vielmehr den äußeren Umständen zuschreiben? — — — —

Einzelner Zufuhren hatten sich inzwischen und bereits ganz zu Anfang die Franzosen unter la Roche-Foucauld vermöge verzweifelter Handstreiche zu bemächtigen oder vielmehr Frucht- und Weintransporte, die sie nicht fortschaffen konnten, zu verderben gewußt. — Immerhin blieben die bereits obenerwähnten, zahlreichen, meist nächtlichen Ausfälle, von denen die französischen Darsteller viel Aufhebens machen,*) für die Kaiserlichen um so bedenklicher und verhängnißvoller, als sie regelmäßig die den Feind zurückwerfende, verfolgende Mannschaft **dicht unter das Feuer von den Wällen** und Thürmen der siebenthorigen Stadt lockten, wo die in Bereitschaft stehenden Stückknechte und Schützen die Anstürmenden aus ihren Feuerschlünden **mit einem Hagel von gehacktem Eisen, Steinen und Nägeln selbst** bedeckten**)

---

*) Vergl. Salignac, a. a. O.

**) Obwohl streng genommen nicht hierher gehörig, können wir es uns nicht versagen, hier der Darstellung Paré's wörtlich zu gedenken, da sie ein charakteristisches Bild des Festungskrieges bildet: „Nos gens faisoient souvent des sorties, par le commendement de Mr. de Guise. Vn jour devant il y avait presse pour se faire enroller de ceux qui deuoient sortir et principalement la jeune noblesse, menés par Capitaines experimentés de manière que c'estoit leur faire une grande faueur de permettre de sortir et courir sus l'ennemy: et sortoient toujours en nombre de cent ou de six vingt bien armés, auec rondaches, coutelas, harquebuses et

Entsetzliche, beklagenswerthe Momente, wo Hunderte soeben noch in vollem Siegeslauf befangene Krieger sich mit zerrissenen Gliedern, oder den bösartigsten Wunden bedeckt, in den Schnee niedergestreckt sahen, oder mühsam nach den Lagerstätten zurück-

---

pistolets piques pertuisanes et halebardes: les quelles alloient jusq'aux tranchées les resueiller en sursaut. Là où l'allarme se donnait en tout leur camp et leur tambourins sonnoient: plan, plan, ta ti ta, tatati, ta, tou, touf, touf. Pareillement leur trompettes et clairons ronfloient et sonnoient boutte selle, boutte selle, boutte selle, monte à cheval, monte à cheval, monte à cheval. Et tous les soldats crioient: à l'arme, à l'arme, aux armes, à l'arme, à l'arme, comme l'on fait la huée aprés les loups, et tous dieuers langages selon les nations: et les voiyoit — on sortir de leur tentes et petites loges drus comme fourmillons lorsqu'on découure leur fourmillères, pour secourir leurs compagnons qu'on dégosilloit comme moutons (?) — La caualleria venoit pareillement de toutes parts en galop, patati, patata, patata, patati, pa ta, ta, et leur tardoit bien qu'ils ne fussent à la meslée ou les coups se departoient pour en donner et en recevoir. Et quant les nostres se voyoient forcés reuenoient en la ville toujours en combattant, et ceux qui couroient, aprés estoient repoussés à coups d'artillerie, **qu'on auoit chargée de cailloux et gros carreaux de fer de figure quarrée et triangle.** Et nos soldats qui estoient sur ladite muraille faisoient une escopeterie et pleuuoir les balles sur eux dru comme gresle pour les renvoyer coucher; où plusieurs demeuroient en la place du combat; et en demeuroient toujours quelques uns pour la disme, lesquels estoient joyeux de mourir au lit d'honneur. Et là où il y auoit un cheval blessé, il estoit éscorché et mangé par les soldats: c'estoit en lieu de boeuf et de lard. Et pour penser nos blessés, c'estoit à moi courir. Quelques jours aprés on faisoit autres sorties, qui faschoient fort les ennemis pour ce qu'on les laissoit peu dormir à seureté." Die vielfachen Schilderungen jener Nachtgefechte bei Salignac können und wollen wir nicht wiedergeben; schon um deswillen, weil sie nicht das nämliche Gepräge der Wahrheit tragen, wie Paré's zum Theil treuherzige Darstellung. Keinem Zweifel unterworfen bleibt es, daß jene Begegnungen ungemein blutig waren und die durch würfelförmige Projektilien, Nägel und Steine verursachten Schußwunden bei der grausamen Kälte Uebel hervorriefen, die dem (dem Namen nach erst zu Ende vorigen Jahrhunderts als besondere Krankheit bekannt gewordenen) Hospitalbrande gleichkamen. Verschiedene Autoren heben jedoch ausdrücklich die durch Hunger und Frost hervorgerufenen Leiden ohne Berücksichtigung der Schußwunden hervor, so u. A. auch das bei Vogt a. a. O. citirte Chronikon curiae, 759. Aus der Stadt Hof allein waren vor Metz 70 (unverwundete) Kriegsleute den letzterwähnten beiden Mißständen erlegen!

schleppten, wo von keiner Sonderung der Kranken von den Gesunden die Rede war!

In der That darf es uns da nicht wunder nehmen, unter den kaiserlichen Zelten und Erdhütten der Lagerseuche jeden Vorschub gegeben zu sehen! — Dem ergreifenden Gemälde Paré's wollten wir keinerlei Eintrag thun und jetzo nicht ausführlicher der Zustände erwähnen, die erst nach Wochen offenkundig wurden; nicht unerwähnt glauben wir es dagegen lassen zu dürfen, daß die Truppenführer schon gleich zu Anfang ihre Quartiere in einzelnen Kloster-, Stifts- und Schloßgebäuden der Umgebung aufgeschlagen hatten. Ein vormaliges Siechen- oder Krankenhaus, die sogenannte „Maladerie", nebst ihren Dependenzen, hatte der Führer der spanischen Reiterregimenter, Don Loys d'Avilla, für seine Truppen in Beschlag gelegt, ebenso Markgraf Albrecht Alcibiades sich schon gleich bei Ankunft, am 12. November, am Fuße des Mont St. Quentin in und bei der Abtei St. Martin festgesetzt, die Mannschaft dagegen campirte in schlecht verwahrten Erd- und Lagerhütten. — Bei unablässig andauernder Kälte mußten also die Leiden und Beschwerden der Belagerung mit jedem Tage zunehmen, zumal auch noch arger Holzmangel sich fühlbar machte.

Mögen immerhin Obstgärten und Weinberge, mögen Walddistrikte der Nachbarschaft von Anfang ab und bis tief in den Monat November das erforderliche Material geliefert haben; um Tag und Nacht so viel Hunderte von Lagerfeuern zu unterhalten, (man gedenke Paré's Schilderung seines nächtlichen Einzugs!) — hätte es wohl nachhaltigerer Vorkehrungen bedurft! So vermag uns denn nichts die Wahrnehmungen des niederländischen Arztes Foreest (Forestus,) der bei vielen Kranken Katalepse, also **Starrsucht**, beobachtet, deutlicher erklären, als das Zusammenwirken der hier mehrerwähnten Faktoren: mangelhafte, ungenügende Verpflegung, Verwahrlosung und Gleichgültigkeit gegen Kranke, die, jeder Unbill der Witterung preisgegeben, zu Zeiten keine

andere Nahrung zu erlangen vermochten, als das schlecht oder nur halbgar zubereitete Fleisch erschossener oder Futtermangels wegen abgeschlachteter Pferde, den angeblich starken Landwein, den Viele nicht vertragen konnten. Hier brauchten also wohl, inmitten der Ruhr- und Fieberkranken, die sich epidemisch gestaltenden Leiden der an ihren brandigen Wunden darniederliegenden Krieger hinzu zu kommen, um eine Complication zu schaffen, die unrettbar zur Katastrophe führen mußte!*)

Während nun die italienischen Kriegsvölker massenweise fahnenflüchtig wurden, und man den Kaiser fort und fort mit Bitten bestürmte, dem trostlosen Zustande des Heeres abzuhelfen, was nur durch Aufhebung der Belagerung zu ermöglichen, suchte er noch einmal die Truppenführer zu beschwichtigen, drang mit lebhaften Worten in sie, um sie zum Ausharren bis Jahresschluß zu bewegen, ließ sich dann wiederholt in einer Sänfte von Diedenhoven bis in des Lagers Nähe bringen, wo er sein Leibroß, (einen türkischen Schimmel,) bestieg und furchtlos bis zu den äußersten Laufgräben vorritt. Im Sinne der unter seinen Fahnen dienenden Mineurs, von dort aus, vermöge Anlegung tiefer Erdgänge, dem beständigen Schließen der Bresche und Aufthürmen neuer „Cavalliere" zu begegnen, und zu sicherem Ziele zu kommen, gab er mehrere neue Erdarbeiten an, mußte sich aber wohl oder

---

*) Vergeblich forscht der Geschichtsfreund in den Aufzeichnungen zeitgenössischer Darsteller nach Wesenheit und Namen des Uebels! Nirgends wird er genauen Aufschluß entdecken, Paré äußert am Schlusse seines sogenannten Reiseberichts: Voyage à Metz, III. 708: „Je veux encore retourner à la cause de leur mortalité, qui estoit principalement de la faim, peste et du froid." Neuere, wie Ozanam, a. a. O. haben es sich bei Besprechung des Petechialtyphus leicht gemacht und die kurze Schlußbemerkung angeknüpft: „Le typhus exerça en 1552 des ravages affreux dans l'armée de Charles-Quint qui assiégeait Metz; elle perdit dix mille hommes." — In Ansehung des Mißbrauchs oder der übeln Folgen des vielgenossenen Landweins finden wir ein Citat bei Vogt, Markgraf Albrecht Alcibiades, a. a. O. Schreiben Georg Schultheß, d. d. Nürnberg, 7. Januar 1553, Häberlin, II. 276. „Auch der starke Metzker Wein will nicht allen bekommen", schreibt Sylstrang.

übel bei dieser Gelegenheit von dem traurigen Zustande und Ergehen seiner Pioniere wie aller übrigen Mannschaften überzeugen und ließ, obwohl ohne Zuversicht im Herzen, — nach Verlauf einer kurzen Heerschau das Feuer aus allen Batterien lebhaft erneuern, worauf er sich, heimlich grollend, nach kurzem Aufenthalt in Alba's Quartier,*) wieder in die Nachbarfestung zurückverfügte.

Eingebrachte Gefangene mußten daher in Metz den Belagerten wenig erbauliche Kunde bringen. Sie schilderten des Kaisers Willen als unerschütterlich und versicherten allen Ernstes: wenn auch das erste Belagerungsheer noch so sehr durch Krankheiten decimirt würde, so habe ihr Gebieter bereits eine zweite Armee zur Verfügung, nöthigenfalls auch noch eine dritte.

Bei unabläßiger Angst der Franzosen, von der Lagerseuche angesteckt oder gar vergiftet zu werden, kam Herzog Franz auf den Gedanken, eine förmliche Verfügung, — eine Art Speisegesetz zu erlassen, laut dessen streng verboten wurde — frisch gesalzenen Seefisch oder Wildpret zu genießen,**) — anempfohlen oder geboten wurde, sich dagegen mit Zwieback, gesalzenem Fleische, Schinken, Reiß, wie endlich Pferdefleisch mit Gewürzen und allerlei Zuthaten (zu **Pasteten** verarbeitet,) zu begnügen! — Die

---

*) Alba's Quartier befand sich in der Abtei St. Clemens, wie Salignac, a. a. O. S. 335, bemerkt: „en un petit coing éschapé du feu."

) Vergl. Ambroise Paré, a. a. O., III. 705: „Alors il ne fut permis aux soldats et citoyens, et mesme aux Princes et Seigneurs, de manger marée fraiche ny vennison: pareillement aucunes perdrix, becaces, alloüettes, francolins, pluuiers et autre gibiers, de peur qu'ils eussent acquis quelque air pestilent,* **qui nous eust peu donner une contagion: mais auroient à se contenter de l'amonition, à sçauoir du biscuit, boeufs, vaches salées, lards, ceruelas, jambons de Maïence: semblablement poissons, comme molues, (soll wohl heißen morue,) merlus, saulmons, alouses, tonnine, balaine, (?) anchois, sardines, harengs: aussi poix, féues, ris, ails, oignons, pruneaux, fromages, beurre, huile et sel: poyure, gingembre, maniguet, et autres espiceries pour mettre en nos paticeries: principalement des cheveaux, qui sans cela auroient vn très-mauuais goust."

Opferwilligkeit der Bürger wurde angerufen und die Erträgnisse ihrer Gärten aus Gruben und Kellern ans Licht gezogen. — Des Kaisers Drohung eingedenk, wofern der Sturm mißlänge, die Stadt durch Hunger zu zwingen, wurden auch die Tagesrationen und Mundportionen schärfer regulirt und nach dem Gewichte eingetheilt, eine Vorkehrung, der man sich willig unterworfen zu haben scheint, da der Entschluß feststand, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren.*)

---

*) Vergl. Ambroise Paré, a. a. O. III. S. 705: „Car ayant entendu de la bouche de l'Empreur qu'il ne partirait jamais de duant Metz, qu'il ne l'eust prise par force ou par famine: allors les viures furent retranchés, en sorte que ce qu'on distribuoit à trois soldats estoit baillé pour quatre et dèfense à eux de vendre le reste qui pouuoit demeurer de leur repas, mais permis le donner à leur goujats. Et se leuoient tousiours de table auec appetit, de peur qu'ils fussent sujets à prendre medicine. Et au-parauant nous rendre à la mercy des ennemis, auions deliberé de manger plustost les asnes, mulets et chevaux, chiens, chats et rats, voire nos bottes et collets et autres cuirs qu'on eust peu amollir et fricasser. (—) Géneralement déliberèrent de valeureusement se defendre auec toutes machines de guerre: à scauoir, de braguer (vermuthlich branquer) et charger l'artillerie (à la pantiere de la breche (Jedenfalls ist hier ein unrichtiger Ausdruck gebraucht worden und war pente, der Abhang, gemeint, penthère oder penthière heißt ein Jägergarn, — pantière ist kein französisches Wort!)) de boulets, cailloux, clous de charette, **carreaux** (also möglicher und denkbarer Weise auch mit **Scherben von Glasfenstern?)** et chaisnes de fer aussi toutes espèces et differences d'artifices de feu, comme boëttes, bariquades (Brandfässern) grenades, pots, lances (Feuerpfeile) torches et fusées, cercles entourés de chausses-trappes, fagots bruslans: d'abondant eau boüillante et plomb fondu, et poudre de chaux."

Lange haben wir es für Fabel gehalten, daß man sich bei Vertheidigungen auch unehrlicher Mittel zu bedienen entschloß. Wirklich gab es indeß, wie hier von feindlicher Seite bestätigt wird, **Thon**gefäße mit Deckel, mit ungelöschtem Kalk gefüllt, deren sich die Belagerten zur Abwehr bedienten. Ein derartiges Instrument ist im Züricher Ketzerthurm gefunden und hat Aufnahme im dortigen Antikencabinet (!) gefunden. — Leonhard Fronsberg erklärt den Gebrauch dieses erbärmlichen Vertheidigungsmittels in seinem zu Frankfurt. 1373 erschienenen Kriegsbuche folgendermaßen: „Soll man fullen ein Theil mit Aschen und ungelöschtem Kalk, der klein ist wie Mehl, derven (davon) unter die Feind geworfen mit Krafften, daß die Hafen zerbrechen und unter sie streuen, gleich wie man das Weihwasser gibt — kommt dann in den Mundt" u. s. w. Vergl. Demmin, a. a. O., S. 485.

Aber nicht genug hiermit, griff der rastlose Eifer des feindlichen Befehlshabers noch zu einer Kriegslist, — (die) teufelisch genug ersonnen, die entscheidende Katastrophe herbeiführen sollte. Dieselbe ist bezeichnend genug, um der Vergessenheit entzogen zu werden, und ihren Platz in den Annalen des unglückseligen Winterfeldzuges zu erlangen.

Herzog Franz ließ nämlich einen halbblödsinnigen Bauersmann ausfindig machen, bewog ihn durch allerlei Versprechungen und Vorspiegelungen, wie endlich gegen eine Belohnung von zehn Thalern, gewisse Briefschaften, (der Bericht sagt: „deux paires de lettres,") welche König Heinrich gern mit 100 Thalern auslösen werde, in sein Wamms einnähen zu lassen und ganz heimlich nach Paris zu befördern. — In der einen Zuschrift meldete er seinem Gebieter, daß die Kaiserlichen zwar Bresche gelegt, er dieselbe jedoch durch Aufthürmen eines „Cavalliers" völlig gesperrt hätte und fest entschlossen sei, dieselbe mit seiner Mannschaft bis aufs Aeußerste zu vertheidigen.

In gleich trügerischem Sinne bezeichnete er die vermeintlich „schwächste" Stelle des Festungswalles, sowie den Standpunkt, wo feindliches Geschütz ihm den größten Schaden zufügen könne. Auch der zweite Brief, dessen Inhalt bekannt wurde, war ein Blendwerk gleicher Art, da sein Inhalt die Möglichkeit wie den festen Entschluß hervorhob, bis zum letzten Blutstropfen auszuharren.

Im Dunkel der Nacht vors Thor gelassen, ging das unglückliche Bäuerlein richtig in die Schlinge, wurde von den deutschen Vorposten festgenommen, auf Feldwache gebracht, zuletzt ins Hauptquartier geführt, wo man scharfes Verhör mit ihm anstellte, das zuletzt zu eidlicher Vernehmung gestaltet ward, demzufolge ihm sämmtliche Briefe aus den Kleidern herausgetrennt und abgenommen, dafür aber nach Kriegsrecht der Kundschaftertod am nächsten Baume zu Theil wurde. — Erst die hier ermittelten Nachrichten waren es, die des Kaisers Ent-

schlüssen eine Wendung gaben, nachdem der Kriegsrath beim schon wiederholt ertheilten Gutachten beharrt, und nun erst sollte das ganze Verderben, die ganze Größe des Entsetzens der fort- und fortwährenden Lagerseuche der Welt vor Augen treten.

Schon nach Verlauf der Christfeiertage wurden die letzten fruchtlosen Demonstrationen gegen den auf Jahrhunderte rettungslos verlorenen Platz eingestellt*) und der grauende Neujahrsmorgen 1553 sah das vordem so wohlgerüstete, einst gewaltige Reichsheer die ersten Rückzugsbewegungen unter dem Schutze der brandenburgischen Truppen antreten. —

Gleichgültig für Entstehung, Verlauf, wie Resultate der Lagerseuche bleibt Formation wie Führung der Marschcolonnen, die sich auf den Moselufern langsam gen Diedenhoven fortschleppen mußten. Charakteristischer dagegen erscheint, was ärztlicher wie sonstiger Seits über jene folgeschwere Wendung der Dinge berichtet und geurtheilt wird!

Nicht ohne Ruhmredigkeit und einen Zug lebhaftester Schadenfreude fährt Ambroise Paré in seinem Berichte mit dem schließlichen Eingeständniß weiter fort: daß der Herzog von Guise alle Vorstellungen zur Verfolgung der Abziehenden durch seine **verfügbare Cavallerie** streng zurückgewiesen, unter der Bemerkung, man solle ihnen lieber Bahnen und Wege ebnen, goldene Brücken bauen und dem Kaiser anheimgeben, dem guten Hirten gleich, jedes seiner Lämmer vor Verlust zu hüten.**)

---

*) Vergl. J. v. H(ardegg,) „Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte". Darmstadt und Leipzig, 1868, II. S. 84: „Am 24. December faßte Carl V. den Entschluß, die Belagerung aufzuheben und die Truppen allmälig von der Festung zurückzuziehen. Mit dem Bekanntwerden des bezügl. Befehls trat natürlich im Belagerungsdienste ein bedeutender Nachlaß ein, welchen die Franzosen zu Ausfällen, namentlich am 27. und 31. December, zu großer Beschädigung der Laufgrabenwachen benützten" Vergl. ebendaselbst: „Artillerie, Verwundete und Kranke wurden auf dem Flusse nach Thionville eingeschifft . . . eine Anzahl schwer transportabeler Kranker mußte zurückgelassen werden." —

**) Vergl. Ambroise Paré, a. a. O. S. 707: „Nostre gendarmerie vouloit à toute forces sortir de la ville pour luy aller donner en queuë;

Kläglicher und haarsträubender als des Verfassers Feder heute zu schildern vermag, muß der Anblick des verlassenen Standlagers gewesen sein, — überbot derselbe doch an Jammerscenen so Manches, was die Geschichte unseres Vaterlandes zu verzeichnen hat: Ohne jede Hülfe, ohne Pflege und Heilmittel lagen noch zahlreiche Kranke in den schlecht verwahrten Erdhüten, in die alltäglich wie nächtlich der Schnee eindrang, oder zu Zeiten der Regen seine erstarrenden Güsse sandte. Massen von Todten, die man auf den vom Geschütz- und Wagentroß tiefdurchfurchten Feldern unbeerdigt gelassen, hielten gläsernen Auges ihren Todtenschlaf.

Es blieb zunächst die Aufgabe des feindlichen Befehlshabers, für Bestattung jener Unglücklichen zu sorgen, sodann erst auf Transport aller Derer Bedacht zu nehmen, die noch nicht ausgerungen hatten.

Trauriger aber noch und beklagenswerther für die Ehre der kaiserlichen Waffen bleibt das, was gegnerischer Seits über den Rückzug einer spanischen Truppenabtheilung behauptet wird, die la Roche Foucauld und Rendan, (dem angeblichen Verbote ihres Befehlshabers zum Trotz,) auf der Straße nach Diedenhoven verfolgten. Bei St. Holoy, auf dem linken Moselufer, (dem jetzigen Fort gleichen Namens,) in der Gegend von Woppy, wo die erwähnten Führer auf jene Abziehenden stießen, war ihr Anblick, oder ihre Haltung vielmehr, so bedauernswerth und trafen diese Letzten so wenig Anstalten zur Vertheidigung, daß die Franzosen sich darauf beschränkten, einen Pagen und Diener des Herzogs von Alba nebst einem Schweizer gefangen zu nehmen, die man unmittelbar darauf von Metz aus wieder frei ließ und mit schaden-

---

mais monsieur de Guise ne le voulut jamais permettre, ains au contraire leur dist qu'on leur deuoit plustost applanir les chemins, et leur faire des ponts d'or et d'argent pour les laisser aller, ressemblant au bon pasteur et berger, qui ne veut perdre vne seule de ses oüailles."

froher Artigkeit zurückescortirte. Aber nicht genug damit, — auch andere spanische Abtheilungen, namentlich Reiter, stellten sich gar nicht mehr zur Wehr, als sie bei Pont des Mores, (unterhalb Mont St. Martin,) von französischen Geschwadern gestellt und zum Kampfe gezwungen werden sollten.*)

Was weiter noch soll man vom abziehenden Fußvolke sagen, über das der herbe Witz französischer Krieger sich ergoß, als man wahrnahm, daß den Unglücklichen das zuvor arg beschädigte Schuhwerk von den Füßen gefault und sie barfuß durch Schnee und Schlamm davonwankten!? — „In diesem Zustande schoben", sagt der französische Autor, „unsre lieben und werthgeschätzten Kaiserlichen ab, und wir nannten sie „des Kaisers Apostel, da sie barfuß wandern mußten.""**)

Den Schluß des Schauergemäldes möge noch Erwähnung der von Spaniern geführten Krankencolonnen bilden, wo auf langem Wagenzuge, im Zustande der Erstarrung, oder in Starrsucht verfallen, Leidende hülflos gelagert waren, die man bereits für todt hielt und häuptlings hinab in den

*) Beide Thatsachen berichtet Salignac, a. a. O. S. 386 ff. im Widerspruche mit Paré: „Ce mesme jour une troupe de nos gens de cheval sortit par le pont des Mores, pour aller donner jusques à la file de ceux qui passoyent soubz le mont Saint Martin, (bei Plappeville) et trouvérent beaucoup de cavallerie espagnole qui luy faisoit escorte. Les nostres commencèrent à attaquer l'escarmouche; mais l'un des ennemis appela un de noz harquebouziers à cheval pour s'enquerrir que c'éstoit que les Françoys demandoyent; et comme lui fust respondu qu'ils chercheoyent à combattre et donner un coup de lance, l'Espagnol dist leur trouppe n'estre maintenant en estat pour respondre à cela, qu'ils se retiroyent, et qu'on les laissast aller en paix. Ce propos donna envie au nostres de scavoir son nom, que le luy dist, et se nomma le capitaine Sucre, lequel feit incontinent retirer ses gens."

**) Vergl. Paré, a. a. O. S. 707 ff. „Aussi la plus grande part n'auoit bottes ny bottines, pantoufles, chausses, ny souliers: et plusieurs aimoient mieux n'en auoir point que d'en auoir, pour ce qu'ils estoient tousjours en la fange jusqu' à my-jambes: et à cause qu'ils aloient nuds pieds, nous les appellions les Apostres de l'Empereur."

Schnee warf, vermeinend: „für **die sei ausgesorgt**, — sei doch der Todten Schicksal niemandem auf die Seele gebunden.“*) — —

Also verhängnißvoll endete das denkwürdige Unternehmen, das dem Reiche, nach Behauptung von Zeitgenossen, 20 bis 30,000, ja, nach manchen Berichten sogar 35,000 waffenfähige Krieger gekostet und jahrhunderte langes Unheil über unser Vaterland brachte, ohne daß die Heilkundigen, die den beiderseitigen Fahnen gefolgt, es der Mühe werth erachtet, ja, ohne daß **die Geschichtsschreibung selbst** dafür Sorge getragen, eingehenderen Bericht über Art und Wesenheit der Lagerseuche zu erstatten, die Symptome, die Entwickelung und den Verlauf des Uebels, die Heilmittel, deren man sich bedient, die Anstrengungen, die man gemacht, um dem Leiden zu steuern, **festzustellen**. Während deutsche Autoren durchaus glaubhaft von Ruhr und von anderen bösartigen Krankheiten reden, deren Namen sie nicht nennen, finden wir schon gleich zu Anfang des Festungskrieges bei den Franzosen die jähe Angst, die bange Ueberzeugung verbreitet, daß **Vergiftung** mit im Spiele, daß ein unbekanntes Gift durch die Wunde in den inneren Organismus dringe und derselbe rettungslos dem Tode weichen müsse! —

Ambroise Paré, (von dem Aberglauben zwar nicht frei, daß überhaupt Schußwunden aus Feuerwaffen giftiger Natur seien,) erkennt indeß mit vorurtheilslosem Blick, daß

---

*) Vergl. ebendaselbst: „Et quelques jours apré, enuoya vne trompette à Thionville vers les ennemis, qu'ils eussent à renuoiyer querir **leurs blessés** en bonne seureté: ce qu' ils firent auec charrettes et chariots, mais non à suffisance. Mr. de Guise leur fit bailler charrettes et charretiers, pour les aider à conduire audit Thionville. Nosdits charretiers estant de retour, nous rapportèrent, que les chemins estoient tous pauès de corps morts, et n'en ramenèrent jamais la moitiè, car ils mouroient en leurs charrettes: et les Espagnols les voyans estre aux traits de la mort, **auparauant qu'ils eussent jetté le dernier souspir**, les jettoient hors leurs charrettes, et les ensevlissoient en la boue et la fange, disans qu'ils n'avaient nulle commission de remmener les morts.“

vorherrschende Kälte und Ungeschick seiner Collegen, wie unglückseliger Wahn, Verwundete wie Kranke auf Anwendung übernatürlicher Beschwörungen verwiesen, Vernachlässigung und Verschlimmung der Krankheitszustände herbeiführen müssen; und dennoch waren vor seiner Ankunft und vor Antritt seiner Wirksamkeit „so gut wie alle Patienten“ weggerafft worden, obwohl sie unter Dach und Fach, in Sicherheit gebettet, wie hinreichend ernährt waren. — **Anders** verhielt es sich mit den kaiserlichen Truppen: — Jeder Unbill der Witterung während eines rauhen, naßkalten Spätherbstes und starren grimmigen Winters ausgesetzt, in schlechten Erdhütten auf feuchtes Stroh gelagert, unregelmäßig, zu Zeiten auf jede Laune des Zufalles hin, dürftig ernährt, konnten typhöse Fieber im Bunde mit der Ruhr bei ihnen nicht ausbleiben! —

Bezeichnend bleibt, daß während die italienischen Hülfsvölker massenweise fahnenflüchtig werden und von einem Italiener auch ein elender Verrath geübt wird, Spanier und Deutsche ehrenwerth ausharren, — aber während Hunger und Frost den Szepter führen, während bei Futtermangel 10,000 Troßpferde geschlachtet und verzehrt, während erst Landhäuser, dann ganze Dörfer sogar eingerissen werden, um die Flammen der Lagerfeuer zu schüren, — tritt jener grausam unmenschliche Charakter der Kriegsführung ein, dessen Paré höhnisch-froblockend gedenkt.

Unter die Kanonen ihrer Wälle zurückgeworfen, feuern die Franzosen auf die siegreich anrückenden Deutschen mit gehacktem Eisen, wie es scheint, sogar mit Glasscherben, („carreaux,“) mit krumm gebogenen Radnägeln endlich und Kettenstücken auf geringe Entfernung und die unglücklichen Getroffenen sehen sich in den Schnee oder auf das winterlich durchfeuchtete Erdreich gebettet, von wannen sie, (besten Falles erst nach langem Harren,) zurück in eine elende Lagerhütte geschafft werden, von verfaultem Stroh

nothdürftig bedeckt, von Frost und Kälte weidlich heimgesucht!*) — Hier muß abnorme Gestaltung der Wunden, oder Entstehung des Hospitalbrandes als unerläßliche, als nothwendige Folge betrachtet werden und es ist völlig gleichgültig, ob die Aerzte jenes Zeitalters dieses Uebel noch nicht kennen oder mit anderem Namen bezeichnen. In der That aber stimmen auch alle bekannt gewordenen Symptome der Metzer Lagerseuche mit denen, die man unter der erwähnten Benennung anzudeuten oder zu charakterisiren pflegt, in nicht geringem Grade überein:

Fassen wir vor Allem das epidemische Auftreten des Uebels ins Auge, die brandige Beschaffenheit der Wunden, den Pestgeruch derselben, der sich doch zweifellos den Lagerräumen und der ganzen Atmosphäre ringsum bemächtigt haben mag; — (die Heilkunde unserer Tage belehrt uns aber auch ferner noch, daß jenem letztgenannten Umstande **Fäulniß** der Wunden zu Grunde liegt) — und sich außerdem noch Geschwüre bildeten, die den gleichen Charakter trugen, so dürfen wir auf eine exanthematische Erscheinung schließen, die es wenigstens erklärlich macht, daß die Aerzte jener Tage und an ihrer Spitze Ambroise Paré, sich dazu verführen ließen, Vorhandensein oder Grassiren einer „Pest" anzunehmen und somit geflissentlich wie fürsorglich auch die Sektion oder Obduktion der Leichen zu verhüten, ein Umstand oder eine Thatsache, welche die Aerzte und Autoritäten unserer Tage,

---

*) Vergl. Paré, a. a. O. S. 708: „Je veux encore retourner à la cause de leur mortalité, qui estoit principalement de la faim, peste et du froid: car la neige estoit sur la terre plus de hauteur de deux pieds, et estoient logés en des cauernes sous terre, couuertes d'un peu de chaume seulement. Neantmoins que chaqun soldat auoit son lit de camp et vne couuerture toute semée d'estoiles luisantes et brillantes, plus claires que fin or: et tous les jours auaient draps blancs, et logés à l'enseigne de la Lune, et faisoient bonne chère **quand ils auoient de quoy** . . . . et ne leur falloit nul peigne pour déstacher le duuet et la plume de contre leurs barbes et cheueux: et trouvait tousjours nappe blanche, perdant bon repas par faute de viande."

die Koryphäen der Wissenschaft dazu veranlaßt, jegliche genaue Bestimmung oder Feststellung der Metzer Lagerseuche als unthunlich zu erklären!*)

Es erübrigt uns noch, eines letzten Symptoms zu gedenken, das uns übereinstimmend aus allen zeitgenössischen Berichten, bei Freund und Feind, bei Laien wie Gelehrten, bei Kriegern wie friedlichen Zeugen der Katastrophe überliefert wird:

*) Der Verfasser verstattet sich auf seine persönliche Correspondenz mit Herrn Geh. Rath Professor Dr. Häser in Breslau und Herrn Geh. Rath Prof. Dr. Wernher in Gießen zu verweisen! — Derselben entnehmen wir Folgendes: „Um mit Zuverlässigkeit beurtheilen zu können, mit welchem Namen die heutigen Aerzte die Krankheiten bezeichnet haben würden, welche die Lagerärzte vor Metz beobachtet haben, müßten die Heilkundigen jener Zeit annähernd dieselben anatomischen und diagnostischen Kenntnisse wie die heutigen gehabt und nach diesen Voraussetzungen uns eingehende Beschreibungen und Krankengeschichten hinterlassen haben, wenn es sich nicht um Krankheiten handelt, welche durch ein einziges oder wenige sehr auffallende Symptome sich sogleich kenntlich machen. Beide Voraussetzungen treffen hier nicht zu; die Aerzte jener Zeit haben diese Kenntnisse nicht besessen und haben uns keine so genauen Beschreibungen hinterlassen, daß wir aus denselben die Mängel der Bezeichnung ergänzen könnten." — — — „In jener Zeit nannte man alle Krankheiten, an welchen viele Menschen starben, Pest, Pestilenz"; die zahlreichen Todesfälle, Alles Dasjenige, was die Phantasie der Geschichtsschreiber frappirte, ob aber dabei ein flüchtiges rothes Exanthem bestand, ob die Milz vergrößert war u. s. w. oder nicht, aus welchen Symptomen wir nach unsern heutigen Begriffen eine Diagnose stellen und einen Namen geben könnten, haben sie natürlich nicht mitgetheilt, weil sie diese Erscheinungen und ihre Bedeutung nicht kannten. Wir können daher nur Vermuthungen haben." — Pr. D. H.

„Sie wissen wohl, daß die Einflüsse, welche das Feld- und namentlich das Lagerleben mit sich bringt, nicht eine sondern eine Reihe von Krankheiten im Gefolge haben, welche sich eine aus der andern entwickeln und endlich eine nicht zu bewältigende Höhe und Malignität erreichen. Viele dieser Einflüsse können durch sorgfältige sanitärische Maaßregeln abgeschwächt werden. Wie weit dieses möglich ist, zeigt u. A. am besten die Vergleichung der Verluste der Engländer, Franzosen und Russen vor Sebastopol, sowie das Studium des Abissinischen Kriegs. Diese Kenntnisse und diese Sorgfalt für die Verpflegung der Soldaten hatte man 1552 noch nicht und so ist es als ganz gewiß anzunehmen, daß in und vor Metz eine ganze Reihe von Krankheiten aufgetreten ist, mit mannigfachen Zwischenstufen, die nach Belieben da- und dorthin gestellt werden können. Sicherlich hat es nicht an Durchfall und ruhrartigen Fällen, die zu completen Ruhren sich gesteigert haben, gefehlt, denn die Umstände waren ganz der Art, diese Krankheiten in großem Maaßstabe zu erzeugen. Der Hospitalbrand ist erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts von Pouttet

Die trübe und gedrückte, zuletzt bis zum **Stumpfsinn gestaltete Gemüthsstimmung** nämlich, welche sich der Kranken und Verwundeten nicht allein, sondern auch des ganzen Heeres bemächtigt und ebensowohl auf die Mißgunst des Kriegsglücks als auf das physische Leiden zurückzuführen ist.

Dem verdienstvollen Verfasser des im Verlaufe der Neuzeit in wiederholter Auflage erschienenen Werkes: „Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte, (General J. v. Hardegg",) gebührt der Dank aller Derjenigen, die in warmer Liebe für Kaiser und Reich, **für die Zukunft des Vaterlandes**, jenem vereinzelten wenig bekannten Zug Aufmerksamkeit und Beachtung zollen:

> „Ein Haupthinderniß für gedeihliches Fortschreiten der Belagerung lag offenbar in der anhaltenden Ungunst der Witterung, die, je mehr die Jahreszeit vorrückte, immer seltener durch bessere Tage unterbrochen wurde, welche die Erdarbeiten einigermaßen zu fördern gestatteten. Unzufriedenheit und Krankheiten nahmen bei den belagerten Truppen täglich mehr überhand, und bereits war **über die Hälfte derselben kampfunfähig geworden.** Je mißlicher die Umstände auf kaiserlicher Seite sich gestalteten,

---

Duchonsey als besondere Krankheit unterschieden worden. Es ist vergeblich, ihn bei ältern Aerzten zu suchen und Malgaigne hat ganz entschieden Unrecht, wenn er die Kenntniß dieser Krankheit seinem Landsmann Paré zuschreibt. Was bei Paré in einer der Abhandlungen desselben über Schußwunden vorkommt, ist ein ganz unklares Mischmasch verschiedener Zustände, aus denen kein deutliches Bild zu entnehmen ist. Die fieberhaften und ansteckenden Krankheiten, welche zu jener Zeit vorkamen, waren die Beulenpest, welche erst ein Jahrhundert später in Mitteleuropa völlig erlosch; der Flecktyphus, der um jene Zeit erst auftrat. Der gewöhnliche sporadische Typhus ist erst seit 1819 bekannt, wo er den Petechialtyphus zu ersetzen angefangen. Der Flecktyphus ist mit Kriegs- und ansteckendem Typhus und Hungertyphus identisch, nicht ebenso, nach meiner Kenntniß mit dem Typhus recidivus oder recurrens, hierin weiche ich von Herrn Geh. Rath Häser ab. Der Fleck- oder Hungertyphus entsteht nicht nothwendig durch Hunger, sondern unter einer Reihe ungünstiger Verhältnisse und verbreitet sich namentlich durch Ansteckung auch auf Personen, welche durchaus nicht gehungert haben."

Pr. D. W.

desto größere Anstrengungen machte man auf französischer Seite, um dem Gegner durch Ausfälle, Abschneiden der Zufuhren u. s. w. noch mehr Schwierigkeiten zu bereiten.

Um die Truppen zu ermuthigen und der Belagerung einen neuen Schwung zu geben, entschloß sich der Kaiser, obgleich eben erst von einem Gichtanfalle, den er sich durch seine zweite Besichtigung der Belagerungsarbeiten zugezogen hatte, wieder aufgestanden, zu einem dritten Besuche in den Laufgräben, über welchen folgende sehr charakteristische Anekdote erzählt wird. Als der Kaiser an (soll wohl heißen vor) die Bresche kam, soll er aufgebracht und ziemlich laut gesagt haben: „Nun, warum geht man denn da nicht hinein, ach, ich sehe wohl, daß ich keine Männer mehr um mich habe?" — Hierauf erwiderten einige Soldaten, welche diese Aeußerung beleidigt hatte: „Geheiligte Majestät, Ihr sehet noch einige und zwar sehr tapfere Männer um Euch; aber wir können den Himmel nicht bekämpfen wie die Menschen." Der Kaiser soll sie mitleidig angesehen und gesagt haben: „Ihr habt Recht, **Gott ist mächtiger als wir.**"

Und dies letztere Wort ist es, das dem gesammten Unternehmen, wie dessen verhängnißvoll entsetzlichem Ausgange den letzten entscheidenden Stempel aufdrückt, — der Himmel verwarf alle menschliche Anstrengung und der Fluch der voraufgegangenen Unthaten, ebensosehr wie sträflichen Unbedachts trat in der Gestalt unnahbarer Schrecknisse zu Tage und vor das Auge des mißleitenden Reichsoberhauptes, das ein Jahr später in der Mönchskutte vergeblich Buße wie Vergessen suchte und anstrebte! —

Es könnte uns, — dem heutigen Geschlechte, es könnte dem Verfasser, der als Historiker, **als Laie**, nicht als Arzt — die Feder geführt, jetzo, nach Jahrhunderten und nachdem die Schmach einstiger Niederlagen endlich blutig abgewaschen ist, (wie bereits

erwähnt,) gleichgültig sein, welchen Namen der verheerenden und entscheidend gewesenen Lagerseuche beizulegen; bei aller Unkenntniß der praktischen Ausübung ärztlicher Funktionen glaubt er jedoch dreist bei der behaupteten Ansicht stehen bleiben und neben der Ruhrepidemie und typhösen Complicationen dem **Hospitalbrande**, („gangraena nosocomialis“,) die Hauptrolle in dem unseligen Drama zuweisen zu dürfen.

Wir werden in dieser Ansicht nur um so mehr noch bestärkt, als wir aus dem Zusammenhange und dem ferneren Verlaufe der Dinge entnehmen, daß die weisen Vorkehrungen unserer Tage, das Evacuiren der Kranken nach abgelegenen, dem Kriegsschauplatze entfernten Orten, dem damaligen Geschlecht der Aerzte wie Heerführer **gänzlich unbekannt war**. Paré selbst liefert uns aus dem Zeitraum des Wiederausbruchs der Feindseligkeiten, (im Folgejahre,) ein Hospitalbild während der Belagerung von Therouenne, aus dem nicht nur der Mangel an Fürsorge, Reinlichkeit, an Pflege, der Mangel an Betten und Decken hervorgeht, aus dem man aber auch entnehmen muß, daß man die Verwundeten während ihrer langwierigen Leiden nicht einmal aus der nächsten Nachbarschaft der Batterien entfernte! So sehen wir denn die Wunden der Unglücklichen wieder aufbrechen und bluten beim Donner der Geschütze, wir hören das Wehklagen und den Jammerruf der Leidenden, die jeden Schuß, der auf den Feind abgegeben wird, — gleich einem neuen Keulenschlage verspüren — — — **wessen bedürfte es noch zur Vollendung des Schauergemäldes?!** — —

Wir haben uns nicht angemaaßt, irgend welche Bemerkung über das Lazarethwesen **unserer** Tage zu äußern, wir beugen uns in Bewunderung vor den Fortschritten der Wissenschaft, vor dem Geiste der Humanität, den die Bestrebungen der Gegenwart auf dem Felde der Heilkunde athmen; aber unbeschadet aller philantropischen Anstalten und Unternehmungen, welche unsre

Zeit und der rühmliche Wetteifer aller Stände der Gesellschaft hervorruft, — glauben wir auf die Wichtigkeit der **freiwilligen** oder **Berufskrankenpflege**, die Sorge für das Loos leidender und verwundeter Krieger hinweisen und daran gemahnen zu müssen, daß die Vorkehrungen, welche der Staat, welche die Aerzte treffen, stets Stückwerk bleiben werden, **ohne die thätige Beihülfe aller Derjenigen, die fern von dem stolzen Bewußtsein, Heilkundige zu sein, oder als Autorität zu gelten,** durch aufopfernde, warme Theilnahme und Selbstverleugnung ihren Pflegbefohlenen Trost, Linderung, Heilung und Rettung an das Schmerzenslager bringen und ihren wahren Lohn **im Bewußtsein** treuerfüllter Pflicht **suchen** und **finden.**

Nicht geistige Capazität, wohl aber jener moralische Muth, jene Selbstverleugnung, die in Erfüllung des niedrigsten, scheinbar unerquicklichsten Dienstes Lösung seiner Aufgabe sucht, und freudig der Gefahr der Ansteckung spottet, wird der freiwilligen Kriegerkrankenpflege ihre berechtigte Stelle in den Hospitälern wie auf den Schlachtfeldern der Zukunft sichern.

Absichtlich und geflissentlich brechen wir ab bei dem Schreckensbilde der einstigen Belagerung von Metz, — es sei ein Mahn- und Waffenruf für Alle, denen das Heil des Vaterlandes am Herzen liegt und der Verfasser legt mit dem Rufe die Feder aus der Hand:

„Gott schütze Kaiser und Reich“!

Druckfehler.

Seite 4, zu lesen in der Anmerkung*) punctim eriguntur, anstatt puuctim.
Seite 44, in der Anmerkung zu lesen: $^{16}/_{17}$, nicht $^{17}/_{18}$ Kreuzer.
Seite 61, in der Anmerkung zu lesen: „im Anhange" statt im Anfange.
Seite 65, zu lesen: den Binnenstädten, anstatt der Binnenstädte.
Seite 81, zu lesen: Dunstmassen, anstatt Dunstmesser.
Seite 112, zu lesen in der Anmerkung*): Böhmen, Fontes.
Seite 239 beim ersten Absatze zu lesen; „l'huile d'olives" statt l'aile d'olives.
Seite 260, zu lesen: πληγη, anstatt πληγη.
Seite 320, zu lesen: unter Conrad III., anstatt Conrad II.
Seite 380 fehlt am Schluß der Anmerkung ein Punktum.

Druck von Fr. Aug. Eupel in Sondershausen.



